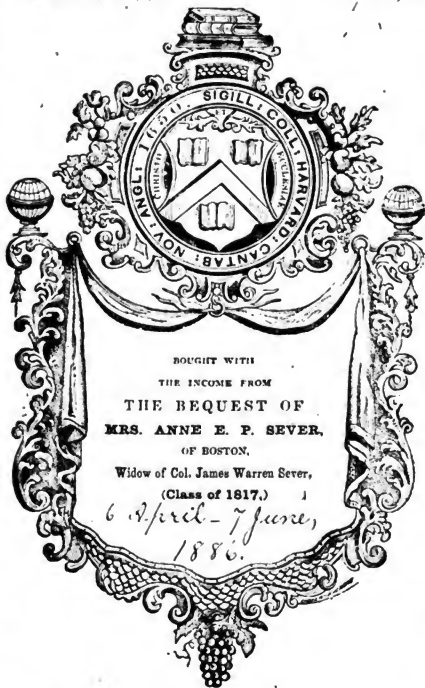


**Deutsche
revue über das
gesamte
nationale
Leben der ...**

P. Germ 147.1

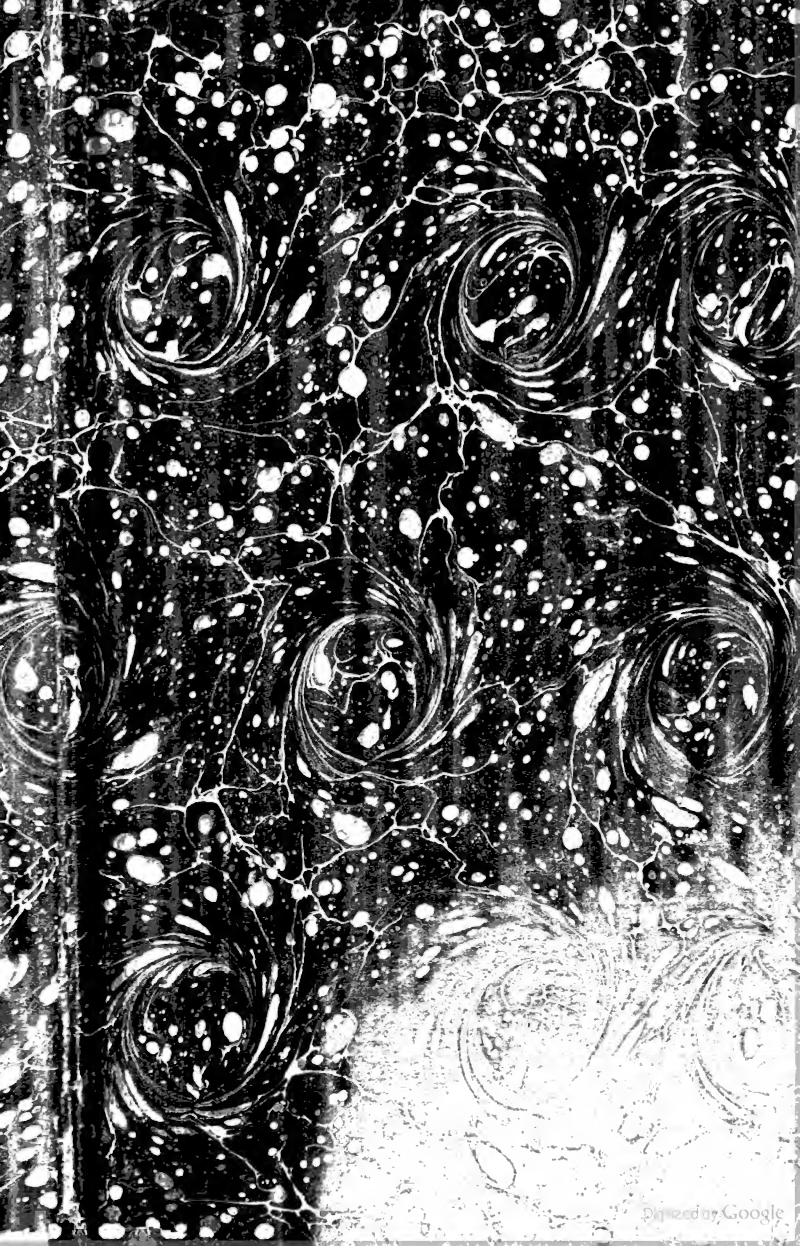
3d. Sept., 1886.



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON.

Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817.)

6 April - 7 June,
1886.



Elfter Jahrgang.

Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1886. April.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

April 1886.

	Seite
I. Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. I. . .	1
II. Henning Schönberg: Auf dem Hademuthofe. Erzählung. I. . .	18
III. Ernst Geffstein: Das moderne Illustrationswesen	41
IV. Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. I.	50
V. Ludwig Büchner: Der Tertiärmensch	69
VI. Erwin Bauer: Ein junglettischer Feind deutscher Kultur	80
VII. Louis Pasteur: Mittheilungen über die Tollwut	103
VIII. Berichte aus allen Wissenschaften	109
1. Philosophie. A. Kaufmann: Zur modernen Weltanschauung und Ent- wickelungslehre.	
2. Volkswirtschaft. C. Hirshberg: Haben wir ein Reichsarmenamt nötig?	
IX. Naturwissenschaftliche Revue	118
X. Litterarische Berichte	126

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Erster Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1886.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

P-Genm 147.1

12

done

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XI.

(April bis Juni 1886.)

	Seite
<u>Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. I. II. III. 1.</u>	129, 267
<u>Henning Schönberg: Auf dem Hademuthofe. Erzählung. I. II.</u>	18, 144
<u>Ernst Eckstein: Das moderne Illustrationswesen</u>	41
<u>Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. I. II. III.</u>	50, 193, 295
<u>Ludwig Büchner: Der Tertlärmenisch</u>	69
<u>Erwin Bauer: Ein junglettischer Feind deutscher Kultur</u>	80
<u>Louis Pasteur: Mitteilungen über die Tollwut</u>	103
<u>Aus den Tagebüchern Meyers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgeteilt von Robert Keil. II.</u>	162
<u>Franz Toula: Das Wandern und Schwanken der Meere. I. II.</u>	173, 311
<u>Georg Rosen: Serben und Bulgaren in ihren Wechselbeziehungen. II. III. 182.</u>	282
<u>Die Aristokratie des Geistes</u>	212
<u>Justus von Gruner, ein preussischer Staatsmann</u>	220
<u>Der Balkankonflikt und Oesterreich-Ungarn</u>	226
<u>P. K. Hofegger: Der franzosenbauer. Eine Geschichte aus Steiermark</u>	271
<u>W. Wereschagin: Erinnerungen an Oberammergau</u>	324
<u>Epistolische Fündlinge. Mitgeteilt von J. Löwenberg</u>	332
<u>Das Signalwesen auf den Eisenbahnen</u>	339
<u>Thomas A. Fischer: Die Parnell-Bewegung in England</u>	344

Berichte aus allen Wissenschaften:

Philosophie.

<u>A. Kauffmann: Zur modernen Weltanschauung und Entwicklungslehre</u>	<u>109</u>
--	------------

Volkswirtschaft.

<u>E. Hirschberg: Haben wir ein Reichsarmenamt nötig?</u>	<u>114</u>
---	------------

Geschichte.

<u>J. H. Mc Carthy: Skizze der Geschichte Irlands</u>	<u>234</u>
---	------------

Russlitteratur.

<u>W. J. von Wasielewski: R. Schumanns Jugendbriefe</u>	<u>243</u>
---	------------

Kriegsgeschichte.

<u>Der Uebergang nach Afsen am 29. Juni 1864</u>	<u>353</u>
--	------------

Staats- und Rechtswissenschaft.

<u>Ludwig Fuld: Muß die Justiz modernisirt werden?</u>	<u>360</u>
--	------------

Geographie.

<u>Emil Deckert: Mittel-Amerika</u>	<u>363</u>
---	------------

Physiologie.

<u>Jh. Bokorny: Über die sogenannte Lebenskraft</u>	<u>368</u>
---	------------

Kleine Revuen:

<u>Litterarische Revue</u>	<u>247</u>
<u>Litterarische Berichte</u>	<u>126. 253. 372</u>
<u>Naturwissenschaftliche Revue</u>	<u>118</u>
<u>Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes</u>	<u>380</u>

Kunftsbeigabe zum II. Quartal 1886.



Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten.

In nachfolgenden Aufzeichnungen, die aus den Papieren eines gewissen Diplomaten und Ministers stammen, bringen wir die authentischen Berichte, wie sie ein in den Pariser Regierungskreisen auf das intimste verkehrender Politiker niedergeschrieben hat. — Wer da ein Stückchen wahrheitsgetreuer französischer Geschichte kennen lernen will, wird diese Aufzeichnungen mit Interesse lesen und sich daraus ein klares Bild, — nicht nur über die vergangenen, — sondern auch über die gegenwärtigen Zustände Frankreichs machen können. — Bonapartisten, Orleansisten, Legitimisten und Republikaner liegen sich heute noch ebenso in den Haaren wie damals, . . . das politische Frankreich ist noch immer der Kletterbaum, an dem der Eine nach der Champagnerflasche hascht, um im entscheidenden Momente von dem Anderen an den Rockschößen herabgezogen zu werden! — —

Wir haben eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1874 den übrigen vorausstellen zu müssen geglaubt, weil der Autor in derselben eine kurze Übersicht seiner politischen Thätigkeit und seiner Erfahrungen giebt, — diese Übersicht mithin am geeignetsten ist, dem Nachfolgenden als eigentliche Einleitung zu dienen.

1874. — Eines der unerquicklichsten Geschäfte ist wohl das, den jeweiligen verschiedenen Machthabern als Berater zu dienen, — und das ist das Los, zu dem ich ein halbes Jahrhundert hindurch verdammt war.

Unter Louis Philippe schon nahm ich thätigen und umfassenden Anteil an den damaligen Regierungsangelegenheiten. Der Herzog von Talleyrand nahm mich unter seine ganz besondere Protektion, und seine Genossen, wie: Broglie, Guizot und Duchâtel bewiesen mir allzeit viel Interesse und Vertrauen. Aber die Juli-Monarchie stand auf dem Reigepunkt, und bald folgte ihr das Kaiserreich. Nachdem ich gleichzeitig mit Moranv und Persigny bald erkannt, daß Louis Napoleon seiner Aufgabe nicht gewachsen war, — weder als Feldherr noch als Politiker, — trachtete ich, soviel als möglich zu verschwinden, und nachdem das Kaiserreich zusammengebrochen, und die Kommune

ihr Ende gefunden, beschloß ich bei meiner Rückkehr nach Paris, mich dem Wirrwarr der Parteien gegenüber als einfacher Beobachter der Menschen und der Dinge zu verhalten.

Was mich in dieser neutralen Haltung besonders befestigte, war der Umstand, daß ich in Folge einer vierzigjährigen näheren Berührung mit Herrn Thiers dessen Charakterunzulänglichkeit auf das Genauste kannte.

Ich wußte im voraus, daß er das Problem des Tages nicht lösen und daß er an der Aufgabe scheitern würde, die er sich in seiner herausfordernden Ehrsucht gestellt, nämlich: das neue Frankreich zu leiten und endgiltig die republikanische Regierungsform einzuführen.

Der Parlaments-Staatsstreich vom 24. Mai bewies mir, daß ich recht gehabt. — Wohl brachte er nicht den Herzog von Aumale, von welchem die Legitimisten nichts wissen wollten, an die Spitze der Angelegenheiten, — aber er hatte den Erfolg, die Orleanisten ans Ruder zu bringen.

Auf die Empfehlung Guizots hin bat mich der Herzog von Broglie zu sich, und ich folgte seinem Rufe. Ich kannte ihn seit seiner ersten Jugend aus seinem Vaterhause her, und bald wurde unser gegenseitiges Verständnis zu einem sehr innigen. Allerdings einigte ich mich nicht mit allen seinen Ideen, weil ich in manchen eine übertriebene Reaktionsjucht erkannte, aber ich hielt ihm das in anbetracht seiner schwierigen Stellung zugute und erkannte jedenfalls in ihm einen ehrlichen Mann und einen billig denkenden Politiker. . . . Auch die Geschichte muß in der Werthschätzung eines Staatsmannes die Stimme des Gewissens anerkennen.

Broglie und ich waren in einer Sache ganz und gar einig, — nämlich in der, daß es die Notwendigkeit erheische, um jeden Preis die Koalition trotz ihrer Mängel und ihrer Fehler zu erhalten und bei der Versammlung ein Vergleichs- und Versöhnungssystem zu verfolgen, um damit einen Übergang zu einer besseren und haltbareren politischen Zukunft des Landes zu erlangen.

Indeß war aber dieser Minister ungeduldig, sich zum Lenker des Staatsmechanismus zu machen und sich so gut als möglich der Leitung des Landes sowie der künftigen Wahlen zu versichern, und das war der Grund, warum er das Portefeuille der inneren Angelegenheiten übernahm. — In der Verwaltung der äußeren Angelegenheiten folgte ihm der Herzog Decazes. Zur Zeit der Juli-Regierung war letzterer noch ein junger Diplomat dritten Ranges, sobald er aber Minister geworden, konnte man leicht in ihm einen orleanistischen Dynastien-Agitator und -Macher erkennen und einen Mann, der sich vorbehalten wollte, allein auf ein Ziel loszumarschieren, das er sich im Geiste vorge setzt.

Diese Voraussicht erwies sich nur zu bald als richtig. Er stellte an seinen Kollegen der inneren Angelegenheiten das Verlangen nach einer neuen Partei-Politik im Hause, indem er vorschlug, die Regierung auf die beiden Zentren zu stützen, gegen die Rechte das Feuer zu eröffnen und sich von der Gruppe der Bonapartisten zu trennen.

Der Herzog von Broglie widerstand klugerweise, doch wurde auf das persönliche Drängen von seiten des Ministers des Auseren die Frage vor dem Räte ausgetragen, wo sie scheiterte, was übrigens leicht vorauszusehen war. Da nun der Herzog von Broglie seinen Kollegen die ausschlaggebende Ansicht Guizots nebst einem Briefe, den ich ihm geschrieben, entgegengestellt hatte, so ließ mich der Herzog Decazes bald seine üble Laune fühlen.

In diesem Briefe hatte ich die Ansicht kund gegeben, daß die Vereinigung der beiden Centren eine Chimäre und ein Fehler wäre; eine Chimäre, so lange Herr Thiers auf einer der Bänke des linken Centrums saß, — und ein Fehler, weil diese Gruppe immer in zwei genau unterscheidbare Fraktionen geteilt war, und geteilt bleiben würde, — so daß man also nach und nach einen Teil ihrer Mitglieder gewinnen konnte, ohne sich formell mit ihnen zu verbinden und ohne die Koalition zu zersplittern.

Ich bemerkte gar bald, daß mir der Herzog Decazes grollte. Dessenungeachtet setzte ich meine Besuche, wenn auch seltener, bei ihm fort, bis er sich eines Tags unter dem Vorwand wichtiger Geschäfte entschuldigen ließ. — Von da an ging ich nicht mehr zu ihm.

Sowohl der Herzog von Broglie wie auch Herr Guizot waren von der Sache peinlich berührt, und einmal, als die Minister bei letzterem speisten, interpellierte er den Herzog Decazes meinetwegen. Dieser entschuldigte sich und versicherte, daß er nichts gegen mich hätte; da ich mich jedoch nicht verpflichtet fühlte, den ersten Schritt zu machen, so blieb die Sache, wie sie war.

Kurz darauf suchte der Herzog Decazes, dem endlich über seine Interessen und seine Stellung im Kabinet ein Licht aufgegangen war, und welcher sich auf der Tribüne machtlos fühlte, eine Annäherung an den Herzog von Broglie, der durch Verstand und Bildung den anderen weit überragt. — Dies ereignete sich Ende Februar, und am 4. März erhielt ich einen Brief vom Herzog Decazes, worin er mir sagte, daß er nie eine andere Absicht gehabt, als mir angenehm zu sein, und daß er nicht begreife, warum ich ihm grolle und ihn meide. Da noch außerdem der Überbringer — des Herzogs Sekretär — beauftragt war, mir mitzuteilen, daß mich sein Chef noch am selben Tage im Ministerium erwartete, ging ich hin.

Der Herzog empfing mich sehr zuvorkommend, und unser Gespräch kam bald so in Fluß wie zu alten Zeiten. — Aber über das Haus und die innere Politik kein Wort; es war nur von der äußern Politik die Rede. Der Minister zeigte mir die Kopie einer chiffrierten Depesche, die er eben an den Herzog von R. abgefandt hatte, und in welcher er ihn angewiesen, den neuen englischen Ministern vollauf Zeit zu lassen, sich ruhig zu installieren und dieselben nicht mit seinen Besuchen zu belästigen, bis sie ein wenig besser in ihrer neuen Stellung orientiert wären.

„Es ist dies keine gute Wahl“ — sagte er dann — „R. ist recht eingebildet und obendrein oft von einer lächerlichen Unruhe. Ich habe seine Ernennung nie recht begriffen. Thiers wollte zu keiner Zeit etwas von ihm wissen,

und zwar aus guten Gründen. — Er gehört eigentlich nicht zur Rechten, sondern zu Ihrer Partei (Orleanisten), doch Sie wissen besser als ich, daß er beim rechten Zentrum nicht mehr Einfluß hat als bei den Legitimisten, und sein Schwiegervater, Fürst von L., — der übrigens auch kein Adler ist, — war der erste, der sich über diese Ernennung wunderte.“

„Ich weiß das alles,“ erwiderte ich, — „aber nicht ich habe ihn ernannt. Die Präfektur hat daran einen großen Teil, Es ist übrigens für die auswärtige Diplomatie ein schweres Stück Arbeit, sich auf dem Boden von London zurechtzufinden, besonders wenn die Tories, die so gut die Kabinettsgeheimnisse zu wahren wissen, am Ruder sind.“ —

„Davon weiß ich etwas zu erzählen,“ versicherte der Minister, — „und ich glaube, daß Graf Beust, selbst auch Graf Münster nicht besser als wir informirt sind. — Graf Brunnow ist vielleicht der einzige, der von allen eine Ausnahme macht.“ —

„Dabei ist er aber bei Hof nicht gerne gesehen“ entgegnete ich. „Die Tories trauen ihm nicht mehr als die Whigs, auch ist er zu alt und zu bequem, um sich viel abzumühen. Was übrigens den Grafen Münster betrifft, so sollen ihn die Familie von Cambridge und ein Teil des Adels wegen Hannover auffällig sein.“ —

Hierauf lenkte der Minister auf andere Fragen ab: er erwähnte, daß Frankreich nichts mehr bei Oesterreich, ebensowenig wie auch bei Rußland zu suchen habe. „Man muß sich von beiden auf Distanz halten, — das ist auch Guizots Ansicht. Das Festland ist auf lange Zeit für uns ein verschlossenes Thor, wir müssen also trachten allmählich unsere alte Allianz mit England zu erneuern. Die Königin ist für die Orleans sehr eingenommen, und ihre neuen Minister bringen uns viel Sympathie entgegen.“

„Es stehen Ihnen auch“ — versetzte ich — „zwei mächtige und geeignete Werkzeuge für diese Kombination zur Verfügung: Der Herzog von Anmale und und der Graf von Jarnac.“

„Ganz richtig. Wenn es uns gelingt, den Herzog von Anmale an die Spitze unserer Angelegenheiten zu stellen, so ist das Bündnis gemacht. Dazu werden wir noch in etwa achtzehn Monaten mehr als eine Million gut bewaffneter und disziplinierter Soldaten zur Verfügung haben, um den Osten in Respekt zu halten; mit dem neuen Marineminister (Admiral Dompierre d'Horonoy ist Legitimist) dürften wir bald eine gute Flotte besitzen, denn, wie Sie wissen, stellt uns die Versammlung kein Hindernis entgegen, wenn es sich darum handelt zu gunsten unserer Rüstungen zu stimmen.“ —

Am Schluß dieser Unterredung unterließ es der Minister nicht, seine unveränderliche politische und persönliche Freundschaft für den Herzog von Broglie zu betonen.

Als ich mich verabschiedete, machte er mich besonders darauf aufmerksam, falls ich ihm etwas zu schreiben hätte, meine Briefe gut zu versiegeln und ein „persönlich“ daraufzusetzen, — „denn“ — sagte er — „ich habe noch nicht Zeit gehabt, mein

Kabinet gehörig zu organisieren, und vor der Hand traue ich noch nicht recht meiner Umgebung“

1867. — Es ist ganz eigentümlich interessant, aus der Nähe die neueste Physiognomie der französischen Regierung zu beobachten! — Während sie bestrebt ist, sich nach innen ganz bedeutend einzuschränken, indem sie sich immer mehr, — freiwillig oder gezwungen, — dem Repräsentativ-Regime von 1830 nähert, scheint sie nach außen dazu bestimmt zu sein, freiwillig oder unfreiwillig, alles, was sie seit ihrem Ursprung gewollt, vorbereitet und ausgeführt hat, zu verwerfen, zurückzunehmen oder zu lösen. Indem sie heute alle die Gegenstände, die Täuschungen und die Fehler einer unglücklichen und allzu anmaßenden Vergangenheit verspürt, liegt sie unter dem Druck einer gleichzeitig grollenden und argwöhnischen Meinung, die ihrer eigenen Sicherheit wegen eine mehr reelle Teilnahme und sicherere Garantien in der Frage der öffentlichen Angelegenheiten verlangt, — und das nicht nur vom Stande der Beratung aus, sondern auch auf dem Fuße der Gleichheit mit der ausübenden Gewalt. — Diese Gewalt ist aber gegenwärtig ihrer Natur nach undefinierbar, denn sie ist aus den Fugen gebracht, da sie weder absolut ist wie früher, — noch liberal, wie es jetzt die Nation verlangt. — Zu spät sucht sie nun ihrem Bau einen neuen Zusammenhalt zu geben, der sich niemals improvisieren läßt! —

Aber während Frankreich auf diese Weise trachtet, sich einer größeren Dosis von Freiheit zu verschern und an der Unordnung der Einzelregierung zu rütteln, ist diese Regierung schon in der Person ihres Oberhauptes im Verlöschen begriffen: Der Kaiser schwindet dahin; — die Haupttriebfeder der Macht ist nicht mehr fühlbar. — Der Kaiser mit seiner zerrütteten Gesundheit und seinem geschwächten Gehirn bricht immer mehr und mehr zusammen.

Die Kaiserin ergänzt ihn zunehmend von einem Tag auf den anderen. Sie ist's, die zur Expedition nach Rom und zu einer Wendung der italienischen Politik gedrängt hat. Die Rede Rouhers in der Sitzung vom 5. Dezember ist zum großen Teil ihr Werk; diese Rede ist ein Ereignis, denn sie inauguriert die Gegenpartei zur ehemaligen transalpinen Politik des Kaisers. Dadurch, daß die Regierung zum erstenmal die weltliche Macht des Papstes bedingungslos unter ihren Schutz gestellt, hat sie eine darauf bezug nehmende Konferenz, zumal mit Rücksicht auf eine Teilnahme der nichtkatholischen Mächte, überflüssig gemacht. Wohl wird in der Rede die Erhaltung der italienischen Einheit betont, aber das geschieht offenbar nur zu dem Zweck, um der italienischen Regierung die Bille zu verzuckern und die Ablehnung, ihr Rom und den Papst auszuliefern, zu verführen.

Das zweite Kaiserreich ist allerdings nicht imstande, diese Einheit zu zerstören, allein, wenn sie scheitert, wird es gewiß nichts thun, um sie zu stützen, sondern es wird im Gegenteil aus dem mißlungenen Unternehmen Vorteil ziehen und auf den Vertrag von Villafranca zurückkommen. — Der Kaiserin wäre das ganz recht. Übrigens kümmert sie sich wenig um eine Konferenz und denkt nur

deshalb den Papst zu halten, weil er der Pate ihres Sohnes ist, und weil sie fürchtet, daß, wenn sie ihn ausgiebt, dies dem mutmaßlichen Kronerben Unglück bringen könnte! — Darum ist es ihr auch gelungen, die Demission Herrn von Lavalettes, dieses großen Günstlings des Kaisers, zu erzwingen, der zu allem nützlich und bequem und seit langer Zeit in die intimsten Geheimnisse seines Souveräns eingeweiht gewesen ist, — und mit dessen Entfernung sie den Rat von aller Opposition in der römischen Frage und von jeder Einmischung von seiten des Prinzen Napoleon in die italienische Politik reinigen wollte. — Diesem Prinzen hat man auf das Strengste bedeutet, sich ruhig zu verhalten, so wie man auch die Prinzessin Mathilde bestimmte, ihr Palais nicht mehr den Zusammenkünften der Italiener zu öffnen.

Der Rat des Kaisers bildet jetzt unter der Direktion der Kaiserin eine Art Liga der Minister, die sich gegenseitig unterstützen und selbst im Nothfalle die gegenteiligen Ansichten des Kaisers bekämpfen werden. Der Marschall Niel, Herr Rouher, der neue Minister des Innern, und der Marquis von Moustier sind die Mitglieder dieses Bundes. Herr von Moustier, ein Lebemann, — ohne Thakraft und Ansehen in seinem Departement, dem die Stelle durch seinen Kabinettschef, den Baron St. Vallier, angewiesen worden, und welcher unter der besonderen Aufsicht Herrn Rouhers steht, ist trotz alledem ein großer Anhänger der weltlichen Macht des Papstes, — wenn auch nicht aus Überzeugung, so doch in seiner Stellung und Haltung, — was ihm die hohe Gunst der Kaiserin eingetragen hat. — Übrigens mangelt es ihm nicht an einer gewissen Stattlichkeit auf der Tribüne, wo er mit großer Sicherheit die Reden herabliest, die von seinem Kabinettschef verfaßt und vom Staatsminister approbiert sind!

Neben Herrn Rouher ist es Herr Thiers, der in den neuesten Bewegungen der Menschen und der Dinge am meisten an Ansehen und an Wichtigkeit gewonnen hat. — Er hat damit begonnen, daß er sich einer Majorität gegenüber demütig machte, die ihm antipathisch, selbst feindselig gestimmt war, und welche er heute beherrscht!

Diesen erstaunlichen Erfolg, — man muß es gestehen, — verdankt er sowohl seiner Verteidigung der wahren National-Politik wie auch seinem ungeheuren Rednertalente. In diesem Talent liegt aber nicht die eigentliche Kunst der Rede, sondern mehr ein lebhaftes, glänzendes, leichtes, geläufiges Geplauder; und das alles wird mit einer ungläublichen Behendigkeit der Sprache gesagt, abgehakt, zersplittert, gebunden, gelöst und wieder zusammengeheftet. Der Gedanke entsteht in diesem Kopf so ungemein rasch, daß man sagen möchte: er ist schon zur Welt gebracht, ehe er noch gezeugt war. — Thiers hat neuerdings, in der Sitzung vom 9. Dezember, davon eine Probe abgelegt, nämlich in der glänzenden Improvisation, durch welche er die Rede Dilliviers vernichtet hat.

Abgesehen von den eigenen Fehlern des Kaisers hat niemand dessen persönliche Macht so untergraben wie Thiers, sowie er heute auch am meisten aus der Änderung Vorteil zieht, die sich im inneren Regime und in der äußeren Politik des Reiches vorbereitet. — Er will und kann keiner Partei angehören; —

er zählt ebenso wenig zur Opposition wie zu den Gewaltthabern, aber die Majorität hängt an ihm fest, die Meinungen stehen auf seiner Seite und er dient ihnen als Dolmetsch, indem er die Politik der Agglomeration mit dem Banne belegt, indem er das Mißtrauen gegen Preußen predigt, und indem er unter der Hand die Regierung zu einem Kriege mit dieser Macht drängt.

Aber das ist noch nicht das Ende vom Ganzen. Es wäre sogar möglich, daß Thiers noch einmal eine mehr direkte Rolle in den Angelegenheiten seines Landes spielte, wenn z. B. je die Kaiserin zur Regierung gelangen sollte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Frankreich früher oder später auf ein ähnliches Ereignis stoßen wird. Thiers aber wird unterinken oder obenauf bleiben, je nachdem ihm die Beschaffenheit des Augenblicks und die Gesamtheit der zufälligen Umstände feindlich oder günstig sein werden.

Als ich ihn wegen seiner Improvisation in der Sitzung vom 9. Dezember beglückwünschte, sagte er: „Wahrscheinlich werde ich auf der Bresche sterben, — aber was liegt daran! Bis zu meinem letzten Atemzug will ich die unselige Politik des Kaisers, wie auch die kosmopolitischen und propagandistischen Narheiten des revolutionären Hausens bekämpfen. Glücklicherweise sind die beiden Vereinigungen noch nicht bewerkstelligt, und wir wollen sehen, ob die Regierung es noch wagt, einen Schritt weiter gegen den Abhang zu machen, an dessen Rand sie sich mit einer Unbesonnenheit ohne gleichen hat rollen lassen. — Eben jetzt hat sich um den Kaiser eine Kernhülle von ausgezeichneten Männern und echten Franzosen gebildet, die entschlossen sind, am Tag, wo Preußen mit seinen Eingriffsarbeiten wieder beginnen sollte, Widerstand zu leisten. Früher oder später werden uns jene dort auf ihrem Wege finden!“

Am Abend des 4. Dezember, nach der Rede Thiers, begab sich der Staatsminister in die Tuileries, um dem Kaiser über den wunderbaren Erfolg Bericht zu erstatten, den die Beredsamkeit jenes Deputierten auf die gesetzgebende Körperschaft hervorgebracht, und über die Bewegung zu sprechen, welche die Majorität der Versammlung beherrschte. — Rouher betonte, daß diese Bewegung eine derartige sei, daß sie, wenn die Regierung ihr nicht volle und unbeschränkte Satisfaktion in bezug auf die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes gebe, einen Ruf zur Tagesordnung bewerkstelligen und für die Zurückweisung der Interpellation an die Regierung behufs einer reiflicheren Untersuchung stimmen würde.

Indem der Kaiser nun Herrn Rouher unterbrach, äußerte er den Wunsch nach der Anwesenheit der Kaiserin bei diesem Sitzungsberichte, und nachdem man die Kaiserin gerufen und sie alles angehört, sagte sie zu Rouher: „Nun also! — Es heißt handeln und sprechen, wie es die Majorität begehrt, denn sie ist richtig inspiriert und beherrscht vollkommen die Frage.“

Der Kaiser hätte nun gern gewollt, daß Rouher einige Vorbehalte an-

bringe, aber die Kaiserin bestand auf ihren Ansichten, und Napoleon hat sich endlich denselben angeschlossen. — —

Fürst Gortschakow verläßt also die Stelle des Ministers des Auswärtigen nicht! Die diesfälligen Gerüchte sind alle falsch, — oder jedenfalls gänzlich verfrüht. Kaiser Alexander ist in großer Verlegenheit bezüglich des Heiratsvorhabens seines Ministers, weil, sobald er dasselbe nicht zugiebt, Gefahr vorhanden ist, daß die (zur Zeit von ihrem Manne noch nicht geschiedene) Geliebte des Kanzlers mit dem ältesten Leuchtenberg, der sie ebenfalls heiraten will, ins Ausland entflieht

Die Erbitterung am russischen Hofe gegen die Italiener ist sehr groß! — Man rechnet dort schon auf den nahen Sturz des zweiten Kaiserreiches und hat sich unterdessen, um auf jeden Fall einer eventuellen Zuflucht gegenüber ganz sicher zu sein, aufs engste an Preußen angeschlossen. Alle möglichen Kombinationen einer solchen Zuflucht sind in Rechnung gebracht, insbesondere das gegenseitige Verhalten im Falle eines französischen Angriffskrieges gegen Deutschland. —

1873. — Heute, Montag früh, reisen die Bonapartisten in Massen zum Leichenbegängnisse nach Chislehurst. Die Mehrzahl von ihnen ist in der größten Bestürzung. Ich habe mich davon selbst überzeugen können, da mich mehrere besuchten. In ihrem Innersten entmutigt, fürchten sie die Auflösung ihrer Partei und wagen nicht zu hoffen, daß sie je wieder durch eine Restauration zu einer Rolle gelangen werden. Jedenfalls ist ihnen durch das Ereignis diese Restauration, wenn nicht für immer, doch für lange Zeit unmöglich gemacht worden. —

Um die Kaiserin Eugenie sammeln sich nun die Koryphäen der Partei. — Sie gedenken nach dem Begräbnis etwas wie eine Regentschaft zu konstituieren, . . wohl nur ein Schattenbild! Wie man sagt, wollen sie auch eine Art Manifest verfassen, das die Regentin im Namen des Sohnes an die Nation richten soll.

Jetzt heißt es zusehen, ob man überhaupt einig sein wird, um eine oder die andere dieser Maßregel zu Ende zu führen. — Es ist möglich, daß der Kaiser mittelst lektwilliger Verfügung seinem Sohne irgendwelche politischen Vormünder bestimmt hat, denn man darf wohl zweifeln, daß eine öffentliche Kundgebung der Regentschaft veranstaltet werde; in diesem Augenblicke wäre das sowohl ein bedenkliches wie auch unpolitisches Unternehmen. —

Der Partei fehlte es an hervorragenden Geistern, wenn man etwa noch Rouher, der übrigens mehr ein großer Administrator als Politiker ist, — und General Fleury ausnehmen will. Überdies ist Rouher von seiner Rolle sehr ermüdet und sehnt sich nach Ruhe; ich weiß das bestimmt durch Herrn Adelon. Was den General Fleury betrifft, so war er erst kürzlich noch in halber Ungnade bei der Kaiserin.

Die große Spaltungsursache jener Partei, welcher die Flüchtlinge nicht

fehlen werden, ist Prinz Napoleon. Wird dieser seinen Platz in der zukünftigen Regentschaft angewiesen bekommen und wird er der Kaiserin gehorchen wollen, mit der er immer in Uneinigkeit gewesen? Das wird sich erst zeigen. Heute über zehn Tage dürfte man wohl näheres über alle diese Dinge wissen, die vorläufig durchaus noch keinen politischen Wert haben! —

Am Todestage Louis Napoleons hat Madame B. ihren Vater zu Herrn Rouher geführt, und diese beiden Feinde haben sich ausgeföhnt und umarmt! —

Madame B. war die einzige Maitresse des Kaisers, welche die Kaiserin Eugenie duldete und der sie willig Zutritt gewährte, — und zwar, weil mit dem Vater allerlei gewinnbringende Geschäfte gemacht werden konnten. Madame B. eine Frau von Verstand, sehr geschickt und unternehmend, hatte aus dem Kaiser, nachdem sie von ihm ein Kind gehabt, viel Gewinn in Gestalt von Juwelen, wertvollen Bildern und anderen prachtvollen Geschenken gezogen. — Sie war gewohnt mit ihm ohne alle Umstände zu sprechen, kanzelte ihn oft ab, und wenn sie ihm etwas Dringendes zu sagen hatte und der Zutritt zu seinem Kabinet nicht frei war, ließ sie ihn ungeniert in die Appartements der Kaiserin rufen, um mit ihm ungestört zu sprechen. —

Der Zwischenfall mit Rom ist für Frankreich beendet. Herr von Corcelles, der neu ernannte Gesandte, führt ein sehr zurückgezogenes Leben, und so ultramontan er auch ist, zeigt er sich doch mit der Politik des Vatikan sehr wenig zufrieden. „Die Welt ist seit 1849 vorwärts geschritten“, — hat er unlängst einem Freunde nach Paris geschrieben — „und wir haben alle mitmarschieren müssen, nur hier sehe ich, daß es nicht so der Fall ist!“ —

Thiers dürfte sich demnächst überzeugen, daß alle Konzeffionen, die er dem Vatikan machen will, immer durch die ablehnenden Ausreden der päpstlichen Fortschrittspartei unnütz gemacht werden. —

Die öffentliche Meinung in Rom zeigt sich, wie in ganz Italien, sehr gleichgültig gegen alles, was zwischen dem Vatikan, Herrn Thiers und der Versailler Versammlung vorgeht, denn sie fühlt instinktiv, daß diese Transaktionen und Adaptierungen, die man aus einer vorkonfordinlichen Zeit entlehnt, in der Zukunft keinen Halt haben können. Dagegen stimmt sie vollkommen der unabhängigen und nationalen Politik zu, welche das Berliner Kabinet heute gegen den Vatikan befolgt. Das ist der von Thiers und der Versailler Rechten begangene große Fehler, daß sie sich den Geist des italienischen Volkes durch ihr absolutes Hinneigen zum Papsttum entfremdet, und daß sie durch ihre ultramontanen Verwirrungen die Allianz zwischen Italien und Preußen beschleunigt und gefestigt haben; — diese Politik kann eines Tags, wenn wieder einmal eine Krisis über Europa hereinbricht, Frankreich teuer zu stehen kommen! —

Thiers ist im höchsten Grade mit der Sprache unzufrieden, welche die italienische und die englische Presse am Grabe des Kaisers Napoleon führt. Strenge genommen hat diese Sprache nichts Anstößiges. Die Engländer sehen in dem Manne, dessen Begräbnis man übermorgen in Ghislehurst feiert, nur jenen, der mit ihnen gemein-

schaftlich in der Krim und in China gefochten und mit ihnen den Handelsvertrag abgeschlossen hat. Was sonst noch geschah, das kümmert sie nicht. Ähnliche Ansichten beherrschen den König von Italien, seine Regierung und die transalpine Presse. Engländer und Italiener beurteilen den Mann vom Standpunkt ihres nationalen und Augenblicklichen Interesses aus; — haben sie damit so unrecht? . . .

Seit der Revolution vom 4. September zittert Italien. Alle dortigen Agenten und Korrespondenten Thiers', Herr Fournier an der Spitze, verkünden und bestätigen folgendes: „Die Republik“ — ruft das Quirinal — „pocht an meine Thore; ihr Einfall steht bevor, sie verlangt Einlaß, — sie wird meine Regierung überfluten! Wer aus dem Auslande wird mein Königtum retten kommen?“ — und die unerbittliche Stimme der Eumeniden erwidert: „niemand!“ —

Das Prinzip der Nationalität allein hat das neue italienische Königtum erzeugt und bislang leben lassen, aber in einer Nation von gleicher Rasse und gleicher Sprache ist das Königtum nicht ein unvermeidliches Band, um die politische Einheit zu erhalten.

Die zeitgenössische Demokratie in Frankreich hat durchaus nicht seinem Ausbreitungsberufe über die Alpen hinaus entsagt; sie kennt den unwiderstehlichen Einfluß, den sie auf die Völker ihrer Rasse ausübt, und sie wird davon Gebrauch machen, sobald sie auf ihrer heimischen Scholle gekräftigt und ansässig ist. — Paris hat niemals aufgehört, die Freimaurerei der Nationalitäten zu sein, und so ist es denn auch heute noch der Fall. Within werden die geheimen Verbindungen der politischen Propaganda für das Ausland von seiten Herrn Thiers und seiner Regierung nichts zu fürchten haben; dieser kümmert sich nur um die sozialistische Propaganda, um die Kommunarden und deren Winkelversammlungen, scheut aber der unterirdischen Arbeit der revolutionären Politik, die sich zwischen Frankreich und den äußeren Ländern abwickelt, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Die letzte republikanische Explosion in Spanien war das Ergebnis einer offen angezettelten Verschwörung zwischen den Herren Gambetta und Castelar. Heute handelt es sich für den Führer der französischen Demokratie und für dessen Gehilfen darum, außerhalb des Landes einen zweiten Herd der Republik zu entzünden und zu diesem Zwecke die revolutionäre Agitation in die subalpine Halbinsel zu überführen. Man arbeitet dort unter der Hand, man weiß, daß das Beispiel der Republik in Frankreich heute jenseit der Alpen ebenso mächtig sein wird, wie es zur Zeit eines Morelli und Pepe gewesen ist. Aber in Italien verlangt die demokratische Meinung eine „Bundesrepublik“, wie sie der Kongreß zu Birmingham, der sich zum Teil republikanisch konstituiert hat, gleichfalls annimmt. Dieser Vorläufer-Kongreß ist ein Zeichen einer bevorstehenden Revolution in England und einer Teilung jenes Landes von Irland! —

Eine republikanische Propaganda, von Frankreich geleitet, hätte wenig oder gar keinen Gehalt in Deutschland, welches die französische Republik als eine wunderliche, aber an und für sich bedeutungslose Sache ansieht. — — —

Frau Katazzi beabsichtigt, die Wiener Weltausstellung zu besuchen. — Sie hat sich allerlei Empfehlungsbriefe an die Journalisten und Korrespondenten Wiens verschafft und wird in der österreichischen Hauptstadt daselbe Handwerk treiben wie in Paris, wo sie mit aller Welt Verbindungen suchte, über alles Notizen machte und für ihren Mann und die italienische Presse Berichte so wie politische Artikel verfaßte. Es wäre angezeigt, sie aus der Nähe zu überwachen, denn sie ist eine Intrigantın ersten Ranges.

Der Marschall Mac-Mahon ist im Jahre 1808 zu Sully, im Departement Saône-et-Loire geboren. Er stammt von einer alten katholischen Familie aus Irland ab, die sich an das Schickal des Hauses Stuart band. — Als Sohn eines Pairs von Frankreich, der zu den persönlichen Freunden Karls X. zählte, wurde er 1825 in die Militärschule zu Saint-Cyr aufgenommen. Es ist bekannt, daß er seine Karriere dem Kaiserreiche verdankt, aber trotzdem ist er einer der entschlossensten Gegner einer bonapartistischen Restauration, und wenn ihm auch diese Partei gegenwärtig in ihren Zeitungen schmeichelt, so zählt sie ihn doch nicht zu den Ihrigen. — Übrigens können sie ihm in ihrem Inneren nicht verzeihen, daß er 1858 als Senator gegen das Gesetz der „allgemeinen Sicherheit,“ das er als unkonstitutionell bezeichnete, gesprochen und gestimmt hat. —

Und thatsächlich, sollte er sich nach einer dynastischen Seite neigen, so geschähe dies eher nach der Seite der Legitimisten, denn seine Frau, eine geborne Castres, die viel Einfluß auf ihn ausübt, ist der Sache Heinrichs V. sehr ergeben. —

Das Generalgouvernement Algeriens, zu welchem der Marschall im Jahre 1864 durch kaiserliches Dekret berufen wurde, ist ein dunkler Fleck in seiner öffentlichen Karriere! Sein Mangel an politischem Geist zeigte sich dort eben so groß wie seine Eigenmächtigkeit in militärischen Dingen. Die Übertreibung und der Mißbrauch seiner Amtsgewalt waren so ungeheuerlich, daß sich der Senat zu einem Einschreiten bestimmt sah, und daß der Plan eines „arabischen Königreiches,“ zu dessen Verwirklichung sich der Marschall im Namen der Tuilerien zum unbarmherzigen Vollzieher machen gewollt, aufgehoben wurde. —

Während seiner letzten und unglücklichen Kampagne bei Sedan glänzte er ebensowenig durch seine Urteilskraft und seinen Scharfblick wie durch seine Talente als Feldherr, und die Rolle, welche er bei dieser Gelegenheit zwischen dem Kaiser und den Ministern in Paris spielte, war nicht ganz von Doppelsinn frei. —

Rochefort, der ihn durchaus nicht grün ist, erzählt über ihn folgendes: „der Marschall, den ich zur Genüge bezeichne, indem ich in Erinnerung bringe, daß er New-York für die Hauptstadt Australiens hält, hat kürzlich Madame Bazaine empfangen, die zu ihm kam, um die Verwandlung der Gefängnisstrafe ihres Mannes in eine Verbannung auf Lebenszeit zu erbitten. —

Alle Zeitungen brachten diese Nachricht, aber keiner fiel es bei, die Unzulässigkeit dieses Ansuchens zu betonen, da es doch im Gesetze keine lebenslängliche

Verbanung, sondern nur ein Maximum von 10 Jahren giebt. — Auch Herrn von Mac-Mahon war dies unbekannt, — aber es giebt ja so viele Dinge, die er nicht weiß! — Was zum Teufel dachten nur die Prüfungskommissäre, als sie ihn in Saint-Oyr aufnahmen! —

Inmerhin gab der Marschall der Bittstellerin eine bestimmt ablehnende Antwort, und sie zog sich gereizt zurück, wobei sie es auch nicht an Drohungen fehlen ließ. Worin bestanden nun diese Drohungen? Diese Frage stellten sich viele Leute; ich bin zufällig in der Lage, sie zu beantworten: Damals, als Bazaine für eines der größten Verbrechen, die ein Mann begehen kann, zum Tode verurteilt wurde, zweifelte wohl niemand an der Ausführung des Urteils. Wenn man bedenkt, daß der Doktor Moilin deswegen hingschlachtetet wurde, weil er als öffentlicher Sanitätsbeamter auch der Kommune durch acht Tage seine ärztlichen Dienste gewiebt, so konnte man doch unmöglich von seiten der Regierung eine Begnadigung erwarten, die allen Anschein einer Mitschuld haben mußte. — — Und dennoch fand diese Begnadigung statt, dank der Geschicklichkeit Lachauds, des Verteidigers Bazaines.

Der berühmte Advokat, der in fortwährender Verbindung mit dem bonapartistischen Lager steht, kannte aufs genaueste die Verwundungsgeschichte jenes, den manche Leute „den glorreichen Verwundeten“ nennen, ohne zu ahnen, daß sie ihn mit dieser Bezeichnung in ungeheure Verlegenheit setzten. — „Ich weiß alles, Herr Marschall!“ — gab ihm Lachaud zu verstehen. — „In der ganzen Geschichte gibt es nicht den mindesten Splitter einer Granate, sondern als Sie sahen, wohin Sie das Unglück von Sedan führen könnte, ließen Sie sich ruhig vom Pferde fallen und stellten sich verwundet, um das Recht zu haben, nicht mehr in den Sattel zu steigen, wodurch Sie natürlich vom Amt entbunden wurden, die Übergabe des Platzes und der Armee zu unterzeichnen! Wenn Sie also das Todesurteil meines Klienten nicht abändern, so zerreiße ich — nicht den Schleier — wohl aber den Verband, der Ihre angebliche Wunde bedeckt, und im Augenblick, wo Bazaine unter den Kugeln stürzt, sollen Sie unter der Lächerlichkeit zusammenbrechen.“

Das war ein erlaubter Kampf, — viel erlaubter als der mit Deutschland, — und Mac-Mahon sah sich genötigt, den Nacken zu beugen.

Madame Bazaine, die nun weiß, wo der Hase im Pfeffer liegt, rechnet, daß sie noch so manches erreichen kann und zeigt sich von Zeit zu Zeit unter den Fenstern des Helden, dem der Kriegsgott alles ganz gelassen hat bis auf — den Verstand!“

Die Verbündeten sind überzeugt, daß der Marschall Mac-Mahon wechselweise ein Monk und ein Retter sei. — Es ist möglich, daß er als politische Kapazität dem seligen Herzog von Albemarle gleiche, — der bekanntlich eben — gar keine solche Kapazität war! Es bleibt nun noch zu wissen, ob er das Gewicht einer bourbonischen Restauration tragen und ob er dann ein Retter des Landes werden wird.

Vorläufig kümmert sich der Marschall, — nach allem, was man sich erzählt, und wie ich selbst beobachtete, nur um seine Person. Er trachtet, sich in seiner neuen Stellung zu festigen und laviert so lange hin und her, bis er auf einige Jahre zum Präsidenten ernannt sein wird. Das ist das erste Ziel seines Ehrgeizes, welches ihn der Parteigeist und die Furcht vor der Demagogie wohl leicht erreichen machen dürften, — und erst dann wird er wahrscheinlich seine Batterie demaskieren.

Wenn sich Thiers nicht irrt, so ist der Marschall ganz und gar zur Republik bekehrt und betrachtet die monarchische Frage als absolut unhaltbar in Frankreich.

. . .

In mehreren Salons des Faubourg St. Germain, darunter auch in dem des Grafen von Montessun haben viele falsche und übertriebene Gerüchte über den letzten Besuch des Herzogs von La Rochefoucault-Bisaccia in Frohsdorf¹⁾ zirkuliert. Nachdem die Sache dem Grafen Chambord hinterbracht worden, hat dieser Herr von Charette schriftlich beauftragt diese Gerüchte zu dementieren, besonders jenes, nach welchem er den Herzog von Annale ermächtigt haben sollte, die Nachfolgerschaft Thiers anzunehmen. — Man zitiert aus besagtem Schreiben folgende Stelle: „Ich lasse meinen politischen Freunden im Hause jede Rede- und Handlungsfreiheit, wie ich es bisher immer gethan; ich verlasse mich in dieser Sache ganz auf ihre eigene Erleuchtung und ihren Patriotismus; mithin habe ich mich nicht im mindesten um den Herzog von Annale (den Graf Chambord als Unterthan behandelt) zu kümmern, noch um das, was er thut und thun oder nicht thun wird. — Ich werde jederzeit bereit sein, ihn ebenso wie die anderen Mitglieder der Familie bei mir zu empfangen, und werde ihnen keine Bedingungen behufs ihres Besuches stellen, so wie ich auch von ihrer Seite keine Bedingungen anzunehmen gesonnen bin.“ — — So steht es heute noch mit den beiden Zweigen der Bourbonen! — Und da will man, daß Frankreich die Restauration ernst nehme! . . .

. . .

Das neue Ministerium ist nicht ohne Mühe und Umstände in der letzten Stunde vor Eröffnung der Session zusammengestellt worden. — Thiers war einerseits von der Rechten, andernteils von der Linken berufen, und — er hat sich in die Mitte, zwischen beide gesetzt! —

Herr Kasimir Perier, ältester Sohn des berühmten Ministers Louis Philippe, ist einer jener Politiker, welche seit der Explosion vom 4. September mehr gefürchtet als geliebt sind. Royalist und Orleanist von Überzeugung, hat er sich der Republik gefügt, ihr gedient und wird ihr dienen, ohne es zu wollen und nur weil es die Nothwendigkeit erheischt, — aber er wird auch eher trachten, sie in Ketten zu legen und zu bekämpfen als sie frei zu geben und zu kräftigen. Hiermit ist alles gefagt. —

¹⁾ Residenz des Grafen Chambord in der Nähe von Wien.

Bildung und Thatkraft weit überragt. Nun erhebt sich aber die Frage, ob der Prinz überhaupt noch Bonapartist ist. Es wäre erlaubt, daran zu zweifeln. — Er ist sehr aufgebracht gegen die Kaiserin und fühlt sich obendrein nur wenig zum kaiserlichen Prinzen hingezogen, da er ihn nicht leiten darf, — und außerdem aspiriert er auf eine eigene Rolle in der zukünftigen Republik. — Seine radikalen Ansichten sind allgemein bekannt, — sie machen ihn auch der orleanistischen Partei sehr gefährlich.

Emile Girardin, ein ebenso großer Zersplitterungsfaktor wie der Prinz, ist immer noch sein Parteigänger und Freund. —

Schließlich nimmt auch Olivier sein Plätzchen im Bunde ein. Er lebt noch immer auf dem Lande, in der Nähe von Turin, wo er Bücher schreibt. — Als einstiger Demokrat, der das Kaiserreich durch den liberalen Parlamentarismus temperieren gewollt, ist er in Ungnade in Chislehurst und glaubt sich nach dem Tode des Kaisers völlig von der bonapartistischen Sache entbunden, zu der er in der That nicht mehr gehört. —

Der Herzog von Broglie hat den officiösen Zeitungen den Wunsch kund gegeben, ihre Sprache über Thiers zu mäßigen. Dieser Wunsch mag ihn nicht viel Überwindung gekostet haben, nachdem die bonapartistischen Schakals den gestürzten Mann mit wahrer Wollust in ihren Blättern zerfleischen . . .

(Fortsetzung folgt.)



Auf dem Hademutshofe.

Erzählung

von

Henning Schönberg.

Vor dem Walde breitet sich ein grüner Ager aus, blühende Hagerosensträucher fassen ihn ein, und eine Linde streckt die mächtigen Äste weit über ihn hin. Finken und Amseln singen in den Bäumen, und das Lied der Nachtigall mischt seine lang gezogenen Töne in ihre hellen Weisen. Die Sonne steht noch ziemlich hoch am Himmel, aber die Hitze des Tages weicht schon dem kühlenden Winde, welcher den Bach herab aus dem Gebirge weht. Es ist Brachmond, die Sommer Sonnenwende naht.

Auf einem kleinen Hügel, der aus dem Ager aufsteigt, sitzt ein Mädchen mit breitem Strohhut in der Kleidung der Bäuerinnen des Gaus. Sie ist kaum zwanzig Jahre; das Gesicht ist fein und frisch, zwei volle, braune Zöpfe fallen ihren Rücken herab. Sie schaut hinunter auf das Dorf, das in einzelnen Höfen über die Abhänge des Thals liegt, in der Mitte die Kirche. Am den roten Mund zuckt es zuweilen schmerzlich. „Da kommen sie zum Reichen auf

den Anger," spricht sie für sich, „die Mädchen und die jungen Weiber Hand in Hand, und die jungen Gefellen ziehen hinterdrein. Sie werden tanzen und fröhlich sein, und ich werde zusehen.“

Man hört helles Lachen, lustiges Rufen; die Burschen werfen den Ball hoch in die Luft und dann weit voraus; die Dirnen springen ihn zu fassen, manche fällt mit einem Schrei. Endlich sind sie am Anger; sie stellen sich zum Reigen; Schwegelpfeife, Fiedel und eine kleine Pauke; heben zu spielen an, und der Tanz beginnt. Die Vögel singen lauter als vorher, und die Wangen der Mädchen glühn röter als die Bechnelken auf dem Rain.

Unter den Jünglingen zeichnete sich einer durch seine Kleidung und feckeres, gewandteres Wesen aus. Er trug wie die anderen alle ein Schwert an der Seite, aber ihm hing es am ritterlichen weißen Ledergurt. Die Mädchen bevorzugten ihn sichtlich; er wußte artig zu schwätzen und erzählte seinen Tänzerinnen kleine Geschichten, die sehr lustig sein mochten. Sein Auge wandte sich zufällig nach dem kleinen Hügel, und er fragte das Mädchen an seiner Hand: „Wer ist die Maid da oben, die uns zusieht?“

„Das ist Ermlind vom Hademutshofe.“

„Warum kommt sie nicht zu uns und springt den Reihen mit?“

„Gefällt sie Euch, Herr Adelmar, so nehmt Euch in acht vor ihr. Ihr Vater war der reichste Maier im Gau, aber er war kein rechter Christ, und er wäre wohl vom Herzog als Ketzer hingerichtet worden, hätte er nicht sein Heil in der Flucht gesucht.“

„Sitzt die Jungfrau noch auf dem Hofe?“

„Zur Zeit wohl, der Dym führt die Wirtschaft, aber man weiß nicht wie lange, denn der schöne Hof sticht den Pfaffen in die Augen, und unser Herzog Liutpolt haßt die Ketzer.“

Zunfer Adelmar tanzte den Reihen mit der gesprächigen Geppe zu Ende, dann schritt er hinauf zu Ermlind.

„Grüß Gott, Fräulein! willst Du nicht zu uns kommen und mir die Hand zum nächsten Tanze geben?“

„Dank Euch für die gute Meinung, Herr!“ entgegnete das Mädchen, ohne sich zu erheben. „Ich habe das Tanzen verlernt, und Ihr findet schnellere und fröhlichere auf dem Anger.“

„Aber keine schönere!“

„Spart Euch das Schmeicheln. Ich möchte Euch die Lust stören, denn die jungen Knechte mögen mich nicht, und die Dirnen sind mir wenig hold.“

„Hast Du keine Freundin?“

„Keine.“

„Und keinen, der um Dich Schöne wirbt?“

„Niemanden!“ —

„Nimm mich zum Buhlen, Ermlind!“

Die Jungfrau maß ihn von oben bis unten mit kalten Blicken und sprach: „Ich habe nimmer gehört, daß Ehen zwischen Rittern und Bäuerinnen Heil ge-

bracht haben; für eine Liebchaft aber werdet Ihr dort unten willigere finden als mich.“

„Du bist stolz, Keßerkind!“ rief der Junker. „Weißt Du wohl, daß es ein Glück für Dich wäre, nähme ich Dich auch nur zur Keßje? Du wirfst nach dem schühpenden Arme bald in alle Lüfte rufen!“

Das Mädchen war bleich geworden, es saß regungslos da. Unten aber auf dem Anger sang der tolle Eberolt:

Droben am Berge	Es fliegt wie 'ne Feder,
Da wehet ein Wind,	's ist keiner, der's hält.
Er bläst in die Lüfte	So stolz ist's und sauber,
Das Hademutskind.	So allein in der Welt.

Und wenn der Wald kahl wird
Und das Wasser zu Eis,
Von der schönen Ermlind
Dann niemand nichts weiß.

Der Chor der jungen Leute wiederholte jauchzend die letzten Verse; die Spielleute bliesen ein neues Stück, und die Tänzer sangen ein keckes Lied dazu. Ermlind erhob sich stumm und schritt ihrem Vaterhose zu.

Wo die Markung desselben anfang, zog sich eine dichte Hecke von Schwarzdorn entlang, hinter dem Gatter in derselben stieg ein mächtiger, wilder Birnbaum auf. Hier blieb die Jungfrau stehn.

„Mein Vater, mein armer Vater!“ rief sie, „wie einsam liebest Du Deine Tochter, daß sie zum Gespött wird des Dorfes! Wehe jener Nacht, in der Du fortgingst ins Elend und bei diesem Baum mich zum letztenmale an dich drücktest! Bis dahin schien Frau Sonne gnädig auf mich, ich war fröhlich mit den andern, und das seligste Mädchen dächte ich alle. Da versank mein Tag plötzlich in die Nacht. Nimmer kann ich's vergessen, und würde ich hundert Jahre, wie Du mich aus dem Schlafe wecktest und mich rasch ankleiden hießest. Es war finster, Du führtest mich leise hinaus in die Nacht und bei diesem Baum sprachst Du das erste Wort. „Ermlind, ich muß fliehen! sprachst Du, „fliehen auf Nimmerwiedersehen. Wäre ich beim Morgen nicht weit von hier, so griffen mich die Schergen, und ich brännte auf der Hürde gleich dem Albrich von der Mauer. Ich befehle Dich, mein einzig Kind, den Mächten der Erde und der Luft, des Wassers und des Feuers und übergebe Dich dem Schutze der großen Götter unsers Volkes. Knie nieder, daß ich Dich segne!“ Da fühlte ich Deine Hände auf meinem Scheitel und hörte Dich einen Spruch raunen, und als ich wieder aufstund, sah ich nichts mehr von Dir und hörte nur Deinen flüchtigen Tritt. Da wick mein Glück mit Dir in die Finsternis, und meine Wege verödeten. Wohin sie leiten, ich weiß es nicht. Aber in meinen Adern fließt das Blut heiß und voll, und die Spötter auf dem Anger sollen der Ermlind auf dem Berge denken, ehe sie der Wind in alle Lüfte bläst.“

Sie schritt hoch aufgerichtet dem Hause zu. Vor dem Thor stand der Ohm Hildbold, der Bruder ihrer Mutter, die seit Jahren tot war.

„Ich habe Dein gewartet, Nistel! Das Gefinde hat den Imbiß schon genommen; komm herein, ich habe mit Dir zu reden.“

Die zwei saßen an dem Tisch in der Fenstercke der Stube. Hildbold war ein langer Mann mit klugen Augen, die über der Adlernase herauslugten. Sein Haar spielte schon ins Graue, aber der kräftige Arm wußte nichts vom Altern.

„Das Gefinde ist nicht in der Nähe, ich kann heimliches mit Dir reden, Ermlind.“ Er nahm ein kleines Holzstäbchen aus dem Busen und legte es vor das Mädchen. „Du kannst Runen lesen. Ein Pilgrim aus Welschland hat mir heute das gebracht.“

„Mein Vater hat sie mich gelehrt,“ sprach das Mädchen, und sie las aus den Schnitten in das Holz heraus die Worte: „Heil Dir und dem Hause. Bin über den Bergen, ziehe weiter.“

Ermlind küßte das Stäbchen und rief: „Mein Vater lebt! ich bin nicht mehr allein!“

„Du bist nicht allein, Kind! so lange dein Dhm Hildbold die Keule schwingt und den Speer schleudert. Aber die Waffe thut es hier nicht, denn auch den Eber beißen viele Hunde tot. Ermlind! wir müssen klug werden und unsern stolzen Truß bändigen. Dein Vater Hademut konnte noch hier sitzen, hätte er nicht die Vorsicht beiseite gesetzt.“

„Höre an, Kind, das ich als mein eignes liebe. Ich bin unten in Lengbach gewesen bei dem Pfaffen an der Kirche von dem gekreuzigten Gott. Ich habe ihm die größte Kuh unsers Stalles zu seinen Gotteskühen gebracht und ihm als freiwilligen Zins eine Schüttung Spelt zu Martini verheißten. Ein Pergament gab ich ihm nicht darüber. Aber er hat versprochen, uns fortan in Frieden zu lassen, wenn wir in seine Kirche gleich den andern kommen, und er will uns dann für rechte Christenleute halten.“

Ermlind sah den Dhm verwundert an, welcher weiter sprach:

„Meinst du denn, daß die Dorfleute christlicher als wir sind? Überall strecken die Türme das Kreuz in die Luft und lärmten mit ihren Glocken; aber überall schweben auch die alten Götter unsers Volkes darüber und warten nur der Zeit, sage ich dir, da sie das Kreuz brechen und die lärmenden Schellen zerschlagen können. Zwölfhundert Jahr wohl ist es, daß die Juden den Christengott an das Kreuz hingen, und vierhundert Jahr vielleicht, denn ich weiß das nicht so genau wie ein Pfaffe, seit die Mönche im Donanthale predigten. Aber unsre deutschen Götter haben sie nicht töten können. Sie leben noch überall im Feld und Wald, im Wasser und im Winde, im Hofe und Hause, und wir feiern noch ihre Dpfer und Feste, alles Volk, trotz Taufe und Messe.“

„Mein Vater hat ähnliches geredet; doch sprich deutlicher, Dhm, und weihe mich in das Geheimnis unsers alten Glaubens ein!“

„Du wirst schweigen, Ermlind? du wirst schweigen, selbst wenn die Eschergen dich fassen und die Mönche mit den weißen und schwarzen Kutten, und wenn sie dich mit dem Feuer bedrohen und selbst wenn sie dich in das Feuer stoßen?“

„Bei dem Haupte meines Vaters! ich werde schweigen!“ flüsterte Ermlind.

„Nun so höre und rücke näher, denn ich darf nur leise sprechen. — Der Glaube, den wir haben in unserm Geschlecht, ist der alte Glaube unsers Volkes. Er ist niedergeworfen, doch wird er bald wieder aufstehn, und unsere Götter steigen wieder herauf in ganzer Herrlichkeit.

Die Pfaffen lehren nicht viel von ihrem Glauben, weil sie faul sind. Was weißt Du mehr davon, als daß drei Götter sein sollen, die wieder nur einer seien, und daß Gott eine Mutter hat, und es viele heilige Männer und Weiber giebt, denen geopfert wird und daß einen Satan giebt mit vielen Teufeln im Höllenpech. Und dann reden und predigen sie von einem Himmel, wovon sie kommen, welche den Pfaffen zinsen und schenken, und in die Hölle stecken sie die, welche das nicht thun. Das Volk muß ein paar Gebete lernen, aber was sie bedeuten, sagt kein Pfaffe. Darum hängt den Leuten der Christenglaube nur wie ein Mantel auf der Schulter, und drinnen im Herzen sitzen noch die alten Götter.

„Ich will dir künden, Ermlind, wer die drei Götter sind in dem Christenglauben, den du auswendig gelernt hast durch deinen Goden. Der heilige Geist ist Wuotan, der große Gott, der alles mit seinem Atem lebendig macht und durchdringt. Hinter den Christus haben sie den Donar versteckt, den mächtigen Freund der Menschen, und Gott Vater, der alles geschaffen hat, ist Eru, der alte Gott unseres Stammes, welcher uns den Sieg in vielen Schlachten gab. Weißt du aber, wer die Mutter Gottes eigentlich ist, die sie Maria heißen? — Das ist Berchta, die große Göttin, die Mutter des Lebens in Feld und im Hause, die nächtlich über das Land zieht und sich um die Menschen kümmert. Hinter ihr wandeln die Seelen der Kinder, der ungeborenen und der früh gestorbenen. Darum haben die Pfaffen ihr ein Kind auf den Arm gegeben.

„Alles, was in unserem Glauben und heiligen Dienst gut und kräftig ist, haben sie von uns gestohlen, oder es nachgebildet. Die Wasserreinigung üben auch wir, sobald ein Kind geboren ist; aber der Vater thut sie und giebt den Namen dabei. Die Pfaffen nennen das Taufe und fordern Lohn dafür. Und was sie als größtes Heilthum an ihrem Altar vollziehen und Messe heißen, Verunstaltung ist es unseres Opferbrauches.

Ich könnte dir noch mehr entdecken, doch ist es für heute reichlich. Die greise Albrun im Donnergraben oben wird dich weiter lehren, wenn du zu ihr gehst. Morgen früh jedoch wandeln wir zwei zur Kirche. Der Bär wird erschlagen, aber der Fuchs täuscht den Waidmann. Gute Nacht, mein Kind! Halte dich bereit, wenn Frau Sonne über dem Sunnwendlehn herüberschaut.“

Hilbold ging, und Ermlind saß noch lange im Dunkeln an dem Tisch, das Runenstäbchen in der Hand und still vor sich über allem brütend, was heute über sie gekommen war. Bild auf Bild jagte durch ihren Kopf: der Reichen auf dem Anger, der Vater, die alten Götter, und als sie endlich das Lager gesucht hatte, erschien ihr Frau Berchta im Traum, von der Kinderschar gefolgt, und winkte mit ihr zu gehn.

Der Ohm und seine Niffel waren am andern Morgen hinunter zur Kirche von Lengbach gegangen. Die Leute, die vor dem Anfang der Messe plaudernd auf dem Friedhof stunden, waren sehr erstaunt, als die beiden kamen, und gaben ihnen scheu Raum. Stolz und stumm schritten sie hindurch und in das Gotteshaus hinein. Hilbold kniete in der ersten Männerbank nieder, Ermlind bei den Mädchen. Der Priester bemerkte sie wohlgefällig, und als er die Gläubigen mit dem Weihwasser besprengte, theilte er ihm und ihr eine reichliche Gabe zu.

Es war dann ein Geraune unter den Kirchleuten gewesen, als der Priester vor dem Pfarrhofe mit dem Hilbold lange gesprochen und die Ermlind mit dem Kreuze gesegnet hatte. „Die haben Buße gethan,“ hieß es. Ein Alter aber sprach: „Der Hilbold ist ein Fuchs, ich kenne ihn.“

„Ohm,“ sprach das Mädchen, als sie wieder über die grüne, blühende Bergleite zum Hademutshofe hinaufflogen, „ich habe in der Kirche unsere wahren Götter geschaut. Und ist es nicht so? der Vogel, der an dem Gebälk herabhangt, gehört auch zu ihnen?“

„Das ist Wuotans Rabe! sie haben ihn nur weiß gemalt und nennen ihn den heiligen Geist. So thun sie mit allem. Sie fälschen und betrügen, und darum ist es Notwehr, daß wir auch täuschen und uns stellen, als seien wir blind und sehen nicht durch die Verummung die wahren Gesichter. — Wenn du in den Donnergraben hinauf zur Albrun willst, möchtest du es in den nächsten Tagen am besten thun, denn die heilige Zeit der Sonnenwende naht.“

„So will ich morgen gehn,“ sprach Ermlind.

„Gut, ich werde dich leiten, bis du nicht mehr irren kannst. Du bist ja ein starkes Mädchen und wirst dich nicht fürchten, sähest und hörtest du auch manches, was andere in Herz und Nieren schlägt.“

Ermlind sah den Ohm an und sagte: „Meines Vaters Tochter kennt die Zagheit nicht.“

Der Hügel, an dem der Hademutshof lag, war der Ausläufer eines Bergzuges, über den man in das Hochgebirge gelangte. Ein Buchenwald bedeckte ihn; kleine Wässer rieselten durch, von dichten Farrenkräutern umstanden. In der Sonne des frühen Morgens glänzte alles Laub goldgrün, und die Vögel sangen lustig ihre besten Weisen, kurz ehe die Zeit ihres Schweigens kam.

Hilbold und Ermlind stiegen ohne zu reden bergan. Der Mann hatte Bogen und Köcher über die linke Schulter gehängt, in der Rechten führte er den starken Ger, ein Beil hing ihm an der linken Hüfte nieder. In einem Rucksack trug er den nötigen Speisevorrat, dem es war weit zu wandern.

Der Gipfel des Berges war ein Hochfeld, von dem man weit hinaus in das Donauthal schaute. Hier rasteten sie eine Weile, dann schritten sie etwas thalab, stiegen wieder hinauf, Felsen traten rechts und links heraus, Tannen und Fichten nahmen die Wanderer in ihren schwarzen Schatten, in der Tiefe hörte man einen Bergbach über Steine zu Thal schießen. Von Zeit zu Zeit hieb der Ohm mit dem Beil kreuzweise in breite Stämme. „Das sind Marken für deinen

Rückweg, den du allein suchen mußt, Ermlind," sagte er. „Von dem Buchberg wirst du leicht zu unserm Hofe zurückfinden.“

Wo sich ein freier Blick durch den Wald gen Süden öffnete, sah man hochstrebende Berge oben in weiße, steile und geschartete Steinwände sich aufbauen. Sie schlossen sich im Hintergrunde kastellartig zusammen, und seltsame Gipfel traten hervor. „Schau her, Ermlind! ich will dir die großen Häupter dort oben nennen, damit du sie als Wegweiser kennst. Der zackige rechts ist der Schratzahn; der scharf-geschnittene, der wie ein liegendes Gesicht aussieht, aus dem eine Nase hervorspringt, heißt der Berchtenkopf; der runde daneben mit der Lücke der Wildfrauenstein, und der am höchsten, einem Turme gleich, aufsteigt, ist der Donnerkogel. Unter diesem wohnt Albrun.“

Es war eine einsame Bergwelt, die sich vor den Wanderern aufthat; kein Mensch begegnete ihnen. Hier und da stieg an den Leiten ein bläulicher Rauch auf, ob aus der Hütte eines Waldmannes oder von der Kasträtte eines Jägers, wer konnte das wissen? Zu den Lüften schwebten in stolzen, ruhigen Kreisen die Falken und die Geier; Hirsche brachen rechts und links durch den Tann, dessen würziger Harzduft alles erfüllte.

„Hier möchte ich wohnen," sprach Ermlind, „fern allen Menschen, weit ab von allem Reid und Haß, von Lug und Trug.“

„Du redest, wie der Augenblick es dir eingiebt und die Erinnerung von gestern und ehegestern," antwortete Hildbold. „Die Menschen taugen freilich wenig, wie sie geworden sind durch die großen Herren und die Pfaffen.“

„Aber es tangt auch nicht für ein junges Menschenkind, allein leben und mit dem Gewild haufen. Für mich ginge es wohl an, und wer weiß, was ich noch thue, wenn es mir da unten zu heiß wird, denn ich bin über der Jahre Höhe hinüber und steige thalab. Allein Ermlind, die Erbin des Hademuthofes, soll erst lernen, was Leben ist und Leben hat.“

Er hieb eine junge Föhre nieder und machte einen starken Stab daraus, an dem das Harz aus tausend Poren traußte. „Sieh, so tropft es aus dem Menschenherzen, wenn der Schmerz es schneidet.“

Ermlind sah ihm zu und sie sprach: „Auch aus dem meinen ist schon das Harz geronnen, aber mich hat noch niemand zur Stütze gebraucht.“

„Die Zeit wird schon kommen. Hier nimm den Stab, denn es geht jäh abwärts in den Graben. Binde deine Schuhe fest um den Knöchel, daß du sicheren Tritt habest.“

Zur Seite lag ein großer Steinhauße. Hildbold nahm ein mächtiges Felsstück und warf es hinzu. „Da liegt ein Christenprießter, den die unsern vor langen Jahren erschlugen, als er in den Donnergraben wollte, das Krenz dort aufrichten. Käme er heute, ich hiebe ihn zusammen wie den jungen Baum.“

Erst allmählich, dann jäh führte der schmale Pfad thalwärts. Nun hörte man das Tosen des Wassers, das sich in den Graben hinab stürzte, es war die Himmelache. Näher und näher drang das Brausen, der Berg fiel immer steiler ab, der Stab ward unentbehrlich. Hildbold stützte sich auf den Ger. Endlich

waren sie unten und sie sahen nichts als eine Felsenklamm, durch welche das Wasser stürzte. „Hier müssen wir hinein,“ sprach Hildbold und schlug in die Fichte am Ufer mit stummem Nicken gegen Ermlind ein Zeichen mit dem Beil. Dann stieg er ohne ein Wort zu verlieren in den Bach, Ermlind nach kurzem Zögern ihm nach. Sie mußte sich stemmen, um nicht mit der Ache abwärts zu fahren; aber der Dheim zeigte ihr den Vorteil: hart an der Felswand ging es besser, als man sich denken konnte, und nach einiger Zeit traten die Steinwände etwas zurück vom Bach, so daß sie nun hinaussteigen und neben dem Wasser schreiten konnten.

„Hier verlasse ich dich, Nistel!“ sprach Hildbold plötzlich. „Ich muß heimkehren, du wanderst vorwärts, immer an der Ache hinauf, bis du zu einer alten Doppelesche kommen wirst. Dort steigt du linker Hand aufwärts und du kommst dann auf eine Wiese, die sich vor dir breiten wird bis in den Felskessel. In der Mitte der hintersten Alpe liegt ein großer Steintisch; dorthin stellst du dich und ruffst neunmal den Namen Albrun. Sie wird dann kommen, die weiße Frau, und du giebst ihr diesen Riemen, der in Knoten geschlungen ist. „Hildbold schickt mich dir, daß du mich unterweist,“ wirst du ihr sagen, und das andere findet sich. Lebe wohl, Kind! wir sehen uns bald wieder!“

Er schüttelte ihre Hand und verschwand rasch hinter den Felsen an der Himmelache. —

Ermlind war nun ganz allein. Sie ging nach des Dhms Weisung weiter und stieg an der Doppelesche aufwärts und trat auf die Wiese hinaus. Welche wunderbare Schönheit breitete sich da vor ihr aus!

Sie stund im Angesicht des mächtigen Felsgebirges, dessen Häupter ihr der Dhm genannt hatte. Die Wände stürzten jäh hernieder, nur hier und da in Geröllfelder absträgend, an deren Säumen Legföhrenbüsche hinkrochen. Oben liefen die Felsmauern in seltsame Zacken und Zinnen aus. Es war tot dort oben und öde, aber gewaltig, wie der Tod es ist.

An den Fuß der weißlich grauen Steinwände schmiegte sich das lebendige Grün der weiten, großen Alpe, die im Junistor des Hochgebirgs blühte. Die glühendroten Alpenrosenbüsche umsäumten sie, an den Felsen, soweit es ging, hinauf sich lehrend; und überall aus den feinen, würzigen Gräsern schossen Blumen auf, weiß, gelb, blau, rot, braun, leuchtend wie die niederen Berge und Ebenen sie nicht sehen. Der Wind fuhr darüber und schüttelte Düste aus den Glöckchen und Dolden. Die Luft war so stark und rein, als wäre die Erde neugeboren und noch von keiner Sünde befleckt.

Ermlind blieb stehn, von alle dem wie gebannt. Sie ließ sich am Rande eines Bächleins nieder, das durch die Alpe zur Himmelache floß. Sie war bewältigt von der Größe und Reinheit um sich her; eine fromme Stille kam über sie. Es war ihr, als wäre sie allem entrückt, als gehöre sie nicht mehr auf den Hademutshof, als hätte sie nie unter den Menschen gelebt.

„So mag es wohl in dem Himmel sein, von dem meine Mutter mir erzählt hat, als ich ein Kind war, da sie noch lebte. Meine Mutter ging oft in die

Kirche der Christen und hat mich das Vaterunser gelehrt: Vater unser, der du bist im Himmel — Ach in solch einem Himmel möchte ich immer sein, so selig und ruhig wie jetzt!“

Lange saß sie also. Die Sonne ging schon hinter den Donnerkogel, als sich Ermlind erhob und weiter schritt.

Sie kam nun in den engeren Felskessel, der durch die vorspringenden Wände des Wildfrauensteins und des Berchtenkopfs gebildet ward und wie eine halbrunde Apfiss an den riesenhaften Steindom sich angeschlossen.

Ein Graben mit Wall zog sich quer vor. Sie überstieg ihn. Mitten in der hintersten Alpe erhob sich ein tischartiger Stein; der war ihr Ziel. Sie stellte sich daran und rief neunmal den Namen Albrun.

Als der neunte Ruf verklungen war, sah Ermlind eine weißgraue Gestalt hinter einem Felsbrocken hervorkommen, der vor Zeiten aus der Höhe herabgestürzt war. Das Wesen kam näher, leise und langsam mit nackten Füßen schreitend; es war eine Greisin, die hochgewachsenen Glieder in einen leinenen Rock gehüllt, der bis an die Knöchel reichte. Mitten umschloß ihn ein eherner Gürtel, Kopf und Schultern umwallte weißes Haar, ein Leinwandmantel hing von den Achseln nieder.

Sie blieb drei Schritte vor dem Mädchen stehen und fragte: „Wer bist du? weshalb rufft du mich?“

„Ermlind bin ich, des Hademut Tochter, des Hilbold Nistel. Den Riemen sendet mein Dhm und mich selbst.“

Albrun empfing den Riemen und löste die Knoten. „Lehre willst du, Ermlind? und Geheimes willst du wahren?“

„Ich will es.“

„Schwöre bei deines Vaters Haupte!“

„Bei meines Vaters Haupte!“

„So folge mir!“

Sie schritt, voran die weißgraue Greisin, und hinter ihr das blühende Mädchen; und ehe dieses hineinging in die Höhle des Kalkgesteins, warf es einen Blick zurück auf die grüne Alp und hinauf zum blauen Himmel.

Ermlind hatte zuerst gebückt gehn und dann kriechen müssen, so niedrig war der Gang; dann mußte mit Händen und Füßen eine kurze Strecke wie in einem Schornstein empor gearbeitet werden; nur so war der Zugang in die Höhle möglich, worin Albrun hauste. Von der Decke der Wölbung hingen wunderliche Tropfsteinzapfen; an einer Stelle fiel ein bläulicher Lichtstrahl nieder von dem Tageslicht, das durch ein kleines Loch schrägoben hereindrang und frische Luft mit sich brachte.

„In jenem Winkel ist das Lager für dich. Du wirst müde sein, morgen will ich mit dir reden.“ Sie wies auf eine Schicht Laub und Heu, darüber lag ein wollener Kofen.

„Willst du essen, so nimm von den Beeren in dem Körblein. Mehr hat Albrun nicht, die arme Waldfrau, die gehezte Wölfin. Schlafe und mache die Augen fest zu!“

Ermlind bereitete sich ihr Bett und streckte sich nieder. Sie schloß die Lider, konnte aber nicht schlafen. Das Knistern des Feuers lockte sie, blinzeln und zu lügen. Albrun hatte auf einem breiten Stein in der Mitte der Höhle Hölzer entzündet und einen Kessel darüber gestellt. Das Wasser begann zu zischen, die Greisin murmelte Unverständliches darüber und warf allerlei Kräuter hinein. Ermlind lauschte, und es war als höre sie:

Vergessen hat Siegfried Siegtreibas Minne,
 Grimhild umstrickte und Günther den Held.
 Ich stede den Sud izz, der Sinne veräcket:
 Die heilige Mutter umhülle das Hirn dir!

Albrun blickte nach Ermlinds Lager, und diese lag blind und still, wie im tiefsten Schlummer. Aber ihre Brust war beklommen, und sie dachte sehnsüchtig an die freie Welt draußen und hätte lieber unter den Blumen der Alm und den ewigen Sternen gelegen als hier. Jugend und Müdigkeit forderten jedoch ihr Recht, und sie entschlummerte. Doch war es ihr, als lege sich eine Hand auf ihren Kopf und ihr Herz, schwer und kalt. Bange Träume lasteten auf ihr, und sie war froh, als sie erwachte und die dumpfe Nacht gewichen war.

Freilich glänzte nicht der lichte Tag um sie wie daheim in ihrem Kämmerlein auf dem Hademutshofe. Halbdunkel war es, und sie mußte sich erst besinnen, wo sie wäre. Die Höhle war leer. Von draußen aber rief es wie durch ein dumpfes Rohr: „Komm heraus! Albrun wartet dein!“

Das Mädchen kroch durch den Gang und stund geblendet zuerst, aber hoch aufatmend unter dem glänzenden Himmel in frischer, duftiger Luft.

Hinter dem Felsblock saß die Alte. Auf einem Stein stund eine Schüssel Milch und lag ein Stück dunkeln, flachen Brotes. „Nimm deinen Imbiß!“ sagte Albrun.

Ermlind aß und trank, die Greisin betrachtete sie wohlgefällig.

„Du bist eine saubere Dirne, Ermlind, und man sieht dir das gute Blut an, aus dem du entsprossen bist. Dein Geschlecht ist alt, und deine Väter sind alle den Göttern unsers Volkes treu gewesen. Albrun kennt die Geschichten der Männerwelt und weiß der Völker Geschichte, und sie redet nur, was wahr ist. Ein Hadmuting zog mit einer Markomannenschar von den Fichtelbergen nach Boheim den andern Haufen voran; und wieder ein Hadmuting war es, der den ersten Zug führte über den Böhmerwald in das Donauland. Du trügest eine Königskrone, Mädchen, wäre das Recht ungebrochen in der Welt.“

Die Jungfrau erhob das Haupt stolz, und ihre Augen glänzten. Doch schnell flog eine Wolke über die weiße Stirn, und sie sprach traurig: „Waren die Ahnen Herzöge, was fromunte das meinem Vater, der von dem Herzoge, der nun über uns waltet, fliehen mußte gleich einem Mörder oder Diebe.“

„Unsre Götter werden ihn schützen, denn er ging ins Elend, weil er ihnen Treue hielt.“

„Haben sie denn die Macht dazu?“ fragte Ermlind bitter. „Sind sie noch so mächtig wie in den alten Zeiten, warum ließen sie die Christengötter sich verjagen in die Wildnis und geheime Höhlen?“

„Frevle nicht, thörichtes Kind!“ rief ihr Albrun zu. „Sie haben die Schlacht verloren, weil sie die Schuld auf sich geladen hatten. Jetzt sind sie unter die Erde gebannt, aber die Zeit naht, da sie herauf steigen werden mit allen göttlichen Geistern und zehntausenden von Helden unsers Volkes, die bei ihnen liegen, des Hornrufes harrend und des Hahenschreies. Auf dem breiten Felde zwischen dem Salzburger Untersberge und dem bayrischen Staufen werden die herrlichen Götter gegen die Fürsten und Priester des Gekreuzigten kämpfen und sie werden siegen! Die Erde verschlingt dann die Christen, und wir allein bleiben in der Welt als die Gewaltigen.“

„Ist der große Tag nahe?“ fragte das Mädchen.

„Ob ich ihn erleben werde, weiß ich nicht; ob du, weiß ich gleichfalls nicht. Das aber weiß ich, daß er kommen muß, denn ich kenne die alten Sagen der Lebendigen von dem, was geschah und geschehen soll.“

„Erzähle mir davon und lehre mich!“ bat Ermlind.

„Du würdest nicht alles fassen und tragen, Mägdlein,“ sprach Albrun, „und drum künde ich dir nur, was das Nötigste ist, auf daß du den Glauben haltest deiner großen Väter.“

Sie setzte sich auf einen dreibeinigen kleinen Stuhl und mit feierlichen Worten, freundlich im Ausdruck und Ton, langsam und leise begann sie von dem Anfang aller Dinge zu sagen, wie da nichts war, nicht Erde noch Himmel, noch Sonne noch Stern, noch Mond noch Meer. Und die Götter kamen und schufen die Welt und bildeten das erste Menschenpaar aus einer Esche, und es folgte eine goldene Zeit. Aber das Böse schlich in die Welt, und der erste Krieg kam. Neue Götter stunden auf und kämpften wider die alten, bis sie sich vertrugen. Die Völker aber thaten wie die Götter und kriegten mit einander, und jedes Volk betete und opferte dem Gotte, den es sich erwählt hatte, um den Sieg. Da häufte sich Schuld auf Schuld bei Göttern und Menschen, das Recht aber forderte die Sühne der Sünde. „Noch einmal werden unsre Götter über den neuen Gott siegen, der über die Berge kam und sie vertrieb aus ihrem Erbe; das wird sein in der großen Schlacht auf dem Walser Felde. Aber nach einer Frist, die keiner kennt, erfüllen sich die großen Gesichte. Rein ist das Feuer allein, das alles Unreine verzehrt, und so muß der Tag kommen, da im Weltfeuer alles sein Ende findet. Sonne und Mond und Sterne stürzen von der Himmelsdecke, und die Erde verbrennt wie ein Balkenhans mit allem, was drinnen ist. Dann ist wieder nichts, nicht Erde noch Himmel, noch Sonne noch Sterne, noch Mond noch Meer, dann vergehn auch die großen Götter, aber der gekreuzigte Christ stirbt früher als sie.“

Albrun schwieg; sie blickte düster vor sich nieder, aus ihren Augen bligte es unheimlich.

Ermlind hatte ihren Worten gespannt gelauscht; es hatte sie kalt durchriefelt und ihr Herz sich zusammengepreßt. Endlich befreite sie sich durch die Frage:

„Alles ist aus nichts geworden, und alles wird wieder zu nichts, selbst die Götter haben ein Ende. Warum schufen sie die Welt, worin sie unrein werden und zu Grunde gehn?“

„Das ist ein Geheimnis, das Wuotan allein weiß.“

„Und wenn unsere Götter jetzt in Berge und Höhlen verbannt sind, können sie uns helfen, wenn wir in Nöten zu ihnen flehen?“

„Sie haben uns Mittel gelehrt, als sie noch überall herrschten, daß wir uns wehren und den Feinden schaden.“

„Kennst du diese Mittel, weise Frau?“

„Ich kenne sie. — Hast du Feinde, Ermlind?“

„Die Feinde meines Vaters sind die meinen, und mich höhnen die Dirnen und die Knechte thum mir weh. Lehre mich die Mittel, den Vater und mich zu rächen!“

Es zuckte über das graue Antlitz der Greisin, und wie eine züngelnde Flamme fuhr die Freude darüber hin. „Komm,“ sprach sie, „konn, ich will dich lehren die Knechte schwächen und freudlos machen, und die Dirnen verhaßt den Männern; und ich werde dich lehren, die Früchte der Felder zerschlagen und ich will dich lehren einen Spruch, der das Herz bricht des Mächtigsten unseres Volkes. Wie gingen sie auf stolz und blühend, die edlen Geschlechter der Bayern und Schwaben, der Franken und Sachsen, und wie rasch wurden sie geknickt eines nach dem andern! Kaum der Urenkel saß noch im Glanz, dann brach es zusammen und das hohe Haus barst vom Giebel zur Grundschwelle. Das machen unsere Sprüche, welche die Untreue strafen, die jene Edlen an den Göttern des Volkes begingen.“

Sie grub mit dem Stabe in der Erde und stierte vor sich hin. Dann sprang sie auf, nahm den dreibeinigen Stuhl und gebot Ermlind, ihr in die Höhle zu folgen.

Was da geschehen ist, kann ich nicht sagen.

Die Sonne stund wieder zwischen dem Wildfrauenstein und dem Berchtenkopf und sank mählich niederwärts, lange Schatten der Berge fielen schon auf die Alpe. Da kam Ermlind aus der Höhle herans. Ihr braunes Haar hing aufgelöst um das Haupt und flatterte bis zu den Hüften; ihr Auge war matt, und schlaff lagen die Arme an ihrem Körper. Man hätte gemeint, sie wäre von Met oder Lantertrank trunken, auch schwankte sie im Gehen bis gegen den Steintisch. Dort sank sie nieder in das Gras, das Gesicht zur Erde gedrückt und lag wie eine Tote.

Nach einer Weile schlich Albrun heran, sie stellte sich über das Mädchen und murmelte:

In schwerem Schlafe vom Zauber geschlagen
Liegt Ermlind die edle, des Hademut Tochter.
Vom Frieden gefreit sinnt Rache und Fehde
Die Brust, die nur blühen sollt in bräutlicher Minne.

Dann schritt sie in den Berg zurück.

Ermlind lag lange, ehe die Betäubung von ihr wich. Verwirrt noch richtete sie sich auf, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, ordnete ihr Haar und erhob sich mühsam. Matt schlich sie hinter ein entferntes Felsstück und setzte sich, um die Nacht hier zu bleiben, denn in die Höhle mochte sie nicht zurück. Es graute ihr; zuweilen schüttelte es sie wie mit unsichtbarer Faust, und dann barg sie den Kopf in den Händen. In gebundenen Worten murmelte sie gleich einer Verwirrten Sprüche vor sich, aber sie sprach keinen zu Ende und zuletzt brach sie in Weinen aus. Das starke Mädchen war bis ins Mark erschüttert.

Plötzlich stund Albrun vor ihr. „Willst du hier bleiben, Ermlind?“

„Ja, ich will hier schlafen.“

„So schlafe! die Kräuter wirken noch in deinem Haupte, und manches wird dir erscheinen, was ein Schatten ist und nicht lebt. Du gehörst von heute an zu uns, und du teilst unser Schicksal, was auch komme.“

Die Alte giug, die Dämmerung kam. Und durch die Dämmerung schritten Gestalten über die Alpe, von der Himmelache her, und von den steilen Felswänden herab kamen sie und sie sammelten sich um den Steintisch. Ermlind bemerkte sie alle mit ihren scharfen Augen; sie rührte sich nicht, aber gab genau acht. Anfangs meinte sie, es seien Bilder ihres erregten Hirns, doch je länger, je fester wußte sie, daß es lebendige Männer waren, die dort zusammenstunden.

Das Mädchen wagte nicht näher zu kriechen; allein in der reinen Luft des Hochgebirges drangen die Worte vernehmlich an ihr Ohr, und sie vernahm Albruns Stimme, die feierliche Stille gebot allen Lebenden ringsum und dann befahl das reine Feuer zu entzünden. Sie sah, wie einer zwei Hölzer aneinander rieb, bis die Flamme heraussprang, und sie sah gleich nachher aus einem Dornenhaufen Feuer lodern. Albrun sprach mit hoher, gemessener Stimme mehrere Sprüche, und die Männer tanzten im Kreise um die Flamme und sprangen paarweise hindurch. Drauf traten alle dicht zusammen, sie hörte nur ein dumpfes Gemurmel und dann ein wirres Geschrei: „Tod, Tod, Tod dem Verräter!“ Ermlind erbebt. Im Schein der flackernden Lohe sah sie einen Mann, dem die Arme auf den Rücken gebunden waren, auf den Steintisch werfen, und während alle anderen zurücktraten, Albrun ein lauges Messer schwingen. Ein Schrei flog hinauf in die stille Nacht, und nach einer Weile hörte sie Albruns Stimme wieder. Es klang zu ihr herüber:

„Wehe, wehe, wehe?“

Unheil ist nahe, das Heil will weichen!

Das Blut walt trüb in roten Wirbeln.

Böses deut uns der heiße Brunnen.

Wehe wehe wehe!“

Die Flamme erlosch plötzlich, es war finster und still. Das Herz der Jungfrau pochte stürmisch an die Wände der blühenden Brust, und sie sank die Arme über das Haupt verschlungen in das Gras.

Da trat die Gestalt ihrer Mutter vor sie, wie vor Jahren an das Bett des Kindes. Und Ermlind schien es, als mache die Mutter das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirn wie damals, und sie ward ruhiger. Die wirren Bilder entfernten sich immer weiter und weiter von ihr, und sie entschlief. —

Als Ermlind erwachte, nachdem der Morgen heraufgestiegen war, sah sie Albrun neben sich sitzen.

„Du wirst jetzt heim gehn, Mädchen!“ sprach die weise Frau. „Bringe den Knotenriemen dem Hildbold zurück. — Was hast du geträumt?“

„Undeutliches nur, ich weiß es nicht.“

„Undeutlich soll es dir bleiben. Du kennst den Eid bei deines Vaters Haupt?“

„Ich kenne ihn. Ich werde schweigen, wie ich schwur.“

„So fahr' hin in der Sonne Huld und übe, was ich dich lehrte. Sei treu den Göttern deiner Väter, denn sie rächen den Verrat, und leid wäre mir, müßte ich dich strafen.“

Ermlind neigte sich vor der Greisin und schritt rasch durch die Wiese der Sonne entgegen. Als sie aus der hintersten Alpe heraus war, atmete sie freier auf. Sie rastete nicht, bis sie am vorderen Rande des großen, blühenden Bergfeldes stand in der Nähe der Doppelseche. Da schaute sie zurück und hinauf zu den weißen Steinmauern und sie sprach für sich: „Gott sei dank, daß ich dieses hinter mir habe.“

Sie ging dann an dem Bache abwärts, bis sie hinein mußte in das schießende Wasser. Da lag noch ihr Stab von ehegestern, den der Dhm gehauen hatte; sie faßte ihn und schwang sich an ihm in die Ache. Das helle, kalte Wasser spritzte schäumend um sie; aber sie stemmte sich kräftig gegen seinen Schuß. Frisches Leben drang in ihre Glieder; wie ein reinigendes Bad dächte sie das Waten in dem Bache, und ungern fast stieg sie bei der Fichte heraus, woran sie die Marke von Hildbolds Beil sah.

Nun klonn sie den jähen Steig aufwärts, immer auf die Zeichen an den Bäumen achtend, und nach langem Wandern erreichte sie des Buchbergs breiten Gipfel.

Das Donauthal lag vor ihr, sie erkannte den Hof ihrer Väter, sie glaubte selbst den Rauch des Hauses zu sehen.

Ermüdet setzte sich Ermlind auf einen Stein, die Gedanken schlangen die Fäden um sie und umwoben sie.

Zweimal war die Sonne untergegangen, seit sie zum erstemmale auf diesen Berge geraftet hatte. Sie war mit dem Dhm gegangen im Verlangen nach den Geheimnissen des Glaubens, worin ihr Vater und ihr Mutterbruder verhart hatten den Vorfahren gleich, und welcher der wahre und echte war, wie Hildbold behauptete. Sie hatte gehofft Trost zu finden und Stütze in der Einsamkeit ihres Herzens, und was hatte sie gewonnen?

Ein altes Weib hatte sie gefunden als weise Frau und Opferpriesterin, und dieses Weib hatte ihr von Göttern geredet, welche alles geschaffen hatten, auf daß es mit ihnen untergehe in Unreinheit und Sünde. Es hatte von Göttern gesprochen, die sich in die Erde geflüchtet hatten vor dem siegreichen neuen Gotte, und sie hatte deren Verehrer nächtliche blutige Opfer bringen sehen.

Jenes Weib hatte sie furchtbare Sprüche gelehrt, welche Verderben über Feld und Wald, über Tiere und Menschen bringen, wenn man sie spricht nach der Gläubigen Weise. Es zuckte in Ermlind, als sie daran dachte, und sie brach in die Worte aus: „Ermlind vom Hadenutshofe ist nun gewaltig worden! Wenn sie die Lippen bewegt und die Hände rührt, sollen es Männer und Mädchen fühlen; wie ein Donnerkeil soll es durch sie schlagen! — Rache, Rache! Das ist, was ich heimbringe, und ich will an die Götter meiner Väter glauben, so sie thun, wozu ich sie brauche. Die meinen Vater verjagten und die mich höhnten, werden hinwelfen und werden niederstürzen gleich dem kranken Baum, den ein Sturmwind bricht.“

Ihr Auge stammte und sah in die Landschaft hinaus, als suche sie den Ort, wohin sie ihre Blicke werfen solle.

Dort unten stieg der Turm von Lengbach auf. Sie dachte an den letzten Sonntag, als sie in der Kirche war; sie dachte an die Mutter, welche sie mit sich in das Gotteshaus nahm, da sie noch ein Kind war. Es fielen ihr die kleinen Gebete ein, womit die Mutter sie morgens und abends zu segnen pflegte, und sie dachte unwillkürlich an die Gebete der Albrun. Segen und Fluch, Leben und Tod — so lagen die neben einander.

Aber hinter der Mutter trat des Vaters Bild zu ihr, des flüchtigen, welcher in Welschland war und im Glend ging. Ihr Herz krampfte sich zusammen, und sie schrie auf wie ein getroffenes Reh.

„Eine Probe will ich machen meiner Kunst!“ sprach sie nach einer Weile. Sie riß eine Wurzel aus der Erde, an der Knollen hingen, und sie drückte und schabte daran, bis sie einem Männlein ähnlich wurden. Dann raunte sie heimliche Worte darüber, stach einen laugen Dorn in das Bild und hing es am dürren Aste einer Esche auf.

„Und wenn der Wald kahl wird
Und das Wasser zu Eis,
Von der schönen Ermlind
Dann niemand nichts weiß.“

fang sie höhnisch in den Wind. „Siehe zu, du frecher Knecht, ob du noch reinen wirfst, wenn der Winter kommt!“ — —

Der Abend sank nieder, als die Jungfrau in den väterlichen Hof trat. Hildbold hatte dem Gesinde gesagt, Ermlind sei über den Berg zu der kranken Muhme gegangen. Er empfang sie mit gleichgiltigen Fragen, und sie antwortete Gleichgiltiges.

Als sie an dem Tisch mit den Knechten und Mägden zum Abendbrot niedersaßen, erzählte die Meisterdirne, der tolle Eberolt sei am Nachmittag auf

dem Anger beim Grasschneiden plötzlich zusammengefallen. Er habe geschrien: „das Herz ist mir durchstochen!“ Die Leute hätten ihn heimgetragen, sie wisse nicht, ob er noch lebe.

Ermlind legte das Messer nieder, als sie das hörte. „Habe Dank, Albrun,“ dachte sie für sich, „deine Sprüche taugen.“

Als sie allein waren, gab das Mädchen dem Dhm den Riemen. Er löste ihn auf und schwieg lange. „Jetzt müssen wir doppelt klug werden,“ sprach er endlich. „Wir können nicht wissen, was über uns kommt. Morgen früh, wenn das Meßglöcklein klingt, gehst du in die Kirche, Ermlind! Kannst dabei denken, was du willst; aber gehn mußt du.“

Als die Glocke von Lengbach am andern Morgen die Gemeinde zum Gottesdienste rief, schritt Ermlind vom Hademutshofe herab. Ihr stolzer Sinn war noch stolzer geworden; einmal, weil sie durch Albrun wußte, wie hoch ihr Geschlecht in alten Zeiten gewesen war; die Königskrone kam ihr nicht aus dem Sinn. Dann aber, weil sie sich selbst mächtig wußte, eine Gebieterin über Leben und Tod. Ein kalter Troß lag auf ihren Zügen, als sie über den Freithof schritt, und widerwillig beugte sie die Kniee, als sie in das Gotteshaus trat. Zum Schein nur tupfte sie die Fingerspitzen in den Weihbrunnen.

Vor den Stufen des Altars lag ein altes Mütterlein kreuzweise auf den Steinplatten. Der Priester begann die Messe, Ermlind dachte hinauf in den Donnergraben. Sie faltete zwar die Hände, den andern gleich in der Bank knieend; aber ihre Gedanken waren so fern, daß sie fast das Glöcklein bei der Wandlung verhört hätte. Ihre Augen hefteten sich dann an das Muttergottesbild über dem Hochaltar, und je länger, je lebendiger erschien es ihr. Das Antlitz Mariä blickte zu ihr nieder, schmerzlich und doch milde, und die Hand der Jungfrau schien sich zu bewegen, halb drohend, halb winkend. War das Berchta, die strenge, große Göttin?

Als die Messe vollbracht war, erhob sich das alte Weiblein von dem Boden: es war Eberolts Mutter. Es trat zu der Kerze, die es am Beginn des heiligen Amtes angezündet hatte, und zu dem wächsernen Herzen, das es dazu geopfert, und kniete nieder und weinte, die Arme stehend empfortreckend zu der Mutter Gottes. Ermlind konnte die Augen nicht davon wenden, und ihr harter Sinn wollte erweichen. Aber die Reime summten ihr durch das Gedächtnis:

Von der schönen Ermlind
Dann niemand nichts weiß.

Sie wandte sich ab und ging aus der Kirche. Vor der Thür stunden viele Leute, Ermlind konnte nicht rasch hindurch. Da hörte sie die Stimme der alten Frau, die hinter ihr hergekommen war und an der Kirchschwelle alle bat: Wenn ihr Sohn jemandem etwas zuleide gethan habe in seinem Leben, wissend oder unwissend, der möge seinen Born von ihm nehmen, denn er leide Angst und

Pein und sei nahe am Sterben. Seine Kräfte schwänden, es sei ihm, als umwehe ihn der Wind und trockne ihn kalt aus.

Die Alte trat auch an Ermlind und bat sie schluchzend. Das Mädchen bewegte nur die Lippen stumm.

„Deine Mutter, Ermlind, ist Eberolts Vate gewesen,“ sprach sie. „Ach wenn deine Mutter noch lebte! Die war eine gute Frau und würde meinen armen Sohn heilen!“

Langsam schritt die Jungfrau die Bergseite hinan. Ihre Mutter war eine gute weise Frau gewesen! — Alle redeten in Liebe von der längst gestorbenen. Wer redete von ihr liebes? — Niemand! Aber niemand that ihr liebes außer dem Ohm, viele hatten ihr weh gethan.

Es müßte aber doch schön sein, wenn die Leute auch von ihr liebes redeten! War sie nicht auf dem Wege, allen unliebes zu thun und Leid zuzufügen und sogar den Tod? —

Das Muttergottesbild stund vor ihrem Sinne mit seinem Schmerz und seiner Milde, mit dem Drohen und Locken. Wohin sollte die Rache führen? — Zur Vernichtung, der alles verfällt nach Albruns Lehre! Es war ihr, als würde es Nacht um sie, und sie hörte das Prasseln des Weltbrandes und hörte den Angstschrei des letzten lebendigen Menschen, und es ward ihr kalt, und sie schauderte zusammen.

Sie ging immer weiter, an dem Hofe vorbei, in den Wald hinein und in Gedanken verloren stieg sie den Berg hinauf. Es war ihr, als treibe und dränge es sie, und eilend stieg sie höher und höher, bis sie oben war auf dem Buchberge.

Da stund die Esche mit dem dünnen Ast, dran hing das Wurzelmännlein und war schier verdorrt. Ermlind trat heran und riß es herab, zog den Dorn heraus, nahm ein Kraut und drückte den Saft hinein und raunte einen Spruch darüber. Dann vergrub sie das Gebilde.

Sie atmete hoch auf, das Herz ward ihr leicht wie seit lange nicht, und sie sprach: „O meine Mutter! wärst Du noch bei mir!“

Gegen Abend kam die alte Eberoltin auf den Hadenutshof.

„Mein Sohn läßt Dir danken, Ermlind, daß Du ihm geholfen hast. Er ist schier genesen und will es Dir vergelten, wo er kam.“

„Was giebt's?“ sprach Ermlind erstaunt; „bin ich ihm doch nicht nahe gekommen.“

„Laß Dir erzählen,“ fuhr das Weiblein fort. „Als ich aus der Messe heimkam, lag er gleich einem Sterbenden, und wir braunten die geweihte Kerze an und beteten über ihn. Lange dauerte es. Da schrie er plötzlich auf, und dann begann er ruhig zu atmen und fiel in einen tiefen, ruhigen Schlaf. Vorhin erst ist er erwacht, und sein erstes Wort war: „Mutter, ich werde gesund; die Ermlind hat mir geholfen.“ Und als wir ihn gelabt, erzählte er, es sei ihm gewesen,

als zögest Du ihm einen Spieß aus dem Herzen und träufeltest einen kühlen, starken Saft in die Wunde; von da ab sei ihm gut geworden, und er wisse, daß er geneset. „Mutter, geh' gleich auf den Hademuthof,“ so bat er, „und danke der Ermlind. Sie hat mir geholfen, sie allein. Ich lasse sie bitten, sie möge mir alles verzeihen, was ich ihr je gethan habe, und ich will ihr's vergelten in Zukunft.“

„Das war ein Traum,“ sprach Ermlind bewegt. „Ihr wißt, daß ich nicht in Euer Haus gekommen bin. Sage aber dem Eberolt, ich freue mich, daß er aufkommt, und er soll gutes von mir denken.“

Die Alte schied voll Dank und Glück.

Ermlind schaffte tüchtig in Haus und Hof, um gegen die Gedanken anzugehn, die sich Tag und Nacht in ihr schlugen, wie wenn die Sonne gegen Wetterwolken streitet. Sie hatte erprobt, was sie vermochte, sie glaubte an ihre geheime Kunst durch Eberolts plötzliche Krankheit und die plötzliche Wendung zum Guten. Das machte sie stolz und lockte sie ihr Wissen weiter zu erweisen und auch andere Sprüche und Mittel zu versuchen. Aber ihr Gemüt, das durch des Vaters Geschick erbittert ward, trug unter der dünnen, rauhen Decke die mütterliche Weiche und Güte. Es graute ihr im Innersten vor ihrer mächtigen Kunst, und sie empfand tief den Dank der beglückten Alten. Sie beschloß fest, niemandem mehr zu schaden, und wäre es der Herzog selber. Einige Tage später begegnete ihr Eberolt, zwar noch schwach, doch als Genesender. Er dankte ihr mit herzlichsten Worten, und als sie es ablehnte, sprach er: „Ich glaube doch, daß Du mir geholfen hast.“

Er sprach zu allen, im Genuß seiner Genesung, gutes von Ermlind, und das wirkte, denn er war beliebt und angesehen.

Wenn die Mädchen und jungen Knechte ihr vorher ausgewichen waren, oder sie allein gelassen, so ward es nun anders. Sie grüßten sie von weitem schon freundlich, und einmal trat Geppe an sie heran und sprach: „Wir tanzen heute Abend auf dem Anger, willst Du nicht zu uns kommen, Ermlind?“

Aber sie entgegnete: „Dank Euch für die gute Meinung. Der Tochter meines Vaters, der in der Fremde ist, ziemt es doch nicht, fröhlich sein.“

Es that ihr wohl, wie die Leute jetzt gegen sie wurden, und sie dachte dann immer: „Ich will ihnen nicht schaden, ich mag ihnen lieber Gutes thun.“

Hilbold der Dhm bemerkte alles wohl und sagte bei sich: „Sie ist eine kluge Dirne, meine Ermlind! ich freue mich dessen.“

Ab und zu kamen Leute zu ihr, die ihre Hilfe begehrten gegen allerlei Gebrechen. Ermlind weigerte sich anfangs, dann gab sie einen guten Rat, welchen ihr heller Verstand sie finden ließ, und sie sprach wohl auch ein paar heimliche Worte über die kranken Glieder, denn Albrun hatte sie auch gute Segen gelehrt. Ihr Ruf wuchs, und die Leute im Gau ehrten sie.

So ward es wohl nach außen heller um sie, und sie empfand das wohl-

thuend. Aber innen kämpfte es gewaltig in ihr. Sie hatte die greise Priesterin im Donnergraben Tag und Nacht vor ihren Augen. Oft fuhr sie mit jähem Schrei aus dem Schlafe, denn es war ihr, als liege sie auf dem Opferstein und Albrun schwinde das Messer über sie. Dann wieder sah sie die alten Götter bleich und verschrumpft in Schoße der Berge sitzend, und dann kam der Weltbrand; sie wachte auf in der Flucht, wie sie wähnte, vor den verfolgenden Flammen. So trieb es sie hin und her. Ermlind lebte unruhig und betrübt; der Boden schwankte unter ihr.

Damals begann sich in der Kirche ein neues Leben zu regen durch die Orden des heiligen Dominikus und des heiligen Franziskus von Assisi. Auch durch das deutsche Land erhuben sich ihre Klöster, und die weißen und die grauen Mönche wanderten herum und predigten gegen Unglauben und Ketzerei, lehrten das Volk und riefen es zu Buße und Beichte.

Von Regensburg aus ihrem Ordenshause kamen auch in das österreichische Land Minderbrüder, einzeln und paarweise. Das Volk hatte sie lieber als die Predigermönche, weil sie nicht so scharf und hitzig waren als diese und sich auf das Leben der Bauern und des armen Mannes besser verstanden. Manchen war große Rednergabe verliehen; der größte unter ihnen, Bruder Berthold, versammelte tausende um sich, wenn er von der Donau bis nach Polen hin wanderte, und man ehrte ihn als einen neuen Apostel der Deutschen und einen Heiligen.

Eines Sonntags verkündete der Pfarrer, ein Barfüßer werde in der angehenden Woche nach Lengbach in die Mission kommen. Man möge ihn andächtig hören, und er habe auch nichts dawider, wenn er zur Beichte sitze.

Der Angekündigte kam, hieß Bruder Reinhart und war ein junger Mann noch, mit schmalem Gesicht und dunklem Haartranz um den breit geschorenen Scheitel und mit Augen, welche durch die Seele schauten. Er kam mit einem Stabe nur, barfuß und barhäuptig, die graubraune Kutte hing um die schlanken Glieder, ein Bettler sah reicher aus.

Auf dem Freithof von einem Stein an der Kirchmauer hielt er seine erste Predigt. Wie anders war die, als wenn der Pfarrer Sonntags von der Kanzel redete! Er erzählte von dem heiligen Franziskus von Assisi, seinem Ordensstifter und Patron, der eines reichen Mannes Sohn in Welschland gewesen war und freiwillig und trotz Schmach und Strafen die bitterste Armut auf sich nahm, den Armen und Kranken beistand mit Trost und Zuspruch und voll glühender Liebe war zu Gott und Menschen und den Tieren selbst. Die Hasen sogar und die Schwalben redete er an als seine Brüder und Schwestern.

Solches hatten die Leute von Lengbach nimmer vernommen. Sie sahen den heiligen Mann leibhaftig vor sich und das nächste Mal kamen sie aus der ganzen Gegend zur Predigt.

Hilbold und Ermlind blieben auf dem Hademutshofe, das Gefinde lief hinunter zum Mönch.

„Unsere Götter schlafen, sprach die Jungfrau zum Dhm. „Was frommen Götter, die im Berge sitzen und sich den Bart durch den Tisich wachsen lassen?“

„Du bist leck, Nistel! hüte Dich vor der Strafe der Frau Berchta. Die Christengötter haben im Augenblick die Macht. Heute Dir, morgen mir.“

„Ihr habt mir gesagt, Du und mein Vater und auch Albrun, unsere Götter wären hinter denen in der Kirche versteckt. Ich habe darüber nachgedacht und mir will es unwürdig scheinen, daß sie Mummenschanz treiben und Schembärte vornehmen.“

Hilbold schwieg. Ermlind fuhr fort: „Wenn ich in der Kirche bin, wohin Du mich schickst, sehe ich die Leute beten, und sie legen ihre Sorgen und Wünsche vor dem Kreuz und der Mutter Gottes nieder, und ich sehe sie aufstehn, als wäre erfüllt, was sie bitten, und von ihnen genommen, was sie drückte. Da beneide ich sie. Wohin soll ich mich wenden in der Herzensangst, die oft auf mir liegt, wenn ich an den Vater denke und — an Albrun.“

„An Albrun?“

„Ja, an Albrun, denn mir graust vor dem Weibe. Nimmer geh' ich in ihre Höhle, nimmer wieder, Dhm! und nimmer wieder in den Donnergraben.“

„Aber wenn sie dich zu sich fordert?“

„Dann wirst du mich schützen, denn du gelobtest mich zu pflegen und zu verteidigen.“

„Albrun ist mächtiger als ich, und ich muß ihr gehorchen.“

„So müßtest du mich auf ihr Gebot selbst an den Stein führen, wo sie Menschen schlachtet?“

„Unselige, was weißt du davon? — Schweige, wenn dein Leben dir lieb ist!“

„Ich werde schweigen, aber mich graust vor diesem Dienst.“ —

Die Knechte und Mädchen kamen von dem Freihofe zurück; sie waren des Gehörten voll. Die Meisterdirne war noch unten geblieben zur Beichte, und als sie heimkam, sagte sie zu Ermlind, ihr wäre so leicht als einem neugeborenen Kinde. Sie hätte eine alte Sünde auf der Brust gehabt, die sie Tag und Nacht drückte. Jetzt wäre sie frei und hätte Friede.

Friede, Friede! was dieser in der Seele ist, kannte Ermlind nicht mehr. Sie war rein und schuldlos — nur der Zauber mit Eberolt lastete zuweilen auf ihrem Gewissen. Sie that ihre Pflicht durch tüchtiges Schaffen, sie mühte sich den Leuten nützlich zu sein, wo sie es begehrten; aber den Frieden und die Heiterkeit des Gemüths, die mit ihm kommt, kannte sie längst nicht mehr. Das schöne Mädchen sah düster aus den Augen, seine Wangen bleichten, es schien eine Krankheit an ihm zu zehren. Der Dhm beobachtete das und er sorgte sich ängstlich um seine Nistel.

„Du bist krank, Ermlind?“ sprach er sanft.

„Ob ich krank bin, weiß ich nicht“, antwortete sie; „aber tot möchte ich sein, da wäre alles vorbei.“

„Denke an deinen Vater. Wenn er einst wiederkehrt und wenn er dich nicht fände?“

„Wie kann er zurückkehren, ohne dem Herzog zu verfallen? Er ist tot für mich, alles ist für mich tot. Du hast mich in den Donnergraben geschickt, mir Glauben und Glück zu holen, und was habe ich heimgebracht? — Ich glaube nicht mehr an unsere Götter, und ich glaube auch nicht an die Christengötter. Ich habe mein Vertrauen auf das Leben verloren, denn alles ist dem Untergange geweiht, und Untergang muß ich bereiten, wenn ich Albruns Lehre folge. Da steht der Baum schwer unter seinen gelben und roten Früchten, ich muß ihm den Saft nehmen und verbrennen! Dort steht ein junges Paar, seine Augen leuchten in Liebe und Verlangen, ich muß es mit meinen Waffen treffen und es ausdörren und verderben. Was soll ich thun, von dem Siechtum zu genesen, das an meinem Herzen nagt? Finster und kalt ist es um mich, ich schreie nach Licht und nach der warmen Sonne, denn es ist hart zu Eis zu werden, wenn man noch so jung ist!“

Wieder predigte der Bettelmönch. Der Freithof faßte die Menschen nicht mehr, und Bruder Reinhart war vor das Dorf gezogen mit der Menge. Sie hatten sich auf dem Anger gelagert, und er sprach von dem kleinen Hügel herab, auf dem Ermlind gefessen hatte, als die Mädchen und Burschen unten tanzten.

Der Mönch redete über die Worte, die Jesus nach dem Johannisevangelium zu seinen Jüngern sagte: „Den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Nicht gebe ich Euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!“ Und er predigte also:

„Ein sanftes und süßes Ding hat Euch der Herr geboten, damit Eurer um so mehr kommen; denn das Himmelreich ist weit, und er hätte gern viele Leute in seinem Reiche. Nach diesem Dinge begehrt alle Welt, und sein Name ist der Friede.

Was der Mensch begehrt und thut, das thut er um nichts, als um den Frieden; und der Vogel in der Luft, und der Fisch im Wasser und das Tier im Walde und der Wurm in der Erde begehren des Friedens, und als der Heiland auf die Erde herabkam, that er es nur, damit er Friede mache zwischen uns und dem Vater im Himmel.

Dreierlei Friede ist. Der erste ist der mit Gott. Den halten wir, so wir rein bleiben von Sünde. Wer sündigt, der bricht den Frieden, und Gott stößt ihn aus seinem Himmel, wie die tausend Engel, als sie seinen Frieden brachen, und wie er Adam aus dem Paradiese stieß. Hütet Euch vor allem vor der Hochsahrt, denn aus ihr kommt die Sünde, und diese bricht den Frieden mit Gott.

Der zweite Friede ist der Friede mit dir selber. Sündige nicht, du Mann, du Weib, du Knecht, du Magd! sündige nicht, du Herrschaft und nicht du Armut! denn wer sündigt, stört den Frieden seiner Seele und er verzweifelt und verfällt in den Tod. Wenn Ihr Euer Recht brecht, kommt der Richter und heißt den Schergen, daß er Euch binde und strafe. Der Rechtlose ist wie ein Wolf im Walde; wer ihn findet, mag ihn töten. Aber ich sage Euch, schlimmeres kommt

über den, so den Frieden mit sich selbst verloren hat. Und wenn er auf dem größten Hofe säße und weitem dienen und zinsten ihm die Bauern, und wenn er schön wäre wie Absalon und weise wie Salomon und stark wie Simson und er hätte den Frieden nicht, so frummte ihm alles nichts: er sähe die Sonne nicht scheinen und nicht den Mond, die Bäume nicht blühen und das Korn nicht reifen, es hungerte ihn an der vollsten Schüssel und dürstete ihn vor der reinsten Quelle. Hochfahrt bricht auch den Frieden mit dir selbst, denn wer hochfährig ist, stellt sich über die Menschen und über Gott, und darum kommt der Unglaube aus der Hochfahrt, und du willst nicht glauben an Gott, der allein den Frieden hat, und an Jesum Christum, der am Kreuze gestorben ist, auf daß er Frieden mache zwischen Gott Vater und den Menschen, und an den heiligen Geist, der allein das Licht geben kann in deine Finsternis und deinen Zweifel und den Weg weisen, der einzig in den Frieden führt.

Der dritte Friede ist der Friede mit deinem Nächsten. Zwei Gebote hat der Herr als die vornehmsten verkündet: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüte, und das andere: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Wenn du nicht deinen Nächsten liebst, als wäre er du selbst, so brichst du den Frieden, und Gott nimmt dich nicht in sein Reich. — Ja, sagst du, mein Nächster liebt mich auch nicht, und wo er kann, schadet er mir, und meinen Vater hat er aus seinem Erbe gedrängt und meine Mutter hat er gescholten. Schau hinauf an das Kreuz! Da hängt Gottes Sohn, der die Welt also geliebt hat, daß er sich in den schmachlichen Tod gab, ob schon er leben konnte in Herrlichkeit bei dem Vater. Hat ihn die Welt geliebt? Nein und aber nein und zum dritten nein! Angepien hat sie ihn und mit Ruthen gehauen und an das Kreuz geschlagen, und doch hat er sich für sie geopfert einzig um den Frieden zu machen zwischen ihr und Gott. Also thu' auch du, wie du auch heißest und wer du auch seist, o Menschenkind! liebe deinen Nächsten, und wenn er dich schlägt, so thue ihm wohl, und wenn er dich schilt, so lobe ihn, und wenn er dir zwei Pfennige nimmt, so gib ihm vier, einzig daß du Frieden habest, welcher ist das Reich Gottes.

Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! so spricht unser Heiland. Es fürchte sich nicht den Teufel aus sich zu jagen, der drinnen in Euch sitzt mit der Sünde, wie sie auch heiße. Denn ich sage Euch, mancher rühmt sich seiner Reinheit und Keuschheit und meint damit alle Tugend zu haben, aber er ist voll Hochfahrt und hat den rechten Glauben nicht an die Liebe Gottes und er hat darum auch den Frieden nicht. Die Liebe allein giebt den Frieden! D nehmet die Liebe in Euch, die Liebe zu Gott und die Liebe zu Euren Nebenmenschen, und wenn du den Frieden verloren hast, du arme Seele, so suche ihn in der Liebe und du wirst ihn wieder finden!

Thue Buße, o Mensch! denn in der Buße wird das Herz weich. Thue Buße und schütte aus deinem Herzen den alten Unrat und reinige es vom Zweifel an Gott! denn der Zweifel macht dich sauer und herb und wirft die Galle in den Honig des Lebens.

Sieh hinauf! Gott breitet seine Arme am Kreuze nach dir aus, du zweifelnde Seele, und er lockt dich zu sich und tränkt dich mit der Liebe und speist dich mit dem Brote des Glaubens. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, spricht der Herr, ich will Euch erquicken. Den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Amen!"

Lautlos hatte die Menge dem Prediger gelauscht. Links, wo die Reihen dünner wurden, stund ein Mädchen, die Augen fest auf den Minderbruder geheftet, die Hände über der Brust gefaltet; je weiter er redete, um so gespannter folgte es ihm. Bruder Reinhart hatte es bemerkt; er hatte dieses Gesicht noch nie gesehen, das ihn anzog und mit dem lebendigen Spiel der erregten Züge wunderbar lockte. Er hatte sich unwillkürlich in seiner Rede oft dorthin gekehrt, und es war ihm, als müsse er grade für diese Maid sprechen.

Nach dem Amen kniete er nieder und er sprach das Credo und das Vaterunser, und alle knieten mit ihm. Dann erhob er sich und verkündete, wer mit ihm reden wolle, möge zu ihm treten. Viele kamen, die andern zerstreuten sich. Eines nach dem andern schied, mit dem er geredet hatte, und als das Letzte gegangen, sah er sich um, und wo er das Mädchen während der Predigt geschaut, da kniete es noch, den Kopf tief zur Erde gesenkt und in sich versunken, gleich einer Taune, die der Sturm brach.

Er trat zu der Jungfrau und berührte sie. Sie fuhr in die Höhe, und zwei dunkle tiefe Augen blickten in die des Mönches. Die ernstern, forschenden, milden und doch so gewaltigen Blicke des Mannes draugen in das Herz des Weibes und faßten es und huben es empor.

"Was willst du, Mädchen?"

"Den Frieden will ich!" schluchzte es, "den Frieden suche ich, von dem Ihr geredet habt."

"Wer bist du, Kind?"

"Ermlind bin ich vom Hademutshofe."

"Ermlind, ich kenne dich, ob ich dich nimmer sah. Dein Vater ist in der Fremde; du bist allein unter des Oheims Schutz; die Leute loben dich jetzt, nachdem sie dir vorher feind waren."

"Sie loben mich, weil sie mich nicht kennen. Gebt mir den Frieden, Herr, von dem Ihr gepredigt habt!" schrie sie auf.

"Ich bin kein Herr, Ermlind! ich bin ein Minderbruder, ein Bettler um Gott. Was in dir ringt und kämpft, ich weiß es, denn wir lernen in unserm Dienst die Herzen verstehn. Dein Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! — Du willst den Frieden, den du verloren hast, weil du vom Hademutshofe bist, und ich will dir helfen, daß du ihn gewinnest."

Das Mädchen erfaßte seine Hand und sprach: "Ich will Buße thun, wie Ihr verlangt, und ich will mein Herz erweichen und will allen Unrat aus ihm schütten, der mich in die Verzweiflung stößt. Herr! ich muß die Liebe gewinnen und den Frieden!"

Der Mönch schaute in das erregte, halb verzweifelnde, halb hoffende Gesicht,

und er machte dreimal das Kreuzeszeichen auf Ermlinds Stirn: „Der Herr segne dich in deinem Vorhaben, du Christenkind! Komm morgen früh zur Beichte, wenn die Sonne aufgeht. Ich werde dein in der Kirche warten.“

(Schluß folgt.)



Das moderne Illustrationswesen.

Aphorismen

von

Ernst Edstein.

Über den Wert und die Berechtigung der Illustration im ursprünglichen Sinne ist nicht zu streiten.

Illustration bedeutet so viel als Erläuterung, Verdeutlichung, und die Fälle, in denen eine, wenn auch flüchtige Zeichnung gründlicher orientiert, als der ausführlichste Text, sind Legion.

Es gehört z. B. schon eine ziemlich starke — sagen wir: dichterische Potenz dazu, um lediglich auf dem Wege der Schilderung einem Leser anschaulich beizubringen, wie das altrömische Normalhaus beschaffen war.

Das menschliche Auffassungsvermögen ist nämlich, dem geschriebenen oder gesprochenen Wort gegenüber, wesentlich auf das zeitliche Nacheinander zugestutzt, nicht aber auf das räumliche Nebeneinander. Wo dieses Nebeneinander dennoch infolge einer Schilderung vorgestellt wird, da geschieht dies meist in dem clair-obscur einer gewissen Verschwommenheit; das Stimmungsvolle wiegt vor; das Lineare, Geometrische kommt nur wenig zur Geltung. Daher denn z. B. ein begabter Poet, der sich vergebens abmühen würde, ein halbwege realistisches Bild von der Aufstellung der verschiedenen Truppenkörper bei Gravelotte zu entwerfen, mit der größten Leichtigkeit ein stark individualisiertes und tief sich uns einprägendes Landschaftsbild hinzaubert, weil eben hier die Farbe, die Beleuchtung, die Stimmung das Entscheidende sind.

So in den allbekanntesten Versen:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldenen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Hier haben wir das greifbare Bild einer Abendlandschaft, deren Einzelheiten uns mit der Unmittelbarkeit des wahrhaftigen Seins vor die Seele treten.

Sobald es sich aber um die nüchterne sachgemäße Einprägung eines nicht malerisch abgetöntten, sondern rein geometrischen und stereometrischen Nebeneinander

handelt, da kann der erzählende Dichter nur auf künstlichen und oft schwer zu beschreitenden Umwegen zu seinem Ziele gelangen; etwa, indem er eine dem Leser schon interessant gewordene Person die zu schildernden und topographisch zu analysierenden Räume eines Palastes durchschreiten läßt, und so das Nebeneinander ins Nacheinander verwandelt.

Aber auch diese oft besprochene Methode steht nur dem Dichter zur Disposition.

Der Mann der Wissenschaft hat dagegen kein Mittel, der objektiven Schilderung aus dem Wege zu gehn.

Er muß — um das Beispiel von dem altrömischen Normal-Hause beizubehalten — mit dem Vestibulum anfangen, und mit dem Posticum aufhören. Er muß den unfruchtbaren Versuch machen, ein Bild zu erzeugen, wo er im besten Falle Fragmentarisches leistet, das sich in Kürze wieder verwischt, oder zum Chaos wird, — schon deshalb, weil das Auffassungsvermögen des Lesers bei solchen Schilderungen außerordentlich rasch ermüdet, und gar keine haftenden Eindrücke mehr gestattet.

Selbst die wiederholte Lektüre beseitigt diesen Mangel nur unvollständig.

Erspart sich dagegen der belehrende Autor neun Zehntel seines so mühsam zur Klarheit strebenden Textes, und giebt an Stelle des Weggefallenen eine Illustration — hier also zunächst einen Grundriß, in welchem die einzelnen Räume des Hauses mit ihrem Namen bezeichnet sind — so weiß der Leser, der sich ein einziges Mal diese Illustration gründlich betrachtet, zehnmal mehr von der Topographie des altrömischen Hauses, als er dem ausführlichsten illustrationstosen Texte entnehmen könnte.

Wir sehen also: die Illustration ist schwer zu entbehren, wo es sich um anschauliche Belehrung handelt; wie denn z. B. ein Handbuch der Physik, der Chemie, der Anatomie, der Physiologie, der Mineralogie u. ohne Illustrationen undenkbar wäre.

Ferner begreift es sich ganz von selbst, daß berühmte Persönlichkeiten, für deren Eigenart sich das Publikum interessiert, denselben im Bilde vorgeführt werden. Alle Biographien, alle Berichte der Interviewer können hier die Kunst des Holzschnidders nicht ersetzen. Das Publikum verlangt das Gesicht, und zwar mit vollkommenstem Recht, wie dies Schopenhauer in seinem Kapitel „Zur Physiognomie“ so treffend erörtert. Das Äußere des Menschen — so ungefähr heißt es in der Studie des Frankfurter Philosophen — giebt nämlich das Innere darstellend wieder, und das Antlitz offenbart uns das ganze Wesen des Individuums — vorausgesetzt, daß wir im Stande sind, diese Offenbarung zu lesen. Allerdings ist die Kunst der totalen Entzifferung eine große und schwere, und ihre Grundsätze und Regeln in abstracto nie zu erlernen. Etwas jedoch liest jeder aus der Physiognomie eines berühmten Zeitgenossen heraus, — oder er glaubt doch instinktiv, es zu können, und so hat denn die „allgemeine Begier, einen Menschen, der sich im guten oder im schlechten hervorgethan, oder ein außerordentliches Werk geliefert hat“, im Konterfei zu erblicken, ihre psychologische Basis, man möchte sagen: ihre metaphysische Basis.

Solchem Verlangen entsprechen denn auch unsere illustrierten Zeitschriften beinahe durchweg; denn es giebt kaum eine einzige, die das Portrait nicht mit Ausgiebigkeit kultivierte — und zwar, oft zum Nachtheile des typographisch-künstlerischen Gesamteindrucks, auf der ersten Seite, als gälte es zu bekunden, daß diese Gattung der Illustration, von der wissenschaftlichen abgesehen, die am meisten berechnigte ist.

Es giebt ferner eine Gattung der Illustration, die gleichsam die Mitte hält zwischen den beiden bisher besprochenen. Zu dieser Gruppe wären etwa zu rechnen die Bilder von Geburts- und Sterbe-Häusern berühmter Männer, von ihren Arbeitszimmern, Gärten und Villen; die Bilder von Lokalitäten, an die sich hervorragende Begebnisse, wie diplomatische Begegnungen, Friedensschlüsse, künstlerische oder wissenschaftliche Leistungen knüpfen; kurz, die Darstellungen jener an sich sekundären Dinge, die man als Ergänzungen des Portraits auffassen könnte, da es ja in der That für einen Menschen charakteristisch ist, wie er wohnt, in welchem Raume er schafft, wo er Genuß und Erholung sucht, und welche Stätte er wählt zur Inzenierung bedeutsamer Thaten und Handlungen.

Also auch diese Gattung der modernen Illustration dürfen wir unbedingt gelten lassen.

Wunder notwendig erscheint uns die bildliche Reproduktion aktueller Ereignisse, — denn für das, was geschieht, ist das Wort ein viel geeigneterer Interpret, als der Stift des Zeichners. Auch finden sich gerade auf diesem Gebiete die überraschendsten Auswüchse und Verirrungen, die selbst der beredteste Verteidiger der hier in Frage gezogenen Gattung nicht gutheißend wird. So in dem täglich wiederkehrenden Falle, daß man die indifferentesten Phasen eines Ereignisses bildlich festhält.

Daß gerade solche Illustrationen vom Publikum mit besonderer Freude begrüßt werden, liefert den besten Beweis für die geistige Trägheit und die glorreiche Absurdität der großen Masse.

Damals z. B., als der Pariser Journalist Victor Noir in Begleitung seines Freundes Ulric de Fonvielle sich zum Prinzen Peter Napoleon begab, denselben beleidigte, und von dem heißblütigen Corfen schlaunweg niedergeschossen wurde, damals wäre das legitime Verlangen eines wahrhaft gebildeten Publikums vollauf befriedigt gewesen, wenn die Journale, unter Erzählung der Thatfachen, die Portraits der drei Helden veröffentlicht und so dem Leser ein hinlängliches Material zum Verständnis und zur Beurteilung des Ereignisses unterbreitet hätten. Statt dessen brachten sämtliche Blätter nicht nur die Hauptszene — natürlich in den widersprechendsten Auffassungen — sondern man begegnete Dutzenden von Momentbildern, deren Berechtigung nicht zu ergründen war. Da erblickte man die Herren Victor Noir und Ulric de Fonvielle, die Wohnung des letzteren verlassend, um sich nach Auteuil zu begeben; oder die welthistorische Szene, wie Ulric de Fonvielle im Beratungszimmer der Rappell-Redaktion über das Vorgefallene berichtet. Das war offenbar des Guten zu viel!

Noch freigebigler äußert sich diese Manie bei jeder beliebigen Reise eines hervorragenden Souveräns. Im ersten Bilde solcher denkwürdigen Cyfloramen

gewahrt man beispielsweise Seine Majestät den Kaiser von Rußland, wie er in Begleitung seiner Adjutanten die festlich geschmückte Treppe des Schlosses X. Y. herabsteigt; — im zweiten, wie er dem Generalfeldzeugmeister Müller von Müllendorf herzlich die Hand reicht; — im dritten, wie er mit seiner erlauchten Gemahlin seelenvergnügt durch die Stadt fährt; — im vierten, wie er nach eingenommenem Diner mit sich und seinem Genius allein ist, über das Schicksal Europas nachdenkt, oder behaglich die Rauchwölkchen einer türkischen Zigarette nach oben bläst:

In der That — ist's zu glauben?

Sieht denn der Kaiser von Rußland, wenn er die Treppe heruntersteigt, wesentlich anders aus, als wenn er Hände schüttelt, spazieren fährt, oder türkische Zigaretten raucht?

Oder läßt sich behaupten, daß der Kaiser von Rußland auf wesentlich andere Art die Treppe heruntersteigt, Hände schüttelt, spazieren fährt, und türkische Zigaretten raucht, als sonstige Leute von Distinktion?

Zu alledem kommt, daß solche zeichnerische Glufubrationen meist die höchst souveräne Erfindung des betreffenden Künstlers sind, hergestellt aus einem Porträt des Kaisers von Rußland und aus der nahe liegenden Unterstellung, daß der Zar, um sich in den Wagen zu schwingen, in der That erst die Treppe passieren muß. Beobachtet, aus dem Leben geschöpft, haben die Herren vom illustrierenden Stift bei solchen Arbeiten ganz und gar nicht; und diese Beobachtungslosigkeit, verknüpft mit der Ideenarmut der künstlerischen Probleme verleiht solchen Illustrationen etwas unsäglich Edes und Abgeschmacktes.

Was wir bis jetzt in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben, gehört zu jenem wesentlich instruktiven Genre, das — dem Urbegriffe der Illustration entsprechend — vor allem zur Erweiterung unseres Verständnisses beitragen will, das künstlerische Moment hingegen als ein sekundäres behandelt.

Es liegt klar auf der Hand, daß ich mir beispielsweise den Kopf eines berühmten, aber sehr unschönen Komponisten, einer geistreichen, aber erorbitant häßlichen Schriftstellerin keineswegs in der Absicht betrachte, mich künstlerisch zu erbauen, sondern einfach — je nach meiner Stellung zu den Leistungen der porträtierten Persönlichkeit — aus Neugier, aus Interesse oder aus Wissensdrang. Wenn die Zeichnung daher nur charakteristisch und ähnlich ist, in der Ausführung aber vielleicht weit hinter den Anforderungen selbst eines Durchschnittskünstlers zurückbleibt, so erfüllt sie für mich durchaus ihren Zweck. Ebenso will ich beim Anblick einer Kamerun-Hütte, oder eines zuluflafferischen Jagdpeeres nicht in ästhetische Verzüchtung geraten, wie vor dem Bild der Sirtina — selbst nicht mutatis mutandis und in verringertem Maßstabe: sondern ich will ausschließlich meine Kenntnisse vervollständigen. Wo dies erreicht wird, da stelle ich dem Zeichner, wie dem Verfasser des Textes das Zeugnis aus, daß sie nicht nur alles gethan haben, was sie als getreue Knechte zu thun schuldig gewesen, sondern auch, daß ich ihr Walten — abgesehen von dem allzeit ungesunden Zuviel — für ein zweckmäßiges und segensreiches erachte.

Anders verhält es sich mit der Illustration, die den künstlerischen Effekt eines

Gedichtes, eines Romans, einer Novelle vertiefen, die gleichsam eine Parallelschöpfung zu der Schöpfung des Autors bedeuten, und daher in erster Linie schön sein, künstlerisch wirken soll, — im Gegensatz zu dem Zweck der Belehrung.

Zu den Illustrationen, die „schön sein sollen“, rechnet der Sprachgebrauch, wie ich hier gleich bemerken will, auch die Reproduktion selbständiger, wertvoller Gemälde. Augenscheinlich mit Unrecht. Solche Reproduktionen sind ein Schmuck, der, ohne Zusammenhang mit dem litterarischen Inhalt der Zeitschrift, pure beigegeben wird, — und ich halte diese Vermittelung zwischen dem Künstler und dem Publikum für eine besonders löbliche Leistung unserer illustrierenden Presse, — dafern die Reproduktion mit derjenigen Vollendung erfolgt, die das Originalwerk verdient.

Wenn ich daher, wie aus dem Nachstehenden ersichtlich, die „schön sein sollende“ Illustration beinahe durchweg verurteile, so will ich diese Nachbildungen genialer zeitgenössischer Schöpfungen von vornherein erimiert wissen, denn sie fallen ja überhaupt nicht unter den Begriff der eigentlichen Illustration, wie er oben erörtert wurde. Was z. B. sollte denn etwa durch ein Genrebild von Bantier oder von Knaus „illustriert“ werden? Wo ist der Text, die litterarische Grundlage, dem diese Schöpfungen erläuternd zu Hülfe kommen? Das Wort „Illustration“ richtet hier offenbar eine Verwirrung an, die zu schlichten eine schätzbare That wäre. Warum unterscheiden wir nicht prinzipiell zwischen „Bild“ und „Illustration“, oder zwischen „Illustration“ und „Reproduktion“? Oft schuldet die Vielbeutigkeit eines Wortes die empfindlichste Schädigung der Begriffe.

Eine „schön sein sollende“, mit den Ansprüchen eines Kunstwerkes auftretende Illustration im wahren Sinne des Wortes dagegen ist alles das, was sich ohne den wirklichen Zweck der Erläuterung, an die Gestalten und Situationen eines Dichtwerkes anklammert, und so einen Teil des dichterischen Ideenvorrats in Linien umsetzt. Auf diesem Gebiete liegt entschieden der wunde Punkt des modernen Illustrationswesens, und wie sehr sich gerade der feinfühligste Teil unseres Publikums durch die hier herrschenden Übelstände verletzt und beleidigt glaubt, darüber sei mir ein unbemanteltes Wort gestattet.

Ganz gewiß kann der bildende Künstler die Anregung zu seinen Schöpfungen aus irgend einem Dichtwerk entnehmen; denn ein Dichtwerk ist ja lediglich ein künstlerisch potenziertes, aus der Sphäre des Zufälligen und Fragmentarischen in die des Notwendigen und Ganzen emporgehobenes Nachbild des wirklichen Lebens. Das Gleiche gilt umgekehrt. Ein Werk der bildenden Kunst mag die Quelle sein, aus der die Muse des Dichters schöpft. Wir erinnern bloß an Heinrich von Kleist und sein vielgerühmtes klassisches Lustspiel, um diese Behauptung auch für größere Schöpfungen zu begründen; denn daß sie von kleineren, von Epigrammen, Sonetten und anderen lyricis gilt, das ist jedem sofort gegenwärtig, der seinen Goethe gelesen hat. Ja, selbst „auf Bestellung“ kann hier ein freies Dichtwerk entstehen; denn die Thatsache, daß etwa der Herr Verleger dem Dichter ein Bild ins Haus schickt, mit der Anfrage, ob das Bild ihn zur dichterischen Interpretation reize, gehört doch offenbar in die nämliche Kategorie der äußerlichen Veranlassung,

wie etwa der Anblick eines prächtigen Panoramas, oder die Anregungen, die wir beim Besuch einer Galerie empfangen, — und nur derjenige Dichter würde seine Muse entweichen, der sich nun für gebunden hielt, dem Wunsch des Verlegers oder des Redakteurs unter jeder Bedingung Folge zu leisten — selbst dann Folge zu leisten, wenn das übermittelte Kunstwerk ihn kalt ließe. Doch dies beiläufig! Ich wollte nur konstatieren, daß Dichtkunst und Malerei vielfach in Wechselbeziehungen stehen, die selbst Phöbus Apollo nicht als strafwürdig auslegen könnte.

Dennoch bin ich ein Feind der illustrierten Dichtwerke.

Selbst da, wo der bildende Künstler aus der Hervorbringung des Dichters heraus ein freies, ächt lebendiges Kunstwerk gestaltet hat, erachte ich die gleichzeitige Darbietung des Dichtwerkes mit einer Reproduktion des Gemäldes für eine ästhetische Verirrung, die nicht nur den Künstler, sondern, und zwar in noch höherem Maß, den Poeten empfindlich schädigt.

Ferdinand Kürnberger spricht einmal in einem seiner geistreichen Essays, die er unter dem Titel „Litterarische Herzensangelegenheiten“ zusammengestellt hat, ein hartes, aber nicht zu widerlegendes Wort anläßlich verschiedener neuer Illustrationen zu Goethes Faust.

Er sagt:

„Welcher Schaber, Stecher und Kritiker darf es denn wagen, sich so breit und dreist zwischen Goethe und mich, den Leser, zu stellen und mir zu befehlen: So und nicht anders hast du dir den Helden des Dramas, so und nicht anders die wunderfame Gestalt des Mephisto, so und nicht anders die Physiognomien Gretchens, Marthas und Valentins vorzustellen!“

In der That, die Seele des Lesers rebelliert gegen diesen Zwang und da nun der unmittelbare, sinnliche Eindruck selbst bei den phantasievollsten Menschen weit mächtiger ist, als die Nachhaltigkeit jener inneren Bilder, die wir uns selber aus der Lektüre des Dichters geschaffen haben, so bedeutet dieser wenn auch noch so kunstvolle Holzschnitt, der sich so greifbar und fest in die goldenen Gesichte des Poeten hereindrängt, eine Vergewaltigung unseres urreigensten Rechtes — des Rechtes nämlich, den Dichter so auf uns wirken zu lassen, wie er nach Maßgabe unsrer persönlichen Eigenart auf uns wirken mußte. Wir lesen da beispielsweise den schwermutsvoll-bekommenen Monolog zu Anfang des oben erwähnten Trauerspiels. Wir gelangen bis zu jener wunderbar schönen Stelle, wo Faust sich hinaussehnt auf die taubepflüchte, mondüberglänzte Höhe, — um so die Ode seines unbefriedigten Forscherlebens am Busen der Altheilerin Natur zu vergeffen. Unser Innerstes erbebt unter den Klängen dieses sehnsuchterfüllten Hochgesanges; herrliche Visionen steigen vor unsrer Seele empor; wir erblicken das Antlitz des müden Kämpfers, wie es Goethe selber geschaut hat, — d. h. erhabener, menschlicher, herzergreifender, als irgend ein bildender Künstler es jemals zu bannen vermag. Nun blättern wir um, — und sehen die hoch-theatralisch zugestufte Alltagsphysiognomie eines fremden Magisters, der uns alles andere ist, nur nicht der Faust, wie wir ihn geträumt haben; d. h. wir werden aus allen Himmeln

herabgerissen, und die Schauer der Poesie, die uns so magisch durchrieselt haben, weichen dem ausgesprochenen Gefühle des Kagenjammers. Der Faust des Herrn K. oder J. mag ja in seiner Art ganz schätzbar und interessant sein: für uns bleibt er vorläufig eine hohle, unverständliche Puppe, gerade weil er sich so unmittelbar mit dem Goetheschen, der jetzt der unsere war, in Kontrast setzt. Wir werden so nicht nur ungerecht gegen den Künstler, sondern auch verstimmt über uns selbst; wir haben unsern Augenblicksberuf kläglich verfehlt; die Freude am dichterischen Genuß ist schnöde zu Grabe gegangen, und muß nun in Stille gewärtigen, bis ein gütiger Gott sie zur Auferstehung beruft. Nicht jedem freilich ergeht es so; denn leider, leider: nicht jeder hat die notwendige rezeptive Begabung, um dem Fluge unsrer Poeten zu folgen; aber wenn Schopenhauer daran erinnert, daß er, von Greifen sprechend, gealterte Menschen meint, nicht etwa alt gewordenes Vieh, so darf hier nochmals betont werden, daß die gerügten Mißstände nur die Minorität berühren, nicht die Masse, die in aesthetischen überhaupt nicht mitredet.

Gilt das oben Gesagte beinahe ausnahmslos von den Leistungen unsrer hervorragendsten Illustratoren, um wieviel mehr von den Krügeleien der Durchschnittskünstler! Hier berührt das, was dort nur schmerzlich und deprimierend wirkte, oft geradezu wie ein Faustschlag ins Angesicht, oder wie ein tragikomischer Fußtritt. Es schildere z. B. der Poet eine entzückende Mädchengestalt. Wir leben und weben in dem holdseligen Banne jener dichterischen Verliebtheit, die bei dem Autor sowohl wie bei dem phantasiervollen Leser der wirklichen außerordentlich ähnelt. Wir schwärmen, wir fühlen das ganze Heimweh des Mannes nach dem Zauber der Weiblichkeit — und begegnen auf dem Höhepunkt dieser Ekstase dem unvermeidlichen Tempelschänder, Illustrator geheißnen, der uns eine grinsende Frage vorführt; einer Weibsperson, die morgens im Walde jeden halbwegs erfahrenen Waidmann zum schleunigen Umdrehen seines Gewehres veranlassen würde; einer vlämischen Kuchmagd, bei der sich das Auge unwillkürlich nach der Mistgabel und der Schnapsflasche umsieht; einer sonntagsfröhlichen Nähmansell zwanzigster Güte!

Das ist nicht nur eine Tortur für den Leser, sondern auch eine Mißhandlung des Dichters, eine ästhetische Ehrenkränkung, eine Verleumdung allerschwerster Natur, die vom Verleger und Redakteur oft nur um deswillen mit einer gewissen Gleichgültigkeit inszeniert wird, weil nach der einmal aufgestellten Tabulatur ein Bild à tout prix eingereiht werden muß, und keine Zeit mehr erübrigt zur Herbeischaffung eines neuen.

Der arme Poet, der sich so aus der Welt des reinen Gedankens in die der handgreiflichen Körperlichkeit herübergeschleift sieht, fühlt ein unbestimmtes Bedürfnis, sich selbst zu verachten; er zweifelt an der Wahrhaftigkeit seiner Gestalten; er schiebt seiner Unzulänglichkeit in die Schuhe, was nur die abscheuliche Illustration verschuldet, — ganz nach Art des Naturmenschen, der zum erstenmale in einen unregelmäßig geschliffenen Spiegel blickt, und nun sein Zerrbild für sein Konterfei hält.

Wie groß der Abscheu aller ächten Poeten vor der Durchschnitts-Illustration ist, dafür könnte ich eine stattliche Kohorte von Beispielen anführen. Jüngere

Autoren, die es noch als eine Ehre betrachten, wenn ein Blatt überhaupt ihre Schöpfungen zum Drucke befördert, lassen sich stillschweigend das Illustriertwerden gefallen; ja, aus einem gewissen Gesichtspunkte legen sie sich die Sache sogar als etwas Schmeichelhaftes zurecht, und finden sich wohl oder übel mit der oben erwähnten Mißstimmung ab. Wer jedoch bereits eine Position hat, der wehrt sich mit unerweichlicher Energie. Paul Henze stellte einst einem befreundeten Verleger, der eine Novelle von ihm, dem Programm seiner Zeitschrift gemäß, absolut illustrieren mußte, die sehr kluge Bedingung, daß keine der handelnden Personen auf der Illustration vorkommen dürfe, — und der Verleger wie der Künstler zogen sich mit anerkennenswertem Geschick aus der heiklen Affaire, indem sie das eiserne Gitterthor eines stattlichen Parkes brachten, vor welchem zwei gefaltete Pferde auf die Ankunft der Reiter warten. Das Bild sah hübsch aus — und verdarb nichts.

Alles bisher Gesagte bezieht sich indes auf die Illustrationen zu Texten, aus denen sich in der That Motive zu einer malerischen Komposition ergeben.

Was aber soll man sagen, wenn man — risum teneatis? — neuerlich das Unerhörte gewagt hat, Heines „Buch der Lieder“ zu illustrieren?

Ist's möglich! Heines „Buch der Lieder“ mit Illustrationen? Töne in Linien? Melodien in Quadern und Backsteinen? Die bläuliche Mondnacht in den schreienden Farben des Papageis? Wer auf den Gedanken kam, diese wehmütig-süßen Klänge dem Stift eines Zeichners zu überantworten, der versuchte auch ohne Zweifel, das Glimmern der wetterleuchtenden Nachtwolfe auf Bouteillen zu ziehen, einen Brautschleier aus Nickel und Blei, einen Seufzer aus Gänsegurgeln und Tretpälgen zu konstruieren. In der That, es giebt wohl kaum etwas Unstärkeres, als die sanft-vibrierende Stimmung gewisser Heinescher Rhythmen! Heine mit Illustrationen! Du lieber Himmel! Wird uns die Sehnsucht, die in den Versen zittert:

„Auf Flügeln des Gesanges
Herzliebchen, trag' ich Dich fort u.“

etwa dichterisch wertvoller und ergiebiger, wenn wir ein zärtliches Liebespaar auf himmelanfaurem Pegasus schauen? wenn wir so grob versinnlicht erblicken, was bei dem Dichter nur poetische Ahnung, nur Hauch und Duft ist? Es fehlte noch, um uns ganz und gar zu ernüchtern, daß tief unten auf der klassischen Landschaft ein Wegweiser stünde mit der lesbaren Aufschrift: „Nach den Ufern des Ganges.“ Ist denn der Pegasus überhaupt eine adäquate Versinnlichung der schwungvollen Worte: „Auf Flügeln des Gesanges?“ Oder berührt dieses hellenische Musentrost hier nicht gerade so unerquicklich, wie eine Dünnersche Note zu der Erhabenheit einer Goetheschen Dichtung? Das Melodiöse, das Traumhafte, das Goldselig-Verschwommene der Heineschen Verse ist aufgelöst in die starre Greifbarkeit einer Szene, die, wenn sie vor unseren Augen sich abspielte, uns höchstens ein Staunen über das Wunder des Flügelrosses, nicht aber auch nur den leiftesten Zug einer poetischen Stimmung einflößen würde. Der Kontrast ist so exorbitant, daß man hier getrost sagen darf: diese Illustration hat jene Grenze bereits überschritten,

wo sie der Dichtung schadet; denn zwischen ihr und dem, was der Poet uns geboten hat, waltet eigentlich gar kein Zusammenhang. Der einzige dünne Faden, der das Bild mit dem Texte zusammenhält, steckt in den „Flügeln“, die den ersten Vers des Poems, wie den Rücken des Pegasus charakterisieren.

Geht das so weiter, so illustriert man schließlich die Xenien Schillers und Goethes oder die Sinnsprüche eines modernen Epigrammatikers. Läßt sich der eigentliche Gedanke nicht bildlich darstellen, so hält man sich an das erste beste tönende Wort. So haben es schon die französischen Illustratoren des Don Quixote gemacht. Bei ihrem Massenverbrauche von Szenen und Szenchen waren sie in Verlegenheit, wo sie die nötigen Motive hernehmen sollten. Da fiel's ihnen bei, ganz einfach stilistische Wendungen, Redensarten und Sprichwörter zu illustrieren.

„Hinter dem Kreuze steckt der Satan,“ bemerkt Sancho Pansa gelegentlich, — und nun erlaubt sich der Herr Illustrator ein trefflich schattiertes Kreuz mit dem eben so trefflich schattierten Teufel dahinter.

Nach dieser Methode werden die abstraktesten Disticha dem denkenden Künstler keine Schwierigkeiten mehr bieten.

Friedrich Schiller erfreut uns durch den reizenden Doppelvers:

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch zurück.“

Der denkende Künstler zeichnet uns mit allen Chikanen der Technik eine Fontäne oder meinetwegen den Karlsbader Sprudel, — und das Epigramm ist stilgerecht illustriert.

Friedrich Schiller:

„Nur zwei Tugenden giebt's: o wären sie immer vereinigt!
Summe die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.“

Der denkende Künstler malt uns etwa das Faß von Heidelberg, mit Tokayer gefüllt.

Genug des Scherzes! Wir stehen hier in der That vor einer Erscheinung, die zu ernster Betrachtung veranlaßt.

Ich erblicke in dem modernen Illustrationsunfug einen neuen Beleg für die Thatsache, daß die Litteratur bei dem größten Teile des Publikums zur bloßen Toilettenfrage geworden ist.

Wie man heutzutage auf jedem Teller, auf jeder Milchkanne, auf jedem elenden Ofen-Schirm stilvolle Klere, Arabesken und Schnörkel verlangt; wie der Firtelanz des Renaissance-Epigonentums, ohne den Geist seiner Vorbilder zu begreifen, allerwärts nach äußerlichen Effekten hascht: so beansprucht das entartete Publikum auch von dem, was ausschließlich der geistigen Nahrung zu dienen hätte, übertriebenen Formenreichtum und Farbenglanz, — bunte Lappen und Flicker, Schnörkel und Glossen, kurz, ein Weirerk, das mit der Sache selbst in keiner organisch-lebensvollen Verbindung steht.

Ist dies thatsächlich der Fall, so bin ich nicht Puritaner genug, um der

Verlegern die Zumutung auf die Seele zu binden, diesem Drange der Mode zu widerstreben.

Der Verleger ist in erster Linie Geschäftsmann. Genau so, wie die Herren Vésfour, Brébant, und wie die Koryphäen des Pariser Restaurationswesens sonst alle heißen mögen, ihrer besseren kulinarischen und hygienischen Überzeugung zuwider genötigt wären, Ragouts aus halbverfaulten Fischresten und vergifteten Ratten en masse herzustellen, und die kernigen Roastbeafs und Trüffelkapaunen auf den Aussterbe=Etat zu setzen, falls nämlich die Verhältnisse sich dementsprechend gestalteten, so darf man auch von dem deutschen Verleger nicht fordern, er solle um eines Prinzips willen, das nicht ins Gebiet der Moral gehört, auf zwei Drittel von dem Verzicht leisten, was er faktisch verdient, wenn er dem Ungeschmack seines Publikums Rechnung trägt. Die Aesthetik hat nur für den gestaltenden Dichter und Künstler ihre kategorischen Imperative. Ja, man könnte sogar eine Art von Widersinnigkeit in dem Bestreben erblicken, Ejel mit Rosen zu füttern.



Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Hermine von Hillern.

Der Titel ist eigentlich nicht richtig — denn, was ich erzählen will, sind keine „Erinnerungen“ im wahren Sinne des Wortes, hervorgehoben aus dem Gedächtnis und niedergeschrieben mit dem Vorfasse Allerleibtes aus dem Schachte eigener Erfahrung herauszuziehen und vor der Vergessenheit zu bewahren.

„Erinnerungen“, — ein süßer Zauber liegt in dem Wort, die Mutter hat es den Kindern in die Seele gelegt, — sie hat ihnen erzählt, was sie erlebt hat, „wie sie klein war“, von ihren Eltern und ihren Freunden und dem trauten Vaterhaus, und die Kinder haben es mit der Liebe zur Mutter eingefogen: mit der eigenen Kindheit, die Kindheit derer, die ihnen das Leben gab. — Und die Kinder wachsen heran, der heranreifenden Jungfrau bleiben die Kämpfe nicht erspart, die das Leben jedem bringt, und da geht wieder parallel mit dem eigenen Leben das Jugendleben und Geschick der Mutter — so hat sie gehandelt und gelitten, gekämpft und gestrebt, der Vergleich wirkt, je nachdem, besänftigend oder erregend, aneifernd oder hemmend auf das Gemüt der Tochter, — aber wiederum wird ein Teil der Erinnerungen vergangener Jahre in das Kindesherz gesenkt — die Ausläufer einer Welt, deren Keime vor unserer Zeit lagen, schlagen Wurzeln in das Erdreich unsrer Seele, wachsen darin fest, und die beiden getrennten Welten: die gegenwärtige und die versunkene, die eigene und die angeeignete, vereinigen sich, und wir wissen kaum mehr, was Erlebnis, was nur Erzählung ist. —

In diese Zeit greife ich heute zurück, — in den wohlverwahrten Schrein, darin ich die Erlebnisse meiner Mutter aufgehoben. —

Vor mir liegt die ganze Korrespondenz meiner Mutter mit der ihren, ich will suchen soviel als thunlich die Briefe mit in meine Erzählung zu verweben.

Aber freilich sind es Briefe rein privater Natur, die außer dem persönlichen kein besonderes Interesse bieten. Auch sind es nur wenige, die erhalten blieben. Die Korrespondenz geht bis zu dem im Jahre 1868 erfolgten Tode meiner Großmutter. —

Wie jene Schriftstücke Wilhelmine von Hillerns — vom 17. Jahre an — vor mir liegen und ich mit objektivem Blick darüber hinstreife, so mache ich besonders eine Beobachtung, die mir seltsam auffällt: das ist die merkwürdig frühreife, in sich abgeschlossene Individualität W. v. Hillerns. — Was dieselbe in einem Alter schrieb, wo bei andern jungen Mädchen die seelische Entwicklung kaum erst beginnt, trägt schon ganz dasselbe Gepräge, giebt mit all' seinen Eigenheiten und charakteristischen Merkmalen so ganz dasselbe Bild wie später die Briefe der ältern Frau.

Wohl selten mag ein Charakter in seinen äußeren Kontouren so früh fertig gewesen und sich dann ohne jeden Wechsel, durch ein ganzes Menschenalter hindurch mit all' seinen Vorzügen und Fehlern gleich geblieben sein. — Da ist nichts von jenem unsicher tastenden Suchen, womit sich im Lauf der Jahre die Schwankungen des geistigen Wachstums verraten. Diese Abgeschlossenheit in sich selbst, diese Selbständigkeit des eigenen Naturells, bildete die sichere Grundlage, auf der das Talent Wilhelmine von Hillerns zum Aufbau kam. —

Nicht immer reifen Talent und Individualität gleichzeitig. Wir finden Menschen, bei denen sich zuerst das Talent, dann erst die Individualität entwickelt. — Ja, es giebt Naturen, in denen die fortwährende Gährung des produzierenden Talentcs die Individualität nie dazu gelangen läßt sich in sich selbst zu konsolidieren, in sich fertig zu werden.

Solche Geister werden beständig vom Hochdruck ihres Genies getragen, und die Intensivität desselben täuscht uns sehr oft glücklich über die fehlende Intensivität des Charakters hinweg. Sobald jedoch die fördernde Kraft des Genies nachläßt, die treibende Produktivität versiegt, so sehen wir staunend an der Stelle scheinbarer Charakterstärke, ein haltloser, ausdrucksloser Scheunen, dessen ethischer Wert sich nicht über den des gewöhnlichen Alltagsmenschen erhebt. —

Bei Wilhelmine von Hillern war gerade das Umgekehrte der Fall. — In der Art einer kleinen Welterschöpfung bildete sich aus großen, seelischen Umwälzungen, aus innern Zerstörungen und neu sich ansammelnden Schichten die Individualität, — eine Individualität, die mit dem vollen Mut und dem Bewußtsein ihrer Berechtigung der Welt gegenübertrat und Raum verlangte, sich in ihr auszuleben. Wäre Wilhelminen von Hillern das dramatische Talent versagt gewesen, so hätte ihre nach Aussprache verlangende Kraft sich vielleicht schon früher in der poetischen Richtung Luft gemacht, und es ist die Frage, ob nicht durch ein zu frühes Heraustreten in dieser Richtung, wo die geistige Schaffenskraft vielleicht vor der nötigen Vertiefung zu einer dichterischen Pro-

duktion geführt haben würde, dieselbe nicht unverhältnismäßig früh und über-
raschend, aber ohne nachhaltige Dauer gewesen wäre.

Gerade dadurch, daß jenes seltsame Gemisch von Leidenschaftlichkeit und
Verstandesschärfe, von wetterlaunischer Gefühlsbeweglichkeit und starrer, bis zum
Eigensinn gehender Konsequenz seinen ersten Ausdruck in der dramatischen Kunst
fand, gewann das schlummernde Wesen der Dichtkunst in ihrem Geist Zeit zur
Reife, und als Wilhelmine von Hillern dann der Bühne entsagte und ihrer
eigensten Individualität nun auf einmal die gewohnte Sprache genommen war,
da suchte sie nach Bethätigung in einer andern Kunstform mit langsamem, aber
stetig und sicher fortschreitendem Entwicklungsgang, immer mehr sich vertiefend
und läuternd. Darum ist das Talent Wilhelmine von Hillerns aber auch nicht
nur eine spezifische Befähigung, die für sich selbst besteht, unabhängig von den
Charaktereigenschaften, es liegt vielmehr festbegründet und ist nur denkbar auf
der Basis ihres stark und eigenartig veranlagten Naturells.

Es ist vielleicht interessant zurückzugehen bis zu den ersten Anfängen dieses
Geisteslebens und den Einflüssen nachzuforschen, die jenes sonderbare Wesen
hervorgebracht haben. Es ist so leicht von einem fertigen Menschendasein rück-
schließend sich ein Bild seines Lebensanfanges zu machen. Es ist dies eben so
leicht, wie es umgekehrt schwer ist, sich aus den Zügen des Kinderantlitzes die
künftige Entwicklung des Menschen zu konstruieren. —

Meiner Mutter erste Erinnerungen beginnen an dem blauen Zürichersee mit
seiner lieblichen Umgebung und dem sonnigen Zauber, den die Seele des Kindes
wie eine heiße, glühende Sehnsucht mit sich nahm in die spätere nordische Heimat.
Ich kann jene ersten Lebensjahre Minna Birchs, wie wir sie jetzt noch nennen
wollen, nicht besser schildern, als sie dies selbst gethan hat in ihrem Buche „aus
eigener Kraft.“ Die ganze Jugend des fränkischen Fredey, die ganze Schilderung
der landschaftlichen Umgebung und des Eindruckes, den dieselbe auf das Gemüt
des einsamen Knaben hervorbringt, es ist durch die Poesie verklärte Wahrheit, —
es ist die eigene Kindheit, die die Autorin dort beschreibt.

In dem Zimmer meiner Mutter hängt ein kleines, schlicht gemaltes Aquarell,
es stellt ein rebenumranktes Häuschen vor, — ein einfaches Bauernhaus, um-
geben von schattigen Bäumen, am Ufer des blauen Sees, darunter steht von
meiner Großmutter Hand geschrieben: „Das stille Häuschen in Wollishofen.“
Das war die Sommerresidenz meiner Großeltern und gehörte einem Bauern, der
es alljährlich an die Sommergäste vermietete.

Der Garten des Häuschens ging bis hinunter an das Ufer des Sees, und
hier saß stundenlang ein stilles, bleiches, fränklich aussehendes Kind. Das blickte
hinein in die rinnenden Wellen und hinauf zu den dinstunwobenen Bergesfirnen
ringsumher, und die kleine Seele erschauerte unter dem gewaltigen Bild, das sie
sich mühte zu erfassen. — Minna Birchs Kindheit war eine einsame, freud-
lose. Die Mutter eine alternde Frau, die in der beständigen Sorge um den
Erwerb des Lebensunterhaltes vom Morgen bis zum späten Abend rastlos
arbeitete, eine alte, kränkelnde Tante, die das zarte Kind, für dessen Leben man

beständig fürchtete, durch die ungeeignetsten Altweibermittel noch mehr verzärtelte, ihm jeden freien Auenzug vergiftete und das Dasein durch unnötige Bedanterie zur Qual machte, — dazu eine eben so alte Erzieherin, das war die Umgebung, in der die Kleine heranwuchs. — Keine gleichaltrigen Gefährten, kein fröhliches Treiben mit andern Kindern im Haus und auf der Gasse. Höchst selten, wenn zufällig Bekannte, die die Mutter besuchen kamen, ihre Kinder mitbrachten, durfte das kleine Mädchen mit Altersgenossen spielen. Dies war ihr jedoch mehr eine Verlegenheit als ein Vergnügen, da sie gar nicht wußte, was sie mit den fremden Kindern anfangen sollte und sich diesen gegenüber entsetzlich dumm und linksch vorkam. Wir finden die Nachklänge dieser kleinen Leiden in dem Abschnitt des Arztes der Seele: „Vom häßlichen jungen Entlein.“ Ernestine fühlt sich ja auch so unglücklich und von allen Freunden ausgeschlossen, weil sie so ganz anders als die Übrigen ist! So warf die Einsamkeit, jene düstere Mutter der Melancholie, ihre Schatten in das junge Leben, und die dumpfige Atmosphäre des Krankenzimmers der Tante war die Brutstätte, in welcher der Gedanke: daß Leben Leiden heißt, früher, als es sonst der ahnungslosen Kindheit beschieden ist, in dem jungen Gehirn gezeitigt wurde. — Da war es dann die kurze, sonnige Zeit in Bollschhofen, wo das Kind mehr sich selber überlassen, den ersten Traum der erwachenden Dichterseele träumte, der sich zu einem unverfägbaren Quell der Poesie fürs ganze Leben gestaltete. Und mit erstannteren Augen hat wohl niemals ein so junges Wesen die Herrlichkeit der Natur um sich her geschaut, wohl selten hat ein Kindergemüt die Majestät der Schöpfung mit solcher Ehrfurcht zu erfassen gestrebt, wie es das flachshaarige Töchterchen der Birch-Pfeiffer that. Hin und wieder verleitete der Forschungseifer in dem denkenden Köpfchen das sonst krankhaft schüchterne Mädchen zu kleinen Unthaten. Da wurden aus dem Samenvorrat des Bauern heimlich Bohnen entwendet und in die Ritzen eines alten, vertrockneten Brunnentroges gesteckt und mit einem unsagbar wonnigen Gefühl, aber auch mit geheimem Herzklopfen das Aufgehen derselben erwartet. Als nun aber die Drachensaft keimte und die grünen Sprossen, als lebendige Zeugen des Geschehenen, höchst indiscret aus diesem nicht für sie bestimmten Boden dem Licht entgegenwuchsen, als dann der Bauer das „Mineli“ ob der seltsamen Gartenanlage zur Rede stellte, da wurde das Bewußtsein schwerer Schuld in der Kinderseele zu einer Ahnung des: „Ihr führt ins Leben uns hinein und laßt den Armen schuldig werden.“ Und dieser kleine Vorfall weckte in dem sensitiven Kinde mit erdrückender Macht die Unterscheidung für Recht und Unrecht. Diese ungaubliche Zartheit und Empfindlichkeit des Gefühls, die Wilhelmine von Hillern jezt noch charakterisiert, zeigte sich auch in dem für das ganze Leben unvergesslichen Ereignis jener ersten und einzigen Ohrfeige, die Minna Birch von ihrer Tante erhielt, einem Ereignis, das bei dem frühreifen und mit einem ziemlichen Selbständigkeitstrieb begabten Kinde nahezu so tragische Folgen gehabt hätte, wie weiland die Ohrfeige, die Königin Elisabeth ihrem Liebling Effer zu applizieren geruhete. Immerhin ist sie insofern den historisch merkwürdigen Ohrfeigen darum an die Seite zu reihen, als nach

ihrem Empfang die damit Bedachte in nur zu begreiflicher Entrüstung und frühzeitiger Erkenntnis des unberechtigten Eingriffes in ihre persönliche Freiheit in einen derartigen Paroxysmus verfiel, daß man für ihr Leben fürchtete und der Beschluß gefaßt wurde, dem zarten Kinde nie wieder eine derartige Züchtigung angedeihen zu lassen. —

Hatte das Leben in den Sommermonaten in Wollishofen mehr einen beschaulich meditierenden Charakter, so möchte ich in das elterliche Haus in Zürich, in die der Kunst und ihren Interessen gewidmeten Wintermonate, jenes erste Erwachen theatralischen Instinktes legen, mit welchem das kleine Mädchen, die Tischdecke als Mantel umgeschlagen, sich und ihren Puppen selbstverfaßte Rollen vordekamierte. Mit sieben Jahren kam Minna Birch nach Berlin, wo ihre Mutter ein Engagement an der Hofbühne angenommen hatte.

Von da ab kann man sagen, daß das Kind als selbständig denkendes Wesen in jenen Kreis eintrat, durch welchen hindurch der Strom geistiger Elektrizität, der von dem elterlichen Arbeitstisch ausging, zirkulierte. Nun begann auch der Unterricht, der, da das Kind nach der Auffassung von Mutter und Tante zu schwächlich war, um die Schule zu besuchen, von den besten Privatlehrern erteilt wurde. —

Es war mir, die ich als musterhaftes, ja beinahe philiströs erzogenes Wesen ein leidlich braves und ziemlich fleißiges Schulkind war, eine mit dem Gedanken mütterlicher Autorität schwer zu vereinigende Thatsache, daß meine Mutter, wenn ich, stolz auf mein eben erworbenes Wissen, meine Gelehrsamkeit auskramte, uns Kindern regelmäßig versicherte: „Kinder, ich hab' nichts gelernt als Lesen und Schreiben.“ Dieser Ausspruch hat lange Zeit einen Konflikt in meinem Gemüt herbeigeführt, der schwer zu schlichten war. Erstens sah ich in diesem unverhohlenen Bekenntnis und in der Gewißheit, daß ein Mensch ohne das mir so notwendig erscheinende Lernen es zu etwas bringen konnte, eine leise Verhöhnung meiner geliebten Lernfächer und meines Eifers, zweitens erschien mir die Unwissenheit meiner Mutter immerhin als etwas, was auf das erhabene Bild derselben einen Schatten warf, von dem ich gewünscht, daß sie ihn weniger offenkundig zur Schau getragen hätte, und drittens empfand ich in die Seele meiner Mutter hinein die traurige Beschämung, die dieses Bekenntnis ihrer mangelhaften Bildung doch entschieden für sie haben mußte. So war es mir denn eine große Beruhigung, da ich als Baccifisch Lessings Hamburger Dramaturgie las und darin folgende Stelle fand, die ich meiner Mutter sofort zum Trost mitteilte. Sie lautete:

„Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eignen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen oder mag es nicht weiter wissen, als insofern es in seinen Kram tangt; es verstoßt also bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorfaß, so oft, so gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: „Aber wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! —“

Wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — Überlegte er denn nicht?" O laßt uns ja schweigen, wir glauben ihn zu demüthigen und wir machen uns in seinen Augen lächerlich. Alles, was wir besser wissen als er, beweist bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen als er." Dieser Ausspruch stellte das erschütterte Gleichgewicht in meiner Seele wieder vollkommen her. Er hob mir meine Mutter in eine unerreichbare Höhe, gab mir in dem deprimierenden Bewußtsein meiner mangelhaften Begabung die Berechtigung und den Trost diesem Zustand durch einiges Lernen aufzuhelfen zu dürfen und gab mir außerdem noch das angenehme Gefühl, den Seelenfrieden meiner Mutter in zarter und liebevoller Weise gefördert zu haben. —

Als ich später mehr und mehr in die Jugend meiner Mutter eindrang, da fand ich, daß in jenem Ausspruch, sie habe nichts gelernt, eine ungeheure Übertreibung lag. Es ist allerdings richtig, daß Wilhelmine von Hillern nicht eine planmäßige Schulbildung genossen hat und daß die dem Kinde inwohnende Lebhaftigkeit und ein sehr selbständiger Thätigkeitstrieb sie davon abhielt, die vorgeschriebene Bahn trockener Schulbildung zu wandeln. Wenn wir aber der Sache auf den Grund gehen, so finden wir, daß das vierzehnjährige Mädchen mit derselben Leichtigkeit Briefe in englischer und französischer Sprache schrieb und ihre philosophischen Ideen gerade so geläufig in beiden fremden Sprachen ausdrückte wie im Deutschen. Wir finden sie vertieft in Lessings Laokoon und brütend über Geschichtswerken der verschiedensten Art, auf eignen selbst gebahnten Wege sich das aneignen, was sie auf dem schulgemäßen verschmähte.

Es war aber auch nicht leicht der Phantasie Schweigen gebieten in einem Hause, wo dieselbe so angeregt wurde. Da war es vor allen Jenny Lind, die mit dem Zauber echter Weiblichkeit das melancholische, etwas herbe Element ihrer nordischen Heimat in höchst anziehender Weise vereinigte. Den Kopf an das Knie der Sängerin gelehnt, auf einem Schemel zu ihren Füßen sitzend, konnte das Kind stundenlang den süßen und doch so mächtigen Weisen lauschen, die ihrer Kehle entquollen, und noch heute entströmen dem Munde Wilhelmine von Hillerns in stillen Stunden Jenny Linds schwermüthige nordische Weisen und wecken wie der ferne Ton des Alphorns langversunkene, schöne Heimats Erinnerungen. War es mir doch noch vergönnt, Jenny Lind als eine der wenigen Überlebenden aus jenem Kreis, der meiner Großmutter Haus zu einer gesegneten Stätte idealsten Kunstlebens machte, aufzusuchen und noch in der alten Frau das Bild jenes jungen Mädchens mit dem kurzgeschnittenen Lockenhaar, als welches sie uns Kindern geschildert worden, und als welches wir sie im Herzen getragen hatten, wiederzufinden.

Als zweite nicht minder ideale Gestalt steht neben Jenny Lind und ihr nicht minder jeelisch verwandt Felix Mendelssohn-Bartholdy. Das Bild desselben, wie es mir in Gedanken lebt und wie es mir aus dem Stahlstich, der in meinem Zimmer hängt, entgegenblickt, trägt für mich das edle, wehmüthig durchgeistigte Antlitz eines Märtyrers, zu dem ihn sein früher Tod auch stempelte.

War es der Ausdruck tiefen, seelischen Leidens, der aus seinen Liedern wiederklang, deren schönste er für Jenny Lind komponierte?

In die Seele der Enkel Charlotte Birch-Pfeiffers ist die Ahnung seines Empfindens übergegangen, aber die dritte Generation verrät nicht, was der ersten anvertraut worden und was sie als heiliges Erbe wieder übernommen hat. — Der Dritte im Bunde jener musikalischen Größen war Meyerbeer, innig durch Bande der Freundschaft mit den beiden ersten verwebt. Dieses Dreigestirn, — welche Fülle von Empfindungen, von unausgesprochener Poesie mochte es in die Seele des Kindes gelegt haben! Der geniale Komponist mit dem bescheidenen, anspruchslosen Äußern, dem edlen, scharfgeschnittenen Kopf und dem feinen, geistvollen Wesen war ein häufiger Gast in dem Hause Charlotte Birch-Pfeiffers, und es war eine seltsame Laure des lebenswürdigen Mannes, daß er dem bleichen Backfisch jeden Winter eine Garnitur wundervoller Ballblumen schenkte, so daß Minna Birch auf den wenigen Bällen, die sie als halbes Kind mitmachte, mit Blumen Meyerbeers geschmückt war.

Als Minna Birch dann ihre künstlerische Wanderschaft antrat, da war es die greise, achtzigjährige Mutter des Komponisten, die alte strenge Jüdin, die dem jungen Mädchen, das sie herzlich liebte, die Hand aufs Haupt legte und ihr den jüdischen Segen — den Segen des Volkes, „dessen Gott Glück und Segen kräftig werden läßt, in der Hand seiner Kinder“, mitgab auf die Pilgerfahrt. Wilhelmine von Hillern hat jenen Moment nie vergessen; so oft sie der edlen Gestalt Meyerbeers gedachte, so oft ruhte auch die welke Hand seiner Mutter auf ihrem Haupt, und der Segen der ehrwürdigen Greisin mag es wohl gewesen sein, der niemals in Wilhelmine von Hillern einen Funken jenes Indenhasses aufgenommen ließ, der leider Gottes in den letzten Jahren in Deutschland zu hellen Flammen aufloderte.

Und dann, welche Fülle verschiedenartiger und genialer Künstlernaturen, die wie Bilder eines Kaleidoskops rasch wechselnd in bunter Mannigfaltigkeit in dem Hause meiner Großeltern aus und eingingen! Düringer, der feinsinnige Direktor des Hoftheaters, Herrmann Hendrichs, der letzte Romantiker auf der Bühne, wie Puttkü ihn nennt, eine schöne, edle, in einfachen aber gewaltigen Konturen gezeichnete Erscheinung mit der leichtbeweglichen, weichen Künstlerseele, Friedrike Gohmann, jetzt Baronin Prokesch-Osten, das „Gößbübele“, wie sie ihres unreifen fast knabenhaften Aussehens halber genannt wurde, deren Genie, vom Hause Charlotte Birchs aus, den Flug in alle Welt antrat; — Davison's faszinierende, Geist und Witz sprühende, beständig wechselnde Individualität! Dazwischen kamen seltene Wandervögel, wie Fritz Gerstäcker, Wachenhusen zu kurzem Besuch, dann wieder ein Poet, der der ersten Auf-führung eines Stückes beivohnte, wie Mosenthal, Dingelstedt, Laube und wie sie alle heißen, jene Helden des Geistes und der Kunst. Einer interessanten Erscheinung muß ich hier Erwähnung thun, denn sie hat Wilhelmine von Hillern später das Vorbild gegeben für eine der gelungensten Gestalten ihrer Werke, für den Frank in „aus eigener Kraft;“ es ist dies der Neger Fra Aldridge,

der, als Minna Birch ein Mädchen von 15 Jahren war, mit einer englischen Truppe in Berlin gastierte. Der gewaltige Mann, der in „Othello“ die ganze elementare, raubtierartige Wildheit seiner Rasse entfaltete, war im persönlichen Verkehr von einer geradezu rührenden Kindlichkeit des Gemüths und einer Grazie des Herzens, die manchem Weißen Ehre gemacht haben würde. Zwischen ihm, dem schwarzen Sohne eines wilden, geknechteten, rechtlosen Stammes, und dem genialen, weichherzigen, weißen Kinde der Zivilisation, dessen Augen sich mit Thränen füllten, wenn er von dem traurigen Los seiner schwarzen Mitbrüder sprach, entspann sich eine innige Freundschaft. Von dieser Zeit an galt ein großer Teil des Interesses Wilhelminens von Hillern der schwarzen Rasse und ihrem Geschick, und die Gestalt des Frank in „aus eigener Kraft“ war das Denkmal, das die Autorin einem der besten Söhne jenes viel geschmähten und verkannten Volksstammes setzte. —

Als ich ein Kind war, da lauschte ich mit glühendem Interesse den Erzählungen meiner Mutter und ihrer alten Erzieherin, unsrer guten treuen Nannie, wenn sie mir von der Tafelrunde des großherlichen Hauses erzählte, dann war es mein ständiges Denken, wenn ich einmal „groß“ sein würde, alle diese aus-erlesenen Menschen auch kennen zu lernen. Aber als ich „groß“ war, da waren die Angehörigen jenes Kreises theils zerstreut in alle Welt, theils gestorben, und die glühende Sehnsucht nach der Vergangenheit war alles, was in mir blieb. — Ich kann sie nicht alle nennen, die es verdienten genannt zu werden, nicht alle Namen anführen, die eine Stelle im Herzen meiner Mutter und Großmutter einnahmen. Nur einige Persönlichkeiten will ich herausheben, die noch der Gegenwart gehören und wie Säulen jener schönen Zeit in das Leben meiner Mutter hereinragen. Prinz Georg von Preußen, wer kennt ihn nicht, den Angehörigen unseres erhabenen Kaiserhauses, den fürstlichen Dichter! In geistigem Austausch mit ihm hat Wilhelmine von Hillern die mächtigen Konturen fixiert, in denen sich das tragische Element in ihr künstlerisch ansreifte! Der schwunghafte Sinn des Prinzen lehrte sie zuerst den großen Stil der hohen Tragödie. Ihm, dem Dichter der Phädra, des Alexanderzugs, verdankt sie das Pathos, welches durch alle ihre Schöpfungen hindurchgeht. Noch jetzt verbindet ein freundschaftliches Band die in ihren Lebensstellungen so verschiedenen Kunstgenossen.

Ferner muß ich noch zweier Familien gedenken, deren Freundschaft sich nun schon in die dritte Generation erstreckt. Das sind die Familien: zu Putliß und von Hülsen. Es wird mir schwer, über diese Beiden etwas zu schreiben, denn es ist immer schwer, über lebende Menschen ein Urtheil zu fällen, besonders wenn dasselbe Beziehungen berührt, die mehr privater Natur sind. Und doch, heutzutage, wo man sich nicht scheut, sogar Familienangelegenheiten dem öffentlichen Urtheil zu unterziehen, wo man straflos die edelsten Namen mit Schmutz bewirft, — heutzutage, meine ich, ist es auch gestattet, denen, die ein ganzes Leben treuester Freundschaft mit uns verbindet, vor aller Welt den Dank abzustatten, den solche Gesinnung verdient.

Gustav zu Putliß! Der Dichter von „Was sich der Wald erzählt,“

der Verfasser einer Menge der besten Stücke und Erzählungen, die die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Tausende kennen ihn als Dichter, Hunderte als einen „der besten seiner Zeit.“ Es giebt wenige Menschen, die so wie Putliz und seine edle Gattin geistig und seelisch reich begabt sind und die so unerschöpflich aus der Fülle ihres Reichthums mittheilen, ohne je nach dem Dank zu fragen. Ohne Ansehn der Person, nur aus der warmen Empfindung ihrer tiefen, weichen Herzen heraus, haben die Putlize eine Anzahl von Menschen mit den Schätzen ihrer Seelengüte überschüttet, ohne je daran ärmer zu werden. — Vom armen Provinz-Schauspieler an, der für seine Sorgen und Kümmernisse ein bereitwillig horchendes Ohr und nicht selten kräftige Unterstützung findet, bis herauf zu den Freunden der Familie, deren Interessen sie zu ihren eigenen gemacht, denen sie treu zur Seite gestanden bis ans Grab. Der Salon des Intendanten des Karlsruher Hoftheaters vereinigt freundlich die verschiedenartigsten Elemente. Das aufstrebende Genie und der schüchtern, eben aus dem Kadettenhause gekommene Lieutenant, die Fürstin und die neuengagierte Schauspielerin, die mit einer alten, konfisziert aussehenden Mutter „Ihren Erzzeugen“ den ersten Besuch abstattet, sie alle finden in dem Hause Putliz liebenswürdige Teilnahme und offene Herzen, geistige Anregung und seelischen Trost. Ich möchte es gerade in dieser Zeit, wo der Abschluß eines unsagbar traurigen Streites, der seit nahezu zwei Jahren geführt ward, den Namen „Putliz“ zum Gegenstand mancherlei gehässiger Erörterungen gemacht hat, allen ins Gedächtnis zurückzurufen, nicht nur, was sie einem von Deutschlands edelsten Dichtern, sondern auch, was sie dem Menschen schuldig sind, der, ebenso wie seine treue Lebensgefährtin, vorurteilsfrei und ehrlich der Freund seiner Freunde, der Helfer und Wohlthäter vieler ist! —

War Gustav zu Putliz, „der grobe Freund,“ wie er sich selbst nannte, durch fast ein Menschenalter in beständigem poetischen Austausch mit meiner Großmutter und entstand kein Stück Putlizens, was nicht Charlotte Birch, kein Stück der letzteren, was nicht Putliz und seine geistreiche Frau begutachten und kritisieren mußten, so war es auf der anderen Seite Helene von Hülfens tiefe und bedeutende Frauenseele, die Charlotte Birch trennend und aufopfernd zur Seite stand, deren Freundschaft W. v. Hillern sich jetzt noch rühmen darf.

Stark und energisch, ehrlich und wahrhaft durch und durch, von einer großen und unerschütterlichen Menschenliebe befeelt, dabei vielseitig in ihrem Schaffen, großdenkend und doch so ächt weiblich in ihrem Empfinden, hat Helene von Hülfens sehr oft in liebevoller Weise manche Kränkung ausgeglichen, die der gerade und unbeirrbarere Sinn Herrn von Hülfens der Autorin nicht ersparen konnte. Ohne sich jemals ihrer bevorzugten Stellung als Gemahlin des Intendanten zu überheben, war sie Ch. Birch eine Stütze in mancher schweren Stunde. Ihr unerschütterliches Gottvertrauen und ihre ächte Frömmigkeit haben der vielgeprüften Frau oftmals tröstend über manchen Kummer weggeholfen. Dabei vereinte eine anregende Wechselwirkung in der Arbeit die beiden dichtenden Frauen, und auch hier war Helene von Hülfens ein segensreiches Beispiel für Minna Birch, denn sie zeigte dem jungen Mädchen, wie sich männliche Schaffenskraft vollkommen

mit der Erfüllung jeder Pflicht ächter Weiblichkeit, als Dame der Gesellschaft, wie als Mutter einer großen, zahlreichen Familie vereinen läßt. Und heute noch, wenn Wilhelmine von Hillern unter der Last widersprechendster Anforderungen, welche ihr Beruf und ihre Verhältnisse an sie stellen, zu erliegen fürchtet, ruft sie, wie um sich zu stärken, das Beispiel der ausgezeichneten Frau an, die von Ch. Birch-Pfeiffer so oft als deren guter Engel bezeichnet ward und die auch auf die ethische Entwicklung der Tochter als guter Genius gewirkt! — Das also war der Kreis, in dem W. von Hillern heranwuchs, aus diesen scheinbar oft so heterogenen Elementen bildete sich der Charakter, von dem man wie von der Stimme sagen kann, daß er über einen Umfang von Tönen gebietet, wie sie reicher und wechselnder wohl selten gefunden werden. Aber über diesem Chaos von verschiedenartigen Einflüssen schwebte sichtlich und läuternd der edle Geist ihres Vaters. Er gab den schweifenden Gedanken des Kindes die Richtung nach dem höchsten Ziel, er lehrte sie die Normen kennen, nach denen echter Menschenwert zu messen ist, und seinem klaren, objektiven Blick, dem unbeirrbar strengen, sittlichen Maßstab, den er an die Menschen legte, dankt es Minna Birch vielleicht, daß so manche blendende, trügerische Erscheinung der Kunst wohl als ein schönes und interessantes Bild an ihr vorbeizog, aber niemals die sichere Grundlage der Seele für die höchste Vollkommenheit des Menschen zu verrücken imstande war. Niemals hat das junge Mädchen über der bedeutendsten Kunstleistung den menschlichen Wert oder Unwert des Künstlers vergessen und nur da, wo ihre Achtung für die Person desselben mit der Begeisterung für sein Talent zusammenfiel, vermochte sie es voll und ganz zu bewundern. —

Minna Birch muß der sonderbarste Baccfisch gewesen sein, der jemals existierte, oder vielmehr, sie war überhaupt niemals das, was man heutzutage unter einem Baccfisch versteht. Denn sie war immer und in allen Phasen der Entwicklung eine selbständige, fertig in sich abgeschlossene Individualität.

Schüchtern bis zur Nervosität und daneben wieder von einer ungebändigten, fast knabenhaften Wildheit, kindisch und dabei von einer Reife und Selbständigkeit des Urteils, die in dem jungen Wesen manchmal etwas Altfluges hatte, körperlich zart und scheinbar schwächlich veranlagt, war es, als wüchse der ganze Körper unter der Wucht eines hervorbrechenden dämonischen Elementes, wenn sie mit einer Virtuosität, die alles in Staunen setzte, die Rachel kopierte, die damals in Berlin spielte.

Brütend über den höchsten Rätheln des Menschendaseins, dann wieder bis in die späte Nacht sich versenkend in die Mysterien Beethovenscher Sonaten, oder Rollen lernend, deren Studium weit über die ihrem Alter gesteckten Grenzen hinausging — so war Minna Birch im 13—16. Jahr.

Mit dem 14. Lebensjahr vollzog sich in ihr eine große innere Wandlung, — sie wurde konfirmirt. Und hier muß ich eines Mannes gedenken, dessen gewaltige Erscheinung Minna Birchs ganze Seele erfaßte, und dem auch in späteren Jahren ihr geistiges Sein gehörte bis ans Grab, ja selbst über das Grab hinaus. Es war dies der Prediger Adolf Eyndow. — Eine Apostelgestalt,

wie es wenige giebt, mit der Hoheit des überlegenen Geistes auf der Denkerstirn, dabei von hinreißender Beredsamkeit und jener milden, verfühnenden Frömmigkeit, die, ohne unduldsam zu sein, nur durch die überzeugende Macht des Wortes, durch die zündende Kraft des Geistes auch die Herzen zum Glauben führte, die sich demselben abgewendet hatten und in der Atmosphäre des Gedankens den Ersatz suchten für den verlorenen Gott. Zu diesen gehörte auch Minna Birch. — Von einem atheïstischen Lehrer, ohne Wissen der Mutter, zum Skeptizismus erzogen, kam Minna Birch in den Religionsunterricht Sydows. In jener Zeit vollstreckten sich in ihrer Seele alle die Wandlungen, die sie später die Heldin ihres Romans: „Arzt der Seele,“ durchmachen ließ. Die mächtige Erscheinung Sydows, dessen geistige Bedeutung das junge Mädchen wohl erkannte, gab ihr die erste Bürgschaft für die Wahrheit der göttlichen Heilslehren. Sydow gehörte der religiös-philosophischen Schule Schleiermachers an; — er verstand, was in der Seele des jungen Mädchens vorging und er wußte sie auf philosophischem Wege für das zu gewinnen, was ihre zweifelnde Seele auf dem des dogmatischen Buchstabenchristentums verschmäht hätte. Von jener Zeit an war es die religiöse Heldengestalt Sydows, die als geistiger Wegweiser, selbst als sein direkter Einfluß lange aufgehört hatte, noch das religiöse Leben Minna Birchs beherrschte. Die Verfolgungen aber, welche der ehrwürdige Priester später seitens des orthodoxen Konsistoriums erdulden mußte, führten in der kaum gewonnenen leidenschaftlichen Seele eine tiefe Entfremdung von der protestantischen Kirche herbei. Sie zürnte unverzöhnlicher für den geliebten Lehrer als dieser selbst. Und mit Schmerz mußte er, der seiner Kirche treu geblieben, sehen, daß der Bruch unheilbar war.

Mit wahrhaft väterlichem Interesse verfolgte aber auch der greise Lehrer die Laufbahn seiner einstigen Schülerin, und als W. v. Hillern bei Gelegenheit der Aufführung der „Geierwally“ in Berlin war, da besuchte der achtzigjährige Greis noch oftmals sein ehemaliges Einsegnungskind, und pietätvoll wie vor Jahrzehnten lauschte die gereifte Frau den Worten des verehrten Lehrers.

Es war ein eigentümlicher Zufall, man könnte es sogar einen Zug tiefen seelischen Zusammenhanges deuten, daß am gleichen Abend, als die erste Nachricht vom Tode Adolf Sydows in der Zeitung erschien und wir, um meiner Mutter, die leidend war, die Aufregung zu ersparen, ihr dieselbe verheimlichten, sie ganz ohne Grund und Ursache in Thränen ausbrach und sagte: „Es muß mir jemand gestorben sein, den ich sehr liebe, denn ich bin heute so melancholisch, daß ich immer weinen muß.“ Am andern Morgen erfuhr sie dann, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen, daß zu jener Stunde die Trauerkunde schon im Hause war. —

Und nun will ich hier noch dreier Jugendfreunde erwähnen, die auch energisch in die geistige Entwicklung Minna Birchs eingegriffen haben, denen sie eine Zeit voll Poesie und geistiger Anregung verdankt. Diese drei Freunde eigenster Wahl waren: der jetzige Geheimrat und Professor des Kirchenrechtes: Paul Hinrichs, dann Clemens Piloty, ein Bruder des Malers, und schließlich last not least Felix Dahn. Das sind drei Namen, die einen guten Klang

haben und geschrieben stehen im Herzen des deutschen Volkes, wie in dem W. v. Hillerns und ihrer Kinder.

Ich beginne mit Paul Hirschius, denn seine Beziehungen zu meiner Mutter sind wohl die ältesten. Wie weit sie zurückdatieren, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, interessant wurden sie aber entschieden erst mit dem zwölften Lebensjahr, wo die strenge Tante, die Wilhelmine erzog, ihr endlich gestattete, sich mit anderen Kindern im Freien zu tummeln.

Ach Gott, mußte dieser Paul Hirschius ein ideal schöner Junge gewesen sein! Er stand so lebhaft vor meiner Phantasie, wie Mama ihn uns Kindern schilderte, mit dunklen Augen und blauschwarzen Locken. Ich konnte ihn mir gar nicht anders denken als mit einem Samtjäckchen angethan. Er spielte mit dem kleinen Mädchen im Garten des Hirschius'schen Hauses, wo sich Sonntags meist eine fröhliche Kindergesellschaft versammelte, „Räuber und Prinzessin“ und es war gegen alle Spielregel und allen Konvent zwischen den beiden die geheime Abmachung getroffen, daß Minna sich nur von ihrem Freund Paul sollte rauben lassen. Natürlich war Paul nicht nur der schönste, sondern auch der ritterlichste und tapferste unter der jungen Schar. Daß dieses auffällige und kompromettante Einvernehmen der beiden bei den andern Kindern große Eifersucht und unfreundliche Bemerkungen veranlaßte, störte das schöne Verhältnis zwischen ihnen durchaus nicht, im Gegenteil das kleinliche Gezißel der bösen Zungen diente nur dazu, das Seelenband noch fester zu schlingen und das beneidenswerte Paar zu veranlassen sich auf der Gartentreppe ewiges Zusammenhalten gegen die feindliche Welt zu geloben. — Aber ach, als Minna und Paul konfirmiert wurden, da war dieses schöne Verhältnis ein längst überwundener Standpunkt, und es ist anzunehmen, daß damals, als der Psychograph dem jungen Studenten eine wunderbar schöne Italienerin mit mandelförmigen Augen und dem seltenen Namen Pauline Epicamo als künftige Gattin verhiel, jede Erinnerung an die Schwüre seiner Kinderzeit aus seiner Seele geschwunden war. Wir Kinder waren wohl mit dem Schluß der Geschichte nie so recht einverstanden, doch ließ uns diese geheimnisvolle Verkündigung den romantischen Paul noch romantischer erscheinen. Wir waren daher etwas erstaunt, als im Jahre 81 bei unserer ersten Anwesenheit in Berlin ein älterer Herr von behäbigem Aussehen und entschiedener Anlage zum Embonpoint, mit gelichtetem Haarwuchs und einer Brille meine Mutter begrüßte: „Na, Minna, altes Mädchen, wie siehst du denn aus?“ worauf sie ihm antwortete: „Na Paul, alter Junge, wie siehst denn du aus?“ Meine Schwester und ich machten etwas verlegene Gesichter: Das also war der Paul mit den dunkeln Augen und Locken! — Wir hatten ihn uns anders vorgestellt. Als er uns Mädchen dann aber mit wirklich bewundernswerter Geduld in Berlin herumführte, um uns die Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt zu zeigen, als wir dann in seinem reizend gemüthlichen Familienkreise unvergeßlich schöne und interessante Stunden verbringen durften, da waren wir doch mit der Thatfache vollkommen ausgeföhnt, daß aus Kindern Leute werden, auch ohne schwarze Locken und dunkle Wimpern. Besonders, wenn es Leute sind, wie Eheimrat Hirschius.

Anders verhält es sich mit Felix Dahn, der in einer Zeit größerer Reife in das Leben Minna Birchs trat.

Sie war ein Mädchen von 16 Jahren, als sie jenen Freundschaftsbund schloß, dem noch Clemens Piloty angehörte. Dieser wie auch Felix Dahn war ein Münchener. Die beiden jungen Männer, wenige Jahre älter als Minna Birch, studierten in Berlin. Mit ihnen hat sie die ganze Empfindsamkeitsperiode der romantischen Schule in Wahrheit durchlebt.

Es war ein Verkehr so idealer Art, wie er eben nur in diesem Alter und unter so reichbegabten Seelen möglich ist. Man konnte sich aber auch keine edlere Erscheinung denken, als Felix Dahn zu jener Zeit gewesen sein soll. Der Sonnenjüngling, den er in seinem Totila schildert, er schien es selbst zu sein in dem sieghaften Zauber der Jugend und Schönheit, in dem Glorienschimmer höchster Poesie. Er war es, der Minna Birch zuerst das Verständnis für die Antike erschloß, — er war es, der den überströmenden Quell ihrer Seele in die edelsten Formen dichterischen Ausdrucks faßte, — er war es aber auch, der in dem himmelfürmenden Troß jugendlichen Titanenübermutes das ganze Gebäude christlicher Weltanschauung und Religiosität, das Sydows Geist mühsam aufgebaut, wieder zertrümmerte und an die Stelle desselben seine pantheistische Philosophie setzte. Aber auch diese seelische Umwälzung war Minna Birch zum Heil und riß sie nach oben.

Noch heute kann Wilhelmine von Hillern nicht von jener glücklichen Zeit reinsten geistigen Genusses reden, ohne sie als eine der schönsten Erinnerungen ihres Lebens zu bezeichnen.

Clemens Piloty besaß ein großes musikalisches Talent, so war zwischen ihm und Minna Birch gewöhnlich ausgemacht, daß sie zusammen die Abende hindurch im Birchschen Hause musizierten. Dann las wohl Felix Dahn nachher seine Gedichte, philosophische Werke, ästhetische Abhandlungen vor, oder was nun gerade seine Seele erfüllte. So teilte ein jedes die Schätze seines Geistes und Talentes den andern mit, und es entstand ein Austausch an Geist, Poesie und Kunst, wie er harmonischer wohl nie da war.

In dieser Zeit war es auch, wo sich den Augen Minna Birchs zum erstenmal die Bergwelt, die sie am Züricher See nur in traumhaft verschwommenen Umrissen bewundert hatte, in nächster Nähe offenbarte. Es war dies in Reichenhall, und auf dieser Reise lernte sie zum erstenmal ihr eigentliches Geburtsland Bayern näher kennen.

Auf dem Wege nach Reichenhall hatten ihre Mutter und sie ein kurzes Zusammentreffen mit Felix Dahn, der ihnen die Kunstschätze seiner und ihrer Vaterstadt zeigte. Der erste Anblick der Basilika veranlaßte das 16jährige Mädchen zu dem Ausspruch: „das ist ernst — aber ohne Schwärmerei,“ ein Wort, das so bezeichnend das Wesen des Basilikenstiles wiedergiebt, daß Felix Dahn in der Freude über diesen Gedanken einmal übers andere ausrief: „Das ist mehr als Talent, das ist das, was ich Genie nenne. —“

In der Oberin des Frauenklosters St. Zeno, mit der Minna Birch

und ihre Mutter von der letzten Bahnstation an im Postwagen die Reise nach Reichenhall machten, lernte das in dem puritanischen Zürich und dem protestantischen Berlin aufgewachsene Mädchen zum erstenmale eine Vertreterin des katholischen Geistes kennen, dessen Studium sie später so intensiv beschäftigte, daß es bis heute zu den mannigfachen Deutungen und Vermutungen über ihre Richtung in dieser Beziehung Raum giebt.

In dem Klösterchen St. Beno bei Reichenhall, mit dem sich ein lebhafter Verkehr entspann, wurde ihr das Wesen des Katholizismus immer vertrauter und so anziehend wirkte es auf sie, daß die junge feuer- und lebenssprühende Kunstnovize sich stundenlang bei den bleichen Novizen und Nonnen des stillen, weltfremden Klosters aufhielt — gewiß ein seltsam kontrastierendes Bild, in welchem wir wohl nicht vergeblich die ersten Wurzelsafern zu ihrem späteren Buch der Ascese: „Und sie kommt doch!“ suchen dürften. — Von München aus besuchte Felix Dahn die Freunde, und hier in der gewaltigen Bergwelt, in der wunderbaren Umgebung des bayrischen Hochlandes, wurde der poetische und geistige Austausch zwischen den beiden fortgesetzt. Felix war das belehrende, erziehende Element, Minna Birch die Schülerin. Mit dem ganzen Enthusiasmus der Liebe zur Heimat, der ein Erbstück der Süddeutschen, besonders aber der Bayern ist, hing Felix Dahn an der herrlichen Natur seines Vaterlandes, die er verstand wie nur wenige. Er erschloß Minna Birch das Verständnis für die Natur der Berge, das ihr in der nordischen Hauptstadt verloren gegangen war, und sie hat dem Lehrer alle Ehre gemacht, denn sie ist dem Bergeszauber und ganz besonders dem des bayrischen Hochlandes, wie wir später sehen werden, treu geblieben.

Aus jener Zeit sind wunderbar poetische Episoden vorhanden, sie bot deren eine Menge, besonders ein kurzer Aufenthalt am Chiemsee ist es, von dem wir unsere Mutter gerne erzählen hörten. Der stille See mit seiner melancholischen Fraueninsel, aus der es „mit weißer Hand“ herüberwinkte, die Berggrieken, die wie ernste, stille Wächter ihre Häupter in dem klaren Wasser wiederpiegeln, und dazu die beiden jungen, poetischen Menschen, in deren Seelen traumverloren das Zauberland ruhte, von dem es aus „alten Märchen singt und klingt.“ —

Einen Abend hatte Felix Dahn das junge Mädchen im Kahn hinausgerudert, die Abenddämmerung wob schon ihre melancholischen Schleier um die stille Fraueninsel, und als wollten die Wassernixen die beiden nicht mehr aus ihrem Reich entkommen lassen, so zogen sie den Kahn fest und fester in das gefährliche Schilf des Sees, daß der Jüngling eine lange Zeit kämpfen mußte, um ihn wieder flott zu machen und ans Ufer zu lenken.

Dort standen indes händeringend die Mütter der beiden Seefahrer, die vom Ufer aus die Gefahr, in der sie schwebten, mit angesehen, und empfingen dieselben mit besorgten Vorwürfen. Den beiden aber war's, als seien sie zurückgekehrt aus einem Zauberreich, dessen Wunder sich ihnen soeben geoffenbart. —

Und die Nixen des Chiemsees haben recht gehabt, „wer im Himmel einst gegastet, der vergißt ihn nimmermehr“, und der soll nicht zurückkehren in die nüchternen, hausbackenen Verhältnisse der Alltäglichkeit, soll nicht untreu werden

dem Wunderland und die Flügel, die ihn gen Himmel führen, nicht im Dienste der Prosa zerfchlagen — er küßt's mit wunder Seele und zerriffenem Herzen. — Minna Birch hat das später empfunden. — Zwischendurch boten sich Bilder wehmütiger Art. Eines Tages war man auf dem kleinen Kirchhof in St. Zeno. Es war ein Begräbniß gewesen. Minna Birch und ihre Mutter gingen zu den Nonnen ins Kloster. Als sie herauskamen, stand an dem kaum geschlossenen Grabe, übergossen vom Scheine der sinkenden Abendsonne, das jugendlich, schöne Haupt leicht geneigt, gleich dem Genius mit der umgekehrten Fackel, der junge Dichter. — Und durch Minna Birchs Seele zog es wie das leise, wehmütige Klingen einer Totenklage aus dem Dahnschen Liede: „die Ahnung, daß Himmel und Erde vergeht, ja, daß das Göttliche selber sterbe!“ —

Das war eitel Gold der Poesie, das im Sonnenschein der Jugend noch auf der Oberfläche der Seele glitzerte, später, in die Tiefen derselben versenkt, ward es zum heiligen Hort, der nur in stillen Stunden im Mondschein der Erinnerung leuchtend aus der Tiefe steigt und mit magischem Schimmer die Gegenwart verklärt. —

Mit dem 17. Lebensjahr begannen dann für Minna Birch so recht eigentlich die Wanderjahre. Der Entschluß, sich der Bühne zu widmen, stand schon lange unbefieglar in ihr fest, aber erst dem Zureden des Herzogs und der Herzogin von Koburg-Gotha verdankte sie, daß die Mutter die Einwilligung zu diesem Schritt gab. Der erste Versuch wurde in Gotha, der Residenz des kunstliebenden Herzogs, gemacht, unter den Augen des fürstlichen Paares, das der Mutter in feltner Freundschaft zugehan war und nun auch der Tochter das gleiche freundliche Interesse widmete. Die hohen Herrschaften gehören auch zu denen, deren Freundschaft bis auf den heutigen Tag der Stolz Wilhelmine von Hillerns ist.

War es einerseits das lebhafteste künstlerische und poetische Verständnis des Herzogs, dessen feines und geistvolles Urtheil so anregend und ermunternd für jeden Künstler ist, so war es andererseits das Vorbild der Herzogin, die als Typus edelster Weiblichkeit Wilhelmine von Hillern vorschwebte. Daß die Seelengüte der hohen Frau das junge Mädchen, welches noch der Form des Hofes ungewohnt war, so mit echt menschlichem Empfinden an ihr Herz nahm und mit großmütiger Geduld für die Welt erzog, in der sie lebte, das danken ihr und ihrem hohen Gemahl heute noch die Kinder, welche die Verehrung für das erlauchte Paar von Mutter und Großmutter übernommen haben.

Hier in Gotha, wo Minna Birch mit ihrer Mutter zum Besuch bei den Herrschaften war, trat sie zum erstenmal in der Rolle der „Julia“ auf.

Es war keine Kleinigkeit für das junge Mädchen ohne jede Vorbereitung, in so jugendlichem Alter, mit einer so schwierigen Rolle vor die Lampen zu treten. Es war um so schwieriger, als Minna Birch keine Bühnenerfahrung war. Ich habe es zwar in früheren Jahren immer als eine persönliche Beleidigung betrachtet, wenn Mama mir versicherte, sie sei sehr häßlich gewesen. Später, als ich über diese Frage ruhiger denken lernte, habe ich es allerdings oft mit an-

hören müssen, wenn alte Freunde meiner Mutter ihr versicherten, sie habe sich mit den Jahren ungemein verschönt, denn sie sei ein unsäglich häßliches Kind und Mädchen gewesen.

Es mag nun in diesem Ausspruch eine große Übertreibung liegen, und ich glaube die historische Richtigkeit dahin feststellen zu können, daß Minna Birch allerdings keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes war.

Sie hatte ein kluges, bleiches, mageres Gesicht, mit unregelmäßigen Zügen und ein paar mächtigen, erschreckend düstern Augen, die, wenn man von Augen sagen kam, daß sie einen Sonnenglanz über ein Antlitz verbreiten, im Gegensatz hierzu das ganze Gesicht mit den Schatten eines tragischen Verhängnisses überzogen. Es liegt ja in der Natur jedes achten Genies eine gewisse Tragik, deren Pathos gerade in der Jugend meist mit großer Übertreibung hervortritt.

Dazu wird Minna Birchs Gestalt als zart geschildert, ihre Bewegungen linksich, sie besaß ein gewaltiges, aber noch ungeschultes Organ, das in dem zarten Körper fast etwas Erschreckendes hatte, und eine ungeheure Leidenschaft, die leicht über das Maß der Schönheit hinausging. Das war Minna Birch bei ihrem ersten Auftreten in Gotha, aber wie hat sie späterhin verstanden, das ihr zu Gebote stehende Material ihrem Geist und ihren Intentionen dienstbar zu machen! Das Gesicht, ohne schön zu sein, besaß die Fähigkeit das seelische Empfinden in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, die das Antlitz geradezu verklärte und das Interesse vom ersten bis zum letzten Moment fesselte, das mächtige Organ wurde so trefflich geschult, daß es über ein Register von Tönen gebot, wie sie kaum je eine Menschenbrust besaß, die Leidenschaft wurde durch edles Maß gebändigt und in der Beschränkung vertieft, der zarte Körper wuchs unter der Wucht seiner Aufgabe, die Bewegungen wurden mit der zunehmenden Sicherheit ruhig und edel, und die ganze Leistung war durchdrungen von dem Element des Geistes, der unwiderstehlich den Sieg davontrug. Man hat Minna Birch mit der Rachel, jener größten französischen Schauspielerin, verglichen, und nicht mit Unrecht sagte die geistreiche Großherzogin Stephanie von Baden, sie sei bestimmt die Rachel Deutschlands zu werden. Es waren die höchsten Aufgaben, die weit über die ihrem Alter angemessene Fassungskraft hinausgingen, die Minna Birch sich stellte. Lady Macbeth, Julia, Stuart u. a. m., dazwischen wieder Shakespearesche Lustspielgestalten. Es ist vielleicht von Interesse zu hören, mit welchem Verständnis das junge Mädchen ihre Aufgabe erfaßte. Von Mannheim aus, wo sie, da Charlotte Birch ihr bisher nicht gestattet hatte, ein festes Engagement anzunehmen, zum erstenmal einen einjährigen Kontrakt einging, schrieb sie an ihre Mutter: „Ich habe nun zunächst die „Beatrice“ in „viel Lärm um Nichts.“ — Übrigens bist du, liebe Mutter, im Irrtum, wenn du meinst, ich müsse mit der „Beatrice“ mehr machen, als mit der „Viola!“ (In „was Ihr wollt.“) Die Viola ist das Beste, was ich geleistet habe so lange ich auf der Bühne bin. Ich habe große Leidenschaften gemalt, habe den Pinsel in mein eignes Herzblut getaucht und in raschen Zügen die Gestalten hingeworfen, nach meinem Herzensdrang. Hier aber habe ich ein so feines Miniaturbildchen gemacht, mit so tausend kleinen Pünktchen und

Strichelnchen, daß ich meine eigenste innere Natur darin verleugnete und so einen Triumph über mein eigenes Talent und über meine natürliche Veranlagung feierte. Nach meiner Auffassung ist Viola eine poetische, freidenkende, ja hochbegabte Mädchennatur, die mit Hilfe ihres starken Geistes ihre Leidenschaft stets unter der Hülle des Humors hält und mit einem natürlichen Liebreiz, einer schalkhaften Grazie die Herzen gewinnt. Die Unterscheidungen der drei verschiedenen Liebesarten: Die Liebe des warmen Mädchenherzens zu Orfino, die gekünstelte Liebe zu Olivia mit ihren tausend Mischungen von Ironie und Liebenswürdigkeit, die Liebe der Schwester zum Bruder und nun die ernste, ja pathetische Leidenschaft des Jünglings Sebastian zur Olivia und wieder die gewiegte, sich überlegen fühlende Zärtlichkeit für die totgeglaubte Schwester, diese Unterscheidungen habe ich bis ins kleinste Detail festgehalten, und ich kann wohl sagen, daß ich nie ein so vielfach schimmerndes Bild zutage gefördert, nie eine so schwere psychologische Aufgabe gelöst habe. —“

Dieser Brief ist uns darum merkwürdig, weil er abgesehen von der bei einem so jungen Mädchen seltenen Gedankenschärfe eine Klarheit im Erfassen ihrer Aufgabe enthält, die ein charakteristisches Merkmal für Wilhelmine von Hillern ist. Da ist nichts Ungenaueres weder in der Kunst noch im Leben. Sie erfäßt die Bedeutung desselben, so vielseitig wie möglich, sie weiß die verschiedenen Seiten genau auseinander zu halten und führt jede mit großer Konsequenz und ohne sie miteinander zu vermischen durch. Darum ist Frau von Hillern, die Gemahlin des Landgerichtspräsidenten und Großherzoglichen Kammerherrn, die Frau der großen Welt, eine ganz andere und grundverschiedene Erscheinung von Wilhelmine von Hillern, der Schriftstellerin, und die Schriftstellerin selbst ist wieder ganz verschieden als dramatische Dichterin, in der das alte Künstlerblut wieder aufwallt und die sich mit ganzer Seele dem Zauber der Kulissen hingiebt, und als Romanschriftstellerin, die mit ein paar geistvollen Freunden die höchsten Probleme ihres Schaffens bespricht. Wilhelmine von Hillern ist eine andere in der Stadt und auf dem Lande, als Dame der Gesellschaft und im Familienkreis: kurz ihr Charakter bietet eine Reihe der verschiedenartigsten Nuancen, aber jede Nuance ist in ihrer Art an ihrem Platz, wird konsequent durchgeführt, und alle zusammen geben ein großes, schillerndes und doch in sich einheitliches Bild. —

Die kurze Zeit, die Minna Birch der Bühne angehörte, bietet eine Fülle des Interessanten in ihren Erlebnissen, aber sie drängen sich rasch, sich überstürzend vorbei, ihre Dauer ist die eines Momentes, und es fehlt ihnen allen die beschauliche Ruhe, um sie noch nachträglich verwerten zu können.

Es ist der frisch pulsierende, stürmische Herzschlag der Kunst, das Tempo desselben ist rascher, ist energischer, kräftiger, als bei den gewöhnlichen Menschen. Das Bewußtsein, seine ganze Kraft einsetzen zu können an großen, schwerzubewältigenden Aufgaben, erzeugt eine innere Heiterkeit, eine Lebensfreudigkeit in der jungen Seele, die im grellen Gegensatz zu dem in ihr wohnenden tragischen Element oft ganz plötzlich und unvermittelt in einen kecken, perlsüßenden Humor umschlägt. —

Ein halbes Jahr des Unterrichts bei Eduard Devrient in Karlsruhe, eine Reihe von Gastspielen an den ersten Bühnen in Hamburg, Magdeburg, Berlin u. a. m., dann ein einjähriges festes Engagemant in Mannheim, das ist ungefähr der Inhalt dieser drei Jahre des Lebens in der Kunst.

Von Mannheim, wo Minna Birch sich zum erstenmal länger und mit mehr Muße ihrem Beruf widmete, liegen uns die ausführlichsten Berichte vor, ich gebe einiges darans wieder, weil vielleicht darin die ersten Keime zu finden sind für das später sich entwickelnde Talent reflektierenden Dichtens.

Ein Bändchen Gedichte eines Jugendfreundes giebt Veranlassung zu einer kritischen Abhandlung in einem Brief an ihre Mutter: „— — es ist eine echte Schablonenliebe: Blonde Locken, blaue Augen, Glockenblumen, Täubchen und Gärtchen und eine liebliche Seele voll Frieden und Reinheit. Alles, was sie sagt, ist reizend, und was sie verschweigt, ist noch reizender. — Kommt der Geist auch nicht gerade über die schüchternen, rothigen Lippen, so leuchtet er doch jedenfalls aus dem großen blauen Auge, und ein Lächeln spricht beredter als Engelszungen. Ein Händedruck, ein Erröten oder vielleicht gar ein Kuß, enthält das ganze zauberische Rätsel holder Jungfräulichkeit, und es ist natürlich die wonnigste Unterhaltung, sich mit der Lösung dieses Rätsels zu beschäftigen. Daß F. noch in diesem Stadium steht, beweisen seine Gedichte, die an sich wunderschön, aber eben der Ausdruck einer ersten Liebe sind, — und das finde ich auch natürlich. F.'s Geist ist ein bedeutender, ungewöhnlicher, ebenso sein Herz, aber den Geist kann man in den Treibhäusern der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit zur frühern Reife bringen, nicht das Herz. Die Entwicklung des Herzens wird weder durch die Flamme der Phantasie noch durch Erfahrung aus Büchern beschleunigt, sie hat ihr heiliges Recht an die Zeit, an das Leben. Das Leben allein reißt das Herz, und das Herz ist ein eigener Boden, es muß zerrissen werden und gedüngt mit dem eigenen Blut, wenn sich wieder Leben darans erzeugen soll. Ein gefährlicher Prozeß, mitunter verzehrt sich das Leben am Herzen und mitunter das Herz am Leben. Wohl dem, der mit 22 Jahren das alles schon überstanden hätte. Wehe dem, der es noch nicht überstanden und es doch so klar vor sich sieht.

F.'s übrige Gedichte enthalten vieles Meisterhafte, auch viel Unwahres und Übertriebenes, was aus einer bis zum äußersten geschraubten Phantasie hervorging. Er fokettiert noch zu sehr mit der Pflicht, als daß er sie in ihren wahren furchtbaren Ernst erkannt haben könnte. Sie hat ihn bisher als strenge, ruhige Führerin geleitet, — wer sie aber einmal als drohende, erzürnte Gottheit sich gegenüber gesehen und ihr nicht entflohen ist, der liebäugelt nicht mehr mit ihr, der trägt schweigend den Stolz des Daseins in der Brust. Daß F. früher oder später dahin kommen wird, verbürgt mir der Geist des ganzen Buches, verbürgt mir überhaupt sein ganzes Sein und Leben, das den Stempel echter Idealität trägt. Sein ganzes Wesen hebt sich auf Sprungfedern des Gedankens über alles Gemeine empor, und sein Fühlen und Sprechen ist, wenn auch nicht immer groß, so doch immer schön. — so auch sein Buch.“

Zu übrigen bieten die Briefe aus jener Zeit neben einer großen Gedanken-

fülle doch wenig von allgemeinem Interesse. Das Studium der Rollen, das Spielen derselben, Besuche und gefelliger Verkehr, hin und wieder die Schilderung einer Soiree bei der verwitweten Großherzogin Stephanie, die in Mannheim ihre Residenz hatte und sich in der lebenswürdigsten Weise für die junge Künstlerin interessierte. Zwischendurch spielen schon die ersten Anzeichen aufkeimenden Interesses für ihren späteren Gatten, dessen mächtige Heldengestalt da zum erstenmal auf der Bildfläche erscheint.

Hermann von Hillern, damals Hofgerichtsrat und großherzoglich badischer Kammerjunker, entstammte einer ursprünglich schwäbischen Adelsfamilie, deren Ahnen lange Zeit in der freien Reichsstadt Biberach als regierende Bürgermeister ihren Sitz und durch ihre Verwandtschaft mit dem Dichter Wieland eigentlich schon die poetischen Traditionen überkommen hatten. Auch Hermann von Hillern besaß ein hübsches, poetisches Talent, eine große Liebe zur Kunst im allgemeinen und besonders ein hervorragendes Interesse für das Theater und alles, was mit demselben zusammenhing. Er war der Liebling aller Salons, wo ihn seine schöne und elegante Erscheinung vorteilhaft hervorhob, verkehrte viel am Hof der Großherzogin Stephanie und war auch in den Künstlerkreisen als Mäcen hochgeschätzt. Als daher im Herbst des Jahres 56 der junge Prinzregent von Baden, nach seiner Vermählung, mit seiner Gemahlin in Mannheim einzog, da war es Hermann von Hillern, der im Auftrag der Stadt Mannheim das Festspiel zum Empfang der Neuvermählten dichtete, dessen Hauptrolle in den Händen der eben engagierten jungen Künstlerin lag. Von da an fesselte ein tiefes, leidenschaftliches Interesse den bedeutend älteren Mann an das junge Mädchen, ein Interesse, das sich zuerst nur als ernste, beratende Freundschaft der Künstlerin gegenüber äußerte, bald aber von beiden Seiten in Liebe überging. Die äußeren Verhältnisse waren nicht günstig, da bei beiden keine Glücksgüter zu erwarten waren, und bei Minna Birch war die Aufgabe ihres Künstlerberufs ein Opfer, an dem sich ihre Kraft verzehrte, aber die Liebe siegte über alle Schwierigkeiten, und am 27. August 1857 ward der Bund geschlossen, den erst nach 25jähriger Ehe der Tod Herrmanns von Hillern trennte.

Hier können wir eigentlich den größten Abschnitt im Leben Wilhelmine von Hillerns machen. — Die Wanderjahre sind mit ihrer Verheiratung zu Ende, aber nun beginnen in der Schule des Lebens noch einmal Lehrjahre, ernster und schwerer, als Minna Birch sie bis dahin durchzumachen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Der Tertiär-Mensch.

Von

L. Büchner.

Die ehemalige Existenz des sogenannten fossilen oder vorweltlichen Menschen oder des Menschen der Quaternär-Zeit, des Zeitgenossen der großen, ausgestorbenen Diluvial-Tiere, oder unseres wilden, barbarischen Vorfahren aus längst vergangener vorgeschichtlicher Zeit — diese so lange angefochtene und angezweifelte, aber immer zu neuem Leben erwachende Existenz ist heute eine erwiesene, von keinem Unterrichteten mehr geleugnete Thatsache. Obgleich kaum vierzig oder fünfzig Jahre darüber hingegangen sind, seitdem der französische Gelehrte Boucher de Perthes jene berühmten Kieselärte im Thal der Somme entdeckte, welche der ganzen Frage eine total andere Wendung gegeben haben, so existirt doch bereits eine so umfangreiche Litteratur über den Gegenstand, daß man ganze Bibliotheken damit anfüllen könnte. Besondere Zeitschriften, Gesellschaften und gelehrte Zusammentünfte widmen demselben ihre Zeit und Thätigkeit, und alle größeren Museen sind voll von Gegenständen aus vorgeschichtlicher Zeit. Eine ganz neue Wissenschaft, die sogenannte Archäologie oder eine Verbindung der Altertumskunde mit der Erdwissenschaft, ist entstanden und findet zahlreiche und eifrige Adepten. Wir sind bereits im Stande, uns an der Hand dieser Wissenschaft und mit Zuhilfenahme der Erfahrungen an jetzt noch lebenden wilden Völkern ein ziemlich vollständiges und genaues Bild von dem Leben und Treiben des europäischen Urmenschen nach den verschiedenen Seiten seines Daseins, wie Wohnung, Kleidung, Nahrung, Schmuck, Industrie, Krieg, Jagd, Fischerei, Weberei, Näherei, Ackerbau, Zähmung von Haustieren, Schifffahrt, Handel, schönen Künsten, Malerei, Musik, Sprache, Schrift, Religion, Totenverehrung, Krankheit, Ehe, Bildung der Familie u. s. w. u. s. w. zu machen. Wir haben die Feuer- und sonstigen Steine in der Hand, welche er durch einfaches Aneinanderschlagen oder Behauen zu den mannigfaltigsten Werkzeugen des Krieges und des Friedens bearbeitete oder umgestaltete; wir haben die Zähne, Muscheln, Knochen, Steine, mit denen er sich schmückte, das Thongeschirr, das er formte, die Platten von Bein oder Stein, auf denen er seine kunstlosen Malereien oder Zeichnungen anbrachte. Wir haben seine Begräbnisstätten, die Überreste seiner Mahlzeiten und die aus platten Steinen hergerichteten Herde aufgefunden, auf denen er sein Feuer anzündete. Wir wissen, wo und wie er jagte und fischte; wir haben die zahllosen, natürlichen und künstlichen Höhlen durchforscht, welche ihm theils als Wohnung, theils als Zufluchtsorte, theils als Begräbnisstätten dienten; wir kennen die zum großen Teil ausgestorbene oder ausgewanderte Tierwelt, von welcher er umgeben war, und deren rohe Umrisse er uns selbst hinterlassen hat. Aber nicht genug damit — wir haben auch seine Gebeine aufgefunden, und die Anthropologen sind im Stande, sich daraus ein Bild von seinem körperlichen Zustande und von dem Aussehen der verschiedenen Rassen zu gestalten, welche in dem langen Laufe vorgeschichtlicher Zeiten auf einander gefolgt sind.

Die Frage, ob der Mensch mit allen seinen menschlichen Eigenschaften vor sechstausend Jahren erschaffen worden und also nicht sehr alt auf der Erde sei — wie es die biblische Weltanschauung lehrt oder annimmt — braucht die Gelehrten der Gegenwart nicht mehr zu beschäftigen. Besäßen wir auch die wunderbaren Entschlüsselungen der Ägyptologen und der ägyptischen Chronologie nicht, welche zeigen, daß schon vor sechstausend Jahren in dem alten Wunderlande am Nil eine Zivilisation bestanden haben muß, die eine sehr lange, ihr vorausgegangene Entwicklungszeit notwendig voraussetzt, so würde doch allein die Thatsache, daß der europäische Urnenmensch gleichzeitig mit längst ausgestorbenen Tierarten gelebt hat, deren Dasein ganz andre geologische und klimatische Verhältnisse bedingt als die gegenwärtigen, und daß seine Überreste oder die Spuren seines Daseins in Erdschichten gefunden worden sind, deren Bildung unserer gegenwärtigen Erdbildungsperiode vorausgeht, resp. von den Produkten der letzteren überlagert wird, so würden doch allein diese Thatsachen für ein Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde sprechen, im Vergleich mit welchem die Zeiten der Geschichte und Tradition oder der glaubwürdigen geschichtlichen Überlieferungen der Länge nach als verschwindend oder mindestens sehr gering zu betrachten sind.

Aber so lang auch diese Zeiträume sind oder sein müssen, sie würden dennoch nur als verhältnismäßig kurze erscheinen, wenn es gelingen würde, den Nachweis der ehemaligen Existenz des sogenannten Tertiärmenschen oder eines Menschen zu liefern, dessen Dasein noch über Quaternär- oder Diluvialzeit hinaus in die späteren oder früheren Abteilungen der großen, der Quaternärzeit vorangegangenen Tertiärepoche reichen würde — einer geologischen Epoche, deren Dauer wieder nach Hunderttausenden von Jahren gerechnet werden muß. Allerdings haben sich die Gelehrten bis jetzt ganz mit derselben Hartnäckigkeit gegen die Anerkennung der Existenz des Tertiärmenschen gestraubt, mit der sie sich seinerzeit gegen die Anerkennung des fossilen oder Quaternärmenschen gewehrt haben; und es mag sogleich zugegeben werden, daß bis jetzt für denselben mehr theoretische als thatsächliche Gründe in das Feld geführt werden können. Immerhin erscheint es für die hochwichtige und noch lange nicht gelöste Frage, nach dem ersten Anfang und Ursprung des Menschengeschlechtes auf der Erde von der größten Bedeutung und von noch größerem Interesse jene Gründe näher kennen zu lernen und dabei Mittel zur Bildung eines allgemeinen Urteils über den Gegenstand zu gewinnen. Diese Betrachtung mag daher als Rechtfertigung für die nachfolgenden Ausführungen dienen — Ausführungen, welche nicht bloß den Fachmann angehen, sondern das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch zu nehmen berechtigt sein dürften.

Die sogenannte Tertiärzeit bildet bekanntlich die dritte oder vierte der vier oder fünf großen Abteilungen, in welchen man die Geschichte der sedimentären oder versteinерungsführenden Erdschichten unterbringt. Sie zerfällt wieder in die drei Perioden der Eocäne, Miocäne und Pliocäne — Bezeichnungen, welche von dem berühmten englischen Geologen Lyell in die Wissenschaft eingeführt worden sind, je nach dem Grad der Verwandtschaft, welche die in den Erd-

schichten aus jener Zeit eingeschlossenen fossilen Schalthiere mit denjenigen der Gegenwart wahrnehmen lassen. Noch Prozenten berechnet beziffert sich diese Verwandtschaft auf $3\frac{1}{2}$, 17 und 35—50, so daß in der Eocäne (von ἠώς und καινός oder Dämmerungen) $3\frac{1}{2}$ %, in der Miocäne (von μέσος und καινός — weniger neu) 17% oder in der Pliocäne (von πλείον und καινός oder mehr neu) 35—50% der fossilen oder Schalthiere mit denen der Gegenwart verwandt oder identisch sind. Die Gestaltung der Erdoberfläche, die Verteilung von Wasser und Land war zu jener Zeit eine von der Gegenwart wesentlich verschiedene. Das große Nummulitenmeer, von welchem das heutige Mittelmeer nur ein verkleinertes Abbild liefert, bedeckte in der Eocänzeit einen großen Teil von Europa und erstreckte sich bis tief nach Asien hinein. Auf das Nummulitenmeer folgte in der Miocänzeit das Molassemeer und auf dieses in der Pliocänzeit eine der großartigsten Erscheinungen der Erdgeschichte oder die Erhebungen der Alpen und des Himalajah. Das Meer wurde durch dieses Ereignis in lange und tiefe Golfe zurückgebrängt, welche sich nach und nach verließen und die heutige Meeresgestaltung zurückließen.

Was das Klima der Tertiärzeit angeht, so war daselbe der allenthalben Entstehung des Menschen überaus günstig, es war warm, feucht, gleichmäßig ohne Extreme, hatte einen sehr milden Winter und konnte daher mit Leichtigkeit jene üppige halbtropische Vegetation erzeugen, deren die großen pflanzenfressenden Säugetiere jener Zeit zu ihrer Erhaltung bedurften; auch gab es eine große Anzahl von Pflanzen mit immergrünen Blättern. Diese Vegetation erstreckte sich bis in den hohen Norden, und das jetzt mit Eis bedeckte Grönland ernährte einen reichen Pflanzenwuchs. Erst gegen das Ende der Pliocänzeit erfolgte ein allmählicher Rückgang der Temperatur, und die klimatischen Unterschiede traten stärker hervor. Dennoch muß auch während der nun folgenden Diluvial- und Eiszeit die Temperatur immer noch mild genug gewesen sein, um das Gedeihen einer reichen Pflanzen- und Tierwelt zu ermöglichen.

Dieselbe hängt übrigens ganz eng mit derjenigen der jüngeren Tertiärzeit zusammen. Tertiäre Vorläufer des Mammut oder des diluvialen Elefanten waren der *Elephas antiquus*, ein ausgestorbener vorweltlicher Elefant mit seinem gewöhnlichen Begleiter, dem *Rhinoceros hemitoechus* oder dem Nashorn mit unvollkommen verknöchertem Nasenscheidewand; ferner der noch ältere *Elephas meridionalis* oder Mittelmeer- oder südliche Elefant — wohl das riesigste Landtier, das je gelebt hat — und des *Mastodon*, ein plumper, durch spizenförmige Erhöhungen seiner Backzähne charakterisierter Elefant. Daran reiheten sich riesige Dinotherien, Nashörner und Flußpferde, kolossale Faultiere, Tapire, Hirsche, Rinder, Antilopen, Gazellen u. s. w. und als Vorläufer unseres Pferdes die bekannten Gattungen *Anthitherium* und *Hipparion*. Weiter das *Halitherium*, ein großes pflanzenfressendes Walthier, das an den Mündungen der Flüsse und seichten Meeresbuchten gelebt haben mochte, und große anthropoide Affenarten, unter denen der vielbesprochene *Dryopithecus* und der *Pliopithecus antiquus* sich durch besonders menschenähnliche Bildungen auszeichneten. Unter den

Raubtieren oder Fleischfressern steht oben an der *Machairadus*, eine große schreckliche Raçe mit langen, dolch- oder messerartigen Fangzähnen.

An den Knochen dieser Tiere nun oder einiger derselben wollen französische, italienische und deutsche Gelehrte oder Forscher (Desnoyers, Bourgeois, Delaunay, Capellini, von Dücker u. a.) teils in Frankreich, teils in Italien, teils in Griechenland Einschnitte, Brüche oder Spuren einer Bearbeitung entdeckt haben, welche nur von Menschenhand sollten herrühren können — womit also das Dasein des tertiären Menschen bewiesen wäre. Es beziehen sich diese Spuren auf die Knochen des südlichen Elefanten, des großen Flußpferdes, mehrerer Hirscharten, des Mammut, des *Halitherium*, sowie eines diesem Tiere verwandten Walfieres von der Gattung *Balänotus*, des *Hipparion*, der Antilope und des *Rhinoceros*, alle angeblich der Tertiär-Bildung angehörigen Fundorten stammend und tertiären Arten angehörig.

Diese Angaben, welche anfangs beweisend schienen, haben sich bei genauerer Untersuchung nicht bestätigt. Vielmehr ist man bei dieser Untersuchung allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß jene Spuren nicht von Menschenhand herrühren, sondern daß sie ihre Entstehung teils den scharfen Zähnen gleichzeitig lebender Tiere, wie Ragetiere und großer Raubfische, teils der Einwirkung der Säge desogenannten Schwertfisches, teils endlich den natürlichen Zufällen verdanken, denen die Knochen jener Tiere entweder in der Erde selbst oder in Flußbetten durch Rollen, Reiben, Stoßen, Drücken u. s. w. ausgesetzt waren. Die runden Löcher an tertiären Haifischzähnen, welche man ebenfalls durch den Menschen hervorgebracht glaubte, wurden als das Werk pliocäner Bohrmuscheln erkannt. Immerhin mag nicht unerwähnt bleiben, daß Professor Schaffhausen in Bonn auf der 15. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Breslau im Jahre 1884 eine Anzahl der von Herrn von Dücker aus Piskerni in Griechenland mitgebrachten *Hipparion*-Knochen vorgelegt hat, von denen er nicht bezweifeln zu dürfen glaubt, daß der Ur Mensch dieselben aufgeschlagen oder gespalten hat, um das darin enthaltene Mark zu gewinnen!

Mehr Schwierigkeit der Beurteilung verursachte eine zweite Reihe von Beweisen, welche sich auf das angebliche Vorhandensein von Spuren menschlicher Industrie oder von bearbeiteten Kiesel- oder Stein- Werkzeugen in unzweifelhaft tertiären, speziell miocänen Ablagerungen oder Erdschichten beziehen. Solche Spuren sind bis jetzt gemeldet aus Frankreich, Italien, Portugal und Kalifornien. Am berühmtesten darunter sind die Funde des französischen Abbé Bourgeois, welcher in der Kommune Thenay bei Pontleroy in Frankreich (Dep. Loire et Cher) in einem Süßwasserkalk aus der mittleren Tertiärzeit unter einer regelmäßigen Ablagerung von Kalk- und Thonschichten, in deren einer sich Überreste des *Acerotheriums*, eines ausgestorbenen, mit dem *Rhinoceros* verwandten Tieres ohne Horn vorfanden, in einer Tiefe von 4—5 Metern zahlreiche Feuersteine auffand, welche ihn u. a. unzweifelhafte Spuren menschlicher Bearbeitung zeigen. Dieselben wurden mehreren anthropologischen Kongressen vorgelegt, wo sie eine sehr verschiedene Beurteilung erfuhren. Ihnen schlossen sich an der Fund des fran-

zöfischen Geologen Rames, welcher 1877 und 1878 bei Aurillac dergleichen Feuersteine in tertiären Ablagerungen entdeckt haben will, welche denen von Thenay ähnlich sind und Knochen von Mastodon, Dinotherium und Hipparion enthalten — und der Fund des portugiesischen Geologen Carlos Ribeiro, welcher aus theils miocänen, theils pliocänen Schichten des Tajo-Thales bei Lissabon bearbeitete Feuersteine hervorzog. Von 96 Exemplaren dieser Steine, welche Ribeiro im Jahre 1878 auf der Ausstellung der anthropologischen Wissenschaften in Paris vorlegte, wurden 22 Stück von Mortillet und Cartailfac als unzweifelhaft ächt und die Spuren der Bearbeitung durch ein intelligentes Wesen tragend anerkannt. Während des internationalen prähistorischen Kongresses in Lissabon 1880 auf 81 besuchten die genannten Forscher den Fundort und konstatierten die Richtigkeit der Lagerung durch den Augenschein. Mortillet, Direktor des Gallo-Römischen Museums in St. Germain und Professor der Prähistorie an der anthropologischen Schule von Paris, ein in diesen Dingen und deren Beurteilung ebenso erfahrener wie gewandter Mann, behauptet das Nämlliche in bezug auf die oben erwähnten Funde Bourgeois', durch die er sich vollständig überzeugt bekennet, indem er bemerkt, daß niemand an der Ächtheit dieser Artefakte zweifeln würde, wenn sie aus Quartärschichten kämen.

Dasselbe thut eine Anzahl weiterer zum Theil sehr angesehener Gelehrten, wie Cartailfac, Waldemar Schmidt, Worsaae, Raulin, Dmalius, Quatrefages, Frank u. s. w. Mortillet findet übrigens an allen von Bourgeois vorgelegten Stücken die unzweifelhaften Spuren der Einwirkung des Feuers, dem die Mutterstücke nach seiner Meinung ausgesetzt wurden, um dieselben durch das in ihnen enthaltene Wasser oder durch plötzliches Wiederabkühlen zum Zerspringen in kleinere Stücke zu veranlassen. Die so abgesprengten Stücke wurden dann nach ihm einer weiteren Bearbeitung durch Klopfen, Hämmern oder Zurecht schlagen unterworfen. Sie unterscheiden sich von den Kieselarten der Quartär-Zeit theils durch Unvollkommenheit der Form, theils durch ihre verhältnismäßige Kleinheit. Mortillet's Endurteil geht dahin, daß der Beweis dafür geliefert sei, daß in der Tertiär-Zeit ein Wesen gelebt haben müsse, welches Verstand genug besessen habe, um Feuer zu entzünden und Steinwerkzeuge anzufertigen. Was dieses Wesen selbst anbetrifft, so glaubt Mortillet theils aus der Kleinheit der Werkzeuge, theils aus den allgemeinen Verhältnissen der tertiären Fauna den freilich sehr gewagten Schluß ziehen zu dürfen, daß nicht der Mensch selbst jener Künstler gewesen sein könne, sondern ein zwischen ihm und den menschenähnlichen Affen stehendes Wesen, welches als dessen geologischer und anthropologischer Vorläufer zu betrachten sei, und welches er mit dem allgemeinen Namen des Anthropopithecus (Mensch-Affe) bezeichnen zu dürfen glaubt.

Diesem Urtheil steht freilich die Meinung einer Anzahl anderer, namentlich deutscher Gelehrten gegenüber, welche weder in den Fundstücken von Bourgeois noch in denen von Ribeiro die Spuren einer künstlichen Bearbeitung zu erkennen vermögen, sondern alle angeblich tertiären Steinwerkzeuge entweder als durch zufälliges Zerspringen bei plötzlichen Temperaturwechseln, Verwitterung u. dergl.

hervorgebrachte Naturprodukte betrachten oder aber ihre Herkunft aus wirklich tertiären Erdschichten anzweifeln. Die gefundenen Spuren von Feuer, Ache, Kohlen u. s. w. erklären diese Gelehrten aus zufällig durch Blitzschlag entstandenen Bränden.

Endlich giebt es noch eine Anzahl von Gelehrten, welche die ganze Sache zwar nicht verwerfen, aber mindestens für zweifelhaft erklären und weitere Aufklärung von der Zeit erwarten.

In einer der neuesten Schriften über den Gegenstand (de Nadaillac: die ersten Menschen u. s. w., deutsch bei Enke in Stuttgart 1884), erklärt der Verfasser (S. 505 u. folg.), daß er die in Paris und St. Germain aufbewahrten Beweisstücke einer genauen und mehrmals wiederholten Prüfung und Besichtigung unterworfen habe, daß er aber nicht in stande gewesen sei, sich vom Vorhandensein der sichtbaren Zeichen einer künstlichen Bearbeitung zu überzeugen — namentlich dann nicht, wenn er eine Vergleichung der angeblich bearbeiteten Steine mit denjenigen anstellte, welche zusammen mit jenen aufgefunden wurden und die nicht die Spur der Einwirkung eines intelligenten Wesens zeigten! Hat man doch auch an ganz anderen, zum Teil offenen Plätzen z. B. an der sogenannten Hell-Bucht in Neuseeland, natürliche Feuersteine genug gefunden, welche die verschiedenen Formen der zu Messern, Spitzen, Keulen u. s. w. umgearbeiteten Steine täuschend nachahmen!

Allerdings darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß inzwischen in Amerika Funde gemacht worden sind, welche die Meinung von Mortillet zu unterstützen scheinen. Es sind Kiesel-Instrumente oder Steingeräte von ziemlicher Vollendung und ähnlich den ältesten französischen Mustern aus der Quartärzeit, welche zusammen mit Überresten einer tertiären Fauna von Abbor, Wallace, Cope, Whitney u. a. teils in den glacialen Ablagerungen des Delaware-Thals in New-Jersey, teils in Sandschichten in der Nähe von Richmond, teils in nicht näher bezeichneten Lokalitäten der Staaten Oregon und Kalifornien aufgefunden worden sind. Da nun Amerika unzweifelhaft von Asien aus bevölkert worden ist, so würde ein Rückschluß auf die Alte Welt gerechtfertigt erscheinen. Freilich lassen sich auch gegen diese Funde ganz dieselben Einwände erheben, welche gegen die ähnlichen in Europa erhoben worden sind; und so lange dieselben nicht widerlegt oder genauer untersucht sind, muß die ganze Sache zweifelhaft erscheinen und der Spruch auf sie angewendet werden:

„Adhuc sub iudice lis est“.

Somit wäre also auch die zweite Reihe thatsächlicher Beweise für die Existenz des Tertiär-Menschen vorerst stark in Zweifel gestellt, und wir können uns zu einer dritten Reihe wenden, welche allerdings, wenn begründet, von weit größerer Bedeutung erscheinen müßte als das bisher Vorgebrachte; es ist die Anwesenheit oder Auffindung menschlicher Knochen oder Skeletteile in der Tertiärzeit angehöriger Erdlagern. Es sind zunächst drei oder vier Skelette oder Skeletteile dieser Art, welche in Frankreich, der Schweiz und Italien aufgefunden und entweder von ihren Findern oder von späteren Forschern so lange für tertiär erklärt worden

sind, bis eine genauere Untersuchung die Unhaltbarkeit dieser Behauptung herausstellte. Wohl ist bewiesen, daß der berühmte Mensch von Denise, den Lyell in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ sehr eingehend beschreibt, oder die zwei Menschen, deren Gebeine Aguard im Jahre 1844 bei le Buy en Velay in Zentralfrankreich (Dep. Haute-Loire), eingebettet in vulkanischen Tuff und von vulkanischer Lava bedeckt, in der Nähe eines längst erloschenen Vulkans auffand, gelebt haben müssen, als jener Vulkan noch in Thätigkeit war und sie sowie die Überreste von Tieren aus der Tertiär- und Quartärzeit unter seinen Auswürflingen begraben konnte. Da aber nicht bekannt ist, wann jene Vulkane zum Schweigen gebracht wurden und sogar Gründe vorliegen, welche annehmen lassen, daß dieselben selbst noch in historischer Zeit in Thätigkeit waren, so kann aus dem Fund nichts weiter gefolgert werden, als daß der Mensch vor dem Erlöschen der Vulkane im Velay gelebt hat.

Solche Zweifel sind vielleicht nicht oder weniger berechtigt gegenüber dem berühmten menschlichen Fossil von Calaveras in Kalifornien, welches mehrere Jahre hindurch den Gegenstand eines lebhaften Streites in gelehrten Gesellschaften Amerikas und Europas gebildet hat. Im Jahre 1866 machte der amerikanische Staats-Geolog Prof. Whitney die Entdeckung eines ziemlich vollständigen menschlichen Schädels in einer Schicht goldführender Saude in der Grafschaft Calaveras am westlichen Abhang der Sierra Nevada bekannt. Die Schicht ruhte auf einem Bett von Lava und war bedeckt von mehreren mit Kieschichten abwechselnden Decken von Lava oder vulkanischen Ablagerungen. Unter sieben oder acht dieser Schichten wurde der Schädel in einer Tiefe von 45—50 m bei Gelegenheit der Ausgrabung eines Schachtes unmittelbar neben den Resten einer versteinerten Eiche gefunden. Säugetierknochen waren mit dem Fossil nicht vergesellschaftet, dagegen fanden sich an anderen Punkten der Gegend ganz identische Kieslager mit zahlreichen Knochen von Tieren aus diluvialer und vordiluvialer Zeit. Auch fanden sich zahlreiche, zum Teil sehr gut gearbeitete Steinwerkzeuge aus amerikanischen Stein-Arten in goldführenden Geschieben aus der Zeit des Mammuth, Mastodon und Tapir an verschiedenen Punkten Kaliforniens, namentlich in dessen mittleren Teilen, in der Umgegend von Sonora, Columbia und vom Tafelberg. Was die Form des Schädels selbst betrifft, so zeichnet sich derselbe durch sehr vorspringende Augenbrauenbogen, also ähnlich dem berühmten Neanderthaler Schädel, aus und besitzt im übrigen den ungefähren Typus des Eskimo-Schädels.

Whitney, welcher den merkwürdigen Fund zuerst im Jahre 1868 der Wander-Versammlung der amerikanischen Naturforscher in Chicago vorlegte und großes Aufsehen damit erregte, glaubt aus demselben folgern zu dürfen, daß der Mensch in Kalifornien gelebt habe vor der Zeit des Mastodon (eines Tieres, welches in Amerika ungefähr die europäische Mammuth-Zeit repräsentiert), vor der amerikanischen Eiszeit und zu einer Zeit, da das pflanzliche und tierische Leben ein völlig anderes war als heute, und so weit von unserer gegenwärtigen Epoche, daß seitdem in harten kristallinen Gesteinen Erosionen von zwei bis drei

tausend Fuß in senkrechter Richtung sich haben ausbilden können. Dieser Schluß wird nach ihm unterstützt dadurch, daß seitdem und früher ganz ähnliche Funde an verschiedenen Punkten Amerikas, namentlich in Kalifornien selbst, gemacht worden sind — Funde, über welche allerdings bis jetzt entweder Näheres oder Authentisches nicht bekannt geworden ist, oder über deren Deutung ernstliche Zweifel unter den Gelehrten herrschen.

Dieselben Zweifel haben sich denn auch gegenüber dem Calaveras-Schädel erhoben, welcher von unwissenden Arbeitern aufgefunden wurde, während niemand, dem darüber ein zuverlässiges Urteil zusteht, den Schädel in seiner ursprünglichen Lagerung gesehen hat. Mortillet geht sogar so weit, die Vermutung auszusprechen, daß der gelehrte amerikanische Geolog das Opfer einer aus Gewinnsucht angelegten Mystifikation von Seiten der Gruben-Arbeiter geworden sei, und daß der Schädel einem gewöhnlichen Indianer aus jetziger oder früherer Zeit angehört habe (Le préhistorique, Paris 1883, S. 73).

Aber selbst wenn diese Vermutung unrichtig und die Lagerung die angegebene gewesen wäre, würde doch nach der Meinung anderer Gelehrten, z. B. Nadaillac's nicht daraus gefolgert werden können, daß der Schädel der Tertiärzeit angehören müsse. „Ohne Zweifel,“ sagt Nadaillac (a. a. O., S. 518 und 159) „hat der Mensch in Kalifornien gelebt zu der Zeit, als die Vulkane der Sierra Nevada noch in voller Thätigkeit waren, als Thäler und Canons noch nicht bis zu der Tiefe ausgegraben waren, die wir jetzt mit Staunen wahrnehmen, zu einer Zeit, als Fauna und Flora eine wesentlich verschiedene Zusammensetzung hatten und einen ganz anderen Anblick boten als die heutige Fauna und Flora jener Gegenden. Aber die Ausbrüche vulkanischen Materials fallen nicht bloß in die pliocäne Zeit, wo sie zuerst in größerem Maßstabe begannen; sie haben sich auch die nachpliocäne Zeit hindurch und bis in neuere Zeit hinein fortgesetzt. Die Gleichzeitigkeit mit vulkanischen Ausbrüchen beweist also nichts. — Zugegeben auch, daß der Schädel von Calaveras wirklich an der Stelle gefunden wurde, wie angegeben wird, daß ferner keine Störung der Lagerung durch die aufeinander folgenden vulkanischen Ausbrüche stattgefunden habe, so ist damit immer noch nicht das tertiäre Alter desselben erwiesen. — Möglich, daß ein genaueres Studium der an fossilen Resten so reichen kalifornischen Ablagerungen einmal in dieser Richtung zu sicheren Ergebnissen führen, daß der so lange gesuchte tertiäre Mensch in der That einmal daselbst entdeckt werden wird; bislang aber entbehrt derselbe jeden sicheren Anhaltes“ und es muß uns vorerst genügen, „die Thatsache festgestellt zu haben, die an sich bedeutend genug erscheint, daß der Mensch am Anfang der Eiszeit, sogar vor Beginn derselben auf dem amerikanischen Kontinent gelebt hat, daß er in Nord-, wie in Südamerika an der atlantischen, wie an der Küste des stillen Meeres, mit vorweltlichen Tieren zusammenlebend angetroffen wurde, daß wie bei uns roh bearbeitete Steine seine ältesten Waffen und Geräte waren und daß eine lange, Jahrtausende umfassende Entwicklung die ersten Anfänge menschlicher Kultur von dem Zustande

trennt, in welchem die Bewohner des amerikanischen Kontinents von Kolumbus und Ferdinand Cortez angetroffen wurden.“

Auffallend und Verdacht erweckend bei dieser ganzen Sache ist jedenfalls der Umstand, daß, nachdem im Jahre 1879 der schweizerische Naturforscher Desor in einer eigenen Brochüre über den pliocänen Menschen von Kalifornien die An Gelegenheit neu zu beleben versucht hatte, inzwischen von seiten des Herrn Whitney und den ihm beistimmenden, amerikanischen Gelehrten die neu versprochenen weiteren Aufklärungen über den Gegenstand nicht erfolgt sind und ein geheimnisvolles Stillschweigen beobachtet wurde.

Mag nun aber auch der Schädel von Calaveras echt sein oder nicht, einen Beweis gegen die Existenz des Tertiär-Menschen liefert er ebensowenig wie alle übrigen negativen Instanzen. Vielleicht wird es dem Tertiärmenschen dereinst ebenso ergehen, wie es dem Quartär-Menschen ergangen ist; man wird ihn in den Tiefen der Erde finden, nachdem seine Existenz so lange angezweifelt worden ist. Es hat diese Vermutung um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als es eine Anzahl sehr gewichtiger theoretischer Gründe giebt, welche eine Reihe der angesehensten Gelehrten, wie Lyell, Lubbock, Wallace, Darwin, Broka, Quatrefages, Langel, Evans, u. s. w. in Amerika Jeffries Wyman und Prof. Marsh, bestimmen oder veranlassen, an die ehemalige Existenz des Tertiär-Menschen zu glauben, auch ohne daß positive Beweisstücke dafür vorliegen. Dieselben glauben die Entstehung des Menschen bald in die Cöcän-, bald in die Miocän-, bald in die Pliocän-Zeit verlegen zu müssen, sind aber alle einig in ihrem Urtheil darüber, daß es unter allen Umständen zweifelhaft erscheint, ob wir die Reste dieses frühesten Zustandes jemals aus den Tiefen der Erde hervorholen werden, da die bekannte leichte Zerstorbarkeit menschlicher Knochen und die große Länge der darüber hingegangenen Zeit dem entgegenstehen. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so würden wir kaum erwarten dürfen, die ältesten Spuren des Menschengeschlechtes in unserem Weltteil anzutreffen, sondern nur in den noch so wenig oder gar nicht durchforschten tropischen Regionen, vielleicht in den Tertiärgebilden des südlichen Asiens, wo aller Wahrscheinlichkeit die Wiege des Menschengeschlechtes gestanden haben mag. Dort würde man auch die Reste oder Spuren jenes affenähnlichen Stammvaters des Menschengeschlechtes oder jenes Mitteldinges zwischen Mensch und Tier antreffen, welches notwendig einmal existiert haben muß, wenn die Entwicklungstheorie auf Wahrheit beruht.

Diese Rücksicht auf das große Prinzip der Entwicklungstheorie ist es denn auch, welche die genannten Forscher bestimmt, an die ehemalige Existenz des Tertiärmenschen und daran zu glauben, daß derselbe bei der notwendige Vorläufer des Quartärmenschen gewesen ist. Denn wenn es auch bei den bis jetzt bekannt gewordenen Resten des Quartär- oder Diluvial-Menschen an niedrigen und an die Tierzeit erinnernden Bildungen in keiner Weise fehlt, so stehen doch diese Reste nicht tief genug, um einen Übergang aus tierischer zu menschlicher Bildung als möglich oder wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Also muß ihnen notwendig noch eine lange Zeit der Vorläufer vorangegangen sein, da, wie wir wissen, die

organische Umbildung in der Regel sehr langsam erfolgt, und da nur besondere Umstände in einzelnen Fällen eine Ausnahme von dieser Regel bedingen. Ob nun jene Vorläufer mehr Tier oder mehr Mensch waren oder gewesen sein müssen, ist eine sehr müßige Frage, da es sich hierbei nur um ein Mehr oder Weniger, nicht aber um feststehende Formen handelt.

Für diejenigen freilich, welche nicht an die Wahrheit der Entwicklungstheorie glauben, bedenten diese theoretischen Gründe nichts, da sie der Ansicht sind, daß der Mensch nicht entwickelt, sondern geschaffen worden ist als Mensch und von vornherein versehen mit allen Attributen der Menschlichkeit. Allerdings sind die Anhänger dieser Meinung außer stande, eine genügende Antwort auf die Frage zu geben, warum, wenn die Schöpfung des Menschen durch eine schaffende Allmacht geschah, die ersten oder frühesten Menschen, von denen wir wissen, so rohe und unvollkommene, tierähnliche Wilde waren, und warum sie nicht mindestens in einem Zustande, welcher demjenigen des kultivierten Menschen der Gegenwart gleicht, auf der Erde erschienen. Die einzig mögliche Antwort ist die bekannte der Kirche von dem verlorenen Paradies und von dem ursprünglich vollkommenen, aber durch Sünde herabgekommenen Zustande des Menschengeschlechts. Aber leider ist diese Antwort noch viel theoretischer als die Hypothese der Entwicklungs-Theoretiker und kann auch nicht eine einzige positive Thatsache zu ihrer Hilfe herbeirufen. Wenn die Annahme, daß wir nur die entarteten oder herabgekommenen Nachkommen eines eheden besseren und leiblich wie geistig vollkommeneren Geschlechtes seien — eine Annahme, welche übrigens nicht bloß theologische, sondern auch wissenschaftliche Verteidiger gefunden hat — wenn diese Annahme richtig wäre, so müßten wir in den Tiefen der Erde ganz andern Dingen begegnen als denjenigen, welche wir wirklich gefunden haben. Statt jenen armjeligen Kieselärzten oder Bruchstücken rohester Töpferarbeit, welche die mermüdlüche Thätigkeit gelehrter Männer als früheste Spuren menschlichen Daseins an das Licht gebracht hat, müßten wir Überresten einer Zivilisation oder Kunstfertigkeit begegnen, welche die Meisterwerke eines Phidias oder Thonwaldsen oder die kompliziertesten Maschinen der Gegenwart in den Schatten stellen würden. Wir würden, wie Lyell bei Besprechung dieser Theorie sagt, vielleicht Linien von versunknen Eisenbahnen oder elektrischen Telegraphen begegnen oder astronomischen Instrumenten und Mikroskopen von vorgeschrittenster Konstruktion oder vielleicht Maschinen zum Durchschiffen der Luft oder zur Erforschung der Tiefen des Ozeans oder zum Lösen arithmetischer Probleme, welche weit über das Bedürfnis und die Fassungskraft unsrer heutigen Mathematiker sich erheben!

Von allen diesen Dingen finden wir nun freilich nicht nur nichts, sondern das grade Gegenteil, und müssen daraus schließen, daß der Mensch nicht groß anfing und klein endete, sondern, daß er klein anfing und groß endete! Welche von beiden Ansichten aber nicht bloß die wahrscheinlichere, sondern auch die tröstlichere, die befriedigendere ist, kann getrost dem Urtheil der verehrten Leser überlassen werden.

„Saben sich denkende Menschen,“ sagt der ausgezeichnete englische Anatom

Hurley, „einmal den blindmachenden Einflüssen überkommener Vorurtheile entwunden, so werden sie in dem niederen Stamm, dem der Mensch entsprungen ist, den besten Beweis für den Glanz seiner Fähigkeiten finden und werden in dem langen Fortschritt durch die Vergangenheit einen vernünftigen Grund finden, an die Erreichung einer noch edleren Zukunft zu glauben.“

Freilich bleibt, so lange die Existenz des Tertiär-Menschen nicht durch Thatfachen bewiesen, sondern nur theoretisch erschließbar ist, jedem seine Meinung über den Gegenstand frei. Nur mag noch soviel bemerkt werden, daß — sollte jener Beweis in Zukunft gelingen — das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde, welches jetzt schon durch die Existenz des Quartär-Menschen so weit über alle Zeiten der Geschichte und Tradition hinaus ragt, sich ganz außerordentlich erhöhen würde. Der beste Kenner der Tertiär-Zeit, Dr. Karl Mayer, schätzt die Zeit, welche die mittlere Abtheilung jener Periode oder die Miocän-Zeit von der Gegenwart trennt, auf mindestens 250 000 Jahre; und ein solches Alter würde also dem Miocän-Menschen, wenn er existiert, zusprechen sein.

Zunmerhin ist diese Zahl, so groß sie auch an und für sich erscheint, verschwindend im Vergleich zu den Zeiträumen, welche die Geschichte der Erde selbst in ihrer allmählichen Entwicklung bereits hinter sich hat und welche von den Gelehrten nur nach mehreren oder vielen Millionen Jahren gerechnet zu werden pflegt. Es folgt daraus der bedeutsame Schluß, daß, selbst wenn der Tertiär-Mensch eine Wahrheit wäre, doch immer noch unser eigenes Geschlecht als eins der letzten und spätesten Erzeugnisse des großen irdischen Ausbildungs- und Entwicklungs-Prozesses betrachtet werden müßte. So alt daher der Mensch im Vergleich mit den Zeiten der Geschichte und Tradition erscheinen mag, so sehr jung muß er angesehen werden im Vergleich mit der Vergangenheit unsers irdischen Wohnplatzes. Die Skala der versteinierungsführenden Erdschichten, welche der berühmte englische Geolog Lyell aufgestellt hat, umfaßt nicht weniger als 38 Nummern, und diese Aufstellung ist noch zu gering gegriffen, da neuerdings noch ältere Erdschichten mit organischen Einschlüssen entdeckt worden sind. In dieser Skala nun wurde der Tertiär-Mensch nur bis Nr. 3 oder 4, höchstens aber, wenn er schon in der Miocän-Zeit gelebt hätte, bis Nr. 5 oder 6 hinauf- oder vielmehr hinabreichen! Also sind ihm in jedem Falle unzählige Geschlechter von Pflanzen und Tieren vorausgegangen; und das Erscheinen des Menschengeschlechtes selbst mit seinen bedeutsamen Folgen bildet, wenn wir dasselbe auf natürliche Weise denken wollen, nur den letzten oder Schluß-Akt eines ungeheuren, in seinen ersten Anfängen in tiefer Verborgenheit ruhenden Dramas. In derselben Verborgenheit wie der Anfang ruht auch das Ende, welches als solches voraus zu sehen unserm wissenschaftlichen Scharfsinn vergönnt ist, während sich die einzelnen Stationen, die zu ihm hinführen, unserer Kenntnis entziehen. Die Wissenschaft dankt an diesem Punkte ab und überläßt das Feld den Spekulationen derjenigen, welche das vor uns liegende Dunkel mit dem Seherblick des Propheten, des Menschenfreundes oder des Fortschritts-Gläubigen zu durchdringen trachten.



Ein junglettischer Feind deutscher Kultur.

Von

Erwin Bauer.

Ich sah ihn das erste Mal im Herbst 1877 in einer deutschen Bierhalle an der Nikitskaja in Moskau, welche ein biederer Sachse, seines Zeichens ein Schneider, als bequemen Gelderwerb „so nebenbei“ unterhielt und die von einem kleinen Kreise Deutscher, dem ich mich seit kurzem zugesellt hatte, einige Zeit hindurch eifrig frequentiert wurde.

Als ich — es war an einem regnerischen Septenberabend — mit meinem Freunde, dem Kaufmann L., in die mit Tabakrauch gefüllte Stube trat, sahen wir zu unserem beiderseitigen Erstaunen durch die offen stehende Thür des kleinen Nebenzimmers, das uns reserviert war, den einzigen in demselben stehenden Tisch von drei lebhaft sprechenden und lachenden Herren besetzt, von denen uns nur der Schriftsteller W. bekannt war. Während wir uns unserer Mäntel entledigten, fragte ich den dienstfertig herbeieilenden Wirt, wer die Herren seien, denen er gestattet hätte, unseren Stammtisch zu besetzen, und erhielt zur Antwort, es wären „feine Landsleute, die der Herr Doktor W. mitgebracht — — Universitätsgenossen oder so was Ähnliches“.

Wir durchschritten das große, dicht mit Gästen besetzte Zimmer und waren im Begriff, in unsere gemüthliche Kneipstube einzutreten, als das helle Lachen, das soeben noch ertönt war, verstummte und eine laute Stimme mit eigentümlich breiter Aussprache des Deutschen in erregtem Tone rief:

„Lachen Sie nicht, meine Herren! Es ist mein heiliger Ernst, wenn ich behaupte, daß uns eine Geschichte der unterdrückten Menschheit not thut, eine Geschichte, die mit Blut geschrieben sein muß, denn sie behandelt die Geschichte der Opfer, die von der Habgier, dem Egoismus und der Dummheit der Majorität seit dem Beginn der Weltgeschichte dahingeschlachtet worden sind! Ich sage Ihnen — — —“

Ein Ausruf des Dr. W., der uns erblickt hatte, unterbrach den Redner; er wandte sich zur Thür, der er gleich seinem Begleiter den Rücken zugekehrt hatte, und ich sah in ein plumpes, unschönes, von der im Zimmer herrschenden Hitze und vom Biergenuß gerötetes Gesicht, aus dem ein Paar grauer, stehender Augen mehr pffiffig als klug und jedenfalls nicht mehr ganz nüchtern hervorbllickte; den breiten Mund überschattete ein dunkelblonder, verwahrloster Schnurrbart, die herabhängenden Wangen und das starke Kinn bedeckten die Stoppeln eines vor mehreren Wochen abrasirten Vollbartes, und über die niedrige Stirn hing eine Strähne des dunkelen, eingeeilten und über den ganzen Kopf glatt gekämmten Haares bis zur breiten Nase herab. Ein vergilbter Anzug und schmutzige Wäsche vervollständigten den wenig empfehlenden Eindruck, den das Äußere dieses „feinen Landsmannes“ machte, der so lebhaft für eine Geschichte der unterdrückten Minorität eintrat.

Wir traten näher, und mein fragender Blick, der den auf mich gerichteten Augen des Redners begegnete, veranlaßte ihn, sich zu erheben, mir wie einem alten Bekannten die Hand entgegenzustrecken und mit einer Handbewegung auf den neben ihm sitzenden kleinen, blonden Herrn, der eine goldene Brille trug und sorgfältig gekleidet war, mit unangenehm lauter Stimme die vorstellenden Worte zu sagen: „Hier dies ist mein kleiner Universitätsfreund aus Leipzig, Dr. Schmiede, jetzt Hauslehrer in Moskau, und ich bin der Dr. Lingmann, von dem Sie bereits gehört haben werden, der Verfasser der — ich kann wohl sagen — weitverbreiteten Broschüre: „Was thut uns not? Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage“. — Bitte, meine Herren,“ fuhr er ungeniert fort, „nehmen Sie Platz und thun Sie, als wären Sie zu Hause,“ — und mit einem jovialen Lächeln um die aufgeworfenen Lippen ließ er seine kurze, gedrungene Gestalt, die eine gewisse Behäbigkeit zeigte und sich durch einen Stiernacken auszeichnete, schwer auf den Stuhl nieder sinken.

Ein wenig pikiert durch den vertraulichen Ton, mit dem uns der wildfremde, höchst unvorteilhaft ausschauende Mann begrüßt hatte, nannte ich ihm kurz meinen und meines Freundes Namen, bedauerte, seine „weitverbreitete“ Schrift nicht gelesen zu haben, und ließ mich auf einem, einige Stühle entfernt stehenden Platze nieder. Während wir uns setzten, flüsterte mir mein Freund in's Ohr:

„Ich will mich todschießen lassen, wenn dieser Volksredner da nicht ein Lette von reinstem Wasser ist!“

Ich nickte zustimmend und fragte dann, um ein Gespräch in Gang zu bringen, den Dr. W., worüber die Herren sich so eifrig unterhalten hätten, als wir eintraten.

„Wir redeten über die Objektivität in der Geschichtsschreibung“, erwiderte Dr. W., „für welche ich mir erlaubte eine Lanze zu brechen, während Herr Dr. Lingmann nicht nur ihr Vorhandensein leugnete, sondern auch ihre Existenzberechtigung bestritt.“

„Und dazu habe ich ein Recht,“ rief Lingmann mit erhobener Stimme, „es giebt keine Objektivität in der Geschichtsschreibung und es darf auch keine geben, soll die ewige Gerechtigkeit nicht mit Füßen getreten werden! Ich selbst bin Historiker und muß das wissen.“

Erstaunt sah ihn sein kleiner Begleiter an, den er uns als Dr. Schmiede vorgestellt hatte, und bemerkte fragend: „Seit wann sind Sie denn Historiker, Lingmann? Wenn ich mich nicht irre, hörten Sie in Leipzig Chemie.“

„Ja, so ist es,“ antwortete Lingmann, „ich hörte Chemie und interessierte mich für die Naturwissenschaften. Jetzt aber bin ich Historiker, meine Herren, — Historiker aus Patriotismus.“

Seine Stimme nahm einen docierenden Ton an, als spräche er vom Katheder herab zu einer Versammlung.

„Ich will,“ fuhr er fort, „ein Kapitel zur Geschichte der unterdrückten Minorität schreiben, meine Herren, — eine Geschichte meines unglücklichen Volkes,

das Jahrhundert hindurch von fremden Eroberern wider Recht und Gesetz geknechtet und mit Füßen getreten worden ist. Ich bin ein Lette!"

Er sah sich stolz um, als erwarte er auf unseren Gesichtern Erstaunen und Bewunderung.

„Begreifen Sie das, meine Herren, was es heißt, ein Lette sein? Ich sehe es Ihnen an, daß Sie das Brandmal, das dieser Name seinem Träger in den Augen der herrschenden Kasten ausdrückt, nicht voll zu würdigen wissen, denn Sie sind Deutsche, Söhne eines freien, großen und mächtigen Volkes und haben alle Fühlung mit unseren Unterdrückten, Ihren baltischen ehemaligen Stammesgenossen verloren, mit jener degenerierten Abart des Deutschtums, die ihr Nationalgefühl durch die Vermischung mit schwedischem Blute verloren hat, und an der außer der Sprache nichts mehr deutsch ist: weder die Gesinnung, noch die Sitte, die Moral, die Ehrenhaftigkeit — weder die deutsche Treue und Wahrhaftigkeit noch das deutsche Mitleid, das ich bei Ihnen, meine Herren, in Ihrem Vaterlande so schön und rührend angetroffen habe Sie sind doch auch aus Deutschland?“ fragte er, sich unterbrechend, zu meinem Freunde und zu mir gewandt!

Ich machte L., der gerade so aussah, als wolle er dem Dr. Lingmann eine seiner in unserer Kreise wohlbekannteren „schneidigen Grobheiten“ an den Kopf werfen, ein Zeichen, das er verstand, und erwiderte dem Fragesteller, der mich inzwischen mißtrauisch fixiert hatte, daß wir aus Ostpreußen stauumten.

„Ja, ja,“ sagte Lingmann mit überlegener Miene, „das habe ich gleich gewußt: die Aussprache weist unverkennbar auf Königsberg hin . . . Also, meine Herren, ich bin ein Lette,“ fuhr er in den früheren Ton zurückfallend fort, „ein Sohn jenes berühmten Volkes, dessen Sprache noch jetzt deutlicher als jede andere an das Sanskrit erinnert, mithin unsere direkte und unmittelbarste Abstammung von den Ariern bekundet, — ich bin ein Sproßling jener Letto-Lithauer, die einst selbständig und mächtig waren und in die politischen Geschicke Osteuropas mehr als einmal entscheidend eingegriffen haben, bis die deutschen Eroberer kamen, sie nach blutigen Kämpfen unterjochten, ihre edelen Familien vom Erdboden vertilgten und ihre Kultur vernichteten . . . Wissen Sie, meine Herren, was das heißt, der Abkomme eines freien, mächtigen Volkes zu sein, zu wissen, welche Herrlichkeit einst in den Burgen der Vorfahren geherrscht, und zu sehen, wie jetzt Armut und Sklaverei, tiefste Demütigung und schmachvollste Erniedrigung dort ihre finstere Macht geltend machen, wo früher Reichtum und Glanz, Freiheit und Stolz geherrscht hatten?“

Der Redner blickte mit rollenden Augen um sich; sein Gesicht hatte eine dunkelrote Färbung angenommen.

„Nein, meine Herren, der Ausdruck Ihrer Gesichter sagt mir,“ fuhr er fort, „Sie wissen es nicht! Sie können es auch nicht wissen, denn noch ist die Geschichte des Unterganges meines Volkes, des herrlichen Lettenstammes, nicht geschrieben. Aber glauben Sie mir,“ — und seine Stimme erhob sich triumphierend, — „die Zeit ist nicht mehr fern, wo den Enkeln und Urenkeln unserer Bedrückten,

denjenigen, die meinen, sie könnten den noch existierenden Rest unseres Volkes vollends zertreten, — wo diesen baltischen Blutsaugern in ehernen Lettern die Schande ihrer Vorfahren entgegengehalten werden wird, daß sie erbleichend zurückweichen werden und von dem Hohne und der Verachtung unseres Jahrhunderts der Humanität und der Freiheit der Individuen und Völker in die entferntesten Winkel ihrer Schlupflöcher vertrieben werden! Diese Zeit ist nicht mehr fern! Mit dem Kennenlernen unserer Geschichte ist in uns Epigonen auch das Bewußtsein unserer Schmach erglimmt. Schon regen sich die Apostel unserer neuen kulturellen und politischen Ära; — schon schauen die wenigen Auserwählten den rosigten Schimmer des werdenden lettischen Völkerfrühlings: der glimmende Funke wird geschürt, bis er zur hellen, unsere Widersacher verzehrenden Flamme wird, und das ganze Gebäude ihrer despotischen Herrschaft prasselnd in dem Scheiterhaufen versinkt, den wir, die Bringer der Freiheit, aus den Freudenfackeln errichtet, die unser begeistertest Volk zusammengetragen! Es folgen Zeiten „süßen Friedens, holder Eintracht!“ Die Burgen unserer Vorfahren werden neu errichtet; echt nationale Künste und Wissenschaften, die ihre schöpferische Kraft aus den unermesslich reich dahinströmenden alten Sagen und Liedern unseres Volkes immer wieder auf's neue erhalten, blühen auf; lettische Könige feiern mit ihrem prächtig geschmückten Gefolge heitere Feste nach glänzenden Siegen, und europäische Herrscher buhlen um die Gunst der freien Letten und ihrer erwählten Fürsten!“

Lingmanns Augen schauten wie verückt gegen die rauchige Zimmerdecke, als sähen sie dort die üppigen Gemälde seiner Phantasie in vollem Farbenschmucke und in goldenen Rahmen, und über sein breites, Biergerötetes Antlitz flog es wie ein Schimmer von Glückseligkeit.

Dr. W. und Dr. Schmiede sahen halb neugierig, halb bewundernd auf den Sprecher. Ich unterdrückte mit Mühe ein Lachen, und mein Freund, der dicht an mich herangerückt war und den Sprecher mit finsternen Blicken betrachtet hatte, nur durch einen energischen Händedruck von mir vor dem Losbrechen seines Hornes zurückgehalten, flüsterte mir unnützig in's Ohr: „Der Kerl ist verrückt oder sinnlos betrunken!“

„Ist's Wahnsinn,“ erwiderte ich leise, „so hat er doch Methode! Ich bitte dich, menagiere dich und überlasse mir diesen Kauz; der Mann amüsiert mich.“

Während unseres kurzen Zwiegesprächs hatte Dr. Lingmann sein Haupt sinken lassen und einige Sekunden vor sich hingestarrt. Dann fuhr er mit der Rechten hastig übers Gesicht, als besinne er sich, daß er nicht allein sei, ergriff sein Bierseidel, stürzte den darin enthaltenen Rest mit einem Zuge hinunter und fuhr, nachdem uns ein flüchtiger Blick gemustert hatte, folgendermaßen fort:

„Ja, meine Herren, der lettische Frühling naht. Es klingt Ihnen vielleicht unwahrscheinlich, was ich Ihnen sage, aber Sie kennen eben die Verhältnisse in Lettland nicht. Glauben Sie mir, es ist eine alte historische Wahrheit, daß diejenigen Völker, welche die Fesseln, die man ihrer Entwicklung angelegt, erkannt haben und fühlen, bereits den ersten Schritt dazu gethan haben, ihre Knechtschaft abzustreifen und wiederum emporzusteigen zu kultureller Höhe und politischer

Selbständigkeit. Noch mehr, — im Lettenvolke ist die Erinnerung wach geworden an die große kulturhistorische Mission, die es einst zu erfüllen hatte, und die es vernachlässigen mußte, weil es durch feindliche Gewalten aus seinen ihm vom Gesetze vorgezeichneten Bahnen gerissen wurde; und mit dieser Erinnerung ist das Bewußtsein der Mission, die seiner noch harret, neu erwacht und erstarkt. Und schon regt es sich allenthalben in Kurland und Livland, um dieses Bewußtsein in der Masse unserer lettischen Brüder wach zu halten und zu schüren: eine patriotische Presse arbeitet unablässig in dieser Richtung, und Männer, erfüllt von der Zukunft und den hohen Aufgaben unseres Volkes, unterwühlen mit Energie und Zähigkeit die moralischen und realen Zwingburgen unserer „Herren.“ Wir sind, ich wiederhole es, auf dem besten Wege unsere Hoffnungen zu realisieren und wiederum einzugreifen in die Geschichte der modernen Kultur — — — — —“

Dr. W. mußte ein sehr ungläubiges Gesicht gemacht haben, denn Lingmann wandte sich plötzlich direkt an ihn.

„Sie zweifeln doch nicht etwa daran, mein sehr verehrter Herr Doktor?“ redete er ihn an.

„Ich kam nicht begreifen,“ sagte Dr. W. schüchtern, „wie ein kleiner, in Abhängigkeit lebender Volksstamm, der, soviel ich weiß, nur einen der zahlreichen kleinen Völkerspitter bildet, die in dem Gebiete des großen russischen Reiches ihr Dasein fristen, — wie ein solches Völkchen je wieder zu kultureller und politischer Bedeutung, geschweige denn zu einer kulturhistorischen Mission in unserer Zeit der Konsolidierung und der Herrschaft der großen Nationen gelangen könnte!“

„Ja,“ entgegnete Lingmann ruhig, „das meinen auch unsere Widersacher, die baltischen Barone und ihre bezahlten Zeitungsschreiber. Aber ich sage Ihnen, es verhält sich anders! Hören Sie mich an, lassen Sie sich belehren und Sie werden mir Recht geben.“

„Könnten Sie nicht zugleich auch,“ warf ich ein, mit Mühe einen ernsthaften Ton treffend, „in einigen Worten skizzieren, welches die Bedeutung der Letten in früheren Zeiten gewesen ist. Es interessiert mich sehr, das aus Ihrem Munde zu erfahren.“

Wieder streifte mich ein mißtrauischer Blick Lingmanns. Um seine etwaigen Zweifel an meiner Unbefangenheit im Reine zu ersticken, fügte ich harmlos hinzu: „Sie wissen ja selbst, wie lückenhaft und übel beraten auch die besten deutschen Geschichtsbücher die Geschichte des Ostens zu behandeln pflegen.“

„Ja, da haben Sie recht,“ entgegnete Lingmann großspurig. „So sehr gerade die Deutschen Ursache hätten, die Machtstellung der Letten in früheren Zeiten zu kennen, — fehlt Ihnen — Sie verzeihen meine Herren, das offene Wort, wir sind ja alle hier Männer der aufklärenden Wissenschaft — fehlt Ihnen doch die rechte Unterweisung in dieser Frage. Ich werde Sie gern belehren, um so mehr, als die Beantwortung Ihrer Frage mich direkt zur Widerlegung der Zweifel des Herrn Dr. W. führt Wissen Sie, welche Rolle die Litauer Jahrhunderte hindurch spielten? Sie haben, obgleich sie doch nur einen kleinen Bruchteil der lettisch-litauischen Völkerschaften bildeten, das große russische

Reich, dessen Untertan zu sein ich die Ehre habe, vor demselben Schicksal gerettet, dem wir Letten, ihre im Norden wohnenden Brüder, zum Opfer fielen. Die Mission der Litauer war, das Slaventum vor der deutschen Eroberung zu bewahren, und die Wahlstatt bei Tannenberg, wo die Macht des deutschen Ordens für immer gebrochen wurde, hat mit markigen Zügen in die Tafeln der Geschichte verzeichnet, wie sie diese ihre Mission erfüllten! Sie haben dadurch dem Westen und dem Osten einen gleich großen Dienst erwiesen: sie hinderten die Deutschen, in nutzlosen Kämpfen im Osten das Blut ihrer Söhne zu verspritzen, und zwangen dieselben, an ihrer inneren Festigung zu arbeiten, — und sie verschafften zugleich den russischen Slaven Ruhe und die Möglichkeit, sich zu einem starken, einigen Reiche zu entwickeln. Sie waren die Retter des Slaventums und blieben es, so lange, bis dieses letztere keinen Beschützer mehr brauchte! War das nicht eine hohe Mission?! Leider hat die Politik kurzächtiger Kabinette und die Ländersucht der beiden Nationen, welche den Letto-Litauern ihre Bewahrung vor gegenseitiger Zerfleischung, mithin ihre Erhaltung und Machtstellung verdankten, diese Aufgabe, der meine Vorfahren mit Hingebung lebten, bald unmöglich gemacht und unsere kulturhistorische Mission mit gewalthätiger Hand jäh beendet; aber jetzt, wo unser nationales Bewußtsein und die Kenntniß unserer weltgeschichtlichen Aufgaben neu erstehen, wird sie wieder ins Leben treten und ihre segnenden Wirkungen üben. Freilich, — nicht mehr mit dem Schwerte in der Hand werden wir auf der Warte zwischen Deutschtum und Slaventum stehen: eine andere Zeit verlangt andere Waffen, und wo früher das Eisen entschied, werden jetzt der Geist und die Sitte, die Moral und die Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten moderner Kultur in die Schranken treten! Verkennen Sie die Lage der Dinge nicht, meine Herren! Die Situation ist dieselbe, wie sie vor 400 Jahren war, als bei Tannenberg die Würfel fielen: Rußland, das endlich im Begriffe ist, ein echt nationaler Staat zu werden, steht vor der Gefahr, in der eigentümlichen Entwicklung seiner besonderen Kultur von der wieder mächtig gewordenen Kultur des neu erstarkten Deutschen Reiches beeinflusst und auf falsche Bahnen gelenkt zu werden. Wie einst in Westpreußen das Ordensheer und die Polen, die damaligen Vorkämpfer des Slaventums, einander gegenüberstanden, gerüstet zu heißer, entscheidender Schlacht, so stehen sich heute die Heere deutscher und russischer geistiger Vorkämpfer feindlich gegenüber, beide Teile Träger einer eigenen lebensvollen und streitbaren Kultur, — und wie damals unsere Stammesbrüder, die Litauer, mit bewaffneter Hand den Ausschlag gaben, so werden heut zu Tage wir, die Letten, den Ausschlag geben! Wir werden Deutschland dahin weisen, wo seiner die Zukunftsarbeit harret — nach Österreich und gen Westen hin, — und Rußland vor Angriffen und Einflüssen retten, denen seine junge Kultur allein noch nicht gewachsen ist. Doch — wie gesagt — nur Waffen des Geistes werden wir in diesem bevorstehenden Kulturkampfe führen, und unsere Mission wird sein, den rettenden Engel der russischen Nationalität zu spielen! Ist das nicht eine ideale Aufgabe, meine Herren?“

„In der That,“ sekundierte Dr. Schmiede, es ist eine Aufgabe, würdig eines

begabten Volkes, und ein Arbeitsfeld, welches auch kleinen „Volksplittern,“ wie Sie zu sagen beliebten, Herr Dr. W., Gelegenheit zu fruchtbarer Ernte giebt!“

Ich sah zum erstenmal genauer auf den Begleiter des Dr. Lingmann hin: er war offenbar ein Germane, — — und unterstützte dennoch den tapferen Letten, der den vielgenannten „Drang des Germanentums nach Osten“ bekämpfen wollte! Dr. Schmiede, welcher sich bisher ausschließlich mit seinem Bier beschäftigt hatte, trug zu deutlich den Stempel geistiger Unmündigkeit auf die Stirn gedrückt, als daß er meine Aufmerksamkeit weiter fesseln konnte. Ich wandte mich daher zu Lingmann und fragte ihn, was er denn — gesetzt den Fall, seine Idee von der kulturhistorischen Mission des Lettentums sei in der That zu verwirklichen, — davon für sich und sein Volk erwarte. „Ganz umsonst,“ meinte ich, „werden Sie und Ihre lettischen Freunde doch nicht die rettenden Engel darstellen wollen! Außerdem liegt die Gefahr nahe, daß Sie lediglich aus dem Regen unter die Traufe geraten. Ihre baltischen Bedrücker, gegen die ihre abwehrende Thätigkeit sich ja wohl zunächst richten wird, werden durch russische Bedrücker ersetzt werden, und ob diese besser sein werden als die jetzigen, ist eine Frage, die ebenso gut verneint wie bejaht werden kann.“

Ein pfliffiges Lächeln überflog das Gesicht Lingmanns. „Sie kennen doch den Satz,“ sagte er, sich zu mir wendend: „Seid klug wie die Schlangen, und Ihr werdet wissen, was gut und was böse sei! Nun, wir haben von den baltischen Deutschen gelernt: wie diese sich einst mit den Esthen verbanden, um uns zu besiegen, und uns dann schmeichelten, damit wir ihnen zur Unterjochung der esthnischen Stämme helfen sollten, so machen wir es heute. Die Russen beginnen die Gefahr einzusehen, die ihnen aus dem Besitze deutscher Provinzen an ihrer Westgrenze erwachsen könnte, und die Aufgeklärten unter ihnen sind bereit, uns bei der Vertilgung unserer Todfeinde beizustehen. Und vertilgt müssen sie werden,“ setzte er ingrimmig hinzu, „bis sie verschwunden sind bis auf die letzte Spur und nichts mehr in unseren heimatlichen Gauen an ihre verhaßte Gegenwart erinnert!“ . . . Sein Auge blitzte und seine Faust ballte sich.

„Und dann?“ fragte ich erwartungsvoll.

„Dann,“ entgegnete Lingmann, und seine Stimme senkte sich, als spräche sie ein gefährliches Geheimnis aus, „dann werden auch wir Letten unsere Rechnung finden. Die Russen sind dankbar: sie werden die nicht vergessen, welche ihnen die Hand geboten, ihre gefährlichsten Feinde abzuwehren und zu beseitigen. Und wenn nicht — — den Slaven geht die Fähigkeit ab, andere Völker zu entnationalisieren — — mit uns werden zugleich die Esthen frei — — in Finnland regt es sich mächtig gegen die Schweden, diese Rächer der Balten, — — — die litauische Bewegung nimmt einen immer erfreulicheren Aufschwung — — — und Polen — — — — —“

Lingmann hatte die letzten Sätze leise, abgerissen, wie in Gedanken verloren, gesprochen. Plötzlich hielt er inne, sah mich mit einem stechenden Blicke an und bemerkte dann kurz: „Doch, meine Herren, lassen wir das! Noch sind meine und meiner Freunde Pläne nicht reif, um unter die Menge getragen zu werden.“

„Ich halte es nicht mehr aus,“ flüsterte mir mein Freund ins Ohr; „ich muß den Schuft da fragen, aus welchem Irrenhause er ausgebrochen ist!“

„Noch einen Moment Geduld,“ bat ich leise, „ich habe noch einige Fragen an ihn.“

„Mache es rasch,“ brummte L., „oder ich erstickte an der Galle, die mir dieses Subjekt um die Leber gezüchtet!“

„Was reden Sie da so leise, meine Herren?“ fragte Lingmann unruhig.

„Mein Freund,“ antwortete ich und schielte neckend seitwärts zu L. herüber, „ist tief ergriffen von der großartigen Perspektive, die Sie uns auf die Entwicklung der Dinge im Nordosten Europas eröffnet haben, und fragte mich um Auskunft über einige ihm dunkle Punkte. Da ich mich unfähig fühle, sie ihm zu geben, gestatten Sie wohl, daß ich mich an Sie wende.“

Lingmanns Züge klärten sich auf. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, zog ein großes, buntes, höchst unsauberes Sacktuch aus der Hosentasche, schnäuzte sich vernehmlich und sagte herablassend:

„Fragen Sie nur zu; ich bin gern bereit, Sie und Ihren Freund so weit in unsere baltischen Verhältnisse einzuweißen, als ich es für nötig finde.“

Mich belustigte die Unverschämtheit dieses junglettischen Poltrons. Aber ich mußte wissen, ob ich es mit einem überspannten Fanatiker oder mit einem potitischen Schwindler zu thun hatte. Ich machte daher ein so bescheidenes Gesicht, als es mir im Augenblicke zu Gebote stand, und sagte:

„Mich interessieren die Zustände in Ihrer Heimat, Herr Lingmann, wenig, denn daß sie „irische“ sein sollen, habe ich des öfteren in der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ gelesen. Ich möchte aber gern wissen, wie Sie zur Erkenntnis alles dessen gelangt, was Sie vor unserem geistigen Auge so schön und klar entrollt.“

„So schön und klar! Daß du an dieser Lüge erstickten mögest!“ grollte leise die Stimme meines Freundes von rechts.

Über Lingmanns Gesicht flog ein Zug von Trauer. „Sie beschwören mir da,“ sagte er, wie schmerzlich berührt, „Erinnerungen herauf, die zu den trübseligsten meines Lebens gehören. Führt mich doch die Beantwortung Ihrer Frage in die Zeit zurück, in der ich — gleich der Menge meiner Landsleute — unberührt von der Schmach meines Volkes dahinlebte, ja sogar glaubte, die Zustände in meiner Heimat seien gut und die Letten befänden sich wohl unter der Obhut und Leitung der baltischen Barone! — Es dauerte lange Zeit, bis ich erweckt und eines besseren belehrt wurde. . . Ich bin der Sohn eines höheren Beamten in Hafnpoth und erhielt im dortigen deutschen Gymnasium meine Bildung. Deutsche waren auch meine Geschichtslehrer — — daher meine damaligen Anschauungen! Denn wie sollte ich unerfahrenes Lettenkind wissen, daß die Balten unsere Heimatsgeschichte fälschen und die Thatfachen, die gegen sie reden, verheimlichen! Das Einzige, was mir hätte die Augen öffnen können, war die schlechte Behandlung, die mir meine Kommilitonen, Söhne kurländischer

Barone und Literaten, ¹⁾ angebeihen ließen. Aber das fand ich, der arme Lettensohn, damals ganz in der Ordnung: der Wurm läßt sich eben treten, solange er glaubt, das müsse so sein; wenn er aber erfährt, daß er einen giftigen Stachel hat, mit dem er sich wehren könne, dann — — wehe den Peinigeru!"

Es bligte tückisch auf in Lingmanns Augen.

"Auch ich erfuhr," erzählte er weiter, "daß kein Mensch das Recht habe, mich zu treten, weil ich dem verachteten Volke der Letten angehörte . . . Mein Vater sandte mich zur weiteren Ausbildung nach Deutschland. Dort trieb ich mancherlei und schloß eine Menge nutzbringender Bekanntschaften. So lernte ich u. a. einen jungen Esthen kennen — er ist jetzt Lektor in Dorpat —, der in Leipzig auf Kosten der russischen Regierung studierte. Dieser hochbegabte Mann lehrte mich den Begriff der Menschenwürde, und ihm verdanke ich es, wenn ich mit offenen Augen für die Unterdrückung meines Volkes in die Heimat zurückkehrte. Ich studierte die Schriften des unvergesslichen Garlieb Merkel, und Zuri Esamarins Buch über „Die russisch-baltischen Küstenlande“ ward bald mein steter Begleiter. Ich siedelte nach Riga über, wurde Mitglied der lettischen litterarischen Gesellschaft und habe dort mit den Führern der sog. junglettischen Bewegung, Männern wie Dzhrif, Kalning, Weber u. s. w., unvergessliche Stunden verlebt. Sie lehrten mich, auf meine Nationalität stolz zu sein, wiesen mich an, unsere lettische Litteratur und unsere Sprache zu studieren, und weiheten mich in ihre Bestrebungen zur Hebung unseres Volkes, zur Erweiterung seiner sozialen und politischen Rechte und zur Erstrebung seiner Selbständigkeit ein. Fortan waren die Lieder meines Volkes meine liebste Lektüre; ich träumte von seiner Zukunft, schwärmte mit meinen Freunden von seiner Befreiung und beratschlagte mit ihnen, wie wir am besten unsere Todfeinde, die deutschen Balten, vernichten könnten, um über ihre Leichen Lettland zur Unabhängigkeit zu führen. Unsere Blicke waren dabei stets auf Rußland gerichtet: waren von dort her doch die ersten Stimmen zu unseren Gunsten laut geworden, wurden wir von dort her doch beständig zum Kampfe gegen unsere Bedrücker aufgemuntert und mit Mitteln zur Fortführung der von uns für unsere Zwecke ins Leben gerufenen Presse unterstützt! Allerdings, unsere russischen Freunde verlangten meist für ihre Hilfe den Übertritt zur orthodoxen Kirche; doch was that das?! Unsere lutherischen Pastoren waren ebensolche Blutsauger wie die Barone, und mit der Orthodoxie winkte uns die Freiheit Eines kränkte mich indes: meine Freunde in Riga hatten im Volke bereits einen klingenden Namen und wurden durch die Prozesse — sie sind meist Advokaten —, die sie im Interesse der Bauern gegen ihre Herren führten, reich — immens reich. Ich aber blieb unbekannt und von meinem Vater abhängig, — und ich bin ehrgeizig, meine Herren!"

Lingmann richtete sich stolz auf seinem Stuhle auf.

"Da kam mir ein Fingerzeig von oben! Eines Tages — ich befand mich auf dem Landgute meines Vaters — war ich auf den Boden des Hauses gestiegen

¹⁾ Litterat heißt in den Ostseeprovinzen jeder, der studiert hat. Die Litteraten sind also Pastoren, Ärzte, Advokaten, Lehrer u. s. w.

und frante dort in den alten, in wüstem Haufen liegenden Sachen, welche im Laufe der Jahrzehnte von meinen Voretern als unbrauchbar hierher geworfen waren. Da geriet mir ein festgeschmürtes Paket vergilbter Papiere in die Hand. Es reizte meine Neugier. Ich nahm es mit, um es zu durchblättern. Es waren alte Akten des Gemeindeggerichts, an dem irgend einer meiner Vorfahren Schreiber gewesen war, — Akten aus längst vergangenen Jahrhunderten. Ich las und las — zuerst langsam und bedächtig, dann mit fliegendem Atem: es war ein unschätzbarer Fund. Von Blatt zu Blatt lag vor mir ein Beweisstück nach dem anderen von der Willkür der Barone und deutschen Gutsbesitzer! Jeder Kontrakt, der da korroboriert worden, redete von Auspressung der Arbeitskraft des Volkes; jede Gerichtsverhandlung, die da protokolliert war, sprach berebt von Gewaltthaten und Gesetzesüberschreitungen. Tausend vor Schmerz und Wut über zugefügte entwürdigende Beleidigungen zeternde Stimmen konnten nicht lauter zum Himmel schreien als diese stummen Aktenblätter! Wie ein Blitz fuhr es mir durch's Hirn: das ist Material, um deine baltisch-deutschen Feinde zu vernichten! Ich beschloß, nachdem ich mit der Lektüre zu Ende war, den Fund publizistisch zu verwerten, und damals erwachte in mir die Idee, eine Geschichte meines Volkes zu schreiben.“

Lingmann hielt, Atem schöpfend, inne. Wir hatten ihn gespannt zugehört, und der Ausdruck unserer Gesichter befriedigte ihn ersichtlich. Er that einen tiefen Schluck aus seinem Glase und fuhr dann fort:

„Ich sah wohl ein, daß die in meinen Besitz gelangten Akten nur Material zum Schluße meines geplanten Werkes liefern konnten. Sollte meine Geschichte die Wirkung erzielen, welche ich beabsichtigte, so mußte ich zuerst Quellen ausfindig machen, die mir ermöglichten, ein Bild der alten Glanzzeit unserer Geschichte vor Ankunft der deutschen Fremdlinge zu entrollen. Dann sollte die Geschichte der Unterjochung, über die ja Vorarbeiten existieren, folgen und dann meine aus den gefundenen Akten geschöpfte Darstellung der letzten Jahrhunderte den Schluß bilden. Ich war um die Erreichung meines Zweckes unablässig bemüht — — — und ich habe,“ schloß er triumphierend, „nicht umsonst gearbeitet!“

„Wie?“ fragte ich erstaunt, „haben Sie Quellen zur Geschichte Ihrer Heimat aufgefunden, die vor die Ankunft der Deutschen in Livland zurückreichen?“

„Nein,“ sagte Lingmann, „noch nicht, wenngleich ich wichtige Fingerzeige für die Existenz solcher gefunden habe. Aber ich habe das vorhandene Material gesichtet und zum Teil bereits verarbeitet. So habe ich z. B. das Werk meines ersten, auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung thätigen Landsmannes, des Letten Heinrich, durchgearbeitet und erstaunliche Dinge entdeckt, die ganz andere Schlußfolgerungen ermöglichen, als die baltisch-deutschen Geschichtsfälscher bisher zu tage gefördert. Freilich hat mir das altertümliche Lettische dieses Schriftstellers viel zu schaffen gemacht, aber es ging schließlich doch!“

Lingmann schnunzelte zufrieden. Ich atmete auf und blickte meinen Freund an, der nun seinerseits ein lantes Lachen kaum verbeissen konnte. Ich war durch die Erzählung vom Aktenfunde einen Moment wahrn interessiert worden; der

Historiker war in mir angeregt worden. Die letzte Bemerkung Lingmanns machte mir völlig klar, daß ich mich hatte düpiieren lassen. Dr. W. saß mit offenem Munde da und schien von dem Historiker Lingmann völlig überzeugt zu sein. Immer noch an mich haltend, so gut ich konnte, wagte ich den schüchternen Einwand:

„So viel ich bisher darüber gelesen habe, Herr Lingmann, glaube ich mich zu erinnern, daß der Mönch Heinrich kein Lette war, sondern nur den Beinamen „der Lette“ erhielt, weil er zu den ersten Verkündern des Christentums unter den heidnischen Letten gehörte. Auch soll sein Werk lateinisch geschrieben sein.“

Dr. Lingmann war nicht aus der Fassung zu bringen. Er sah mich geringschäßig an und entgegnete in lautem, dozierendem Tone: „Das habe ich auch gelesen, mein Lieber, — mehrere Male sogar gelesen. Das ist aber eine jener Fälschungen baltischer Historiker, auf die sie ihr ganzes Geschichtsgebäude aufgetürmt. Aber ich werde ihnen einen Stein nach dem anderen aus dem lügenrischen Fundamente reißen, bis das ganze Mauerwerk von Lügen und Entstellungen wie ein Kartenhaus zusammenstürzt. Haben Sie etwa, mein Bester, das Originalmanuskript Heinrichs des Letten in der Hand gehabt?“

„Nein,“ sagte ich und setzte eine niedergeschmettete Miene auf.

„Nun, da sehen Sie, daß ich recht habe,“ replizierte Lingmann wichtig. „Das Original ist lettisch, ich habe es gelesen. Man hat es aber bald ins Lateinische übersetzt, damit es weiteren Kreisen zugänglich würde. Heinrich war und bleibt ein Lette! Der unvergeßliche David Ballob hat das unwiderleglich nachgewiesen.“

Ich that so, als wäre der berüchtigte Agitator Ballob auch für mich eine Autorität, obgleich ich nicht wußte, wann und wie er das Lettentum des Mönches Heinrich erwiesen habe, und fragte bescheiden:

„Wann wird denn Ihr Werk beendet sein?“

„Bald,“ war die kaltblütige Antwort. „Ich sprach Ihnen, meine Herren, von Fingerzeigen, die ich aufgefunden, — hinsichtlich neuer Quellen zur Urgeschichte der Letten. Es sind alte russische Chroniken aus dem VI.—IX. Jahrhundert; — Sie wissen, bei den Wechselbeziehungen, in denen die alten Letten zu den Russen standen, ist es wahrscheinlich, daß solche existieren. Ich habe sogar bestimmte Anhaltspunkte — — — doch das ist mein Geheimnis, Sie begreifen, meine Herren! Die baltischen Geschichtsfälscher sagen wohl, die älteste russische Chronik sei diejenige Nestors, — das ist aber nicht wahr. Es giebt ältere — —“

Ich unterbrach ihn. „Also deshalb sind Sie hier in Moskau?“ fragte ich ihn.

„Nicht nur deshalb,“ erwiderte Lingmann. „Wir brauchen neue Fühlung mit unseren russischen Freunden, Mittel für unsere Agitation gegen die Deutschen — — Sie verstehen! Unser in Moskau lebender thätiger Mitstreiter Waldemar verlangte Berichte, wie es in der Heimat stehe, aus dem Munde eines Vertrauensmannes — — ich bin so zu sagen Abgesandter. Mehr darf ich nicht

sagen — Sie begreifen! Dann verfolge ich persönliche Zwecke — Studien an Ort und Stelle — ich will die Metropole des Landes kennen lernen, aus dem uns die Freiheit kommen soll — — —“

Es schlug im Nebenzimmer 11 Uhr. Lingmann hörte auf zu reden und zählte laut die Schläge.

„Was,“ rief er, „schon 11 Uhr! Wie doch die Zeit in angenehmer Gesellschaft verrinnt!“

Er grinste verbindlich; seine Zunge schien nicht mehr recht zu parieren. Trotzdem fuhr er fort:

„Ja, was ich sagen wollte. Ich habe Ihnen den eigentlichen Zweck meines heutigen Besuches in dieser gemütlichen Kneipe noch nicht mitgeteilt. Ich suche auch hier in Moskau — Sie verstehen — Subskribenten auf mein Werk, das — ich versichere Sie — bald erscheinen wird. — — — Wenn Sie also, meine Herren, — es ist ein verdienstliches Unternehmen — die erste Lieferung kostet nur einen Rubel — ich quittiere öffentlich in den „Moskowskija Wjedomosti“ — — —“

Er sah sich mit blöden Augen in unserem Kreise um. Sein Gesicht war firschrot.

„Das also war des Pudels Kern!“ dachte ich und lachte laut auf. Lingmann und Dr. Schmiede sahen mich ob meiner plötzlichen Lustigkeit böse an, und letzterer rief laut und monoton, als sage er eine eingelernte Phrase her: „Hier, mein lieber Freund, haben Sie einen Rubel. Bitte tragen Sie mich in die Subskribenten-Liste ein. Kein Mensch, der wahrhaft wissenschaftliche Unternehmungen unterstützen will, wird Ihnen diesen geringfügigen Beitrag versagen.“

Mit diesen Worten zog er einen fadenscheinigen Rubelschein aus der Westentasche und überreichte ihn Lingmann, der ihn wie etwas Selbstverständliches entgegennahm. Dr. W. nestelte an seiner Hosentasche und holte ein Portemonnaie hervor, das er mit saurer Miene öffnete.

Da machte mein Freund L. der Komödie ein plötzliches Ende. Er hatte die letzten Tiraden Lingmanns ruhig mitangehört, als gingen sie ihn scheinbar nichts an. Nun aber sprang er auf und rief mit donnernder Stimme, auf Lingmann zutretend:

„Sie sind der unverschämteste Lügner und Schwindler, der mir je vorgekommen. Wenn Sie sich nicht augenblicklich zum Teufel scheeren, so lasse ich Sie vom Wirt an die Luft setzen, daß Sie nicht wissen, wie Sie vor die Thür gekommen sind!“

Lingmann erhob sich mit so viel Würde, als ihm noch zu Gebote stand, und rief heftig, die geballte Faust erhebend:

„Was soll das heißen, mein Herr?“

„Das soll soviel heißen,“ sagte ich, neben meinen Freund tretend, „daß wir, Herr L. und ich, Balten sind — keine baltischen Barone, auch keine von diesen „erkauften Zeitungsschreibern“, aber gute baltische Deutsche, die ihre Heimatsgeschichte kennen und die Beschimpfungen ihrer baltischen Brüder, mit denen Sie

Ihre historischen und politischen Fäseleien gewürzt, nur geduldet haben, weil dieselben Ihnen durch die komische Rolle, welche Sie, Herr Doktor Lingmann, dabei spielten, einen ebenso eigenartigen wie seltenen Genuß bereiteten! Um Ihnen jeden Zweifel zu rauben, daß wir Sie nicht völlig „erkannt“ haben, habe ich Ihnen noch zu erklären, daß ich zufälligerweise Fachmann bin. Ich habe in Dorpat, wie Sie sagen würden, „Geschichtsfälschung“ studiert, und Sie werden begreifen, daß ich unmöglich — und sei es auch nur durch die Spendung eines Rubels — die Hand dazu bieten kann, daß ein Charlatan das „Fundament unseres historischen Wissens“ Stück für Stück unterminieren könne, bis „das ganze Mauerwerk von Lügen und Entstellungen wie ein Kartenhaus zusammenstürzt!“

„Aber Sie sagten doch,“ rief Schmiede, der gleichfalls aufgesprungen war, „daß Sie aus Ostpreußen stammten!“

„Ja, das sagten wir allerdings,“ rief L., ungeduldig mit dem Fuße stampfend, „weil uns auf den ersten Blick klar war, mit was für Subjekten wir es zu thun hätten. Aber nun ist's mit meiner Geduld Matthäi am letzten. Sie gehen sofort auf Kimmerwiederkehr, oder — — — —“ — Und L., der äußerst hitziger Natur war, machte, noch einen Schritt näher an Lingmann herantretend, eine nicht mißzuverstehende Handbewegung.

Der „Apostel des junglettischen Völkerfrühlings“, der — wie es schien, plötzlich ernüchert — mich und meinen Freund einige Augenblicke mit tückischen, boshaften Blicken gemustert hatte, — anscheinend unschlüssig, was er thun sollte, — richtete sich plötzlich so hoch auf, als es ihm seine mittelgroße Gestalt gestattete, und setzte sich eine Miene tiefster sittlicher Entrüstung auf. Das Antlitz verlor etwas von seiner Röte. Die Hand, die soeben noch zum Schläge ausgeholt hatte, öffnete sich, machte zu Schmiede hin eine Geste, als wolle sie ihn beschwören, nicht zu weit zu gehen, und sank dann schwer herab. Das Auge maß uns noch einmal verächtlich von oben bis unten, und die Gestalt machte gegen uns eine halbe Wendung, uns voll Geringschätzung den Rücken zuehrend. Die Stimme nahm den zitternden Klang schwersten Beleidigtseins an und sprach als Erwiderung auf die energische Aufforderung meines Freundes, sich direkt an den kampfbereiten Kumpan richtend, gelassen und lächerlich würdevoll:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, doch sparen Sie jedes Wort der Verteidigung diesen Menschen gegenüber!“ — Lingmann wies verächtlich mit dem Daumen über die rechte Schulter zurück auf uns. — „Es sind Balten — das sagt genug! Sie haben sich in unsere Gesellschaft unter falscher Flagge eingeschlichen — das klärt über ihren moralischen Wert vollkommen auf. Ihre Worte können uns nicht beleidigen, und jede Abwehr ihrer ungerechten Beschuldigungen wäre Verschwendung!“

Ich hatte meinen Humor wiedergefunden. Die wahrhaft großartige Unverschämtheit des Vorkämpfers des Lettentums, die Art, wie er sich aus der Affaire zog, entwaffneten meinen Zorn. „Gut gebrüllt, Löwe!“ rief ich ihm zu.

Er aber fuhr unbeirrt fort: „Kommen Sie, Schmiede! Ein ferneres Verweilen in dieser Gesellschaft könnte uns kompromittieren!“

Und das würdige Paar ergriff seine Paletots und Hüte, die neben der Thür auf einem Stuhle lagen, und ging mit dröhnenden Schritten und ohne sich umzusehen „durch die Mitte“ ab.

Dr. W. saß immer noch mit offenem Munde und offenem Portemonnaie da und machte ein Gesicht, als gehe ihm das Geschehene über seinen doch sonst nicht bewölkten Horizont.

„Strecken Sie Ihr Portemonnaie ein, Doktorchen,“ rief ich ihm zu, „und danken Sie mich, daß wir Ihnen einen Rubel gerettet haben, der sonst in der nächsten Kneipe rettungslos dem Durste des abgegangenen Jungletten zum Opfer gefallen wäre!“

„Behalten Sie Ihren Geldsack nur in der Hand,“ fuhr mein Freund L. derv dazwischen, „Sie werden ihn sogleich nötig haben!“

„Aber, meine Herren,“ replizierte Dr. W. mißmutig, „ich begreife nicht — — —“

„Da — sehen Sie nur auf die Thür,“ unterbrach ihn mein Freund unfreundlich, „und es wird Ihnen bald ein Licht aufgehen!“

In der Thür stand der Wirt, verlegen grinsend.

„Was wollen Sie?“ fragte ich ihn.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ war die Antwort, „Ihre Freunde, die soeben das Lokal verließen, haben ihre Beche nicht bezahlt — — ich kenne sie nicht — — in der großen Stadt wird man so leicht betrogen — — —“

„Schon gut!“ unterbrach ihn Dr. W., dem es allmählich zu tagen begann. „Ich habe die Herren eingeführt, ich hafte für ihre Beche. Was macht sie aus?“

„Bierzehn Seidel — — — macht 1 Rubel 40 Kop.“

Dr. W. zählte seufzend den Betrag in die schmierige Hand des freundlich schmunzelnden Wirtes.

„Nun bitte ich aber endlich um Aufklärung, was der Skandal, den Sie, meine Herren, veranlaßt haben, zu bedeuten hat,“ wandte er sich fragend an uns.

„Nun, ich habe es doch deutlich genug gesagt, wer die Leute wären, die Sie uns in unser gemütliches Stübchen geführt,“ entgegnete gereizt mein Freund L. „Industrieritter sind es — und ganz moderne: sie machen in Nationalismus und Wissenschaft!“

„Wie?“ fragte Dr. W., noch nimmer nicht überzeugt. „Sie werden doch nicht etwa behaupten wollen, daß dieser Herr Lingmann kein Lette sei und seine historische Arbeit eine Fiktion wäre — — —“

„Um Dummköpfen das Geld aus der Tasche zu holen,“ warf L. in höchst anzüglichen Tone ein.

„Sie sind hereingefallen, Doktorchen,“ beruhigte ich den heftig auffahrenden Schriftsteller, „und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! Lette ist dieser Lingmann gewiß, auch gehört er der sog. junglettischen Richtung

an — einer halb sozialistischen, halb nationalen Bewegung, deren Führer halbgebildete oder spitzbübische Streber sind, welche sich von dem sauer erworbenen Gelde der Verführten, meist unwissender lettischer Bauern, mästen und ihnen von vergangenen und zukünftigen Herrlichkeiten vorschwindeln. Im übrigen sind es größtenteils bezahlte Agitatoren der auf die Russifizierung der baltischen Provinzen d. h. die Ausrottung des Deutschtums und die Vernichtung der bestehenden Kultur daselbst erpichten sogenannten nationalrussischen Partei, — bis auf einige wenige ehrliche Käuze, deren jede Volksbewegung — und sei sie auch noch so hirnverbrannt und ausichtslos — ja stets einige auf Vorrat hat, damit sie für die Verführer büßen können, wenn es „zum Klappen kommt“. So wahr dieser Ringmann ein Junglette ist — so wenig ist er ein Mann der Wissenschaft und am wenigsten Historiker. Auch scheint mir sein Dokortitel ein freche Usurpation zu sein!“

„So war das alles nicht wahr,“ fragte Dr. W. erstaunt, „was er über die Geschichte der Letten sagte?“

„Schwinderei von A bis Z,“ erwiderte ich. „Weder haben die Letten eine glänzende Vergangenheit — sie sind stets botmäßig gewesen, ein furchtames, gedrücktes, schlaues, aber keineswegs kluges Völkchen, das mit den kriegerischen Litauern, die dieser Ringmann geschickt zu einer letto-litauischen Nation zusammenkleisterte, weder ihre Geschichte noch ihre Bedeutung in historischer Zeit gemein gehabt haben, — noch kann dieser Volkssplitter je eine Zukunft haben, weil ihm alles, wessen ein Volk dazu bedarf, fehlt.“

„Und Heinrich der Lette?“ forschte Dr. W. weiter.

„War so wenig Lette, wie Sie und ich, und schrieb Latein, was um so unumstößlicher wird, als damals und drei Jahrhunderte nachher eine lettische Schriftsprache noch gar nicht existierte. Erst die Deutschen haben zur Zeit der Reformation eine solche geschaffen, wie sie denn überhaupt auch die Begründer der lettischen Litteratur sind.“

„Der Altensund? Die alten russischen Quellen?“

„Aufschneiderei, die entweder von grenzenloser Unwissenheit zeugt oder eine bewußte Lüge ist.“

Dr. W.'s Gesicht wurde immer länger. „So wäre,“ sagte er nach kurzem verlegenem Schweigen, „auch die angebliche historische Arbeit dieses Herrn Ringmann — — —“

„Nichts weiter als eitel Lüge. Na endlich!“ unterbrach ihn mein Freund L. „Wo haben Sie diese Herren eigentlich kennen gelernt?“

„Ganz flüchtig in Leipzig. Sie machten damals einen ganz anständigen Eindruck auf mich!“

„Sie sehen, daß man sich täuschen kann,“ sagte ich, mich erhebend — es war sehr spät geworden — und mich zum Fortgang rüstend. „Ich hoffe, daß Sie nächstens vorsichtiger beim Einführen „alter Univeritätsgenossen“ in unsere Kneipe sein werden.“

„Ich habe noch einen anderen Rat für Sie, Herr Doktor,“ fügte mein Freund

L. ironisch hinzu: „Kaufen Sie sich ein Lehrbuch für russische oder baltische Geschichte. Das wird Sie vor einem ähnlichen „Mißgeschick“ bewahren und Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit in Rußland sehr von Nutzen sein!“

Wir gingen und ließen Dr. W. in höchster Verstimmung zurück.

Zwei Monate waren vergangen. Der Winter war über das „Mütterchen“ Moskau hereingebrochen und hatte es silberweiß gefärbt. Die Saison war auf ihrem Höhepunkt angelangt, und Vergnügungen und Geschäfte, Kunstgenüsse und Arbeiten hatten die Szene in der Bierneipe an der Nikitskaja in meinem Gedächtnisse völlig zurückgedrängt. Da holte mich eines Sonntags vormittags ein Bekannter, der Oberlehrer K., zu einem Spaziergange ab. Wir schritten die Powarskaja herab, über den Arbat'schen Platz und gingen auf den Kremlj zu. Als wir ihn erreicht hatten und das Thor, das hinauf zum Schlosse führte, passierten, ging an uns mit raschen Schritten eine breite Gestalt vorüber, deren Gesicht mir bekannt erschien. Sie war in einen Sommerpaletot gehüllt, der — überall zu kurz — nur notdürftig gegen die frische Kälte schützen mochte, und sah äußerst reduziert aus.

„Wer mag das gewesen sein?“ sagte ich, stehen bleibend. „Der Mann kam mir so bekannt vor.“

„Das kann ich Ihnen sagen,“ bemerkte Herr K., „der Mann ging an uns so hurtig vorüber, weil ich vor einigen Tagen mit ihm ein kleines Intermezzo gehabt habe. Er nennt sich Lingmann.“

„Dr. Lingmann!“ rief ich, „richtig, das war er! Er sieht noch verkommener aus als im Herbst.“

„So,“ sagte K., „Sie kennen ihn also auch?“

„O ja, — aber bitte erzählen Sie, was Sie mit ihm vorgehabt.“

„Nichts von Bedeutung,“ hub K. in gemüthlichem Tone an, der durch den rheinländischen Dialekt, in den der Oberlehrer in privatem Verkehr von Zeit zu Zeit verfiel, eine eigenartige humoristische Färbung erhielt. „Setze ich da in der Kneipe bei Waelde und vertilge mit Gemütsruhe ein Seidel, d. h. das, was darin war — wissen Sie, von dem importierten Pilsener, und fühle mich sauwohl. Da setzt sich mir vis-à-vis ein Individuum hin, dessen Äußeres ich mit der Zensur „höchst mittelmäßig“ belegte. Der augenscheinliche Abstand zwischen ihm und mir hinderte ihn übrigens nicht, mich anzureden und mich in ein Gespräch zu verwickeln, das er trotz meiner Wortkargheit eine geraume Zeit über Wasser hielt. Eine gewisse Aufmerksamkeit schenkte ich ihm erst, als er mir erzählte, er habe in Deutschland studiert. „Wo denn?“ fragte ich ihn.

„In Jena und Leipzig,“ war die Antwort.

„So,“ sagte ich.

„Ja,““ sagte er in seinem breiten Jargon, „ich gehörte daselbst der Burschenschaft Germania an. Ein prächtiges Völkchen, diese Burschenschafter!“

„Ich spitzte die Ohren. Sie wissen, daß ich selbst alter begeisterter Burschen-

schafter bin und von Gießen, wo ich studierte, öfters nach Jena gerufen war, um die Kartellbrüder zu besuchen. „Was Sie sagen!“ hub ich an; „Sie waren also Burschenschafter in Jena?“

„Gewiß!“ sagte der Lingmann; „ich spielte bei ihnen sogar eine große Rolle. Sie waren doch nicht auch Einer?“

„I bewahre!“ rief ich und wurde nicht um eine Nuance röter, als ich das schon von Natur bin.

„Und nun legte dieser Kerl los und log mir aus seiner angeblichen Burschenzeit Dinge vor, daß sich meine Haare gestäubt hätten, wenn ihre frühere Fülle nicht auf einen schmalen Lockenstreif um die Glaze reduziert wäre. Wenn auch schon jeder Mensch, der auch nur ein einziges Buch über die Geschichte, das Leben und Treiben der Burschenschafter in Deutschland gelesen hat, sich sofort darüber klar sein mußte, daß mein Gegenüber so gut wie nichts davon wußte, wieviel mehr ich, der ich selbst ein Jahrzehnt mit Leib und Seele mitten drin gesteckt hatte! Nichtsdestoweniger stellte ich noch einige verfängliche Fragen, die mir die bodenlose Unwissenheit und beispiellose Ausschneiderei dieses Pseudoburschenschafers in glänzendem Lichte darlegten.“

Herr Oberlehrer K. schwieg einen Moment und lächelte stillvergnügt vor sich hin.

„Nun,“ fragte ich, „wie endete denn die Geschichte?“

„Sehr einfach,“ erwiderte Herr K., „ich hörte den Münchhausen an, bis mir die Geduld riß. Dann sagte ich ihm: „Hören Sie mal, mein Lieber, wenn Sie geneigt sind aufzuschneiden, so suchen Sie sich im allgemeinen einen Dummen aus, der Ihnen Ihre Schwindeleien glaubt. Wenn Sie sich jedoch über die deutschen Burschenschaften verbreiten, von denen Sie offenbar so wenig wissen, als das Volk nach einem unvergeßlichen Dichterverstehe im allgemeinen vom Kaviar weiß, so hüten Sie sich, daß Sie sich nicht noch einmal gerade an einen alten Burschenschafter wenden. Wenn Sie aber ganz speziell über die Germania lügen wollen, so ist es eine grenzenlose Unvorsichtigkeit, wenn Sie sich zu dem Behufe direkt an einen alten Germanen halten, der noch sehr gut weiß, wie es bei denselben zuzugehen pflegt.“

„Und Lingmann?“ fragte ich ungemein belustigt durch die Erzählung meines Begleiters.

„Der blieb noch eine Weile sitzen und starrte mich an. Als er keine Miene machte, mich von seiner Gegenwart zu befreien, da wurde ich endlich wütend. „Hören Sie mal, Sie — Sie — nun Sie können sich gefälligst selbst denken, wie ich Sie titulieren könnte,“ rief ich erbozt, „ich glaube Ihnen deutlich genug zu verstehen gegeben zu haben, daß mir Ihre werthe Gesellschaft nicht den geringsten Genuß mehr bereiten kann. Sollten Sie indes noch immer nicht gesonnen sein, meinen ebenso billigen, wie gerechtfertigten Wunsch zu erfüllen, so stehe ich nicht dafür, daß ich das auf meine Erziehung verschwendete Geld vergeblich und Ihnen dieses mein Bierseidel an den Kopf werfe.“ Bei diesen Worten sah ich ihn so fuchsteufelkühn an, daß er sich schleunigst erhob und etwas vor sich hinstarrte, wie „grober

Teutone“ oder dergleichen, mit samt seinem Seidel abzog. Zu übrigen,“ schloß K. seinen Bericht schmunzelnd, „hat die Geschichte mich fast ebenso amüsiert, wie ich mich damals freute, wissen Sie, als ich noch Straßenjunge in Mainz war und nach unserm Vertreter im Frankfurter Parlamente mit faulen Äpfeln warf. Nur daß ich diesmal eine bessere Rolle spielte als damals mit meinem Straßenjungenverstande.“

Ich lachte herzlich. Diese ernste Abfertigung des lettischen Schwindlers amüsierte mich ungemein: der Mann machte ersichtlich Fiasko, wo er auch hin kam! Mittlerweile hatten wir unseren Rundgang im Kreml beendet und schieden mit einem freundschaftlichen Händedrucke, da ich noch einen Besuch jenseit der Moskwa zu machen hatte. — — —

Am Nachmittag desselben Sonntags saß ich zu Hans und las. Da klopfte es an meine Thür, und auf mein „Herein!“ erschien der Portier und meldete, daß mich ein Herr, den er bei mir noch nicht gesehen, zu sprechen wünsche. Er sprach bei dieser Mitteilung das Wort „Herr“ mit einer Betonung aus, als sei er nicht ganz sicher, ob dem Gemeldeten dieser Titel auch zukäme. Ich fragte deshalb, ob der „Herr“ eine Karte abgegeben hätte, und trug dem Portier auf, als die Antwort verneinend ausfiel, die Person zu fragen, wer sie sei.

Nach einigen Minuten erschien der Portier wieder und überreichte mir eine nicht ganz saubere Visitenkarte. Ich warf einen Blick auf dieselbe und ward sprachlos vor Erstaunen. Da stand in zierlichen lateinischen Majuskeln klar und deutlich „Dr. Lingmann“ und darunter in Kursivschrift das ominöse Wort „Geschichtsschreiber.“ Ich traute meinen Augen nicht und sah noch einmal genau hin: kein Zweifel, Lingmann der Historiker beehrte mich mit einem Besuche! Ich war unentschlossen, ob ich ihn empfangen oder durch den Portier abweisen lassen sollte, da machte der Gegenstand meiner Bedenken denselben selbst ein Ende: Lingmann erschien plötzlich in demselben Aufzuge, in dem ich ihn am Vormittag gesehen, eine verschoffene Mütze auf dem Kopfe, hinter dem Portier.

„Ah, Sie sind zu Hause!“ rief er, „das nenne ich einen glücklichen Zufall!“

Und den Portier bei Seite schiebend, trat er auf mich zu. „Sie sind wohl erstaunt, mich hier zu sehen?“ fragte er mit einer jovialen Unbefangenheit, die mir das Blut in die Schläfen jagte.

„Allerdings,“ entgegnete ich scharf; „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, gehört schon eine starke Portion Unverfrorenheit Ihrerseits dazu, mich durch einen Besuch zu belästigen.“

„Ach, Sie meinen die kleine Meinungsverschiedenheit in der Friedrichschen Bierkeiße,“ sagte Lingmann mit der unschuldigsten Miene von der Welt; „ich bitte Sie, wie können Sie so nachtragend sein?! Zwischen Männern der Wissenschaft kommt so was häufig genug vor — — ich hoffe, Sie würden gleich mir die Person von der Sache zu trennen wissen — — und dann, ich gestehe, ich war damals ein wenig betrunken — das viele Bier, die heiße Luft und der

Tabaksrauch — Sie wissen, nicht jeder verträgt das! . . Wie gesagt, ich hatte dieses unbedeutende Renkontre längst vergessen."

"Ich muß zu meinem Bedauern erklären," war meine schroffe Antwort, "daß das mit mir nicht der Fall ist. Auch kam bei diesem „unbedeutenden Renkontre," wie Sie zu sagen belieben, lediglich Ihre Person in Frage. Was die Sache anbelangt, so konnte von einer Meinungsverschiedenheit gar nicht die Rede sein. Ich bin durchaus abgeneigt — —"

Lingmann unterbrach mich. „Es thut mir leid, wenn ich Sie damals beleidigt habe, und ich mache Ihnen hiermit in aller Form eine Entschuldigung . . Ich bitte Sie, mir heute eine kurze Unterredung zu gewähren," fuhr er, näher tretend fort; „ich muß Sie sprechen — in dringlicher Angelegenheit — aber unter vier Augen." — Er warf dabei einen bezeichnenden Blick auf den Portier, der noch immer in der geöffneten Thür stand und mit erstaunter Aufmerksamkeit auf uns sah, obgleich er von dem deutsch geführten Gespräche augenscheinlich kein Wort verstand.

Die Zubringlichkeit Lingmanns empörte mich. Andererseits reizte mich die Neugier, zu erfahren, was ihn zu mir geführt. Ich bezwang daher meinen Widerwillen, wies auf einen Stuhl und sagte kühl: „Es sei, aber fassen Sie sich kurz, ich habe nicht viel Zeit!"

Den Portier bedeutete ich in russischer Sprache, daß er gehen könne. „Aber," fügte ich hinzu, „bleiben Sie in der Nähe, damit Sie diesen Herrn hinausbegleiten können, wenn ich klinge." Ich sah ihn dabei bedeutungsvoll an, und das verschämte Lächeln, mit dem der verständige Wächter des Hauses meinen Blick erwiderte, gab mir die Gewißheit, daß er mich begriffen habe. Er ging.

„Was wünschen Sie?" fragte ich meinen unwillkommenen Besuch.

Über Lingmanns breites Gesicht flog ein Schimmer von Verlegenheit. „Ich komme in einer höchst peinlichen Situation," hub er zögernd an: „ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen sagen soll, was mich herführt — — — Sehen Sie, wir stammen beide aus den Ostseeprovinzen — — wir sind Landsleute — — ich befinde mich in höchster Verlegenheit — — da dachte ich — —"

Mein Erstaunen kannte keine Grenzen. Derselbe Mensch, der mich und meines Gleichen vor zwei Monaten „Blutsauger," „Geschichtsfälscher" u. s. w. tituliert und mir seine Pläne entwickelt hatte, wie er uns vom Erdboden vertilgen wolle, saß heute vor mir und appellierte an mein landsmannschaftliches Gefühl!!

„Da dachten Sie?" fragte ich mechanisch.

„Als ich Ihnen heute morgen im Kreml begegnete, da dachte ich — —," fuhr er fort, „daß Sie mir vielleicht helfen würden — — — Ich brauche Geld!" plakte er heraus und sah mich unverwandt an.

Diese Frechheit war großartig — — imponierend!

„Und Sie dachten wirklich," fuhr ich ihn an, „daß ich Sie nicht beim Kragen nehmen und die Treppe hinunter werfen würde!"

„Was wollen Sie," erwiderte er ruhig; „in der Not wagt der Mensch alles!"

Warum sollten Sie mich auch hinauswerfen? Ich habe Ihnen persönlich nichts zu leide gethan — — wir haben eine gemeinsame Heimath — — und es heißt nicht umsonst, daß die Balten in der Fremde treu zusammenhalten Helfen Sie mir!" Seine Stimme klang plötzlich kläglich flehend. „Ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Ich fühlte nicht das geringste Mitleid mit diesem heute so kleinen „Todfeinde baltisch-deutscher Kultur"; sein Winseln erregte in mir lediglich ein Gefühl des Efels. Aber mir schoß der Gedanke durch den Kopf, daß ich durch einige Willfährigkeit vielleicht vollkommenen Aufschluß über die in mancher Hinsicht noch mysteriöse Persönlichkeit vor mir erhalten könnte. Nach kurzem Befinnen fragte ich ihn, wieviel er brauche?

Lingmann war mit einem Schlage wieder der Alte. „Eine wahre Lumperei," sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung, „höchstens 25 Rubel, die ich unfehlbar in vierzehn Tagen zurückerstatten werde. Mein Vater ist vermögend, ich schrieb ihm kürzlich und in circa vierzehn Tagen werde ich von ihm 300 Rubel erhalten — unfehlbar!"

„Wozu brauchen Sie denn diese Summe?" inquirierte ich weiter.

„Ich muß mich ein wenig neu equipieren," entgegnete er mit einem Blick auf seine derangirierte Toilette. „Es bietet sich da eine äußerst günstige Gelegenheit für mich, ein brillantes Geschäft zu machen, und damit ich sie nicht verabsäume, muß ich — Sie begreifen — einigermassen repräsentabel aussehen und Geld zeigen."

„Was ist das für ein Geschäft?"

„Der reiche Kaufmann Chrustalew — wissen Sie, der in der Mäsniklaja — will in seinem Hofe einen artesischen Brunnen anlegen; ich habe mich auch zum Bau desselben gemeldet — es läßt sich dabei ein gut Stück Geld verdienen — vielleicht gründe ich mir in dieser Branche, wenn die Bohrung gelingt, eine Karriere für die Zukunft."

„Sie sind ja „Geschichtsschreiber!" bemerkte ich ironisch.

„Aus Patriotismus, — lediglich aus Patriotismus, wie ich Ihnen schon einmal gesagt zu haben glaube," replizierte Lingmann, und seine Stimme klang wieder laut, dozierend. „Mein eigentliches Fach ist Physik. Ich habe Chemie, Physik — wie gesagt die Naturwissenschaften studiert, auch schmeichle ich mir, im Ingenieurfach sehr gut beschlagen zu sein, so daß ich mich ganz vorzüglich dazu eigne, die Anlage eines artesischen Brunnens zu leiten."

„Das mögen Sie Herrn Chrustalew weismachen," sagte ich trocken. „Ich habe gesehen, was Sie für ein Historiker sind, und hege daher berechtigte Zweifel an Ihrer „Wissenschaftlichkeit" überhaupt. Sie werden es mir nicht übelnehmen, daß ich Sie für einen kompletten Schwindler halte — —"

Lingmann fuhr auf und rief mit gut gespielter Entrüstung: „Sie machen von Ihrer Übermacht einem wehrlosen Hilfsbedürftigen gegenüber einen häßlichen Gebrauch, mein Herr!"

„Sparen Sie sich und mir alle unnützen Empfindlichkeiten," fuhr ich unbeirrt

fort. „Trotzdem ich, wie gesagt, Sie für einen kompletten Schwindler halte, bin ich bereit, Ihnen mit einer Kleinigkeit unter die Arme zu greifen, aber nur unter einer Bedingung: Sie werfen endlich die Maske ab und beantworten mir einige Fragen, die ich an Sie stellen werde, so offen und ehrlich, als Sie es noch vermögen!“

Lingmann musterte mich mißtranfisch und fragte endlich mit einem täuschenden Blicke: „Was wollen Sie denn wissen?“

„Das werden Sie sogleich hören,“ fuhr ich in demselben Tone fort, „aber ich warne Sie, mich noch einmal beschwindeln zu wollen. Die kleinste Lüge, bei der ich Sie ertappe, würde mein Versprechen annullieren . . . Sie sagten damals, vor zwei Monaten in der Bierkneipe, Ihr Vater sei ein höherer Beamter in Hasenpoth, und sprachen von seinem Landfische, — wie verhält es sich damit?“

„Muß man denn alles gleich so wörtlich nehmen!“ war Lingmanns verdrossene Antwort. „Mein Vater ist Gefundewirt bei Hasenpoth und war einmal Gemeindefchreiber, ich habe also —“

„Lassen Sie die Entschuldigungen!“ unterbrach ich ihn. „Sie erzählten ferner, Sie hätten ein Gymnasium durchgemacht und wären dann zur weiteren Ausbildung nach Deutschland geschickt worden?“

„Das müssen Sie wiederum nicht so buchstäblich nehmen,“ erwiderte mein lettischer „Landsmann“ zögernd. „Ich glaube nicht, daß ich „Gymnasium“ gesagt habe. Ich besuchte eine Kreisschule und hatte eigentlich die Absicht, in die Vorschule des Polytechnikums in Riga zu treten, da — da — mußte ich die Schule verlassen und ging — wie, das thut nichts zur Sache, nach Deutschland. Sie wissen, da ist es so bequem — nicht wie in Dorpat — man kann sich inkribieren lassen, ohne ein Maturitätszeugnis vorzuweisen. Ich besuchte als freier Zuhörer einige Vorlesungen — —“

„Das heißt mit anderen Worten,“ sagte ich, ihn unterbrechend, „Sie haben weder eine Schule ordentlich besucht, noch irgend eine Wissenschaft studiert, noch je Ihr Doktorexamen gemacht!“

Lingmann schwieg.

„Wann kamen Sie hierher nach Moskau?“ fuhr ich fort zu fragen.

„Vor anderthalb Jahren.“

„Was war Ihre Absicht, als Sie hierher kamen? Daß ich an die Lügengeschichte vom Alfenfunde und vom Quellenstudium, sowie an Ihre sog. Mission im Interesse Inngletlands noch glaube, werden Sie mir hoffentlich nicht zumuten. Was führte Sie also hierher?“

„Sie thum mir Unrecht,“ erwiderte Lingmann und that, als wäre er beleidigt. „Ich bin in der That nach meiner Rückkunft aus Deutschland ein eifriges Mitglied der Partei geworden, die an der Hebung des Lettentums arbeitet. Ich schrieb für mehrere lettische Zeitungen — — aber das Honorar war mäßig, mein Vater wollte mich nicht mehr unterstützen — — eine Stellung fand ich nicht. Da dachte ich hier mein Glück zu machen, wie so viele meiner Landsleute. Ich wollte von hier aus in die Heimat Korrespondenzen schreiben; dann hoffte ich

auf die Unterstützung meines Gefinnungsgeoffenen Waldemar, aber er war ver-
reift. Da fand ich zufällig eine gute Stelle als Hauslehrer — —

„Wie?“ rief ich erfannt und ungläubig, „Sie waren Hauslehrer?!“

„Gewiß,“ war die Antwort, die ein zufriedenes schnunzelndes Lächeln be-
gleitete. „Es war eine ausgezeichnete Stelle — ich erhielt 100 Rubel monatlich . . .
Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange!“ Ein trüber Schimmer flog über das
breite Gesicht Lingmanns.

„Wie gelangten Sie zu einer solchen Stellung?“ fragte ich gespannt und
immer noch ungläubig.

„Was finden Sie dabei Merkwürdiges?“ sagte Lingmann ruhig. „Dr. Schmiede,
den ich in Leipzig kennen gelernt, und der gleichfalls nie ein Examen gemacht
hat, war hier in einflußreicher Stellung. Er empfahl mich dem Fürsten
Dolgorukow — Sie kennen ihn vielleicht, er wohnt in einer Seitenstraße der
Enamenka. Ich sollte die Schularbeiten der beiden jüngsten Söhne, welche die
Quarta und Tertia im fünften Gymnasium besuchen, beaufsichtigen und leiten . . .
Es ging anfangs ganz gut — — es waren fleißige und gut erzogene Jungen.
Nur die alten Sprachen machten mir zu schaffen; Lateinisch, davon kannte ich
einige Brocken — — aber das Griechische, das Griechische, — sehen Sie, mit
dieser verfluchten Sprache wurde ich nicht fertig! Ich kannte ja nicht einmal die
Buchstaben und konnte mir deshalb weder mit Grammatik noch Lexikon helfen
wie beim Lateinischen! Das hatten die Jungen nun bald weg und verflatschten mich
beim Fürsten. Er stellte mich zur Rede. Ich versuchte ihm klar zu machen,
daß ich als Mentor durchaus nicht die Verpflichtung hätte, alle Sprachen zu
kennen, die meine Schüler in der Schule lernten — — wozu sind denn die Lehr-
bücher da und die Stunden im Gymnasium?! — — — Aber alle meine ge-
wichtigen Argumente verfingen nichts. Der Fürst war sehr erregt und verlangte
zum erstenmal meine Zeugnisse. Lächerlich — ich und Zeugnisse! Ich wurde
natürlich sofort entlassen. Aber autändig war der Fürst — das muß ich ihm
lassen: er zahlte mir meine volle Monatsgage aus, obgleich noch vierzehn Tage
fehlten!“

„Und was singen Sie nun an?“ fragte ich, meine Heiterkeit, die mich
während der Geschichte der Hauslehrerkarriere Lingmanns erfaßt hatte, mit Mühe
unterdrückend.

„Ich schlug mich so durch,“ erwiderte Lingmann. „Ich fand Subskribenten
für mein historisches Zukunftswerk, — gute Landsleute halfen mir, — kurz es
ging, bis die Geschichte mit Ihnen mir in die Quere kam . . . Sie müssen
sehr indiskret gewesen sein,“ schloß er mit einem vorwurfsvollen Blick auf mich.

„Das war ich in der That,“ sagte ich belustigt und erhob mich. „Ich bin
mit Ihnen zufrieden. Hier haben Sie zehn Rubel — — —“

„Ich sagte Ihnen doch,“ unterbrach mich Lingmann, entrüstet aufstehend,
„daß ich mindestens fünfundzwanzig nötig habe.“

„Es thut mir leid,“ erwiderte ich, „aber ich kann Ihnen nicht mehr als
zehn geben.“

Ich reichte ihm das Geld, und er griff mit gierigen Augen hastig nach dem roten Scheine, der sofort in die Westentasche glitt. „Auch gut,“ sagte er dabei, „zehn Rubel sind besser als gar nichts. Ich danke Ihnen auch dafür!“

Er verbeugte sich kühl und so vornehm, als es ihm seine wenig imponierende Gestalt erlaubte, und wandte sich zur Thür.

„Halt!“ rief ich, „noch eines: welche Rolle spielte denn Schmiebe später in Ihrer Geschichte?“

„Er war gleich nach mir ebenfalls aus seiner Stellung entlassen worden,“ berichtete Lingmann, halb zu mir gewendet stehen bleibend. „Der Fürst Dolgorukow hatte ihn verdächtigt. Wir lebten hierauf zusammen, — er unterstützte mich — er sah distinguiert aus, und man braucht — wissen Sie — so ein Relief. Seine herzliche Teilnahme an meinem historischen Projekte hat mir manches Portemonnaie geöffnet, und seine Bereitwilligkeit zu subscribieren riß die meisten Zuhörer mit — —“ Lingmann lachte schlau.

„Aha,“ bemerkte ich verständnißvoll, „also der Rubel, den er Ihnen an jenem Abend gab — — —?“

„War unser letzter — Sie verstehen!“ warf Lingmann pfeffrig schmuuzelnd ein und ging zur Thür. In derselben lehrte er sich, die Klinke in der Hand, noch einmal um und fragte geschäftsmäßig: „Sie bleiben doch in dieser Wohnung? In nächster Zeit erhalte ich — wie ich Ihnen mittheilte — 300 Rubel von meinem Vater. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, kann ich Ihnen das Geld, das Sie mir heute geliehen, unmöglich schuldig bleiben — das verstößt gegen mein Ehrgefühl — Sie begreifen! In vierzehn Tagen — wie gesagt — zahle ich es Ihnen mit besten Danke zurück — mein Ehrenwort darauf! Adieu bis dahin!“

Und er verschwand hinter der laut ins Schloß fallenden Thür

Nach drei Wochen ging ich eines Nachmittags durch den Gasetny Bereulok, eine der frequentesten Geschäftsstraßen Moskaus. Ein großer Menschenhaufe, der sich vor einem Tracteur angefanuelt hatte, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich trat näher und gewahrte, daß zwei Gorodowois (Schuflente) bemüht waren, einen völlig betrunkenen Menschen auf einen Schlitten zu laden, eine Anstrengung, die nach einigen vergeblichen Versuchen endlich von Erfolg gekrönt wurde. Die johlende Menge begleitete diese Prozedur mit lauten, für den Gegenstand der zarten Sorge der Polizei wenig schmeichelhaften Bemerkungen. Ein Gorodowoi setzte sich neben den sinnlos hin- und herschwankenden, umfaßte ihn mit kräftigem Arme und rief dem Zwoschtschik laut zu: „Aufs Polizeibüreau!“

Der Schlitten fuhr dicht an mir vorüber und ich erkannte — — Lingmann, den Historiker!

Das war das letztemal, daß ich ihn sah.

Meine zehn Rubel habe ich natürlich nie wiedergesehen.



Neue Mitteilungen über die Tollwut.

von

Pasteur.

Unter Mitwirkung der Herren **Chamberland** und **Roux.**

Unser erster Bericht über die Tollwut ist von der Akademie, so unvollkommen er zur Zeit auch war, doch sehr wohlwollend aufgenommen worden. Diese Rücksicht haben wir der Überzeugung zu danken, daß jeder Schritt von größter Wichtigkeit ist, der die Wege zur Erforschung dieser Krankheit ebnet.

Ich bin unter Beihilfe meiner Mitarbeiter, zu denen vor seiner Abreise nach Ägypten auch Herr Thuillier gehörte, zu neuen Resultaten gelangt, die ich jetzt mitzuteilen die Ehre haben werde. Wir haben dieselben zwei verschiedenen Methoden zu danken, deren eine darin besteht, das Wutgift durch Trepanation der Oberfläche des Gehirns einzupfropfen, während die andere dasselbe durch Einspritzen in das Blutsystem einführt. Das Wort „Trepanation“ erweckt stets die Vorstellung einer langwierigen und äußerst schwierigen Operation. Dem ist aber nicht so. Wir haben mehrere hundert derartiger Operationen an den verschiedensten Tieren ausgeführt; Hunde, Kaninchen, Meerschweine, Hühner, Affen und Schafe sind trepaniert worden, und nur in einigen wenigen Fällen mißlang die Operation. Die dazu erforderliche Geschicklichkeit kann von den meisten Menschen erworben werden. Herr Roux hat einen jungen Gehilfen im Laboratorium darin unterrichtet, und dieser erlangte binnen kurzer Zeit die Befähigung, die Operation selbständig zu unternehmen. Durch ihn wird sie jetzt an den genannten Tieren ausgeführt, wobei kaum ein Mißerfolg zu verzeichnen ist. Und man kann in der That das Verfahren nicht als ein langwieriges bezeichnen. Der zuletzt trepanierte Affe wurde binnen zwanzig Minuten chloroformiert, operiert und von der durch das Chloroform hervorgerufenen Betäubung befreit. Kaum eine Viertelstunde darauf verzehrte er eine Feige.

„Um diesen Bericht nicht zu sehr auszudehnen, werde ich mich darauf beschränken, die Resultate unserer Beobachtungen in gedrängter Kürze zusammen zu stellen:

„Nr. 1. Aus meinem Bericht vom 11. Dezember 1884 geht hervor, daß durch Einimpfen des Wutgifts in das Blutsystem gewöhnlich die paralytische Form der Tollwut erzeugt wird, die weder von Wutausbrüchen noch von dem der Tollwut eigentümlichen Wollen begleitet ist. Man durfte annehmen, daß sich in diesen Fällen das Wutgift vor allem im Mark festgesetzt und entwickelt habe. Bei den ersten Anzeichen von Lähmung wurden daher Hunde geopfert, um die Gifterscheinungen des Marks — unter besonderer Berücksichtigung der Lendenanschwellungen — mit den Gifterscheinungen des Gehirns zu vergleichen. Dabei stellte es sich in vielen Fällen heraus, daß das Mark vom Wutgift ergriffen war, während das Gehirn noch keine Spur davon aufwies.

„Nr. 2. Es hatte sich schon früher gezeigt, daß in Fällen, wo die Er-

frankung an der Tollwut von Wutausbrüchen begleitet war, der Giftstoff sich eben sowohl im Gehirn als im Mark vorfand. Wir haben unsere Forschungen jetzt auf die Nerven im engeren Sinne und auf die Speicheldrüsen ausgedehnt. Wir haben Tollwut durch Teile des Lungenmagennervs erzeugt, die wir seinem Beginne, dort wo er bei Öffnung des Schädels zu Tage tritt, sowie auch anderen weiter entfernten Stellen entnahmen. Auch die Lendennerven, sowie die Ohrspeichel-, die Kinnbacken- und die unter der Zunge befindlichen Drüsen haben uns den Giftstoff geliefert, woraus hervorgeht, daß das ganze Nervensystem, vom Mittelpunkt bis zur Peripherie, geeignet ist, das Wutgift auszubilden. Dieser Umstand erklärt auch die nervöse Überreizung, die bei einer großen Zahl von Fällen der Tollwut zu Tage tritt und sich beim Menschen oft durch die eigentümliche Erscheinung der „Luftscheu“ äußert.

Speichel und Speicheldrüsen der Hunde, deren Tollwut durch Einimpfen des Wutgiftes in die Adern oder ins Gehirn erzeugt wurde, sind ebenso giftig wie der Speichel der Hunde, die auf sogenannt spontanem Wege toll wurden.

Nr. 3. Wir hatten schon früher bewiesen, daß das Wutgift seine ansteckenden Eigenschaften unvermindert behält, wenn der Kadaver vor Fäulnis geschützt wird, indem man ihn in einer Temperatur aufbewahrt, die zwischen 0° und 12° über Null variieren kann.

Ebenso wurde auch erwiesen, daß der Giftstoff in reinem Zustand selbst im Sommer drei Wochen bis einen Monat unverändert bleibt, wenn man ihn in Röhren aufbewahrt, die mittels des Lötrohrs verschlossen worden sind.

Nr. 4. Wir haben von neuem konstatiert, daß das Wutgift auch in der Gehirnflüssigkeit vorkommt, aber durchaus nicht immer darin zu finden ist. Ferner wurde erwiesen, daß diese Flüssigkeit die Tollwut erzeugt, wenn sie klar aussieht; ist die Hirnflüssigkeit aber undurchsichtig, so vermag sie die Krankheit nicht hervorzurufen.

Nr. 5. Wir haben viele Versuche angestellt, um das Wutgift in der oben erwähnten Flüssigkeit so wie auch in andern Substanzen zu erzeugen. Wir haben gesunde Tiere geopfert und deren Mark in reinem Zustand denselben Versuchen unterworfen. Bisher ist keiner dieser Versuche geglückt. Im vergangenen Mai fragte unser Kollege Bouley in bezug auf diese Experimente: „Sollte in der That keine Tollwutmikrobe existieren?“ „Ich kann Ihnen nur versichern, antwortete ich, daß, wenn Sie mir zwei Gehirne geben, von denen das eine den Wutgiftstoff enthält, das andere aber gesund ist, ich Ihnen nach der mikroskopischen Untersuchung der beiden Gehirne sagen werde: „Dieses enthält den Giftstoff, das andere aber nicht. Beide enthalten eine ungeweine Fülle molekularer Körnchen, die aber im kranken Gehirn weit zahlreicher und kleiner sind als im gesunden, so daß man an eine überaus winzige Mikrobe glauben möchte, die weder die Form einer Bazille noch die eines gequetschten Mikroccoccus hat: man sieht mit einem Wort nur winzige Pünktchen.“ Es ist jedoch jetzt einer neuen Methode gelungen, diese Granulationen von allen Elementen der sie umgebenden Nervenmasse abzusondern und zwar durch folgendes Verfahren: Sobald

bei einem an der Tollwut erkrankten Tiere die Asphyxie eintritt, flößt man in seine Adern reines Wutgift, das dem Gehirn eines an der Tollwut gestorbenen Tieres entnommen ist. Nach Verlauf einiger Stunden, sei es nun, daß die normalen Bestandteile der Nervenmaterie sich in den Kapillargefäßen festsetzen, oder daß dieselben — und dies ist das Wahrscheinlichere — vom Blut zersetzt werden, nach Verlauf weniger Stunden, sage ich, bleiben in dieser Flüssigkeit nur jene winzigen Granulationen zurück, von denen so eben die Rede war. Unter diesen eigentümlichen Bedingungen mit Anilinfarben in Berührung gebracht, nehmen diese Körnchen ohne jede Schwierigkeit den Farbstoff an.¹⁾

Was das Blut tollwütiger Tiere betrifft, so ist ein Fall zu erwähnen, wo mittels des Blutes eines an der Tollwut gestorbenen Kaninchens einem Hunde die Tollwut eingimpft wurde. Wir werden auf diesen Fall zurückkommen, da er von großer Wichtigkeit ist.

Eine andere Frage hat uns lebhaft beschäftigt.

Man weiß, daß ein Hund, der gebissen worden ist, wenn die Tollwut zum Ausbruch kommt, in den meisten Fällen Neigung zum Beißen zeigt und jenes eigentümliche Bellen hören läßt, das man mit dem Namen „Tollwutgebell“ bezeichnet. Nun ist durch Erfahrung festgestellt worden, daß nach dem Einimpfen des Tollwutgiftes in die Adern oder in das unter der Haut liegende Zellgewebe sich fast immer die von Lähmung begleitete Tollwut einstellt; diese paralytische Tollwut ist weder von Wutansbrüchen noch von dem eigentümlichen Gebell begleitet. Durch Trepanation wird dagegen fast ausnahmslos die von Wutansfällen begleitete Art der Krankheit erzeugt, die wir der Kürze wegen die „wütende Tollwut“ nennen wollen. Erfahrung hat aber bewiesen, daß man auch durch Einimpfungen in die Adern oder in das Zellgewebe die wütende Tollwut hervorbringen kann; doch muß man sich zu diesem Zweck sehr geringer Giftdosen bedienen. Je weniger Gift man in das Zellgewebe oder in die Adern einflößt, desto sicherer kommt die sogenannte „wütende Tollwut“ zum Ausbruch.

Andererseits hat sich herausgestellt, daß durch Anwendung sehr kleiner Impfdosen das Inkubationsstadium erheblich verlängert wird. Bei fortdauernder Verringerung der Impfdosen bis über eine große Grenze hinans hört endlich die Wirkung des Giftes vollständig auf. Ich werde hier den Beweis für die Richtigkeit dieser Thatsache folgen lassen, indem ich zwei der in bezug darauf angestellten Versuche mit allen Einzelheiten anführe:

Am 6. Mai 1883 wurde drei Hunden in die rechte Kniekehle ein in sterilisierter Brühe aufgelöster Tollwutkeim eingimpft. Der erste Hund erhielt $\frac{1}{2}$ cem, der zweite $\frac{1}{100}$, der dritte $\frac{1}{200}$ cem der trüben Flüssigkeit.

Nach Verlauf von drei Tagen verliert der erste Hund die Eßlust; den achtzehnten Tag ist er vollständig gelähmt und stirbt zwei Tage später, ohne daß sich Neigung zum Beißen oder Bellen eingestellt hätte. Der zweite Hund frist

¹⁾ Noch können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, ob diese Granulationen wirklich die Tollwutmikrobe enthalten; wir beschäftigen uns aber fortdauernd mit darauf bezüglichen Untersuchungen.

nach am siebenunddreißigsten Tage nach der Impfung; am achtunddreißigsten zeigen sich verdächtige Symptome, am neununddreißigsten hat seine Stimme einen heiseren Klang, und am folgenden Tage stirbt er. Der dritte Hund bekommt die Tollwut garnicht.

Ein anderer Versuch verlief wie folgt: Man löst einen Hunde 1 ccm der Tollwutmaterie ein (in sterilisirter Brühe gelöst), einem zweiten Hunde $\frac{1}{10}$, einem dritten $\frac{1}{50}$ ccm deselben Gifts.

Die Dauer des Inkubationsstadiums beträgt beim ersten Hunde sieben, beim zweiten zwanzig, beim dritten fünfundzwanzig Tage. Die beiden ersten Hunde bekommen die paralytische Tollwut, der dritte die wütende Tollwut mit Neigung zum Bellen und Beißen.

Es hat sich herausgestellt, daß Tiere, die der Einimpfung kleiner Giftdosen widerstanden hatten, nach erneuter Einimpfung doch die Tollwut bekamen; mit andern Worten: Die Einimpfung kleiner Quantitäten des Wutgifts hat sich nicht als Schutzmittel bewährt.

Nr. 6. In meinem früheren Vortrag über die Hundswut erwähnte ich, daß wir bei Hunden Fälle beobachtet haben, wo die ersten Tollwutsymptome sich verloren, aber nach längerer Zeit wieder zum Vorschein kamen. Jetzt ist auch bei den Kaninchen dieselbe Erscheinung beobachtet worden, was folgendes Beispiel veranschaulicht:

Dreizehn Tage nach der Trepanation zeigt ein Kaninchen Symptome der paralytischen Tollwut; während der folgenden Tage erholt es sich vollständig; doch am dreiundvierzigsten Tage stellen sich Anzeichen von Lähmung ein, und es stirbt am sechsundvierzigsten Tage mit allen Anzeichen der Tollwut.

Nr. 7. Diese Erscheinungen sind jedoch beim Kaninchen sowohl als beim Hunde äußerst selten, während man sie bei Hühnern öfters beobachten kann. Bei dieser Tiergattung folgt auf das Wiedererscheinen der Krankheit nicht in allen Fällen der Tod; es kommen öfters Fälle von Genesung vor, wie wir dies einmal auch beim Hunde beobachtet haben, worüber schon in der ersten Vorlesung berichtet wurde.

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß sich bei den von der Krankheit befallenen Hühnern niemals heftige Symptome gezeigt haben. Es tritt bei diesen Tieren nur eine starke Neigung zum Schlaf, Mangel an Gflust und Lähmung der Glieder ein; auch wurde Blutmangel bemerkt, der sich durch Entfärbung des Kammes kennzeichnete.

Nr. 8. Wir haben es uns besonders angelegen sein lassen, zwei vor einiger Zeit angestellte Behauptungen zu prüfen, deren eine die Ansicht ansprach, die Wirkung des Wutgiftes werde durch Einwirkung der Kälte beeinträchtigt, während die andere von der Übertragung der Tollwut von der Mutter auf den Foetus wissen wollte.

Zur Begründung dieser Ansichten hatte man die Resultate der angestellten Versuche mitgeteilt. Wir sind durch Untersuchung zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt, müssen daher beide Fragen verneinen, wobei wir wohl erwähnen dürfen,

daß die von uns in dieser Richtung angestellten Versuche weit zahlreicher waren als jene, welche zur Begründung der gegenteiligen Ansicht angeführt worden waren.

Nr. 9. Erfahrung hat uns zur Genüge bewiesen, daß man durch Einführung des Wutgiftes in die Ader Tollwut erzeugen kann. Daher kann die Hypothese, das Wutgift nehme ausschließlich seinen Weg durch die Nerven von der Peripherie nach dem Nervenzentrum, nicht als richtig angesehen werden. Die überwiegende Mehrzahl der Fälle beweist, daß das Gift durch das Blut absorbiert wird.

Doch auch diese Annahme kann bestritten werden. Um das Wutgift in die Ader einzupfropfen zu können, muß man eine Verwundung erzeugen; die Haut muß durchgeschnitten und die Ader bloßgelegt werden. Da ließe sich nun wohl die Behauptung aufstellen, das in das Blutsystem eingeführte Gift kehre durch den Kreislauf des Blutes sofort wieder in die Wunde zurück, um hier klagende Nerven und Lymphgefäße zu seiner Aufnahme bereit zu finden. Folgendes Experiment kann jedoch diesen Einwand beseitigen: wir haben das Gift in die Ader eines Ohres eingepfropft und das Ohr dann sofort mittels des Glüh eisens (Thermocanthère) unterhalb der Wunde abgelöst. Trotzdem ist bei den Tieren, die als Versuchssubjekte dienten, in allen Fällen die Tollwut zum Ausbruch gekommen, obgleich die Anwendung des Thermocanthère keine Wunde im eigentlichen Sinne hinterläßt, da die betreffende Stelle an der Oberfläche vollständig cauterisirt ist.

Ich komme jetzt zu dem Teil meiner Mitteilungen, der wohl das größte Interesse beanspruchen dürfte.

Die Entdeckung, daß gewisse Gifte unter Umständen ihre schädliche Wirkung verlieren, führte, wie bekannt, dazu, sich ihrer als Mittel zur Verhütung verschiedener Krankheiten zu bedienen und förderte zugleich die Erkenntnis der wichtigen Thatsache, daß es möglich sei, auf künstlichem Wege bei einem und demselben Gift mehrere in verschiedener Art ansteckend oder vergiftend wirkende Eigenschaften zu entwickeln.

Nun ist die Tollwut eine Krankheit, deren Gift ungemein ansteckend wirkt. Die Wirkungen und die Natur dieses Giftes sind von einem Geheimnis umgeben, dem nachzuforschen wohl der Mühe wert ist. Kann der Eiter des Wutgiftes Eigenschaften entwickeln, die in verschiedenem Grade ansteckend oder vergiftend wirken? Die Erfahrung bejaht diese Frage. Verschiedene Versuche, die in dieser Richtung angestellt worden, sind noch nicht zum Abschluß gelangt; es darf aber als sicher angenommen werden, daß die bössartigen Eigenschaften dieses Giftes durch Übertragung innerhalb verschiedener Tiergattungen bedeutend modifizirt werden.

Kaninchen, Meerſchweine, Hühner und Affen werden von der Tollwut ergriffen. Hat aber das Wutgift durch aufeinander folgende Übertragung in einer und derselben Tiergattung eine gewisse Beständigkeit (Fixität) erreicht, so ist dadurch seine Fähigkeit ansteckend zu wirken bedeutend vermindert worden und ist weit geringer als die ansteckende Kraft, die dem Wutgift toller Hunde inne wohnt. Diese ist von selbst, ohne Beihilfe, zur Fixität gelangt, indem sie sich durch zahllose Übertragungen seit unvordenklichen Zeiten mittels Biß von Hund zu Hund fortgepflanzt hat. Denn meiner Überzeugung nach giebt es keine spontane Tollwut.

Wir besitzen jetzt ein Wutgift, das in sieben bis acht Tagen die Tollwut beim Kaninchen zum Ausbruch bringt. Der Verlauf ist dabei in allen Fällen dermaßen regelmäßig, daß man die Dauer des Inkubationsstadiums mit Sicherheit fast auf die Stunde berechnen kann. Die Veränderung des Wärmezustandes und das Zutagetreten der ersten äußeren Symptome der Tollwut dienen dabei als Kennzeichen. Wir besitzen auch eine Art des Wutgiftes, das bei den Meerschweinchen in fünf bis sechs Tagen die Krankheit erzeugt, und auch hier läßt sich die Dauer des Inkubationsstadiums genau vorher bestimmen.

Ehe aber die erwähnte Beständigkeit für die verschiedenen Tierarten eintritt, variiert die ansteckende Kraft des Giftes unaufhörlich. Wir dürfen behaupten, daß sie bei jeder Art im umgekehrten Verhältnis zur Dauer des Inkubationsstadiums steht, wenn sonst alle übrigen Bedingungen dieselben sind und wenn, wie sich das von selbst versteht, bei gleicher Art der Impfung auch, so weit dies möglich, genau dieselbe Impfdosis zur Anwendung kam. Im allgemeinen ist das Inkubationsstadium bei jungen Tieren von kürzerer Dauer als bei ausgewachsenen.

Da sich natürlich nicht erforschen läßt, welche Eigenschaften das Wutgift annehmen würde, wenn es nach Mitteilung durch den Hund eine Reihe von Übertragungen von Mensch zu Mensch durchliefe, so stellen wir Versuche einer solchen Übertragung vom Affen auf den Affen an.

Ich werde später die Ehre haben über diese Versuche zu berichten; sie nehmen unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch, sind aber noch keineswegs zum Abschluß gelangt.

Ich teilte schon früher mit, daß sich in meinem Laboratorium Hunde befinden, die allen Impfmethoden widerstanden haben; heut kann ich hinzufügen, daß diese Tiere ihre Widerstandsfähigkeit auch in bezug auf die verschiedensten Arten des Wutgiftes bewährt haben. Bei meiner letzten Vorlesung an dieser Stelle legten wir uns die Frage vor, ob die Widerstandsfähigkeit dieser Hunde gegen alle Tollwut erzeugenden Mittel auf ihrer natürlichen Beschaffenheit beruhe, oder ob dieselbe eine Folge von Operationen sei, die sie früher durchgemacht haben.

Heut kann ich diese Frage schon mit größerer Bestimmtheit beantworten, obgleich auch jetzt noch nicht alle Zweifel gelöst sind.

Ich darf jetzt wohl als bewiesen annehmen, daß die Widerstandsfähigkeit dieser Hunde nicht aus ihrer Konstitution herzuleiten ist. Wir haben nämlich ein praktisches Mittel entdeckt, Hunde gegen die Einwirkungen des Giftes zu sichern, und wir haben das Mittel bei einer großen Anzahl dieser Tiere mit Erfolg zur Anwendung gebracht. Da man jedoch nicht außer acht lassen darf, daß nach Einimpfung des Wutgiftes in vielen Fällen ein sehr langer Zeitraum verstreicht, ehe sich Krankheitserscheinungen zeigen, so können wir die Widerstandsfähigkeit der als Versuchsobjekte dienenden Hunde noch nicht als über jeden Zweifel erhaben hinstellen. Ich bitte die Versammlung daher, meine Mitteilungen nicht als abgeschlossen zu betrachten und erlaube mir, denselben die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Widerstandsfähigkeit

der Tiere, soweit sie bis jetzt erwiesen ist, durch eine Methode herbeigeführt wird, bei der die verschiedensten Arten des Wutgiftes zur Verwendung kommen. Zur Zeit werden die Gisteinimpfungen noch bei dreiundzwanzig Hunden fortgesetzt und von denselben ganz ohne Schaden ertragen.

Gelänge es, dem Hunde dauernde Widerstandsfähigkeit gegen die Tollwut zu verleihen, so wäre die Frage der Verhütung dieser Krankheit mit einem Schlage gelöst und zwar nicht allein in bezug auf den Hund, sondern auch in bezug auf den Menschen; denn der Mensch verfällt nur in Tollwut, wenn er gebissen worden ist, und das Wutgift, welches durch Eindringen in die Wunde seine Erkrankung verursacht, stammt, auf direktem oder indirektem Wege, stets vom Hunde her.

Hoffen wir, daß es der medizinischen Wissenschaft gelingen werde, das Inkubationsstadium, welches dem Ausbruch der Tollwut vorangeht, auch für die Behandlung des von tollwütigen Tieren geößenen Menschen nutzbar zu machen; hoffen wir, daß es einst gelingen werde, innerhalb dieses Zeitraumes Mittel in Anwendung zu bringen, geeignet, den Zustand der Widerstandsfähigkeit zu erzeugen, ehe die ersten Symptome der Krankheit zum Ausbruch kommen. Bevor aber diese Hoffnung in Erfüllung gehen kann, sind noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden und zu besiegen. —



Berichte aus allen Wissenschaften.

Philosophie.

Zur modernen Weltanschauung und Entwicklungslehre.¹⁾

In einer Rede über wissenschaftliche und nicht wissenschaftliche Philosophie erklärt A. Riehl jedes System der Weltanschauung als Überlieferung des griechischen Altertums und nicht zur Philosophie gehörig, sondern nur „die Gesamtheit aller Wissenschaften“ darstellend. Geben wir diese Ansicht als eine vom akademischen Gesichtspunkt berechnete zu, so bleibt doch für weitere Kreise der Wert einer aus der Gesamtheit der Wissenschaften fließenden, zusammenfassenden Darstellung der Weltanschauung ungemindert, da es nicht jedem gegeben ist, in den Arbeiten der Wissenschaften selbst die erzielten Endresultate aufzufinden.

Der Zusammenhang der in der Neuzeit vielfach verkündigten und verbreiteten materialistischen Weltanschauung mit dem die gegenwärtige Epoche charakterisierenden, glänzenden Aufschwung der Naturwissenschaften darf als eine nicht zu bestreitende Thatsache angesehen werden. So spricht Häckel (Vortrag über Entstehung des Menschengeschlechts) „von blinden, bewußtlos und zwecklos wirkenden Ursachen, welche Darwin als die Ursachen der scheinbar so zweckmäßig ein-

¹⁾ Mit besonderer Rücksichtnahme auf Locke und Buntl.

gerichteten Formerscheinungen nachweist," eine Auffassung Darwins, welche dieser unseres Erachtens nicht hätte gelten lassen. Auch David Strauß (alter und neuer Glaube) spricht vom blinden Walten eines Naturgesetzes, nennt das Univerfum ins Unendliche bewegten Stoff und bestimmt den Weltzweck als „das allgemeine Ergebnis des Zusammenspiels der in der Welt wirksamen Kräfte.“ —

Die materialistische oder mechanistische Weltanschauung ist in jüngster Zeit bei den wissenschaftlichen Forschern in den Hintergrund getreten und hat einen auf die letzten Prinzipien, als auf etwas außerhalb der Grenzen möglicher Erkenntnis Liegendes, verzichtenden Standpunkt Platz gemacht. Dieser Standpunkt ist selbstverständlich in dem Gesamt-Gebiete der Wissenschaften nicht innezuhalten. Wie sollte auch jemand geschichtliche, juristische, psychologische und ethische Gegenstände behandeln, ohne daß irgendwie seine Auffassung von den Grundproblemen hindurchleuchtet?

Auch die größten universalen Naturforscher, wie selbst der zurückhaltende Newton, Humboldt, Darwin u. a. haben es nicht vermieden letzte Fragen, sogenannte „Welträtsel," wenn auch mit vorsichtiger Hand, zu berühren. Ist doch die ausnahmslos anerkannte Theorie der Atome die Grundlage der gegenwärtigen physikalischen Wissenschaft, während über die Natur dieser Atome das größte Dunkel herrscht und die verschiedenartigsten Hypothesen von den Fachmännern aufgestellt werden. Sodann beruht die Atomtheorie auf den Gesetzen von Materie und Kraft, welche letztere nichts weiter als begriffliche, aus der uns innewohnenden Macht des Causalbedürfnisses entspringende Abstraktionen von den in der Körperwelt wahrnehmbaren Erscheinungen sind. Gleichwohl sind jene Gesetze von Materie und Kraft, wie namentlich die Lehre von ihrer Konstanz, Säulen der Wissenschaft, gleichwie in der Mathematik selbst imaginäre, aller realen Möglichkeit widersprechende Größen zur Erzielung sicherer und unumstößlicher Resultate dienen.

Wir nannten Materie und Kraft Abstraktionen, weil wir überall da, wo ein Reales auf uns einwirkt, beide Momente, Materie und Kraft, vereint finden, und verstehen unter Materie das an dem Beweglichen, Veränderlichen Beharrende, unter Kraft die Ursache der an dem Beharrenden wahrnehmbaren Bewegungen oder Veränderungen, indem es wenig bedeutet, ob wir von einer krafterfüllten Materie oder von einer materiellen Kraft reden. —

Wundt meint: (Logik II. S. 364) „was uns als physisches Substrat der Ausdehnung der Körperwelt gegeben ist, das ist nicht das Kraftzentrum selbst, sondern seine Wirkungssphäre, welche an die Stelle des corpusculären Atoms tretend alle gegen dieses und seine Eigenschaften erhobenen Bedenken hinweg macht" und vorher: „Überall führt der Begriff der Materie zurück auf Kraftzentren," ausdehnungslose, aber örtlich bestimmte sogenannte Kraftpunkte der Physiker. — Hiermit wird nichts weiter erreicht, als daß man den doch nicht fortzuschaffenden Substanzbegriff eliminiert. — Die erhobenen Bedenken fallen weg, wenn man annimmt, daß die Atome infolge ihrer verschwindenden Kleinheit von den zu Massen vereinigten Atomgruppen ganz abweichende Eigenschaften haben, oder

wenn man einfach zugestehet, von den Wesen der Atome ebensowenig zu wissen wie von Kraftzentren, Kraftpunkten. —

Zwar jagt auch Locke: (Grundzüge der Psychologie) „die Atome sind an sich überfinnlich, ihrer Natur wegen der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich,“ er bleibt aber den Beweis dafür schuldig, daß diese Unzulänglichkeit eine absolute, in der Natur der Atome notwendig begründete sei. Mit gleichem Rechte könnte man im Hinblick auf das Univerſum behaupten, daß nur innerhalb der Peripherie, bis zu welcher sinnliche Wahrnehmung vordringt, materielle Wesen existieren können, daß alles, was darüber hinausliegt, als überfinnlich zu betrachten sei. —

Daß es keine ruhende, sondern nur äußerlich und innerlich bewegte Materie giebt, lehrt die wissenschaftliche Erfahrung; daß keine Bewegung oder Kraftäußerung ohne ein sich Bewegendes oder Bewegtes, ohne ein Wirkfames, existiert, ist logisches Postulat; daß beide Reihen von Erscheinungen, die der Materie und der Kraft, in einem bestimmten geschlossenen Ganzen (System) zu quantitativ konstanten Verhältnissen zusammengeordnet sind, hat die neuere Wissenschaft bewiesen. —

Während die Grenzen der verschiedenen organischen Reiche zur Zeit noch unbestimmt und fließend sind, ist für die organischen und unorganischen Wesen eine scharfe Trennungslinie gezogen, da die ersteren für sich abgeschlossen, innerlich thätige Einheiten darstellen, was bei unorganischen Wesen, auch Kristallen nicht, der Fall ist.

Brücke (s. Lehrbuch der Physiologie) findet Schwierigkeit in der Grenzbestimmung zwischen Organismen und Maschinen und die gewöhnlichen Unterscheidungsmerkmale, Fortpflanzung, Ernährung, Tod mit etwaiger Ausnahme der Assimilation hinfällig. Dagegen ist zu erinnern, daß Maschinen jederzeit von Menschenhänden gemacht werden können, was bei Organismen niemals gelungen ist. Will man den Organismus einen lebendigen, sich selbst regulierenden Mechanismus, die Maschine einen leblosen, künstlichen Organismus nennen, so sei dies jedem unbenommen. In den Attributen des Lebens, der Selbstregulierung beruht eine so wesentliche Differenz, daß der Sprachgeist in tiefer Erfassung derselben beide Begriffe, Mechanismus und Organismus, nicht adjektivisch sondern mit prägnanten Hauptworten gekennzeichnet hat.

Nachdem durch die großartigen und bahnbrechenden Leistungen Darwins die Lehre von der Entwicklung, welche vordem in fruchtbringendem Maße nur in der Menschheitsgeschichte eine Ausführung gefunden hatte, für die Geschichte sämtlicher Organismen von umfassender Bedeutung geworden war, ist auch die Auffassung derjenigen Erscheinungen, welchen man das Prädikat der psychischen beilegt, eine andere und das Gebiet derselben in ansehnlichster Weise bis an die Grenze alles Lebendigen erweitert worden. So sagt Wundt (Physiologische Psychologie II. S. 458): „In der That scheinen manche Erscheinungen des Pflanzenlebens darauf hinzudeuten, daß sie einer psychischen Grundlage nicht ganz entbehren“ und ebendasselbst (S. 451) „So werden wir zu der Auffassung gedrängt,

daß die physische Entwicklung nicht die Ursache, sondern die Wirkung der psychischen ist." —

Letztere Äußerung ist Ausdruck einer dualistischen Anschauung, obgleich kein Grund dafür angeführt wird, weshalb die beiden Reihen von Erscheinungen, psychische und physische, so gedacht werden müssen, daß immer nur die erste sich zur zweiten wie Ursache zur Wirkung verhält, während die Erfahrung beide nur als verschiedene, in Wechselwirkung stehende Seiten realer Einheiten aufweist. —

Mit der erwähnten Erweiterung des Begriffs der seelischen Phänomene ist die Auffassung Locke's nicht kongruent. Locke erklärt (Grundzüge der Psychologie), „daß wir auf keine Weise davon loskommen, das einheitliche Subjekt des Bewußtseins als eine Partei für sich anzusehen, während die andere Partei in dem Körper, d. h. einer geordneten Vielheit von Elementen besteht, die einzeln genommen vielleicht der Natur der Seele verwandt, aber jedenfalls von ihr verschieden sind.“ Wenn man nach Wundt u. a. schon in den niederen Formen der Lebewesen das Vorhandensein seelischer Erscheinungen annimmt, wird solche Sonderung in zwei für sich stehende Parteien nicht festzuhalten sein. Die Entwicklungsgeschichte stützt die Ansicht von Wundt, welcher in dem psychischen Grundphänomen, der Triebbewegung, eine untrennbare Verbindung von Bewegung und deren Vorstellung (Empfindung) nachweist.

Locke nennt ferner die Seele „ein immaterielles Wesen, welches allerdings und unzweifelhaft einen Ort (Gehirn) (s. oben bei Atomen), aber keine Ausdehnung hat.“ Er schreibt demnach der Seele Substantialität zu, nachdem er vorher von ihr als einem Agens gesprochen hat, äußert aber später, daß der Substanzbegriff nur ein relativer, nur ein Titel sei, womit die bezeichnete Divergenz wieder als aufgehoben erscheint.

Wir verstehen nach alledem unter dem Ausdruck „Seele“ die Einheit aller in zeitlicher Succession verbundenen und in stetigen Wechselbeziehungen mit einander stehenden psychischen Thätigkeiten, indem wir damit keinerlei andere Vorstellung über ein Substrat dieser Thätigkeiten verknüpfen.

Mit der Differenzierung der einfachsten psychischen Phänomene (Triebbewegungen) in Empfindungen und Willensakte beginnt die Entwicklung des Bewußtseins. Da uns die Thatsache des Bewußtseins nur durch unmittelbare, innere Erfahrung bekannt ist und sich begrifflicher Definition entzieht, sind selbstverständlich alle Vorstellungen über die ersten Anfänge des Bewußtseins in hohem Grade hypothetisch. Erfahrung und Beobachtung spricht dafür, daß jene Anfänge schon in niederen Formen des Tierreichs vorhanden sind. Der Nachweis und die Darstellung der in der animalischen Welt sich offenbarenden Empfindungen, Willens-thätigkeiten, Gefühle und einer in immer reichere Weise auftretenden Intelligenz sind Gegenstand der Biologie.

Die höchste Bewußtseinsstufe, das Selbstbewußtsein und die an die Ausbildung der Sprache geknüpfte Fähigkeit begrifflicher Abstraktion, sind ausschließlicher Besitz des Menschengeschlechts.

Auch für das Gebiet des Sittlichen giebt es bis in tiefere Regionen des Tierreichs hinabreichende Vorstufen, welche sich im Familienleben als Gatten- und Kindesliebe, in den tierischen Gesellschaften als Hingebung an die der Gesamtheit dienenden Zwecke, in bezug auf ferner stehende Individuen als Sympathiegefühle äußern. (Siehe Darwin, *Épinal* u. viele a.)

Sittlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes eignet nur dem Menschen.

Die Freiheit des sittlichen Willens steht nicht mit dem Causalgesetz in Widerspruch und besagt nichts Anderes, als daß das sittliche Handeln ein von der Herrschaft der Triebe und Leidenschaften befreites sei, welches in dem aus einer Vereinigung höherer Gefühle und vernünftiger Erkenntnis entspringenden Sittengesetz sein Motiv, in der freiwilligen Erfüllung desselben sein Kriterium findet. — Daß auch die Sittlichkeit im Fortgang der Geschichte eine fortschreitende Bewegung aufweist und ferner erwarten läßt, ist eine jedem Unbefangenen sich aufdrängende Überzeugung. Die Meinung, daß die Fortschritte der Intelligenz auf die Sittlichkeit keinen Einfluß üben, ist trotz der geistreichen Ausführungen *Buckles* hinreichend widerlegt. Um den Wert einer sittlichen Handlung zu schätzen, darf man sie nicht von ihren Motiven loslösen. Die Motivation ist der eigentliche Wertmesser und, wie *Kant* treffend bemerkt („Träume eines Geistessehers“), mag man immerhin aus einem sittlich geführten Leben die Hoffnung zukünftigen Glückes schöpfen, darf aber nicht sein Handeln auf einen vermeintlichen Rechtsanspruch jenseitiger Belohnung gründen, wofern die Handlung nicht ihren moralischen Wert einbüßen soll. Wer wollte nun leugnen, daß mit fort-jahreitender Geistesbildung zugleich die sittlichen Motive einen höheren, reineren Charakter gewinnen?

Wundt schließt sein öfters zitiertes Werk mit dem Ausdruck, daß seine Auffassung der Wechselbeziehungen zwischen Seele und Leib als dem inneren und äußeren Sein der nämlichen Einheit unvermeidlich zu der Voraussetzung führt, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge und dessen wesentlichste Eigenschaft die Entwicklung ist, deren Spitze, das menschliche Bewußtsein, in solchem Sinne einen Spiegel der Welt darstellt.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut,“ sagt unser idealer Dichter. Warum indes das geistige Sein, nicht auch das körperliche ein wirkliches zu nennen sei, wird von *Wundt* nicht begründet, obgleich nach ihm beide das innere und äußere Sein derselben Einheit bilden, also nur dieser Einheit Wirklichkeit zugeschoben werden dürfte.

Alles in allem genommen gipfelt sonach die moderne Weltanschauung in der Lehre von der Entwicklung und ist, indem sie sich mehr und mehr von jeder einseitigen, materialistischen oder supernaturalistisch idealistischen Richtung abwendet, selbst Moment einer noch nicht abgeschlossenen, in stetigem, lebendigem Fluß befindlichen Entwicklung.

Nach Vollendung vorstehender Abhandlung habe ich von den neuesten Essays von *Wundt* und der darin enthaltenen Theorie der Materie Kenntnis genommen. Der verdienstvolle Forscher und Denker hält auch hier an der Lehre der Kraft-

punkte fest, ohne bessere Beweise als früher beizubringen, und sagt: „So scheint die Zeit nicht mehr fern, wo die physikalische Theorie den Forderungen, welche von philosophischer Seite an die atomistische Theorie der Materie zu stellen sind, entspricht. Diese Forderungen sind zwei, 1. Gleichförmigkeit der letzten Elemente, 2. ihre absolute Einfachheit. Sobald die letzten Atome vollkommen gleichartig sind, ist jede Ursache beseitigt, aus der man ihnen noch räumliche Ausdehnung oder qualitative Eigenschaften zuschreiben könnte.“ —

Eine derartige Argumentation erscheint unverständlich. Zwar behauptet man mit Recht, daß zwei Gegenstände, indem man als solche zusammengefaßte Dinge im Auge hat, wie etwa zwei Blätter, zwei Steinchen, niemals vollkommen gleich sind. Aber kein Chemiker wird zugeben, daß zwei Tropfen destillierten Wassers oder zwei gleich große oder kleinste Mengen desselben unter gleichem Druck und gleicher Temperatur befindlichen Gases sich von einander unterscheiden, und doch wird niemand bestreiten, daß es sich hier um ausgedehnte Objekte handelt. —

Breslau.

A. Kauffmann.

Anmerkung. Dr. med. A. Kauffmann, der die exakten Wissenschaften sowohl wie die Philosophie mit Eifer und tiefem Verständnis betrieb, schrieb den vorstehenden Aufsatz, als er schon längere Zeit an einer, wie er selbst erkannte, unheilbaren Krankheit darniederlag. Kurze Zeit nach Vollendung desselben (am 28. 2. 86) ist der ausgezeichnete Mann verschieden. Die in diesem Aufsätze niedergelegten Ideen bilden gewissermaßen sein geistiges Testament.

Volkswirtschaft.

Haben wir ein Reichs-Armenamt nötig?

In der Frage der Organisation des Armenwesens, bei welchem mehr als bei jedem anderen Verwaltungszweige das Formelle auf die behandelte Sache selbst von einschneidender Bedeutung ist, dreht sich der Streit im wesentlichen um die Entscheidung zwischen Zentralisation oder Dezentralisation der Verwaltung. Mit anderen Worten: es handelt sich darum, ob man die eigentlich armenpflegenden Organe möglichst zahlreich über die Bevölkerung verteilt und der leitenden Behörde lediglich die Leitung und mehr äußere Geschäftssachen, die sich auf das Ganze beziehen, zuweist, oder ob man diese Behörde selbst zu der armenpflegenden macht, welche sich der unterstellten Personen nur als ausübender Werkzeuge bedient. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß die Dezentralisation, welche sich im wesentlichen in dem sogenannten Oberfelder System verkörpert, im allgemeinen den Sieg davonträgt. Andererseits ist dieses System nicht an allen Orten brauchbar. Es stellt bedeutende Anforderungen an den Gemeinsinn der Bürger, welche als Ehrenamt die schwere und zeitraubende Pflicht der Armenpflege zu erfüllen haben. Nicht überall aber ist der Sinn für wahre Wohlthätigkeit, nicht überall eine Anzahl von geeigneten und fähigen Bürgern in dem erforderlichen Maße vorhanden. So ist denn bisher jede Kommune ihren eigenen Weg in diesen Fragen gegangen. Freilich nicht immer mit Glück! Die

Klagen über die erdrückende Armenlast überwiegen die Ausdrücke der Zufriedenheit, die nur hie und da laut werden, und viele glauben in der gegenwärtigen Gesetzgebung, in der Freizügigkeit, oder auch in der bestehenden Formulierung des Unterstützungswohnsitzes den Grund der Klagen zu finden. Immer aber handelt es sich um die Organisation der Armenpflege. Denn es wird nicht wohl behauptet, daß die Armen nicht die erforderliche Fürsorge fänden, sondern nur, daß diese Fürsorge nicht in rationeller Weise ausgeübt werde.

Allerdings hat der sozialistische Hauch der letzten Jahre einen merkwürdigen Wirbel von Arbeiterversicherung und Armenpflege zusammengeweht, und selbst Vorschläge von allgemeiner Staatsversicherung u. dergl. sind nicht ausgeblieben. Indessen von diesen Ideen abgesehen, welche den Begriff des Armen und Bedürftigen auf den Arbeiter ausdehnen und der Armenpflege den Inhalt einer Staats-Wohlthätigkeit geben, die zu erweisen der Staat und zu empfangen der Arme resp. der Arbeiter verpflichtet wäre, dreht sich die Frage nur um die Verteilung der Armenlasten, oder, was damit gleichbedeutend ist, der Armen auf die Gemeinden. Jede Partei verspricht sich natürlich von der Realisierung ihrer Vorschläge Abnahme der Armenlasten, der Vagabonden u. s. w. Beweise werden da freilich wenige vorgebracht, denn der einzige Faktor, der diese bringen kann, die Statistik fehlt. Sie fehlt, einmal, weil die Armen-Statistik zu den schwierigsten Problemen statistischer Wissenschaft gehörend nicht wie etwa eine Volkszählung auf einmaliger Aufnahme, sondern einer fortgesetzten jahrelangen Beobachtung beruhen muß, welche bedeutende Opfer an Geld und Zeit verlangt, andererseits, weil sich die Überzeugung ihrer Notwendigkeit erst neuerdings wohl vorzugsweise infolge der Bemühungen des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit in den maßgebenden Kreisen Bahn bricht. Auch die Reichsregierung hat für das Jahr 1885 eine Armenstatistik aufnehmen lassen. Zieht man in Betracht, daß sich nebenbei vielfach Stimmen für staatliche „Arbeitskammern“ und staatliche Arbeitsnachweisbüreaus erhoben, welche mit richtigem Empfinden den Staat in demjenigen Teile der Armenpflege selbst eintreten lassen, welcher über die Grenzen der lokalen Organisation hinaus reicht, so haben wir damit die beiden Punkte, welche für die Armenverwaltung formell und organisatorisch, sowie materiell, zunächst wenigstens, von besonderer Bedeutung sind: Armenstatistik und Arbeitsnachweis; und besonders von diesem Gesichtspunkte aus möchte der Unterzeichnete die an ihn gerichtete Anfrage des Herausgebers der „Deutschen Revue“, ob wir ein Armenamt nötig haben, bejahen.

Freilich kann diese Frage auch in anderem Sinne verstanden werden, nämlich dahin, ob der Staat in die Armen-Pflege selbst eingreifen, selbst, wenn auch nicht dieselbe unmittelbar ausüben, so sie doch als oberste Behörde leiten soll. Ein solcher Plan wäre indessen unseres Erachtens, soweit er sich auf die eigentliche Pflege der Armen erstreckt, von vornherein zu verhorreszieren. Gewiß nicht mit Unrecht wird über die derzeitigen Zustände des Armenwesens geklagt, nirgends aber, meinen wir, hat sich die Leitung des Staates notwendig gezeigt. Aber auch theoretisch wäre dieselbe durchaus zu verwerfen. Vielmehr wird man mit

Notwendigkeit dahin kommen, die Armen-Bezirke möglichst zu verkleinern; erst wenn der Pfleger die seiner Fürsorge unterstellten Personen persönlich kennt, selbst mit ihnen in Berührung kommt, selbst sieht, selbst hört, erst dann kann diese Fürsorge in rationeller und segensreicher Weise stattfinden.

Wird danach der Staat im allgemeinen die Frage, wo und wie zu helfen ist, nicht beantworten können, so wird man doch zugestehen, daß es auch außerordentliche Notstände giebt, in denen ein Refürs an den Staat nicht vermieden werden kann. Es genügt, an große Wasserschäden, an Massenverunglückungen von Bergleuten, Hungersnot und ähnliche Fälle zu erinnern, in welchen die Hilfe des Staates bereits in Anspruch genommen worden ist. Hier herrscht zur Zeit eine gewisse Gesetzlosigkeit. Denn eine staatliche Behörde, welche berechtigt wäre, bei solcher Massenverarmung einzutreten, existiert weder im Reiche noch in Preußen. Der Kompetenz des Reiches unterliegt die Gesetzgebung in Armensachen überhaupt noch nicht, obwohl das Reichsrecht Betteln mit Strafe belegt, also wohl erwarten läßt, daß es auch vorbeugend gegen dieses Delikt thätig wird. Freilich erwecken die neuen sozialpolitischen Gesetze den Anschein, als ob derselbe Erfolg auf dem Wege der Arbeiterversicherung erreicht werden solle.

Dies ist unzweifelhaft ein gesunder Gedanke, so lange man nur festhält, daß die Arbeiterversicherung nur in präventiver Weise der Armenpflege zu Hilfe kommen darf. Zwingt man aber die Armenverbände, die Arbeitgeber oder den Staat zur Anbringung der für die Versicherung erforderlichen Mittel, so schafft man eine neue Form der Armenfürsorge und verwirrt die Begriffe, wenn man sie Arbeiterversicherung nennt. Um dagegen diesen vorbeugenden Zweck, welchem die Arbeiterversicherung hinsichtlich der Armenpflege dienen soll, zu erreichen, bietet sich in Hilfe gegen Arbeitslosigkeit durch Arbeitsnachweisung derjenige Berührungspunkt, in welchem ein Eintreten des Staates nur segensreich wirken kann.

Die Reichsregierung hat ohnehin in ihrer Sozialpolitik das Wichtigste noch nachzuholen. Dies ist ein helfendes Eintreten in allen den Fragen, welche die Löhne, den Lebensunterhalt betreffen, dessen geringe Höhe ja erst die Veranlassung staatlicher Hilfe in der Kranken-, der Unfallversicherung u. s. w. geworden ist. Muß man auch einerseits jede Lohnzahlung oder auch nur Lohngarantie seitens des Staates als Utopie verwerfen, so liegt andererseits der Gedanke nahe, daß der Staat allen sozialen Gebilden seine Aufmerksamkeit zuwendet, welche Arbeit und damit doch auch Lohn nachweisen, welcher von selber Versicherungen gegen Krankheit, Invalidität u. s. w. für künftige Zeiten ermöglicht. Darüber aber dürfte unter den Nationalökonomien eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen, daß die mangelnde Übersicht über den Arbeitsmarkt eine wesentliche Ursache von Arbeitslosigkeit und in weiterer Folge, weil der Arbeiter bei sich ihm bietender Arbeit nicht lange wählerisch sein kann, des geringen Lohnes und der Verarmung ist.

Trotzdem hat der Staat die Arbeitsnachweisung bisher ebenso ignoriert wie die Kommunen, Armenverbände u. s. w. Zwar sind hier und dort von privater Seite derartige Vereine mit Nutzen gegründet worden; um indessen einen

wahrhaften Erfolg zu erreichen, können diese spärlichen Anfänge nicht genügen. Mag eine streng lokalisierte und dezentralisierte Armenpflege auch die größten Vorteile haben, der Arbeitsnachweis als zur präventiven Armenpflege gehörig erfordert eine unbedingte Zentralisation. Die Arbeitsnachweisung ist ja allerdings kein Mittel, welches für alle Armen anwendbar wäre, ebenso wenig wie das Krankenhaus oder die Waisenpflege; aber erst dieses Mittel gewährt der Armenverwaltung die Möglichkeit allen denjenigen Arbeit zuzuweisen, welche sie leisten können.

Die unbedingte Freizügigkeit, welche u. E. ein Essentiale des konstitutionellen Staates bildet, hat wie vieles Gute auch ihre Schattenseiten. Diese machen sich auf dem Gebiet des Arbeitsmarktes geltend, sind aber keineswegs unvermeidlich. Denn dem Arbeiter ist durch die Freizügigkeit nicht gleichzeitig mit der größtmöglichen Freiheit der Bewegung auch die Möglichkeit gegeben, diese Freiheit für sich auszunutzen. Dies ist naturgemäß ihm überlassen geblieben. Man hätte erwarten sollen, daß er in gebührender Würdigung des durch die Freiheit der Bewegung erschwerten Überblickes über die Fluktuationen auf dem Arbeitsmarkt sich den Organisationen anschließen resp. sie neu bilden würde, welche jenen Überblick über den Arbeitsmarkt erleichtern. Dies ist nicht geschehen, vielleicht nicht geschehen in Folge der mächtig angewachsenen sozialdemokratischen Agitation, welche die Bestrebungen der Arbeiter, statt sie zunächst dem Erreichbaren zuzuführen, in Bahnen geleitet hat, auf denen alles der Staat, nichts die eigene Kraft schaffen kann und soll. So ist es nicht wunderbar, wenn nach der Aussage vieler Sachverständigen andauernd eine Anzahl von Vagabunden d. h. oft nur von Personen, welche mangels Uebersicht über den Arbeitsmarkt ohne Arbeit und Brot geblieben, dem Gemeinwesen zur Last fallen.

In allen diesen Verhältnissen, deren genaue Kenntnis für eine Reform des Armenwesens wie der Arbeiterversicherung von gleicher Wichtigkeit ist, tapen wir vollständig im Dunkeln. Ein Blick in die Armenverwaltungsberichte der Städte zeigt uns, daß, ausgenommen vielleicht die sogenannte „geschlossene“ Pflege d. h. Anstalts-Pflege, nicht einmal die Zahl der Armen überall bekannt ist. Die Fluktuation derselben ist eben zu stark, selbst der Begriff des „Armen“ nicht feststehend, und man begnügt sich etwa aus der Summe der Unterstützungen auf die Zahl der Unterstützten zu schließen. Jedenfalls leuchtet ein, daß, wenn die Zahl der Armen nicht einmal bekannt ist, dies noch weniger der Fall sein muß, wenn es sich um Alter oder Zugangszeit handelt, um die Ursache der Verarmung, um die Anzahl etwa Mitunterstützter auch um das zum Leben erforderliche Existenzminimum u. s. w. Der Versuch, welchen die Regierung jetzt gemacht hat, durch Anordnung einer ein Jahr hindurch laufenden Statistik über diese Fragen Auskunft zu erhalten, kann unseres Erachtens nur hie und da von Erfolg gekrönt werden. Statistische Fragen dieses Umfanges können erst beantwortet werden, wenn ihre Vorbedingungen, die geeigneten Träger, in dergleichen Dingen wohl geübt, vorhanden sind, und wenn auch der materielle Inhalt der Fragen den lokalen Verhältnissen angepaßt ist. Außerdem kann das Erhebungsjahr für die Beurteilung auch anderer Jahre nicht ohne weiteres entscheidend sein.

Da nun nur wenige Kommunen in der Lage sein werden, mit eigenen Kräften die Ausführung einer so umfangreichen Statistik Jahr für Jahr zu übernehmen, so würde die Frage entstehen, wie der Staat dazu kommen kann, ohne die Armenpfleger, welche ihre Ämter zumeist als Ehrenämter verwalten, besonders zu belasten, Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen. Das Problem würde sein, der vorübergehenden Thätigkeit des Staates dadurch die Wege zu ebnen, daß man ihm das erforderliche Material selbst vorbereitet oder die Thätigkeit von staatlichen Beamten auch in der praktischen Armenpflege duldet, indessen nur registrierend, sammelnd und beobachtend.

Wir haben es hier nicht für unsere Aufgabe gehalten, auf die Art der Realisierung der gemachten Vorschläge näher einzugehen; vielleicht treten Praktiker der Sache näher, zumal um zu prüfen, in wie weit in anderen Staaten ähnliche Institutionen bestehen, speziell was sich von dem englischen Armenamt auf unsere Verhältnisse übertragen ließe. Vielleicht lassen sich auch große Kommunen zu dem Versuche herbei, neben einem ordnungsmäßigen Registrierapparat noch eine Arbeitsnachweisung — zum Wohle der arbeitenden Klassen und, wie wir glauben, auch des Stadtfächels — zu etablieren. Hier hatten wir auf dem uns zugewiesenen Raume nur die Vorteile, welche ein Reichs-Armen-Amt dem Gemeinwohle bringen kann, dem Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift entsprechend zu erwägen.

Die Vorteile halten wir in der That für beträchtliche, wenn es gelingt, den Arbeitsnachweis zu organisieren und die Verhältnisse der Armen in den einzelnen Städten, Staaten, Kommunen u. s. w. in möglichster Vollständigkeit zu registrieren. Für die eigentliche ansübende Thätigkeit als Armenpfleger halten wir das Eintreten des Reiches indessen nur in ganz außerordentlichen Fällen plötzlicher, unvorhergesehener Massenverarmung für nötig und für richtig.

Dem das wird man bei einem Eingreifen des Staates im Armenwesen nie vergessen dürfen, daß die Thätigkeit desselben nur eine vorübergehende sein kann. Der Staat als Armenpfleger wäre höchst unpraktisch, dem Staate aber gar die Rolle eines Wohlthäters dem einzelnen gegenüber anzuweisen, ein Unding.

Berlin.

G. Hirschberg.



Naturwissenschaftliche Revue.

Gesetz der Wissenschaft. — In die Natur. — Encyclopädie, Zoologie u. Indianer. Juden. — Werkzeuge der Tiere. — Zeichnung der Raubtiere. — Verbreitung der Vögel. — Encyclopädie, Mineralogie, Silur, Trias, Tertiarjystem, Schwämme. — Kupferproduktion der Erde. — Encyclopädie, Chemie. — Vanolin. — Thallin. — Fäuerung für Coaksstaub. — Künstliche Kälte. — Centralstationen für elektrische Beleuchtung. — Sekundärgeneratoren, Transformatoren. — Telegraphische Verbindung mit fahrenden Eisenbahnzügen. — Elektrische Trambahn. — Accumulatoren. — Telegraphie. — Elektrische Glühlampe. — Unschädlichkeit trockener Luft. — Sammeln von Kryptogamen.

Wenn wir die vorige Revue mit der Darstellung des kühnen Unternehmens Secchi's, das Wesen der Naturkräfte auf naturphilosophischem Wege zu erklären, eröffnen konnten, so sind wir in der Lage, der heutigen einen viel kühneren Versuch voranzustellen, welcher all unser Wissen

zusammenzufassen und mit Hilfe der Philosophie völlig zu erkennen unternimmt. Er ist der Gegenstand eines Werkes von Jäsche¹⁾, welches den Titel führt: Das Gesetz der Wissenschaft. Der in den Ostprovinzen wohnende Verfasser hat dieses Werk seines Lebens den Deutschen in allen Ländern gewidmet, und man wird es begreiflich finden, wenn es unser größter Wunsch war, denselben dafür durch die ungetheilteste Anerkennung unseren Dank abzusprechen. Aber bei der Lektüre des Buches drängte sich immer unabwieslicher das Dichterwort auf: Wäre das Gute nur neu, wäre das Neue nur gut! Das Gute — der Verfasser verfügt über ein staunenerregendes Material, dessen Darstellung und Behandlung im einzelnen ganz vortrefflich ist, — aber als neues finden wir nur die Verwendung dieses Stoffes, um durch ihn „das Gesetz der Wissenschaft,“ ihn durch dieses klar zu machen, und wenn der Verfasser dabei auf die alte Einteilung der Welt, die von Aristoteles herrührt, in körperliche, belebte, bewußte und selbstbewußte zurückgreift, unter dem Gesetz der Wissenschaft aber eine Methode zur „Herleitung der wissenschaftlichen Bestimmung eines Gebietes von Dingen“ durch die Ermittlung ihrer Zustände, der Beziehungen, welche sie entstehen läßt, der Vorgänge, die sie hervorbringen, und der Verbindungen, in welche diese Vorgänge treten, versteht, so können wir das in der That nicht gut nennen. Oder wird der Leser in einem allerdings heransgerissenen Beispiele, dem ich aber viele andere an die Seite stellen könnte, etwas anderes entdecken wie leeres Wortgeklänge, wenn er als Zustand — die Aufmerksamkeit, als Beziehung der Zustände — das Gefühl, als Vorgang der Vereinigung der in Beziehung gestellten Zustände — die Erfahrung, endlich als Verbindung dieser Vorgänge — die Erinnerungen dargestellt hört. So findet sich neben den interessantesten Darstellungen die ödeste grane Theorie, und wenn die die Einleitung ausmachende Vergleichung der Entwicklung des Menschengeschlechtes mit der des Individuums etwas höchst Unwahres und Erzwingenes hat, so gilt dies noch mehr von den Anwendungen des Gesetzes der Wissenschaft, für welche dabei absolut nichts herauskommt.

Auf den Charakter eines wissenschaftlichen Buches macht dagegen das kleine Werk von Wagner²⁾ „In die Natur“ keinen Anspruch. Es will durch eine Anzahl hübsch geschriebener Aufsätze, unter denen diejenigen botanischen Inhaltes die bei weitem gelungensten sind, den Sinn für die Natur wecken und wendet sich deshalb zunächst an die Kinder. Wenn nun auch einzelnes für diesen Zweck zu hoch sein wird, so wird anderes um so besser gefallen, und erlebt ein solches Buch wie das vorliegende die sechste Auflage, so hat es wohl sich seinen Platz in der Litteratur errungen.

Es ist unmöglich von Werken zu reden, welche die sämtlichen Naturwissenschaften behandeln und nicht sogleich an die Encyclopädie zu denken, von der wieder drei neue Hefte vorliegen. Indem wir aber zussagen müssen, daß diese Zoologie, Mineralogie und Chemie behandeln, haben wir sogleich wieder darauf aufmerksam gemacht, daß dies große Werk, obwohl alle Naturwissenschaften behandelnd, eine jede doch erschöpfend vorführt.

Das Handwörterbuch der Zoologie, Ethnologie und Anthropologie³⁾ freilich möchte man in erster Linie Dank der Bemühungen von Hellwalds ein anthropologisches nennen. Auch diesmal sind die allgemein interessanten Artikel anthropologischen Inhaltes und besonders fesselnd; behandeln sie doch neben dem Eskimo, Isländer, Italiener, Nasser u. a. auch die beiden Völker, wenn wir so sagen dürfen, deren Schicksale und Eigenart im Augenblick das Interesse der Zeitgenossen vor andern erregen, der Indianer und der Juden. Nach ihrer Geschichte wie nach ihren Eigenschaften werden uns beide Völker in gerecht abwägender Schilderung vorgeführt. Wir finden jene in so frühen Zeiten in Amerika ansässig, daß die Frage, ob sie in grauester Vorzeit eingewandert oder autochthon sind, wenn auch das erstere das Wahrscheinlichere ist, mit Sicherheit noch nicht entschieden werden kann. Sie hatten, als die Conquistadoren zu ihnen kamen, höchst eigenartige Kulturen geschaffen, und wenn diese auch von der europäischen Kultur, die man angesichts dieser traurigen Thaten so zu nennen schon trägt, zertreten sind, so

1) Heidelberg, Georg Weis.

2) 6. Auflage. Bielefeld bei Helmuth.

3) Breslau, C. Treubendt.

darf man hoffen, daß die ganz junge Kultur der Trosesen, die selbständig zum Ackerbau übergegangen sind, erhalten bleibt. Von dieser staatenbildenden Thätigkeit sind die Juden andererseits längst wieder abgekommen, die Nachkommen jener Stämme, die das Reich Juda bildeten; das Reich Israel wurde durch die Assyrer für immer vernichtet, seine Bewohner wahrscheinlich völlig absorbiert. Sie betreiben hauptsächlich Handel und nicht immer zum Nutzen ihrer Nebenmenschen. Die allzu großen Besorgnisse, die sich an sie knüpfen, werden inbald schwinden, wenn man hört, daß es jetzt etwa 6 bis 7 Millionen Juden giebt, d. i. nicht mehr wie zu den Zeiten des Königs David. Diefelben sind zwar über alle Erdteile verbreitet, doch besitz Europa allein über fünf Millionen derselben.

Diesen Artikeln gegenüber sind die eigentlich zoologischen von dürftigem und trockenem Inhalte, und die Ungleichmäßigkeit der Bearbeitung, welche dem zoologischen Teil der Encyclopädie zu mehreren Malen vorgeworfen ist, zeigt sich in zwei aufeinander folgenden, die Insekten des Muttertieres behandelnden Artikeln, von denen der zweite den Inhalt des ersten, welcher von Zäger herrührt, als haltlos nachweist. Ehe wir die beiden weiteren Hefte der Encyclopädie betrachten, haben wir zunächst noch auf einiges Neue auf zoologischem Gebiete einzugehen. Dürfen wir doch nicht veräumen, auf eine sehr interessante Arbeit von Graber¹⁾ aufmerksam zu machen, welche zwei Bände des Wissens der Gegenwart ansfüllt und naheinander die äußeren mechanischen Werkzeuge der Wirbeltiere und der wirbellosen behandelt. Will nun der Leser einen Rat entgegennehmen, welchem dieser Abschnitte er zuerst sein Interesse zuwenden soll, lesen wird er sie, wie zu erwarten ist, beide, dann schlage ich ihm vor, den zweiten Abschnitt zuerst durchzunehmen. Es ist ja richtig, daß die Wirbeltiere uns näher stehen, daß sie nach dem nämlichen Plane gebaut sind wie wir und daß Graber nicht veräumt, diesen Plan darzulegen. Aber bei so hochorganisierten Geschöpfen ist dasselbe denn doch so leicht nicht zu übersehen, und um dies möglich zu machen, muß Graber tief in das Reich der Anatomie hereingreifen, wobei ihn vortreffliche Zeichnungen wirksam unterstützen. Bei den wirbellosen Tieren ist dies alles leichter zu verstehen; denn während bei den Wirbeltieren die Entwicklung auf Zentralisation hinarbeitet und dadurch scheinbare Einfachheit einen höchst komplizierten Bau bedingt, so scheint das Ziel in der Entwicklung der wirbellosen viel eher Dezentralisation zu sein. Für jeden Zweck erhalten sie ein besonderes Organ, und völlig unweckmäßige Anordnungen werden durch komplizierte, schwer begreifliche Einrichtungen ihrer Schädlichkeit beraubt. Wie unvorteilhaft ist es z. B. für die Seeigel, daß, während der Mund derselben sich unten befindet, die dem entgegengesetzte Zwecke dienende Öffnung oben auf dem höchsten Punkte des Schüfles liegt. Es scheint gar nicht anders möglich, als daß sich diese Tiere mit den Auswurfstoffen ihres Körpers fortwährend verunreinigen, das machen aber kleine Zängelchen von verschiedener Form unmöglich, die auf radialen Streifen sitzen und diese Stoffe, sowie dieselben erscheinen, aber auch Schmarotzer, welche sich in das Stachelkleid verirrt haben, eiligst entfernen.

Dieser Bau der Wirbeltiere nach einheitlichem Plane spricht für die gemeinschaftliche Abstammung derselben, aber auch an anderen dies bezeugenden Thatsachen fehlt es, wie jeder weiß, nicht; auch kommen neue immer wieder zum Vorschein. Eine Reihe solcher hat neuerdings Eimer²⁾ gesammelt und in mehreren Aufsätzen in „Humboldt“ mitgeteilt. Er untersucht die Zeichnungen der Raubtiere, die sämtlich von mehrfarbigen Urformen abstammen müssen, da nur auf diese Weise sich der Umstand erklären läßt, daß auch die einfarbigen gestreifte oder gefleckte Tungen haben. Als Resultat seiner Untersuchungen ergibt sich nun, daß jene Urform Längsstreifen gehabt haben müsse, welche sich in Flecken aufgelöst haben, die dann bei vielen Tieren wieder in Querstreifen übergegangen sind. Aber auch das stellt sich mit großer Wahrscheinlichkeit heraus, daß die fagenartigen Raubtiere von Riwerrn abstammen dürften, die analoge Zeichnungen haben; da sich Reste solcher Zeichnungen aber auch bei Wölfen und Füchsen finden, so ist auch an eine gemeinschaftliche Abstammung dieser Tiere mit jenen zu denken; die Stammform derselben würde freilich in sehr fernem Zeiten gelebt haben müssen.

¹⁾ Leipzig und Prag, Freitag und Tempky.

²⁾ Humboldt 1885 und 86, nach Naturforscher XIX, pag. 45.

Sind derartige Forschungen durch die Entwicklungstheorie nicht wenig gefördert, ja erst in Aufnahme gebracht worden, so gilt dasselbe von der Tiergeographie. Einen wichtigen Beitrag zu derselben liefert uns Palach, der die Verbreitung der Vögel auf der Erde untersucht. Es zeigt sich dabei, daß es ubiquitäre, tropische, arktische und antarctische Familien und Sippen giebt, daß dagegen die Erde in drei ornithologische Regionen zerfällt, die amerikanische, die tropische alte Welt und die allerdings noch fragliche paläarktische Region. Zu der letzten, die Sclater nicht ganz passend so nannte, gehört Europa, dessen Verhältnisse auch genau besprochen werden. Als Ursache einer solchen Ausbreitung ergibt sich in erster Linie die Möglichkeit der Ernährung und Fortpflanzung. Aber auch andere Umstände können bestimmend eingegriffen haben. So sind nach Sclater die Enten in den Tropen seltener wegen der Kaimane, die Tauben nach Wallace so häufig in Ozeanien, weil dort die eierraubenden Affen fehlen zc.

Das neue mineralogische Heft der Encyclopädie enthält Silikate, Sclerite, Sulfate, sowie die Systematik der Mineralien von Koenigsgott, ferner die Schilderung des silurischen, tertiären und des triassischen Systems, sowie die Beschreibung der Spongien und der Tiefseebildungen von Kollé. Es sind der wunderbaren Thatfachen genug, die uns diese Schilderungen und Beschreibungen vorführen, und grade diese drei Systeme schließen den bei weitem wichtigsten Teil der Erdgeschichte in sich. Freilich, wie viel Räthselhaftes und Unerklärtes bleibt noch bestehen! So sehen wir im Silur ganz plötzlich verhältnismäßig hoch entwickelte Tiere mit einem Male auftreten, die Krebsartigen Trilobiten, aber auch Fische, und wir können uns dies nur durch die Annahme von Wanderungen erklären, deren Ursache und Ursprungsort wir freilich nicht kennen. Die Trias sehen wir reich an Nadelhölzern, unter denen jene wunderbaren Reptilien sich sammeln, welche später den Säugethieren wichen. Aber auch diese treten am Ende der Kreideperiode fast unvermittelt mit den Laubholzgewächsen auf, und das hat ja gerade zu der Annahme geführt, daß ihre eigentliche Heimat ein unbekanntes Festlandgebiet in der Nordpolarregion sei, von wo aus sie sich bereits hochentwickelt ausbreiteten, eine Ansicht, die durch viele Thatfachen aus der Tiergeographie nicht wenig unterstützt wird. In der Tertiärperiode war es dann das wunderbare Geschlecht der Dichthäuter, deren jüngsten Zweig die Käffeltiere bilden, welches die Herrschaft führte, die ihm seitdem durch andere Tierformen geraubt ist. Ebenso ist die sich in dem nämlichen Heft findende Betrachtung der Spongien, so niedrig organisiert sie auch sind, von großem Interesse. Sind doch die Schwämme auf einer Stufe stehen geblieben, in dem alle höher organisierten Geschöpfe einstmalig sich besaßen. Dafür spricht die bewegliche Larve, die auch so häufig die außerdem vorkommende Gastruliform zeigt. Das erwachsene Tier freilich setzt sich fest und verfällt in rückschreitende Metamorphose, deren Resultat Gebilde, wie z. B. der Badeschwamm sind. Die Körper dieser Schwämme bestehen übrigens aus den verschiedensten Substanzen. Sie können hornig sein, wie der Badeschwamm, aber sie können auch kieselige und kalkige Bestandteile oft in den zartesten Formen enthalten.

Eine nicht uninteressante mineralogische Notiz¹⁾ schließen wir hier gleich an über die Größe der Kupferproduktion auf der Erde. Während dieselbe im Jahre 1850 auf 50000 Tonnen geschätzt wurde, war sie 1870 auf 80000, 1880 auf 120000 gestiegen und jetzt soll sie nicht weniger wie 200000 Tonnen betragen, wozu die vereinigten Staaten über 60000, Spanien und Chile je 40000 Tonnen liefern. Aber auch außerdem produziert Südamerika Kupfer, während der Betrieb der Werke am oberen See bereits sehr angespannt ist und die dort befindlichen Lager nicht die Ausdehnung zeigen, auf die man gehofft hatte.

Die Besprechung des das Kupfer an Wichtigkeit noch übertreffenden Eisens findet ihren Schluß in dem dritten Hefte der Encyclopädie, welches chemischen Inhaltes ist. Außerdem bespricht dasselbe die Eiweißkörper, die Elektrolyse, die Elemente, das Erbium, die Erden, die Ernährung und die Essigsäure. Haben die verschiedenen Eisenverbindungen für den Nichtchemiker ein untergeordnetes Interesse, so gilt das Gegentheil von der Stahlbereitung, von den Eiweißkörpern. Hinsichtlich der letztern brauche ich bloß einige derselben aufzuführen, Albumine, Fibrin, Peptone, Proteide, wozu n. a. das Casein gehört, leimartige Substanzen,

¹⁾ Polytechnisches Notizblatt 1886, S. 1.

Kleberproteinstoffe, um auf die Wichtigkeit derselben hinzuweisen. Aber auch der Artikel Elemente enthält des Interessanten genug, wurde ihre richtige Erkenntnis durch Lavoisier doch erst der Anfang der Chemie als selbständiger Wissenschaft.

Mehr noch als durch ihre wissenschaftlichen Errungenschaften hat sich die Chemie unseren Dank erworben durch Herstellung oder Aufbarmachung sonst wertloser oder unappetitlicher Körper. Ein solcher ist das Volselt, das früher vor der Schür durch den Schafen immer gefährliches Waschen entfernt werden mußte, während es jetzt zur Herstellung des Lanolins¹⁾ dient, einer Substanz, die besonders für Salben und Pomaden sich eignet. In reinem Zustand ist sie nämlich völlig neutral, läßt sich auch nicht verseifen, wird aber von der Haut in ausgezeichnete Weise absorbiert. Man stellt sie eine zähe, braune Masse vor, von widerlichem Geruch, da sie 25% der so häßlich riechenden freien Fettsäuren enthält.

Eine andere bisher nicht angewandte Substanz, die die Chemie als Ersatz für das theure Chinin aufgefunden hat, ist das Thallin²⁾, welches die badische Anilin- und Sodafabrik im Mai 1885 zuerst in den Handel brachte, und welches in Dosen von 0,25 bis 1,00 gr gegeben sich als vortreffliches Antipiretikum bewährt hat. Namentlich die Fieber der gewöhnlichen und der Wanderrose, welche dem Chinin so leicht nicht weichen, halten dem Thallin nicht Stand, das ohne jede sonstige schädliche Nebenwirkung ist.

Wie hier der teure, wirksame Stoff durch einen nicht minder kräftigen, aber billigeren ersetzt ist, so sucht man auch die den meisten technischen Arbeiten die Betriebskraft liefernden Brennstoffe, wo immer möglich, durch schlechtere zu ersetzen, deren vollständige Verbrennung aber zu ermöglichen. Nun war es bisher immer ein großer Übelstand, daß man den Coakstaub und die Aschenabfälle bei der Gasbereitung nicht benutzen konnte. Ihn abzuheften ist Perret³⁾ mit gutem Erfolg durch Konstruktion eines geeigneten Kofes bemüht gewesen. Die Kofstäbe der Fenerung, auf der das jaht wertlose Brennmaterial zur Kesselheizung dienen soll, liegen ganz nahe zusammen, sind schmal und sehr hoch. Ihre unteren Flächen werden durch Berührung mit Wasser kühl gehalten, während oberhalb desselben ein starker Luftstrom durch sie hindurch geblasen wird. Dadurch ist das Anheften des Brennmaterials an den Kofstäben vermieden und seine Benützung ermöglicht. Auch zu Öfen für Trockenräume ist der Kof mit geringer Abänderung zu verwenden.

Die von den Brennstoffen gelieferte, in Arbeit verwandelte Wärme kann aber auch dazu dienen Kälte zu erzeugen, wie solche für das jetzige Brauverfahren unerläßliche Bedingung ist. Obwohl man, um sie zu erhalten, so viel wie möglich Eis verwendet, so trat doch an die Technik sehr bald die Aufgabe heran, auch auf künstliche Weise Kälte zu erzeugen. Für den Großbetrieb wird sich dies billiger stellen als die Herbeischaffung des Eises und die Herstellung der Räume, in denen es die heißen Monate hindurch erhalten werden muß. Die Maschinen, die die Kälte liefern, und ihre Entwicklung sind nun der Gegenstand eines Vortrages gewesen, den Schwarz⁴⁾ auf der Generalversammlung des österreichischen Branerabundes zu Wien am 1. Sept. 1885 gehalten hat. Die Lösung des Problems ist zuerst Lude gelungen, und sein Verfahren ist 1875 bei Sedlmaner in München, 1876 bei Dreher in Triest, später auch anderwärts mit bestem Erfolge eingeführt. Die Kältemaschine verdampft, indem sie über ihm einen luftverdünnten Raum hervorruft, Ammoniak und kühl, da dabei eine große Menge Wärme absorbiert wird, eine in Mähren befindliche Salzlösung bis auf 0° oder 1° ab. Die kalte Flüssigkeit zirkuliert in Mähren, welche durch die abzukühlenden Räume und Bottiche hindurch gehen, und kühlen diese ersteren nicht nur ab, sondern trocknen sie auch, da sie den in ihrer Umgebung befindlichen Wasserdampf als Eis auf sich niederschlagen. Dadurch leisten sie auch noch den

¹⁾ Beschrieb. von Liebreich in der Festsitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft vom 28. Oktob. 1885.

²⁾ Industrieblätter 1885 Nr. 31, 1886 Nr. 1.

³⁾ Bayerisches Industrie- und Gewerbeblatt 1885 S. 409, nach der deutschen Industriezeitung.

⁴⁾ Aus den Verhandlungen der Generalversammlung ic.

großen Dienst, daß sie der sonst so störenden Ritzbildung entgegenreten. Das verdampfte Ammoniak wird durch dieselbe Maschine in einem andern Cylinder wieder verdichtet, um kühl geworden von neuem verwendet zu werden. Wenn auch nicht die einzige, so ist diese Maschine doch wohl die zweckmäßigste unter den vorhandenen.

Zunächst aber wird es sich der Mühe verlohnen Mittel zu suchen, welche unter möglichst geringem Aufwand von Kraft eine möglichst große Verdünnungsfalte geben, und in dieser Hinsicht hat Bictel¹⁾ neuerdings mit großem Erfolg eine Flüssigkeit angewendet, welche sich leicht in zwei oder mehrere flüchtige Flüssigkeiten spaltet und dabei ihrer Umgebung die Wärme entzieht, welche zu ihrer Spaltung, sodann aber auch diejenige, welche zu ihrer Verdaupfung nötig ist. Zu diesem Zweck benützt er Kohlenornd und schweflige Säure und erhält so verschiedene Flüssigkeiten, deren Siedepunkte zwischen -71° C. und $-7,5^{\circ}$ C. liegen. Bei geringerem Arbeitsaufwande erhält man auf diese Art eine viel größere Temperaturerniedrigung, so starker Abkühlung ist man in den technischen Anwendungen freilich noch nicht bedürftig.

Auf dem Gebiete der Elektrotechnik hat unterdessen nach, wie es scheint, endgültiger Herabsetzung übertriebener Forderungen die ruhige, stetig fortschreitende Arbeit manchen schönen Erfolg aufzuweisen. Zunächst gewinnt die elektrische Beleuchtung immer mehr an Terrain. Koch ist in dieser Hinsicht America freilich voran. New York²⁾ besitzt allein sechs Zentralstationen, die größte derselben, der Edison-Company gehörig, ipreist 12000 Glühlampen, die zwei andern größern Gesellschaften, die Brush- und Weston-Company, betreiben die erstere zwei, die letztere drei Zentralstationen. Zur Beleuchtung der Straßen werden Vogenlampen benützt, und solche brennen in dem Gebiet der vereinigten Staaten alljährlich 100000. Aber auch Europa strebt eifrig zum Lichte, voran das alte Rom. Dort wird von der Firma Ganz u. Ko.³⁾ eine Zentralstation für 12000 Glühlampen eingerichtet, in Mailand die bestehende erweitert, auch Lugern, Breslau und Pischersleben wollen sich elektrisch beleuchten. Außer seiner Hauptstadt führen auch Schlesiens andere Städte das neue Licht ein. Vierzehn neue Beleuchtungsanlagen hat die Firma Siemens und Halske in dieser Provinz einzurichten, für die Anlage in Breslau sollen 5000 Lampen zu Grunde gelegt werden, sie soll aber bis auf 8000 erweitert werden können.

Die großen Schwierigkeiten derartiger Anlagen hatten namentlich einmal darin ihren Grund, daß man nicht insaunde war, in denselben Stromkreise Vogenlichter und Glühlichter brennen zu lassen, und sodann in dem Umstande, daß es nicht möglich war, die Zentralstation in einiger Entfernung von den zu betreibenden Lampen zu erbauen. Für diese hat man nämlich niedrige Spannung nötig und kann dazu nur Kupferleitungen von sehr beträchtlichem Querschnitte verwenden. Könnte man hochgespannte Ströme benutzen, dann könnten die Querschnitte der Leitungen viel geringer genommen werden, aber dies würde gefährlich sein wegen der elektrischen Entladungen, denen ein der Leitung sich zu sehr nähernder Arbeiter ausgesetzt wäre, auch wären sie für den Betrieb der Lampen ungeeignet. Diesem Übelstand haben nun (Sanlard und Gibb⁴⁾) durch die Sekundärgeneratoren, Zypernowsky, Deri und Blathy durch die Transformatoren abgeholfen, Apparate, die einander sehr ähnlich und nichts Anderes sind wie Induktionsapparate, durch die der hochgespannte Hauptstrom in einem ihm benachbart aufgestellten Stromkreise Ströme von derjenigen Intensität hervorruft, welche man braucht. Der Gefahr, die jene hochgespannten Ströme veranlassen könnten, ist aber leicht vorzubeugen, da die sie führenden Drähte ja nur zu dem Induktionsapparate hingeleitet zu werden brauchen.

Mit Hilfe der Induktionsströme hat Helmh⁵⁾ ein Problem zu lösen versucht, welches man schon in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, allerdings ohne besonderen Erfolg in

1) Chemisches Zentralblatt XVI, S. 16.

2) Polntechnisches Notizblatt 1885, I, S. 1.

3) Zentralblatt für Elektrotechnik 1886, Nr. 1.

4) Elektrotechnische Zeitschrift 1884, S. 249.

5) Zentralblatt für Elektrotechnik 1886.

Angriff genommen hatte, das Problem der telegraphischen Korrespondenz zwischen einem in der Fahrt begriffenen Eisenbahnzuge und einer unbewegten Station. Man bemühte sich durch Hebel, welche der vorüberfahrende Zug herunter drücken sollte, das vorgezeichnete Ziel zu erreichen, konnte aber auf diese Art nicht zur Übertragung von Depeschen gelangen. Da war es denn ein glücklicher Gedanke die Induktionsströme zu benutzen; denn indem diese in einem Draht entstehen, wenn in einem in seiner Nähe verlaufenden, aber mit ihm nicht in leitender Verbindung stehendem Drahte ein Strom geschlossen oder geöffnet wird, so ist es möglich diese Stromstöße in den Wagen hereinzubringen, ohne daß eine Berührung zwischen ihm und einem fest liegenden Teile der Bahn nötig wäre. Es braucht nur zwischen die Schienen ein Telegraphenkabel gelegt zu werden, durch welches ein Relais Stromstöße schickt. Trägt der Wagen nun einen Draht oder besser einen Rahmen von Drähten, der über dem Kabel hingeführt wird, so kann er die in das Kabel geschickten Stöße und damit eine Depesche auf den Apparat im Wagen übertragen. Eine Batterie im Innern kann umgekehrt Ströme im Kabel induzieren, die dann die Korrespondenz des Zuges mit der festen Station ermöglichen. Das Relais freilich, welches zur Verwendung kommt, muß sehr empfindlich sein, aber die Wichtigkeit der Lösung dieser Aufgabe, die imstande sein wird, schreckliches Unglück zu verhüten, vertohnt wohl den Aufwand jeder hierzu erforderlichen Mühe.

Nach zum Betrieb von Wagen hat man nunmehr die Elektrizität benutzt, ohne daß man sie durch eine Leitungsschiene gehen lassen mußte. Bewähren sich solche Wagen, so werden sie bestimmt sein, die Pferdebahnwagen zu ersetzen, oder besser nicht zu ersetzen, sondern aus solchen hergestellt zu werden; bei der Konstruktion des ersten Wagens dieser Art wenigstens, den Plewe im Dezember 1885 zuerst in Berlin vom Ausstellungspark nach dem Brandenburger Thor laufen ließ, ist dies sorgfältig berücksichtigt. Der Wagen wird durch eine DYNAMOMASCHINE von RECKENAU getrieben, den nötigen Strom für dieselbe führt er in einem AKKUMULATOR aufgespeichert mit sich. Die Akkumulatoren sind aber galvanische Elemente, in welchem dadurch, daß ein elektrischer Strom durch sie hindurch geleitet wurde, ein chemischer Prozeß unterhalten worden war, der nachher unter Hervorbringung eines elektrischen Stromes zu jeder Zeit rückgängig gemacht werden kann. Die früheren hatten ein zu großes Gewicht und waren zu wenig dauerhaft, ihre Hauptteile bestehen nämlich aus Blei; seitdem aber Epstein¹⁾ durch Zusammenschmelzen von Blei mit etwas Bleioryd oder einer geringen Menge eines anderen Bleisalzes unter lebhafter Bewegung der Masse die Akkumulatorplatten in viel dauerhafterer Form hergestellt hat, dürfte der Hauptübelstand, welcher seine Anwendung verhinderte, gehoben sein. Nach einem von Zachariae²⁾ im elektrotechnischen Verein in Berlin gehaltenen Vortrage haben sich dieselben bisher wohl bewährt, können auch, da sie ihrer großen Porosität wegen eine verhältnismäßig große Oberfläche haben, viel leichter sein als die Akkumulatoren mit den früheren Bleiplatten. Die Erfahrungen mit dem elektrischen Straßenbahnbetrieb sind nun bisher sehr günstige gewesen. Die Kosten stellen sich auf die Hälfte des Betriebs mit Pferden, das Mehrgewicht eines solchen Wagens für 32 Personen im Vergleich zu einem Pferdebahnwagen beträgt freilich 1 $\frac{3}{4}$ Tonnen, doch verteilt sich dasselbe auf acht Räder, so daß der Druck auf jedes Rad noch kleiner wird als der auf den vierrädrigen Pferdebahnwagen lautende, die Abnutzung der Schienen wird also geringer. Dabei genügt ein Mann als Wagenführer, die Unterhaltungskosten des Pflasters aber fallen ganz weg, auch die Ställe sind überflüssig, während man den weiteren Vorteil hat, den Wagen bequem mit elektrischem Lichte beleuchten zu können.

Eine andere Anwendung der elektrischen Fernwirkung ist die von Jenkin³⁾ vorgeschlagene Zelphegare (richtiger Telephorage, d. i. Schnellförderung). Es ist das nichts Anderes als die Beförderung von Erzen in Körben auf Drahtseilzügen unter Anwendung von Elektrizität. Die Körbe hängen in gewohnter Weise an Rollen, die auf gespannten Drahtseilen laufen,

¹⁾ Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1885, S. 1025.

²⁾ Elektrotechnische Zeitschr. 1886, S. 4.

³⁾ Elektrotechnische Rundschau 1886, S. 4.

durch welche der Strom einer von einer Dampfmaschine getriebenen festen Dynamomaschine geht. Zwischen je fünf solcher Körbe hängt eine kleine ebensolche Maschine, welche durch die erstere getrieben wird und nun die Körbe mitnimmt. Die Förderungsweise ist bequem und billig und an Orten, wo kein natürliches Gefälle zu haben ist, welches das Gewicht der vollen Wagen als Kraft benutzen läßt, die die leeren einporzieht, jedenfalls mit großem Nutzen zu verwenden.

Auch auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung ist ein nicht unbedeutender Fortschritt in der Herstellung der Glühlampen zu verzeichnen, der sie gleichmäßiger brennen und länger danern macht, ihren Betrieb aber unter einem geringeren Kraftaufwand ermöglicht. Dies ist der Firma Siemens und Halske¹⁾ dadurch gelungen, daß dieselbe den Kohlenfaden, dessen Glut das Licht giebt, gleichmäßig macht, indem sie ihn in einer Atmosphäre von flüchtigen Kohlenstoffverbindungen glüht. Dabei schlägt sich Kohle auf dem Bügel nieder und zwar den am stärksten glühenden, das sind aber die dünnsten Stellen, am meisten. So wird der Faden überall gleich dick und erhitzt sich infolge dessen auch an keiner Stelle besonders stark, wobei ein Verflüchtigen der Kohle eintreten könnte.

Ein jeder solcher Fortschritt, welcher die Anwendung des elektrischen Lichtes zu fördern geeignet scheint, ist mit besonderer Freude zu verzeichnen, auch schon deshalb, weil das elektrische Licht hoffentlich dazu bestimmt sein wird, das Gaslicht und seine gesundheitschädliche Wirkung mehr und mehr zu verdrängen. Wichtiger noch in dieser Hinsicht freilich wäre eine nach allen Richtungen hin befriedigende Lösung der Heizfrage. Theoretisch ist dieselbe ja wohl längst gelöst, und der Luftheizung als der nach jeder Richtung hin rationellsten die Palme zugesprochen. Aber gerade von dieser will niemand etwas wissen; wer sie hat, sucht sie eher los zu werden, denn sie gilt für die ungesundeste von allen. Sie macht die Luft zu trocken, wird man belehrt, wenn man daran zweifeln sollte, und überall findet man ihr da, wo sie angewendet wird, durch Wasserchalen, kleine Springbrunnen und ähnliche Künste die verlorene Feuchtigkeit zu ersetzen. Und doch braucht man nur, wie es kürzlich Reinhard²⁾ in der Zeitschrift für Hygiene gethan, die verschiedenen Klimate zu vergleichen, um zu sehen, daß trockne Luft die gesündere ist, feuchtere dagegen erschlaffend wirkt. Damit stimmen denn auch die Resultate überein, welche die mehrjährigen Untersuchungen der Staatslehranstalten im Königreich Sachsen hinsichtlich des Feuchtigkeitsgehaltes ihrer Luft ergeben haben. Die Heißwasserheizung war die größere Trockenheit verursachende, nicht die Luftheizung. Wo diese schädlich wirkt, da ist sie allemal nicht in Ordnung, und es können Verbrennungsgase oder die Verbrennungsprodukte von Staub in die zu heizenden Lokale gelangen.

Nach Betrachtung dieser Dinge, die das Wohl größerer Kreise oder die leibliche Bequemlichkeit des einzelnen verfolgten, müssen wir noch kurz auf ein kleines Buch von Snow³⁾ eingehen, das lediglich geistigen Interessen zu dienen berufen ist. Er will zum Sammeln von Kryptogamen anleiten, also von Pilzen, Flechten, Algen, Characeen (Leuchtgerewächse), Lebermoosen, Laubmoosen, Farnen, Schachtelhalmen, Bärlappgewächsen und Rhizocarpen und geht deshalb die Art, wie und wo man suchen muß, für die einzelnen Gruppen nach der Reihe durch. Endlich giebt es an, in welcher Weise das Gesammelte aufzubewahren ist, was gerade bei diesen Pflanzen nicht leicht ist. Namentlich gilt dies von Pilzen, die man zudem oft erst durch besondere Kulturen erhalten muß. Auch darüber findet man jeden nötigen Rat, sodas dem Sammler solcher Pflanzen die Anschaffung des Buches dringend empfohlen werden kann.

¹⁾ Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1886, S. 137.

²⁾ Zeitschrift für Hygiene III, S. 183. nach Naturforscher 1886, S. 48.

³⁾ Anleitung zum Sammeln der Kryptogamen. Stuttgart, Zul. Hoffmann.



Litterarische Berichte.

Grundzüge der Volkswirtschaftslehre oder Grundlage der sozialen und politischen Ökonomie von Wilhelm Neurath. Leipzig und Berlin 1885. Verlag von Julius Klinckschield.

Der Verfasser dieses Werkes hat auf wiederholte Aufforderungen hin sich entschlossen, die Vorlesungen über allgemeine Volkswirtschaftslehre, Sozial- und Wirtschaftspolitik, Finanzwissenschaft und Geschichte der Nationalökonomie, die er seit länger als anderthalb Jahrzehnten an höheren Handelsschulen, sowie im Kreise Gebildeter gehalten hat, zu veröffentlichen. Zunächst macht der Verfasser die allgemeine Volkswirtschaftslehre durch den Druck zugänglich und befolgt in diesem Buche im allgemeinen die Methode, daß er die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen zeichnet und es dem Leser überläßt, hieraus die wesentlichen Begriffe und Lehrrsätze abzuleiten. Hiermit steht die Analyse der Kausalitätsvorstellung in Verbindung. Dieses geht von der Vorstellung des Wirkens eines Dinges auf ein anderes aus und tritt um so schärfer hervor, je mehr aus der Darstellung der räumlichen und zeitlichen Kontinuität der wechselnden Lebenserscheinungen das Bedürfnis sich geltend macht, einen einheitlichen Grund für den wahrgenommenen Zusammenhang zu finden. Deshalb erscheint es anerkanntswert, daß der Verfasser, welcher außer Nationalökonomie sich mit mathematisch-naturwissenschaftlichen, philosophischen und juristischen Studien beschäftigt hat, auch den inneren Zusammenhang der einzelnen Prozesse mit dem gesamten organischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben betont und dem Leser Veranlassung giebt, über die sozial-wirtschaftlichen Vorgänge nachzudenken, um sich hierüber ein selbständiges Urteil zu bilden. Immerhin hätte diese Arbeit eine etwas veränderte Gestalt gewinnen müssen, wenn es auch, wie der Verfasser wünscht, für den Schulgebrauch bestimmt sein soll. So hätte der Verfasser in der Einleitung statt auf das Bild des Familienhaushaltes und auf den ähnlichen Haushalt der Völker und des Weltmarktes hinzuweisen für einen solchen Zweck eine Definition der Volkswirtschaftslehre geben, das Gebiet derselben begrenzen und auf die Methoden wie die Hilfsmittel der Forschung aufmerksam machen sollen. Unter den Hilfsmitteln der Forschung, Geschichte, Statistik und Technik ist die Statistik fast gar nicht benützt, und dennoch würde die wesentliche Benützung der Arbeiten, z. B. von Neumann-Spallart und der Masse gebiegener statistischer Ansätze in den von dem königl. statistischen Bureau in Berlin herausgegebenen

Zeitschriften und in anderen vortrefflichen wissenschaftlichen Zeitschriften in Beziehung auf das Volksvermögen, Volkseinkommen, Umfang der Produktion, Verkehrsthätigkeit, Preisbewegung n. s. w. die Darstellung in nicht unerheblicher Weise gefördert haben. Der Verfasser behandelt dann die Geschichte der Volkswirtschaftslehre im 17., 18. und 19. Jahrhundert in nicht ganz zweckmäßiger Form. Für den Schulgebrauch würde es wohl genügt haben, das Wesen und die innere Entwicklung der verschiedenen Systeme hervorzuheben, zumal ja das wahre innere Verständnis der einzelnen Systeme im charakteristischen Geiste der allgemeinen Bildungsstufe beruht und daher nur im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte gewonnen werden kann. Dies aber ist Sache des Lehrers oder des Einzelnen; für letzteren erscheint an Stelle dieser breiten Auseinandersetzung, um sich hierin weiterbilden zu können, die Kenntnis der erforderlichen Litteratur wünschenswert. Dann geht der Verfasser zur Behandlung der Volkswirtschaftslehre speziell über. Die Darstellung derselben beginnt mit der Erörterung bestimmter Grundbegriffe. Wir hätten es gern gesehen, wenn an dieser Stelle bald gleich die Erklärung der Grundbegriffe Gut, Arbeit und Kapital mitausgenommen worden wäre, weil insbesondere auf den beiden letzteren Grundbegriffen die Lehre von der Produktion sich aufbaut und der Zusammenhang mit derselben hierdurch hätte angebahnt werden können. Ehen wir von diesen für den Schulzweck des Werkes vorkommenden Mängeln ab, so finden wir in demselben aber auch viele glanzvolle Leistungen. Nach seiner ganzen Darstellungsweise ist das Werk mehr für diejenigen gebildeten Kreise geschrieben, welche sich Einsicht in diese Wissenschaft verschaffen wollen, insbesondere für Kaufleute und Industrielle. Das Buch liest sich ganz vortrefflich, leicht und fliegend in seiner Diction steigert sich immer höher die Spannung und das Interesse für den Gegenstand. Die Hin- und Hergehende und gründlicher Weise ist hauptsächlich die Lehre vom Gelde behandelt worden, hier bieten auch die vortrefflichen Werke des Adolph Wagner, Lorenz von Stein, Karl Kieser und E. Goldschmidt, einen so reichen Stoff, daß eine kurze und präzise Verarbeitung desselben wahrlich nicht geringe Mühe verursacht. Der Geldtheorie ist besondere Berücksichtigung zuteil geworden. Deshalb empfehlen wir dieses Buch aus angelegentlichste den gebildeten Männern der Praxis.

Die Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg in ihren Beziehungen zum Reich 1220—1267. Mit 2 Anhängen: Reichslegat Gebhard von Arnstein, ein Brandenburger im Dienste Kaiser Friedrich II. und Die Initiative zur Wahl Richards von Cornwall zum römischen König. Von Alfred Rands. Breslau 1886. Verlag von Eduard Trewendt.

Rands spricht in dem Vorwort zu seinen zwölf Büchern preussischer Geschichte die Hoffnung aus, es möchte die universal-historische Bedeutung, die dem brandenburgisch-preussischen Staate heute in der Welt beizumessen ist, endlich einmal, wie sie ja schon längst erhöhter Antrieb zur Durchforschung seiner Vergangenheit geworden, auch eine gründliche und den heutigen Anforderungen entsprechende Darstellung der Anfänge des Staates unter den Askaniern entstehen lassen. Es scheint, daß wir von der Erfüllung dieser Hoffnung, die alle teilen, noch weit entfernt sind. Jedenfalls aber darf sich das vorliegende Werk das Verdienst zuschreiben, dem künftigen Historiker der askanischen Markgrafen eine willkommene Vorarbeit zu bieten. Sie tritt ergänzend zu den Arbeiten D. v. Heinemanns: Albrecht der Bär, S. Hahns: die Söhne Albrechts des Bären, und Glödens: Markgraf Waldemar. Nicht die landesfürstliche Thätigkeit der beiden Brüder Johanns I. und Ottos III. hat der Verfasser zum Gegenstand seiner Studien gemacht, nicht jene Wirksamkeit, auf die sich der eigentliche Ruhm der Brüder gründet und in der sie leicht den ersten Platz unter den Fürsten ihres Hauses einnehmen. Sind sie es doch, welchen die Mark den Umfang, unter dem sie heute bekannt ist, verdankt. Sie haben im Laufe ihrer mehr als vierzigjährigen Regierung die Erwerbung der Lande Barnim und Teltow vollendet, die Uckermark, des Land Lebus und die Rennmark an sich gebracht und, was dasselbe sagen will, kolonisiert und germanisiert. Berlin und Köpenick, Frankfurt a. O. und Landsberg a. W. sind von ihnen gegründet worden. Eine solche Thätigkeit läßt von vornherein erwarten, daß die Teilnahme der Markgrafen an den Reichsangelegenheiten, die schon durch die entfernte Lage ihres Landes beeinträchtigt erscheint, hinter der anderer Reichsfürsten sehr zurücktritt. Andererseits konnte es nicht fehlen, daß sie durch die hohe Stellung, die sie als Kurfürsten, wenigstens der ältere, in der Hierarchie des Reiches einnahmen, und ferner durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu mächtigen Fürstenhäusern vielfach in die Politik des Reiches verflochten wurden. Lassen wir mit diesen Erwägungen das Werk Rands, so will es uns scheinen, als ob der Zusammenhang der Reichspolitik mit der territorialen zu wenig Beachtung gefunden hat. Bei der schon so oft beklagten Emsilbigkeit und Rückenhaftigkeit der Ueberlieferung hätte der Verfasser, zumal er sich auf Kombinationen versteht, wohl

noch diese und jene Notiz über die Beziehungen der Markgrafen zu ihren Nachbarn verwerten können. Es würde beispielsweise der auf den ersten Blick so befremdende Umstand mehr einleuchten, daß die Markgrafen während ihrer Regierung auch nicht ein einziges Mal, wenigstens nicht nachweisbar, mit ihren Streitkräften dem Reichsoberhaupt einen Dienst geleistet haben. Freilich der nach dieser Richtung hin so zu sagen rein platonische Charakter ihres Lebensverhältnisses zum Reich ist nicht ausschließlich bedingt durch die Verwicklungen, in die sie bei der Durchführung ihrer kolonialistischen Pläne mit ihren Nachbarn gerieten. Zunächst die Nachfolger Friedrichs II. hätten wohl Dienste verlangt, aber machtlos wie sie waren, nimmermehr durchsetzen können. Aber es zeigt doch auch, wie weit es mit der Hilfsbedürftigkeit eines Friedrich II. gekommen war, Dank den Machinationen der Kurie, daß die Markgrafen ihm schon völlig Genüge thaten, wenn sie sich nicht seinen Feinden beigesellten. Und den Eindruck gewinnt der Leser, daß die Markgrafen, auch wenn der Verfasser ihnen hier und da patriotisches Verhalten vindiziert, so gut wie alle andern Fürsten die Interessen von Kaiser und Reich ihren Sonderinteressen ohne Rücksicht nachsetzten. Die Markgrafen erscheinen, nachdem sie im Jahre 1225 selbständig die Regierung übernommen haben, als treue Bundesgenossen ihres Schwagers, Ottos des Kindes von Brannschweig. Zu entscheidenden Momenten haben sie ihm gegen die Stauffer ihren Beistand geleistet. Ihr Verhältnis zu Otto erklärt auch die freundschaftlichen Beziehungen zu Waldemar II. von Dänemark, dem Oheim des Künigeburgers, die dann wieder in der Folge, noch befestigt durch die Verheiratung Johanns I. mit einer Tochter des Dänenkönigs, den Widerspruch Dänemarks gegen die Ansprüche der Markgrafen auf Pommern befestigten halfen. Erst Ende 1231 befehlt der Kaiser die Markgrafen mit der Mark und erhebt sie zu Lehnsherrn über Pommern. Er that es aus Rücksicht auf sein gepaartes Verhältnis mit dem Papste und den Lombarden. Wir dürfen nicht annehmen, daß sich jetzt die Markgrafen von Otto und Waldemar II. losgesagt haben, wohl aber wirken sie nun für die Ausöhnung ihres Schwagers mit dem Kaiser, ohne Zweifel auf den Wunsch des Welfen, dem, seit bei Bornhöved die dänische Macht zertrümmert worden, die Rolle eines Prätextenten verliehen war. Mit der Ausöhnung, die 1235 erfolgte, fiel für die Markgrafen jeder Anlaß zu einem feindseligen Auftreten gegen Friedrich II. fort. Beinträchtigungen hatten sie von ihm, der schwer genug zu kämpfen hatte, in ihren Landesinteressen nicht zu fürchten, ja Vorteile, denke ich, zu erwarten. Leider hat hier der Verfasser das Verhältnis der Markgrafen zu dem deutschen Ritterorden nicht in den Kreis seiner Kombinationen gezogen. Dasselbe scheint mir von großer Wichtigkeit. Der deutsche Orden hatte bekanntlich in Friedrich II. den eifrigsten Gönner

und Förderer, es liegt aber auch auf der Hand, daß die Interessen der beiden deutschen Kolonisationsstaaten, des Ordens und der Mark, zusammengingen. Möglich, daß schon die Belehnung der Markgrafen durch den Kaiser ein Ausdruck ist der Interessengemeinschaft beider in Bezug auf den Orden. Jedenfalls wird sie ein Grund mehr sein zu der späteren ablehnenden Haltung der Markgrafen gegenüber den Bemühungen der Kurie, Friedrich II. durch Aufstellung eines Gegenkönigs zu verdrängen. Erst nach Friedrichs Tod und nachdem Konrad IV. Deutschland verlassen hat, erkennen die Markgrafen Wilhelm von Holland nachträglich an, sicherlich aus Rücksicht der Verwandtschaft — Wilhelm vernahmte sich mit ihrer Nichte, einer Tochter Ottos des Kindes — und um den Preis der Belehnung mit Lübeck. Unwillkürlich verweilt man, aufgefordert durch die Ereignisse der Gegenwart, bei dieser Aussicht auf eine großartige maritime Politik, die sich brandenburgischen Fürsten schon so früh geboten hat. Wir meinen auch hier einen Zusammenhang mit den ja auch sonst verwandten Bestrebungen des Ordens zu finden, dessen Segel eben damals auf der Ostsee erschienen. Aber die Markgrafen erfahren den Widerspruch des Papstes, der Lübeck in seinen besonderen Schutz nimmt, wir dürfen mit dem Verfasser vermuten, wegen ihrer früheren staatenfreundlichen Haltung. Möglich auch, daß die Markgrafen, um die Kurie andern Sinnes zu machen, jene wiederholten Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen unternommen haben. Mag dem so sein; genug, es war vergeblich. Doch ihren Anspruch auf Lübeck haben sie festgehalten. Daher die große Besorgnis der Lübecker, als König Wilhelms Tode Otto III. als Thronkandidat auftrat. Er hatte die Stimmen Brandenburgs und Sachsens, aber nicht das Geld eines Alfons oder Richard von Cornwall, um die Stimmen der rheinischen Erzbischöfe und der Pfalzgrafen zu kaufen. Da haben die Markgrafen denn, gewohnt den Verhältnissen Rechnung zu tragen, ihre Kandidatur zurückgezogen, ihre Absichten auf Lübeck nicht ausgegeben. Doch es mußte ihnen nicht, daß sie, wie einst für Wilhelm von Holland, so jetzt wieder um den Preis der Belehnung mit Lübeck sich für Alfons entschieden, denn sofort erkannten die Lübecker Richard als König an und versicherten sich außerdem von neuem des Schutzes der Kurie. Wir sehen, die Politik der Markgrafen gegenüber dem Reichsoberhaupt bleibt von Anfang bis zu Ende dieselbe, die Politik des do ut des. So machten es die andern Reichsstände, Fürsten und Städte, auch; und wie die Dinge einmal standen, nicht erst seit dem sogenannten Interregnum, schon von Friedrich II. Zeit her war das eine durch-

aus „berechtigter Eigentümlichkeit“. Berechtigt hat sie der Staat des großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, unseres Kaisers und zugleich für alle Zukunft — widerlegt. Nun noch einige Worte über die Erfurter. Ganz besonderes Interesse nimmt der erste in Anspruch. Er macht uns genauer, als es bisher geschehen, mit dem Stammvater der im 16. Jahrhundert ausgestorbenen Grafen von Ruppin, dem Edlen Gebhard von Arnstein, bekannt. Zu Ruppin, in der Kirche des von ihm und seinem Bruder Wichmann gestifteten Dominikanerklosters ist heute noch sein Grabstein zu sehen. Nachdem er etwa zehn Jahre die Stelle eines Reichslegaten in Italien bekleidet hatte, hat er sich wahrscheinlich bereits im Jahre 1240 nach Ruppin zurückgezogen, das er, Stadt und Land, schon im Anfang des Jahrhunderts in seinen Besitz gebracht hatte, wie wenigstens aus der ihm zugeschriebenen Gründung des Prämonstratenserklosters Lindow, die der Verfasser merkwürdigerweise unerwähnt läßt, hervorgehen würde. Die Natur der Quellen gestattet keine eigentliche Charakteristik des Mannes, keine Würdigung seiner Persönlichkeit. Erwägt man aber, daß Arnstein der Vertraute des Kaisers, daß er ein Freund Hermanns von Salza gewesen, nach den ihnen gemeinsam übertragenen Missionen zu urteilen, so mag man, auch wenn es sich nicht nachweisen läßt, der Ueberzeugung nicht entgehen, daß dieser Mann, dessen freundliche Beziehungen zu den Markgrafen vielfach, zuletzt aus dem Jahre 1248, 8 Jahre vor seinem Tode, bekrundet sind, wie vorher so auch in den Jahren seines Ruppiner Aufenthalts die Interessen des Kaisers am markgräflichen Hofe wahrgenommen habe, vielleicht geradezu mit diesem Auftrage vom Kaiser betraut gewesen. In dem guten Verhältnis zwischen den Brandenburgern und Friedrich II. dürfte der ehemalige Reichslegat wesentlich beigetragen haben. Und könnte nicht auch er, der 10 Jahre mit italienischen Handelsrepubliken zu thun gehabt, den Sinn der Markgrafen, in sofern er, wie augenscheinlich, auf die Handels- und Verkehrsinteressen gerichtet war, geschärft haben? Es sind Vermutungen, aber niemand kann sich ihnen entziehen, wenn er Bangs Erfurter liest. Jedenfalls ist es dem Verfasser gelungen in Arnstein eine in die Politik bedeutend eingreifende Persönlichkeit nachzuweisen, wir müssen ihm beistimmen, wenn er ihn einem Hermann von Salza und Peter von Vinea als dritten beigefügt. Der zweite Erfurter weist die Initiative zur Wahl Richards von Cornwall dem Schwager Wilhelms von Holland, Johann von Avesnes, zu, in Uebereinstimmung mit Schirmmacher, aber unabhängig von ihm und ausführlicher begründet. E. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

(Ein beachtenswertes Zeugnis.) Karlsruhe (Baden). Geehrter Herr! Apotheker R. Brandts Schweizerpillen, die wir in der Schweiz kennen lernten und auf ärztlichen Rat auch später im Hause vielfach brauchten, haben sich uns als ein wirksames und zugleich wohlthätiges Mittel im Fall träger Verdauung bewährt. Ergebenst Dr. Wendt, Gymnasialdirektor. Man findet Brandts Schweizerpillen in fast jeder Apotheke oder beziehe sie gegen Einsendung des Betrages (Mk. 1.—) vom Hauptdepôt für Reg.-Bez. Breslau, Breslau Kränzelmarkt-Apotheke.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschienen:

Organische Farbstoffe.

Von

Dr. R. Nietzki,

Privat-Dozent an der Universität Basel.

In biegsamen Leinwandband gebunden 3 Mark 60 Pf.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☛

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Hefte-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Wildermappe“ und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hefte-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

HISTORISCHE UND VOLKS-TRACHTEN.

NEUE FOLGE.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von

A. VON HEYDEN.

Erster und zweiter Band. — Preis jedes Bandes Mk. 30.

Jeder Band besteht aus zwei Abteilungen, einer beschreibenden und einer bildlichen, in zwei eleganten Kartonbänden mit Goldtitel, und enthält 72 kolorierte Tafeln, sowie 28—38 Bogen reich illustrierten Text.

Von der Hefte-Ausgabe ist das sechzehnte Heft erschienen. Preis jedes Heftes, 12 kolorierte Tafeln mit Text enthaltend, Mark 4.50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien die erste Lieferung der

Kulturgegeschichte

der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Lippert.

Das 20. Liefergn. à 1 W. umfassende, zwei stattliche Bände bild.nde Werk wird im Herbst dieses Jahres vollendet sein.

In sicherer und bewährter Führerhand folgt der Leser den mannigfach verschlungenen Pfaden, welche das Menschengeschlecht in seiner Kulturentwicklung seit der Zeit, da es aus dem Dunkel der Vorgeschichte aufstand, bis zur Gegenwart gewandelt ist.

Die Darstellung ist außerordentlich klar und fesselnd, überall werden die innersten Zusammenhänge und Ursachen des materiellen und geistigen Fortschreitens der Menschheit aufgedeckt und schließlich wird ein Standpunkt gewonnen, von dem diese Kulturentwicklung als ein organisches Ganzes vor uns liegt.

Gewiß für die gesamte gebildete Welt ein höchst interessantes Buch.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Novellen

von

Hermann Rüdling.

Inhalt:

Mephistos Schwiegersohn. — Wildauer.

— Liebesopfer.

Elegant brosch. Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Schulröschen.

Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Preis eleg. geb. Mk. 5,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Zur Geschichte u. Charakteristik

Friedrichs des Großen.

Vermischte Aufsätze

von

Dr. Eduard Cauer,

weil. Stadtschulrat in Berlin.

Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von Ernst Hermann.

Preis eleg. geb. 8 Mk., eleg. gebd. 9,50 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Fürstbischof und Vagabund.

Erinnerungsblätter

von

Karl von Holtei.

Elegant broschiert. Preis 1 Mark.

Diese von Holtei nachgelassenen und nach dem Tode des Fürstbischofs Förster veröffentlichten Erinnerungsblätter reichen den beiden großen Männern zur Ehre und seien als interessante Lektüre steter freundlicher Beachtung empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte
der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken
zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Seperimmentalschule).

Digitized by G

Elfter Jahrgang.

Preis vierteljährlich 6 Mark.



1886

Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1886. Mai.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzenstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.



ist in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniss.

Mai 1886.

	Seite
I. Lofe Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. II.	129
II. Henning Schönberg: Auf dem Hademuthofe. Erzählung. (Schluß). 144	144
III. Aus den Tagebüchern Niemers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgeteilt von Robert Keil. II.	162
IV. Franz Loula: Das Wandern und Schwanken der Meere. I.	173
V. Georg Rosen: Serben und Bulgaren in ihren Wechselbeziehungen. II. 182	182
VI. Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. II.	193
VII. Die Aristokratie des Geistes.	212
VIII. Justus von Gruner, ein preussischer Staatsmann.	220
IX. Der Balkankonflikt und Oesterreich-Ungarn.	226
X. Berichte aus allen Wissenschaften	234
1. Geschichte. J. S. Mc Carthy: Skizze der Geschichte Irlands.	
2. Musikliteratur. W. J. von Wasselewski, R. Schumanns Jugendbriefe.	
XI. Litterarische Revue	247
XII. Litterarische Berichte	253

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von J. Enke in Stuttgart betreffend: „Julius Eippert's Kulturgeschichte der Menschheit“ bei, den wir freundlicher Beachtung empfehlen.



Loſe Blätter aus dem Nachlaſſe eines alten Diplomaten.

II.



hiers liebt den Beſitz der Gewalt, nicht wegen der Gewalt an und für ſich, ſondern wegen des Wohlbefindens, das dieſer Beſitz verſchafft. Guizot hatte davon das ſtolze Bewußtſein, — Thiers den ſinnlichen Reiz! — Er war ungemein gedrückt und mißmutig, als er aus der Verſailler Präfektur ſeinen Umzug anſtellte; jezt wohnt er Boulevard Maheſherbes bei ſeinem Neffen und zukünftigen Erben, dem Brigadegeneral Charlmagne. Seiner Verfügung zufolge ſoll ſeine Bildergalerie nach dem Tode ſeiner Frau dem Louvre-Museum zuſallen. —

Baron Larcy, eines der legitimiftiſchen Häupter und ſeit Bordeaux ein perſönlicher Freund Thiers', hat ihn dieſer Tage aufgeſucht; er fand ihn ruhiger, als er in Verſailles geweſen, und er wiederholte mir das, was er inmitten der Krise vom 24. Mai geſagt, nämlich: daß Thiers heute noch Präſident der Republik wäre, wenn er ihm nur zwei Portefeuilles (eines für ſich und das andere für einen Parteigenoſſen) hätte anvertrauen wollen. Thiers hat übrigens recht gehabt, dieſes kompromittierende Bündnis abzulehnen.

Ein merkwürdiges Symptom der gegenwärtigen Situation iſt das, daß die Häupter der Legitiſten, wie Baron Larcy, Lucien Brun und andere nicht nur keinen Fuß über die Schwelle des Herzogs von Broglie ſetzen, ſondern denſelben nicht einmal auf der Straße grüßen.

Der Marſchall Mac-Mahon hat von Seiten ſeiner Miniſter das erſte Schach erlebt: Er hätte gern an ſeine Stelle als Oberkommandanten der Verſailler Armee den Marſchall Canrobert geſetzt, aber der Herzog von Broglie hat ſich gegen dieſes Projekt geſtränkt, indem er bemerkte, daß eine ſolche Ernennung der neuen Regierung allzuſehr einen bonapartiſtiſchen Stempel aufdrücken würde. — Der Marſchall Mac-Mahon wollte troßdem darauf beſtehen, allein es gelang ihm nicht dem Vicepräſidenten des Rates zum Nachgeben zu bringen, und ſo wurde denn General Admiralault ernannt. — Das iſt der Grund, warum Canrobert ſeine De-miſſion als Mitglied des oberſten Kriegsgerichtes und als Präſident des Armeeklaſſifizierungskomitees gegeben hat. —

Wenn das gegenwärtige Kabinet ein Schach in bezug auf die konſtitutionellen

Gefesse oder auf einen andern Diskussionsgegenstand erhält, wird augenblicklich wieder die Auflösung der Versammlung aufs Tapet kommen. Immer noch dieselbe politische Unruhe, die über dem Lande schwebt und welche die Regierung der Verbündeten vergebens zu verbergen und zu leugnen trachtet! —

Die Gegenwart des Prinzen Napoleon in Paris erregt in heftiger Weise die Unzufriedenheit und das Gemurre der eigenen Partei. Es heißt, daß er nicht lange in Paris bleibt, — und er wird gut thun bald wieder zu gehen! —

Die Legitimisten weigern sich bestimmt, dem Marschall Mac-Mahon eine gewisse Dauer seiner erektiven Gewalt zu sichern. „Wir wollen keine Republik,“ — sagen ihre Führer, — „und noch weniger einen Präsidenten der definitiven Republik!“ Damit begehen sie aber eine wirkliche Narrheit, denn die neue Regierung bleibt nun wie ihre Vorgängerin der Gefahr ausgesetzt, jeden Tag beim geringsten Stoß zusammenzustürzen. Zwischen dem Eigensinn der Monarchisten vom 8. Februar und der Ungebuld der radikalen Partei ist kein Platz für was immer für eine Regierung, die auf diese Art je nach den Zufälligkeiten und den Bewegungen eines jeden Tages dahinrollen wird, bis wieder irgend eine Katastrophe eintritt. Die Monarchisten rechnen auf neue parlamentarische Betrügereien und auf einen Staatsstreich, falls sie bei den künftigen Wahlen durchfallen, und die Republikaner erwarten die Stunde, wo sie Herren sein werden, um die Regierung nach einem eklatanten Wahlsiege ihrem Geschmack und den alleinigen Interessen ihrer Partei gemäß zu konstituieren . . . Dies die politische Zukunft Frankreichs! . . .

Gleich wie der Herzog von Broglie den Bonapartisten einen Paß für den Prinzen Napoleon nicht verweigern konnte, hat er es nun auch nicht gewagt, sich dem Verlangen der Legitimisten entgegenzustellen, welche die freie Einföhrung von Waffen und Kriegsmunition nach Spanien zum Vorteil der Karlisten begehrt haben. — Es hieß sich in dieser Frage entscheiden: entweder mußte jede derartige Einföhr beider Gegnern verboten werden, oder gleiches Recht für einen wie für den andern. Das nennt man: „für die Parteien unter ihrer Pression regieren!“ Wahrlich eine saubere moralische Regierung! . . .

Die legitimistische Partei ist diejenige, welche unter allen andern mit den größten und unheilbarsten Illusionen nach Bordeaux und Versailles gekommen ist. Ihre unerwartete Anferstehung bei den Wahlen vom 8. Februar 1871 brachte auf sie den Effekt einer wahren Wiedergeburt hervor; sie glaubten an Gott weiß was für eine wunderbare Bekehrung des Landes zur alten traditionellen Monarchie, während das Land in ihr einfach nur seinen Parteigänger in bezug auf Erhaltung der innern Ruhe und des Friedens mit dem Auslande sehen zu müssen glaubte. Heute nach so vielen Niederlagen und Mißhelligkeiten, und nachdem das Haupt sich entschlossen hat, das Schlachtfeld zu räumen, weigert sich die legitimistische

Phalanx hartnäckig, sich zu ergeben und will nach dem Beispiel des Grafen Chambord nichts von einem Kompromiß mit der modernen Gesellschaft wissen. Alles oder nichts! Das ist die Devise dieser Ritter von der Tafelrunde. Gerade ihre hundertjährigen Traditionen, die sie gewahrt wissen wollen, und ihre weiße Fahne ohne Flecken, welche sie nicht vertauschen zu können glauben, sind die Ursachen ihrer Unpopularität in Frankreich. Das arbeitsame Frankreich, das aus der Revolution von 89 hervorgegangen ist, fühlt eine tiefe Abneigung gegen die alte Bourbonenwirtschaft — Das einzige Mittel, eine zweite Restauration des alten Königtums zustande zu bringen, wäre das, sich mit der öffentlichen Meinung auszuföhnen, aber mit einem eigenwilligen und unintelligenten Prätendenten, wie dem Grafen Chambord, ist nicht daran zu denken. —

Die Orleanisten sind die Repräsentanten der gemäßigten revolutionären Doktrinen, die Kinder der Nationalsoveränität, und deshalb können sie sich nicht mit der Legitimität verbinden. Die Zeit für die Prinzen von Orleans ist vorüber, wo sie ihre verlorene Krone von 1848 wieder hätten erhaschen können. Sie haben durch ihre Rückkehr nach Frankreich weder an Autorität noch an Beliebtheit gewonnen, sondern im Gegenteil, ihre Unentschlossenheit und ihre Unaufrichtigkeit haben sie in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet. Heute sind sie in die dritte Reihe zurückgeschoben. —

Was den Bonapartismus betrifft, so sollte man ihn ebensowenig wie die Kommune eine Partei nennen. Im Bonapartismus kann man eigentlich nichts Anderes sehen als einen Piraten, der auf den günstigen Augenblick lauert, um auf das Land hereinzubrechen und seinen Zusammensturz zu vollenden! Er wagt es, sich den Verteidiger der Ordnung zu nennen! Aber welcher Ordnung? . . . In diesem Augenblick ist sie besiegt, diese große Geißel der französischen Gesellschaft, und für die beiden Parteien, die Legitimisten und Orleanisten, ist es eine wahre Schande, dieselbe als ihre Genossin auf die politische Bühne berufen zu haben! — —

Gestern besuchte ich den Herzog von Broglie. Wir sprachen länger als eine Stunde über äußere Politik, über den diplomatischen Mechanismus seines Ministeriums und über den Versuch einer monarchischen Restauration. Der Minister begann damit, daß er sich über die Großmächte beklagte, „weil“ — sagte er — „sie uns mit Gleichgiltigkeit und Kälte aufgenommen haben, statt uns für unser Unternehmen Dank zu wissen. Ihrer allzuwenig verschleierte Stimmung und ihrer allzu sichtbaren Voreingenommenheit verdanken wir die Böswilligkeit, mit welcher die ausländischen Blätter unsere parlamentarische Schwelung vom 24. Mai begrüßt haben. Was haben wir eigentlich gethan, um der politischen Achtung und des moralischen Bestandes der Großmächte unwürdig zu werden? Wir haben uns mützig vorwärts gestürzt, um der Republik den Weg zu verlegen, die, nachdem sie unser Vaterland auf den Abweg des Sozialismus bringen wollte, nach unserem guten Gewissen nur mit neuen Katastrophen enden könnte und für

Frankreich nur eine neue und verhängnisvolle Etappe des Verfalls bezeichnen würde. —

Oder vielleicht wollen uns die ausländischen Kabinette übel, weil wir unser Land von der Regierung Herrn Thiers' befreit haben, eines Mannes, der zu allem bereit ist und fähig wäre, die willkürlichsten und unerwartetsten Änderungen vorzunehmen, — eines Mannes, der zugleich geschmeidig und herrschsüchtig ist, der sich aus Mangel an Mut der Republik beugt und sich dabei der Illusion hingiebt, sie dann später nach seinem eigenen Bedarf beugen zu können! Hat man denn im Auslande vergessen, daß Thiers derselbe ist, der beigetragen hat, die Regierung Louis Philippes zu gründen und ihr hierauf diente, um sie dann im Herzen der Nation zu entwurzeln; — der im Jahre 1840 Frankreich durch seinen thörichten Chauvinismus bis zur Kollision mit Europa gebracht, auf diese Weise den Sturz der Julimonarchie vorbereitet und später, von denselben ehrgeizigen und egoistischen Motiven geleitet, das zweite Kaiserreich gestürzt hat? — Ein Mann mit einem solchen Charakter und einer solchen Vergangenheit konnte sich wohl der Nation inmitten einer Krisis aufdrängen, aber er konnte weder der Friedensbote noch der Retter seines Landes werden. Demgemäß scheint es mir weder billig noch politisch, einem patriotischen Versuch wie dem unsrigen die Gerechtigkeit zu versagen und denselben nicht die besten Wünsche mitzugeben, denn Europa ist mehr denn je in seinem zukünftigen Geschick solidarisch, und wenn die republikanische Form nicht beiseite geschoben, wenn die Revolution nicht besiegt und der revolutionäre Geist bei uns nicht im Jamme gehalten wird, so dürften die ausländischen Monarchien gar bald etwas davon zu spüren bekommen!" —

Ich fühlte nur wenig Lust, mit dem Minister über so heikle und fast persönliche Fragen eine Diskussion in Gang zu bringen, aber da er nicht davon abließ und immer auf das Thema zurückkam, das ihn sehr nahe zu berühren schien, antwortete ich endlich:

„Ich gebe vollkommen diese Solidarität zu, die zwischen den Regierungen und der modernen Gesellschaft besteht, immerhin darf man aber die Tragweite derselben nicht übertreiben. Infolge des letzten Krieges werden die Mächte auf lange Zeit hinaus vor jedem Angriff von Seiten Frankreichs gesichert sein. Der Nationalgeist Deutschlands schützt sie hentzutage genügend gegen Ihre List zu einem Einfall und Ihre bewaffneten Propaganden von ehemem. Es ist also vorläufig nur die moralische Ansteckung in Betracht zu ziehen, allein wie wollen Sie, daß das Ausland dieselbe fürchte, solange bei Ihnen das fortwährende Schwanken zwischen Anarchie und Säbelherrschaft dauert, — eine Situation, die gewiß keinen Sporn zur Nachahmung giebt! —

Die ausländische Presse ist Ihnen unlenkbar feindlich gesinnt, und ich weiß nicht, ob sich darin die Gedanken der Großmächte abspiegeln, — immerhin will ich's glauben, da Sie mich dessen versichern. — Gut also; wenn das der Fall ist, so scheint es mir, daß der Hauptgrund dessen dem Ursprung Ihrer Gewalt beigemessen werden muß, die aus einer parlamentarischen Koalition hervorgegangen

ist. Da mögen Sie aber dann versichert sein, daß die europäischen Kabinette die beiden punischen Koalitionen von 1839 und 1848 nicht vergessen haben, die logischerweise nichts Anderes als Ruinen erzeugen konnten, indem ihre Machtlosigkeit, Gutes hervorzubringen, nur Unmoralisches zustande brachte, mithin die Revolutionen allein daraus Nutzen ziehen konnten, wie es auch durch den Sturz des Juli-Thrones thatsächlich der Fall war.“ —

„Da muß ich Sie unterbrechen. Mein Urteil über die vorhergegangenen Koalitionen ist daselbe wie das Ihre; ich habe sie seit jeher verdammt, wie ich sie auch heute noch verdamme, aber ich protestiere, wenn man sie unserer Koalition gleichstellen will. Jene, von denen Sie sprachen, vereinten sich, um einen Umsturz herbeizuführen; — die vom 24. Mai hat wohl Herr Thiers gestürzt, aber zu dem Zwecke eines Wiederaufbaues.“ —

„Zugestanden; doch gestatten Sie mir, für einen Augenblick vorauszusetzen, daß gewisse Kabinette, die einen bisher noch nicht dargelegten Unterschied nicht in Rechnung ziehen, glauben, daß Ihre Koalition dieselben Katastrophen herbeiführen wird wie ihre Vorgängerinnen, — und dabei durchaus nicht an Ihren guten Absichten, aber immerhin an dem Gelingen Ihres Unternehmens zweifeln; wie wollten Sie das jenen Kabinetten übelnehmen? Das Werk, das Sie da beginnen, ist weder von Schwierigkeiten noch von Gefahren frei; bei derartigen großen Unternehmungen hat man nie alle Fäden in der Hand, — man bemißt niemals von vornherein alle Eventualitäten, und selbst in den best- und sicherstgeführten hat das Glück immer seinen großen Teil! Wie kann man also gewissen ausländischen Staatsmännern einen Vorwurf machen, wenn sie das Werk nicht so günstig beurteilen wie jene, die es unternommen und die es natürlicherweise für durchführbar halten müssen, da sie es sonst nie in Angriff genommen hätten? In der Politik wie im Kriege heißt es reussieren; die glänzendsten Argumente verlieren da ihre Kraft, — der Erfolg allein krönt das Ganze. — Wenn Sie den Sieg davontragen, wird man Ihnen verzeihen, ja, man wird Sie vielleicht sogar in die Wolken erheben, — im entgegengesetzten Fall aber wird man Ihnen den Rücken kehren, man wird Sie in die Kategorie eines Polignac und tutti quanti reihen und Sie verdammen in saecula saeculorum!“ —

„Das wäre die seelenlose Politik eines Macchiavelli!“ —

„Möglich, — aber das ist das Allgemeingesetz der Revolutionen. In der Geschichte darf ich kein Recht suchen, denn es existiert dort nicht; das, was man Völkerrecht nennt, ist nichts als eine Armseligkeit der Staatsrechtslehrer, ein Recht, das immer durch jenes des Stärkeren unterdrückt wird.“

„Aber wohin stellen Sie die Vorsehung in der Geschichte?“ —

„Ich glaube weit eher an ihren Hohn, den die Alten schon die „Heuchelei“ nannten, als an ihre direkte und jederzeit augenblickliche Einwirkung, wie sie die Theologie lehrt, denn wir sind eben auf dieser mißtönenden Welt, weil Gott darin nicht gegenwärtig ist, oder vielmehr weil er nur bis zu einem gewissen Punkt anwesend ist und in bestimmten, mit der göttlichen Anordnung vereinbaren

Grenzen, — denn wäre er hier in anderer Weise und stände er der Allgemeinheit vor, so gäbe es keinen Platz für die Menschen und deren freien Willen.“ —

„Diese Fragen interessieren mich in hohem Grade.“ —

„Das wundert mich nicht, nachdem ich Ihren philosophischen Geist, Ihre Studien und Ihre Werke kenne, . . . aber gestatten Sie mir, auf die Tagespolitik zurückzukommen, um Ihnen zu sagen, daß es mehrere Mächte giebt, die, — wohlverstanden in ihrem eigenen Interesse, — ein brennendes Verlangen haben, daß dieses Land sich aufraffe und daß es sobald als möglich in der Lage sei, mit seiner einstigen Kraft in das europäische Kouzert wieder einzutreten. — Frankreich wird niemals isoliert sein, solange es seine Unabhängigkeit und seine Nationalität bewahrt, denn im allgemeinen Bestand der Staaten ist es einer der notwendigsten zum allgemeinen Gleichgewicht.“ —

Nach dieser Abschweifung wandte sich die Unterredung auf Italien. —

„Glauben Sie mir,“ — sagte der Herzog, — ich habe nicht das mindeste Verlangen, mich mit der italienischen Regierung auf schlechten Fuß zu stellen, — und thatsächlich stehe ich mit derselben in sehr freundschaftlichen Beziehungen, — Herr Fournier besitzt zwar durchaus nicht mein Vertrauen, — dessenungeachtet habe ich ihn auf seinem Posten belassen, um unseren Gegnern auf der Halbinsel und in anderen Orten nicht noch einen Vorwand zu Verleumdungen gegen unsere transalpine Politik zu geben. Man gefällt sich darin, ohne Unterlaß das Gerücht zu verbreiten und zu wiederholen, daß die Regierung unter der Hand nach der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes strebe; daran ist absolut nichts Wahres. Wir nehmen die faits accomplis Italiens gerade so hin, wie es das österreichisch-ungarische Kabinet that. — Wenn ich auf der Tribüne nicht gegen obige Verdächtigung protestirte, so geschah dies, weil ich die religiösen Leidenschaften nicht anfachen wollte, — aber ich habe besseres gethan als auf diesen thörichten Punkt zurückzukommen, — ich habe es bei unserem Episkopat erreicht, seine Reklamationen betreffs der weltlichen Souveränität schweigen zu machen, und die Frage wird von nun an aufhören, einen Stoff für unsere politischen Verhandlungen zu bieten.“

„Da gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen. Sie kennen wohl das Sprichwort, daß „Italien das Grab der Franzosen sei.“ — Die Zeiten der römischen Expeditionen sind vorüber; wenn irgend eine Gewalt in Frankreich dieselben erneuern wollte, so wäre sie ernstlich strafbar, denn sie würde dem Lande einen Krieg mit Italien und mit Preußen zuziehen und ließe Gefahr, Savoyen zu verlieren. — Vor dem Trienter Konzilium verabscheuten die Franzosen, die sich heute so zum Vatikan neigen, das Primat des Papstes; das Konzilium hat sie in das Papsttum hineingezogen, das zu allen Zeiten die Nationalitäten verraten hat, denn, ohne sich selbst abzuschaffen, könnte es gar nicht anders handeln, nachdem sein Geist nicht das „Vaterland“, sondern der „Kosmopolitismus“ ist! Das Italien des 16. Jahrhunderts ist vor allen anderen im großen päpstlichen Pantheon aufgegangen, in welchem nun auch Frankreich erstickt werden wird, wenn es fortfährt, sich dem unfehlbaren Papste lehnspflichtig

zu machen und auf diese Weise der Höhle der Sphinx zuzustreben, wo die Gebeine der verschlungenen Völkerschaften modern!“ —

„Ich denke wie Sie und wiederhole das eben Gesagte ohne Unterlaß. Der Lauf der Ereignisse und der Fortschritt der Ideen haben sowohl im Staat wie auch in der Kirche die unheilvollen Resultate lebhaft fühlen gemacht, die sich für jeden Teil aus dem schlecht abgefaßten Bündnisse ergeben haben. — Sowohl die bürgerliche wie auch die religiöse Gesellschaft haben jede für sich bestimmt unterschiedene Missionen zu erfüllen und müssen von einander unterschieden bleiben, dabei aber sich auch gegenseitig stützen, indem sie jede ihre eigene Domäne und ihre individuelle Freiheit behaupten. Nur auf diese Art können sie hoffen, miteinander in Frieden zu leben und sich gegenseitig zu kräftigen. Ich bin guter Katholik, aber ich fühle keineswegs die Neigung, den Staat der kirchlichen Macht zu überliefern, . . . und übrigens erstickt das Uble niemals vollständig das Gute.“ —

„Ohne Zweifel dauert der Kampf zwischen dem guten und bösen Prinzip durch alle Umstände fort, aber gestatten Sie mir, zu bemerken, daß er nach meiner Ansicht in der Religion einen Riesenschritt nach vorwärts gemacht hat, besonders unter dem gegenwärtigen Papsttum, das, — ich erlaube mir's auszusprechen, — alles übertrieben und alles durcheinander gebracht hat. Die moderne Welt, — die Welt der Zukunft will ebensowenig etwas von der Kirche über den Staat und der Herrschaft des Klerus wissen, als sie mit der Überwachung der Laiengesellschaft in religiösen Dingen durch den Staat einverstanden ist. Das neue System der Trennung der beiden Mächte, — Klerus und Laientum, — das übrigens zum großen Teil nur auf dem Papier besteht, — ist eine augenblickliche Erleichterung für die Staatsgewalt, — ich gebe es zu, — allein das ist nicht die Lösung der Frage, da es auf dasselbe hinausläuft wie das mittelalterliche System: Eines mit dem Anderen verschmelzen, — das Laientum mit der Kirche. Demnach ist es diese gemeinsame Wirkung, die man mit der ganzen Theorie der Konfödate durch eine radikale Trennung zerstören will.

Heutzutage gehen die Ideen schnell. Vor zwanzig Jahren galt das Streben nach dieser Trennung für eine Trümmerei, — heute ist es eine Frage der Tagesordnung geworden. Die religiösen Fragen der Religion, — und die politischen Fragen der Politik überantworten, — das ist der einstimmige Ruf der Epoche! Aber die abenteuerlichen Royalisten von der Rechten sehen die Zeit und den Zeitgeist mit anderen Augen; sie machen einen neuen Versuch, die unmögliche geistliche Regierung einzuführen, sie rollen wieder diesen Sisyphos-Stein weiter und kompromittieren und zerstören dadurch von vornherein ihr eigenes Werk einer Restauration der legitimen Monarchie.“ —

„Lieber Himmel, ich sehe die Dinge beiläufig mit Ihren Augen, — doch stellen Sie sich für einen Moment auf meinen Platz; die Regierung ist gezwungen mit den Parteien zu laviere; wir können unser Ziel nicht anders als auf Umwegen erreichen. — “

Da ich in diesem Gespräch nicht fortfahren wollte, sagte ich: „Ich habe in Ihrem Vorzimmer den Bevollmächtigten Spaniens und Herrn Isaaß Pereira

getroffen, weld' letzterer mir flagte, daß er täglich 50 000 Franks durch die Unterbrechung seiner Eisenbahn infolge des abscheulichen Karlistenkrieges verliere. Welche Politik gedenken Sie eigentlich in Spanien zu verfolgen?"

"Eine Politik strengster Neutralität, über welche ich nicht mit dem Londoner Kabinet verständigt habe. In Frohsdorf und im Faubourg St. Germain ist man für die Sache des Herzogs von Madrid und unterstützt dieselbe, aber das ist nicht meine Politik; im Gegenteil, ich betrachte die Kombination mit dem Prinzen Alfons als die beste und die einzige, welche Chancen eines Gelingens hat." —

Hierauf sprach mir der Minister von seiner Absicht, das französische Diplomaten-corps im Auslande zu erneuern: „die Agenten Thiers' und seiner Republik können uns nicht behagen; wir brauchen sichere und dem monarchistischen Prinzip ergebene Diplomaten.“ —

„Ist es wahr, daß Fürst Drlow im Namen des Zaren zu Ihnen gekommen ist, um Sie zu bitten, den General Le Fló in Petersburg zu belassen?"

„Es ist richtig.“

„Und was beabsichtigen Sie zu thun?" —

„Diesen Gesandten durch einen andern zu ersetzen. Le Fló hält sich mit seinen Berichten streng an die Gortschakowsche Inspiration; dies die einfache Erklärung des Schrittes, den Rußland zu seinen Gunsten gethan.“ —

„In Petersburg und Berlin waren vielleicht Soldaten als Bevollmächtigte besser am Platze. Hätten Sie etwa solche in Aussicht?"

„Das wohl nicht, aber wir dürften sie finden. Könnten vielleicht Sie mir einige angeben, die zu diesen Posten tauglich wären?" —

„Das wäre mir ganz unmöglich.“ —

„Aber in Wien zum Beispiel.“ —

„Warum wollen Sie diesen Posten nicht Herrn von St. Vallier anweisen?" —

Der Minister hat eine sehr schlechte Meinung vom Marquis de Banneville: „Österreich verliert" — sagte er — „ebenso wenig durch dessen Rücktritt, als wir selbst." — Der Einzige, von dem der Herzog mit Anerkennung sprach, ist Graf Bogné. — Er will auch den Vicomte de Gontaud-Biron nicht in seiner Stelle belassen; wohl giebt er zu, daß der Vicomte seinem Lande gute Dienste geleistet hat, aber er glaubt nicht, daß derselbe nach der Befreiung Frankreichs auf dem Platze wäre, um ein unabhängiges Land zu vertreten. —

Der Minister ist von einer großen Gehässigkeit gegen Deutschland erfüllt. „Nachdem sie unsere Grenzen verstümmelt," — rief er — „vervollkommen die Preußen ihre Bewaffnung, beschleunigen den Wiederaufbau ihrer Festungen und beenden das Netz ihrer Militärstraßen, — gerade so, als ob es sich darum handele, gleich wieder einen Krieg zu beginnen, der eine neue Zergliederung Frankreichs zum Zwecke hätte. Dazu spielt sich Fürst Bismarck, dessen sogenannten Liberalismus die Welt doch zu gut kennt, immer als den großen Schutzherrn der französischen Republik auf, während er uns gleichzeitig einen erbitterten Krieg

macht . . . jeden neuen Tag einen neuen Krieg durch seine schändlichen subventionierten Zeitungen! Wohin will er denn mit alledem?“ —

Herr von Broglie erwähnte auch seiner Beziehungen zum britischen Kabinet. Nach seiner Versicherung haben sich dieselben fühlbar gebessert, seitdem man das System der Handelsfreiheit wieder angenommen hat. — „Aber,“ — fügte er hinzu — „unsere Politik wird dabei keinen Gewinn haben, denn England gilt in Europa nicht mehr recht als gleichgewichtige Macht. Nach Sedan ist es mit Waffen und Troß in das preussische Lager übergegangen; wie Sie ganz neuerlich bemerkt haben müssen, hat es ebenso in Asien abgedankt, denn seine Verlobung mit Rußland konnte nur um den Preis seiner Ruhe in Indien erkaufte werden. In Europa giebt es gegenwärtig weder eine Rücksichtnahme auf Verträge noch ein wirkliches Allgemeinsystem des Gleichgewichts; die große Strömung geht nach dem Interesse und der Allianz der Familie. Aber das Frankreich und das Oesterreich aus dem 18. Jahrhundert wissen, was sie diese unglückliche Politik alles gekostet hat!“

„Nun ja, — aber früher oder später dürfte es einen Gegenstoß geben, der die Tendenz einer Epoche, welche keine andere Religion als die Familie kennt, ausgleichen wird.“ —

„Ich wünsche es von ganzem Herzen.“ —

Endlich kam unser Gespräch auf das Projekt einer neuen Restauration. Ich erfuhr durch den Minister, daß nach den Berichten aus Troisdorf und den Besprechungen mit dem Grafen Chambord Aussicht vorhanden wäre, sich mit ihm auf eine Charte hin zu einigen, die der Versammlung nicht aufgenötigt, sondern zwischen ihr und dem Grafen freiwillig abgemacht werden sollte; immerhin hat aber die Sache einen großen Haken, da sich der Prätendent bestimmt weigert die dreifarbige Fahne anzuerkennen. „Er hat sich in der Sackgasse der weißen Fahne festgerannt;“ sagte Herr von Broglie, „für uns ist das gleichzeitig ein großes Hindernis und eine große Gefahr, denn wir haben es unbedingt nötig, schnell und einträchtig zu handeln. — Entweder wird das Königtum zu Ende des Jahres hergestellt sein oder es wird überhaupt nicht hergestellt. Andererseits verfügen wir heute nicht über eine militärische Autorität in der Art des strengen Marschall Davoust, der es nach den hundert Tagen wagte, der Armees den Wechsel der Fahne aufzunötigen. Heutzutage, nach Sedan, ist die Armee weder so unterwürfig noch so resigniert, wie sie es nach Waterloo war, und was die Hauptsache ist, Frankreichs Interesse verlangt kein solches Opfer seiner Ehre!“ —

Der Herzog von Broglie hat vollkommen recht; in dieser Sache ist er vom richtigen Gefühl der Situation beherrscht. Bei dieser Gelegenheit konnte ich auf seinem Gesicht die geringe Sympathie lesen, die er für die Person seines legitimen Königs und dessen antinationalen Präensionen hegt. Thatsache ist es, daß, wenn Graf Chambord auf den Thron gelangen sollte, der Herzog von Broglie ebenso entlassen würde, wie es mit Herrn Thiers geschehen ist. —

Graf Chaudordy, Mitglied der Versailler Versammlung, hat sich durch seine Leitung des Departements der äußeren Angelegenheiten während des Krieges und ganz neuerlich durch seine Aussagen vor der Untersuchungskommission sowie durch die Rolle, die er in der Koalition vom 24. Mai gespielt, bekannt gemacht. —

Seit alten Zeiten mit dem Klerus verbündet und persönlicher Freund Thiers' hat sich Herr von Chaudordy an die Rechte geschlossen und wurde infolge dessen von den Legitimisten dem Herzog von Broglie aufgedrängt. Dieser hat ihn zum Fürsten Gortschakow nach Interlaken gesandt, von wo er vor wenigen Tagen zurückgekehrt ist. Herr von Chaudordy hat den russischen Kanzler, wenn nicht gerade aufrichtig, doch sehr liebenswürdig gefunden. — So sagte letzterer z. B., daß jeder intelligente Mann ein doppeltes Vaterland habe: vor allem das seine und hierauf Frankreich! Für seine Person gestand er nur eine Schwäche zu haben, und zwar die für Frankreich. „Man hat dort ungemein viel Geist,“ — bemerkte er hierauf, — „aber man ist nicht immer gerecht und — manchmal auch zu leichtgläubig.“ So hätten auch in dem letzten Kriege mit Preußen viele Franzosen die Neutralität seines hohen Herrn scharf getadelt, aber gerade dadurch wurde Oesterreich in Schach gehalten (ein sonderbares Argument Frankreich gegenüber) und der Schauplatz der Kalamitäten in engere Grenzen gezogen. Übrigens wäre der Zar ein wahres Muster von unparteiischer und vollster Neutralität gewesen; man habe ihm vorgeworfen, nach der Schlacht von Wörth auf den Sieg der Preußen getrunken zu haben, das sei aber eine reine Fabel gewesen. Dieser Trinkpruch habe nie stattgefunden . . . und dann war es gewiß nicht Kaiser Alexander gewesen, der dem Kaiser Napoleon den Rat gegeben einen Angriffskrieg gegen Preußen zu unternehmen, — und wenn er ihn unternommen hat, so hat er wohl ganz allein die Verantwortlichkeit tragen müssen!

Diese ganze Verteidigungsrede pro domo war nichts als eine Erwiderung auf die Aussagen Herrn von Chaudordy's, auf welche der Kanzler übrigens schon persönlich in der Zeitung „Le Nord“ Antwort gegeben hatte. —

Herr von Chaudordy beschränkte sich darauf, zu bemerken, daß er durchaus nicht beabsichtigt gehabt, in seinen Aussagen die Politik des russischen Kabinetts zu tadeln, sondern daß er sich einfach damit begnügt habe, sie so darzulegen, wie sie thatsächlich gewesen, und daß übrigens der Fürst nicht leugnen könne, seine Herrn von Skimew gegebenen Instruktionen folgendermaßen zusammengefaßt zu haben: „Geben wir Frankreich immer gute Worte und viel Hoffnungen, ohne uns aber je in irgend einer Beziehung zu binden.“ — —

Nachdem diese Frage erschöpft war, kam der Kanzler auf Thiers zu sprechen, dessen Fähigkeit und politischen Wert er nie besonders hoch geschätzt hat, wie er sagte. — Im verfloffenen Jahre hätte man sich in den Pariser Salons sehr mit seiner Eingenommenheit für diese Person und mit seiner Intimität mit derselben beschäftigt, aber das war pures Geschwätz. Das Petersburger Kabinet hat durchaus kein Recht und keine Lust, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mengen, und er glaube, daß die beiden kaiserlichen Höfe von Berlin und Wien

dieselbe Verhaltenslinie einhalten — sollte das jedoch nicht der Fall sein, so wäre Rußland auch nicht dafür verantwortlich. — Das aber stünde fest, daß Rußland immer ein gelassener Zuschauer bei all dem bleiben würde, was sich im Innern Frankreichs ereignet. — Dieses allein hat zu bestimmen, unter welcher Regierungsform es bestehen will, und das russische Kabinet wird diesem Entschlusse kein Hindernis in den Weg legen, denn Rußland hat nur einen Wunsch und zwar den, den allgemeinen Frieden nicht getrübt zu sehen. —

Hierauf begann der Fürst von Deutschland zu reden: „Ich weiß,“ — sagte er — „daß Fürst Bismarck für Frankreich noch immer der Wervolf ist, aber vorläufig ist keine Gefahr vorhanden, daß er beißt; die inneren Angelegenheiten Deutschlands beanspruchen seine ganze Aufmerksamkeit; wir sind über diese Dinge besser unterrichtet als Sie in Frankreich, wo man immer von einem neuen Kriege mit Preußen träumt, was doch eine wahre Halluzination ist.“ — Und als *captatio benevolentiae* fügte der Fürst hinzu: „Die schwerste Bürde, die sich Fürst Bismarck auf die Schulter geladen hat, ist sein Feldzug gegen Rom und den katholischen Klerus, und ich weiß nicht, ob er daraus siegreich hervorgehen wird.“ —

Defensiongeachtet bleibt Fürst Gortschakow trotz seiner Kritiken und seiner unabhängigen Geberden für die preussische Politik unwandelbar eingenommen, die er sehr „festbegründet“ und „treu“ nennt. —

Im Ministerium des Innern hat man eine Liste von den Korrespondenten der ausländischen Blätter, besonders von denen der Kölner, Augsburger und mehrerer Berliner Zeitungen gemacht, da man mit der Absicht umgeht, besagte Korrespondenten nach der Räumung des Gebietes von seiten der Preußen auszuweisen. — Aus demselben Grunde sucht die Polizeipräfektur den Namen des Berichterstatters der „Kreuzzeitung“ zu erfahren, der, wenn man ihn entdeckt, ebenfalls über die Grenze geschafft werden soll. —

Die Angelegenheit der Restauration hat sich verzögert: die „weiße“ Nartheit und die letzten Erklärungen, welche Graf Chambord betreffs der Annahme der Krone abgegeben, haben viel Mutlosigkeit selbst in den Reihen der Rechten erzeugt: die monarchistischen Parteien und ihr Präsident spielen ein Spiel, mit dem sie sich gegenseitig den Untergang bereiten. —

Der Polizeipräfekt meldet dem Minister des Innern, daß ein Emissär des Herzogs von Modena an das karlistische Hauptquartier durch Paris gekommen sei, nachdem er mit dem Grafen von Algarra, Agenten des Herzogs von Madrid, eine Besprechung gehabt. —

Die Herzogin von Madrid befindet sich mit ihren Kindern noch immer in der Nähe von Bordeaux, auf einer Besitzung, welche Herrn von Caroson-Latour gehört. —

Die beiden royalistischen Parteien sind im Geheimen damit beschäftigt, eine Summe von zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen zu dem Zwecke zusammen-

zubringen, die verschiedenen Deputirten des linken Zentrums, der Linken und der bonapartistischen Partei zu erkaufen, um deren Stimmen für die Restauration der legitimen Monarchie zu erlangen. Der Herzog von Anmale soll deshalb der Regierung eine Summe von zehn Millionen Frank zur Verfügung gestellt haben. Im Ministerium des Innern hat man bereits eine Liste mit den Namen jener Deputirten aufgestellt, die zu bestechen wären. — Die royalistische Liga zählt auf einen Massenabfall der Bonapartisten, Herr Venlé meint die republikanischen und bonapartistischen Abgeordneten mit je hundert bis zweimalhunderttausend Franks gewinnen zu können.

Zu den Staatsausgaben ist man genötigt, die größte Sparsamkeit walten zu lassen, da Thiers vor seinem Rücktritt alle Kassen leeren ließ, um seiner Umgebung und seinen politischen Freunden seine freigebige Erkenntlichkeit zu beweisen. So hat beispielsweise Herr Venlé in seiner Kasse die bedeutende Summe von 500 Frank gefunden! —

Als ich gestern zu verschiedenen Besuchen, insbesondere auch ins auswärtige Amt fuhr, wurde mir daselbst von einem Bureauchef der politischen Sektion, einem langjährigen alten Freunde, zur vertraulichen Lektüre in seinem Kabinet ein ziemlich weitläufiger geheimer Bericht mitgeteilt. Der Bericht, welcher detaillierte Angaben über die preussische Wehrkraft, die Armierung und einzelne politische Geheimnisse enthielt, war augenscheinlich zu anderwärtigem Gebrauche vom Original kopiert, vermutlich um die Handschrift des Autors nicht bloßzustellen, — ohne Ortsangabe und Datum, was sich jedoch aus dem Inhalt des Schriftstückes deutlich ergab. —

Offenbar ist der Bericht von Berlin und ganz kürzlich hierher gesandt; er stammt sicherlich von einem höheren politischen Agenten, Franzosen oder Preußen, der dort mit dem goldenen Schlüssel arbeitet, denn ich weiß aus bester Quelle, daß seit Jahr und Tag von Versailles aus viel Geld zu geheimen Ausgaben nach Berlin gegangen ist.

1874. — Der Marschall-Präsident und der Minister des Auswärtigen gaben mir wiederholt den Wunsch zu erkennen, die Rückreise des Grafen von Chambord nach Frohsdorf zu benutzen, um mit dem Prinzen über einen Kompromiß der beiden royalistischen Parteien wenn möglich eine Einigung zustande zu bringen. Ob dieser Auftrag mir gelingen werde, ist mehr denn zweifelhaft, so viel ist aber gewiß, daß, wenn kein Einvernehmen der Art zustande kommt, die Auflösung der Versailler Versammlung und damit die Proklamation der Republik durch die neue Volkskammer ganz unvermeidlich ist.

Eben als ich in Wien ankam, wurde Graf Chambord infolge des Todes der Gräfin Louise Bardi nach Graß abberufen. — Er sandte seinen Kammerherrn, den Grafen Vanffay, zu mir, um sich entschuldigen zu lassen und mich zu benachrichtigen, daß er spätestens am 10. September wieder hier eintreffen würde, um welche Zeit er mich dann empfangen wollte. Bereits am 5. erhielt ich die Einladung, mich am 8. beim Grafen einzufinden, der an jenem Tage von Frohsdorf nach Wien kommen sollte. —

Der Graf empfing mich stehend. Was mir im ersten Augenblick am meisten bei ihm auffiel, war sein offner Blick, seine milde Zuorkommenheit, sein wohlwollendes und freundliches Lächeln. Adel, Güte, Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, — alle diese königlichen Eigenschaften stehen auf seiner Stirn geschrieben, — nur die politische Denkfraft fehlt diesem Gesichte; wenn man ihn so von nahe betrachtet, fühlt man sich zum Manne hingezogen, — aber man vermißt den König! —

„Schon seit geraumer Zeit spricht man mir von Ihnen,“ sagte der Fürst. — „Ich kenne Sie gleichzeitig durch Wien und durch Paris. Laurentie hat mir viel Gutes von Ihnen berichtet; ach, dieser arme Laurentie, — wie geht es ihm? Ich fürchte, mich nicht mehr lange seiner loyalen und guten Dienste erfreuen zu können! Die „Union“ ist mein Blatt, und Laurentie leitet dasselbe auf bewunderungswürdige Weise. — Sie sind nicht Franzose; als Fremder werden Sie über unsere Angelegenheiten mit mehr Ruhe und Unparteilichkeit urtheilen können als wir selbst. Es ist mir sehr angenehm mit Ihnen in aller Freiheit plaudern zu können, setzen wir uns.“ —

„Ich habe durchaus nicht die Präension, irgend jemand zu beeinflussen, da ich aus Erfahrung weiß, daß es um vieles leichter ist die Fürsten unter einander als die Fürsten mit den Parteien auszusöhnen, und wenn ich es gewagt habe, mich Eurer Hoheit vorzustellen, so geschah es, weil Ihre treuen Freunde in Paris mich dazu ermutigt haben. Als einfacher Reisender, der jedoch genau Frankreich und die Ideen der großen Kabinette über jenes Land kennt, habe ich gedacht, daß es Ihnen, Hoheit, vielleicht nicht unwillkommen wäre, einen alten, besonnenen und uninteressierten Beobachter über diese beiden wichtigen Punkte auszufragen.“

„Meine Freunde haben sehr recht gethan, daß sie Ihnen die Aufforderung zukommen ließen, mich aufzusuchen. Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen und die Ratschläge Ihrer großen politischen Erfahrung anhören zu können. Im Auslande, und besonders in Osterreich ist man der Meinung, daß ich die Krone um jeden Preis annehmen, daß ich den Thron besteigen und mich für alles Andere auf Gott und mein Gewissen verlassen müsse; aber in meiner Lage ist das eine ganz unausführbare Sache. Ich befinde mich einer Nation gegenüber, die sich in alle Regierungsangelegenheiten mengen zu müssen glaubt, — die über alles diskutirt, und welche besonders nie etwas fahren lassen will, was sie einmal festhält. — Mit einem solchen Volke muß man alles genau abmachen und von vornherein seine Bedingungen klar und offen stellen. — Da ist es in Osterreich anders; der Kaiser ist in Wirklichkeit nicht konstitutionell; — abgesehen von der

Form natürlich, ist er ebenso, und vielleicht noch mehr absolut, als es seine Verfahren waren. In Oesterreich macht man Gesetze, aber die Regierungsgewalt bringt sie zur Ausführung und dreht sie nach ihrem Belieben; — die konfessionellen Gesetze sind davon ein neuer Beweis: sie bestehen auf dem Papier, allein man hütet sich wohl, sie in Kraft treten zu lassen! In Frankreich wäre ein solches Verfahren nicht möglich. Sie sehen, ich halte Ihnen gegenüber meine Gedanken nicht zurück.“ —

Nach dieser Einleitung ging die Unterredung auf Europa über, — auf die Mächte und ihre gegenwärtigen Beziehungen zu einander. Unnötig ist es zu sagen, daß ich da mit Worten und Aufklärungen sehr sparsam war. — Der Graf glaubt ebensowenig an die Einigung Italiens wie an die Deutschlands! Auch zweifelt er nicht an der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes. Als ich ihm sagte, daß man sich in Frankreich und in den ausländischen Kabinetten der Hoffnung hingeebe, nach dem Tode Pius IX. die Gährung der religiösen Bewegung zu dämpfen und zu einem Einverständnis zwischen dem zukünftigen Papst und den Regierungen zu gelangen, protestierte der Graf gegen diese Voraussetzung, die er mit „reine Illusion“ bezeichnete, indem er hinzufügte, daß er dem gegenwärtigen Papste noch ein langes Leben wünsche, obwohl er überzeugt sei, daß sein Nachfolger nichts zurücknehmen und auch nicht den Syllabus widerrufen würde. —

Der Graf tadelte bitter das österreichisch-ungarische Ministerium, daß es einen Gesandten in Madrid beglaubigt habe. „Merken Sie sich,“ — sagte er, — „daß die drei Kaiser um vieles besser sind als ihre Minister, — Leute ohne Prinzipien, die nur von heute auf morgen leben. Kaiser Alexander hegt die besten Wünsche für meine Krone, — Kaiser Franz Josef hofft auf meine Thronbesteigung, und selbst Kaiser Wilhelm verlangt nichts Besseres, als den Tag meiner Restauration zu sehen, während ein Bismarck, ein Gortschakow und ein Andrássy mir politisch feindselig gesinnt sind. . . . Die Orleanisten geben sich viel Mühe wegen ihres Prätendenten, des Sohnes der Isabella, aber selbst wenn er auf den Thron gelangte, — was ich für eine Sache der Unmöglichkeit halte, — könnte es nur um den Preis einer Heirat mit einer preussischen Prinzessin geschehen. Das ist die prächtige Arbeit, an der sie sich jetzt abmühen und um welcher willen sie meinen Neffen¹⁾ dem Fürsten Bismarck opfern, — aber alles eins, mein Neffe wird dennoch triumphieren!“

Ich fühlte mich nicht bemüht, dem Grafen bezüglich seiner Ansichten über die Politik der Mächte zu widersprechen, da er ja doch in seiner gegenwärtigen Stellung nicht den mindesten Einfluß auf dieselbe ausübt. — Es drängte mich, auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu kommen, ohne jedoch meinen Wunsch, diese Frage vor allem zu berühren, merken zu lassen. Endlich brach er selbst das Eis, indem er mich fragte, was ich für Folgen aus dem bevorstehenden Zusammentritt der Versammlung voransähe.

¹⁾ Don Carlos. —

Ich erwiderte, daß die Versammlung ohne Führer sei, nachdem der Graf diesen Posten ablehne, und daß sie insofgedessen gezwungen sein würde, sich aufzulösen, ohne irgend etwas zu konstituieren; nach ihr müsse es aber dann unvermeidlichen Aufruhr geben, — vielleicht sogar Verbrechen, — und hernach das Unvorhergesehene und den Despotismus.

„Die Versammlung will von mir als Führer nichts wissen, — sie ist mir schlecht gesinnt!“ —

„In ihrer Majorität ist sie doch immer heute noch das, was sie bei ihrem Ursprung war, nämlich wesentlich monarchistisch.“ —

„Ja aber eher monarchistisch im modern konstitutionellem Sinne als in jenem der Traditionen einer alten legitimen Monarchie.“ —

„Darum müßte man zuerst die Monarchie herstellen; die Legitimität wird sich notwendigerweise von selbst einstellen. Sie, Hoheit, sagen: Zuerst das Prinzip und dann die That; ich aber sage nach dem Geist des Jahrhunderts, und jeder praktische Mann wird es mit mir wiederholen: Zuerst die That, und dann das Prinzip, denn wer sich zum Herrn der That macht, ist schon dadurch allein auch Herr des Prinzips.“ —

„Sehr gut; wie aber das erreichen?“ —

Ich erwiderte nun, daß das Hauptaugenmerk auf eine Versöhnung der beiden royalistischen Parteien zu richten sei, denn solange diese auseinandergingen, wäre an eine Herstellung der Monarchie nicht zu denken. —

„Nun gut; mögen Sie es wissen, ich bin durchaus nicht einem solchen Plan abgeneigt, aber ich weise jeden Kompromiß zurück, der nur zum Vorteil der orleanistischen Partei angestrebt würde. Man verlangt von meinen Freunden, für die konstitutionellen Gesetze zu stimmen, zu wessen Gunsten aber? Zu Gunsten des Marschalls und seines Septennats. — Man will eine erste Kammer errichten; wir fragen: für wen? Und man antwortet uns wieder: für den Marschall! Das ist nun alles weder recht noch aufrichtig. Ich zweifle nicht an guten Glauben des Marschalls, — aber sein Septennat ist nichts als eine orleanistische Chimäre; diese Improvisation hat keine Begründung, ebensowenig als sie eine Dauer haben kann. — Die zukünftige Wahlkammer wird dem Marschall die Republikanermühe aufzwingen, was ihn immer nicht davor retten dürfte, früher oder später von seinem Posten vertrieben zu werden. Herr Thiers wird sich mit allen Kräften dabei beteiligen und mit ihm so viele andere seiner Gattung. — Warum also zur Macht jener beitragen, die aus Ihnen den Sockel ihrer zukünftigen Gewalt machen wollen? Und Ihre erste Kammer? Sie wird zur Frühgeburt werden!“ —

Das Mißtrauen des Grafen gegen den Marschall ist ein ungeheures. Bezüglich des Herzogs von Broglie verkennt er nicht die Talente und die große Bildung desselben, — im Gegenteil, er erweist den Eigenschaften des Staatsmannes volle Gerechtigkeit, da er, wie er zugiebt, nach Thiers die hervorragendste Persönlichkeit in der Versammlung ist, aber er beeilte sich hinzuzufügen: „Der Herzog ist mein persönlicher Feind; er ist für mich ein Mißgeschick, ein Mißgeschick durch

sein thätiges, heftiges, unermüdeliches Agitieren gegen mich; er hat im Interesse der Prinzen von Orleans und seiner konstitutionellen Ideen die guten Gesinnungen seiner Partei von mir abwendig gemacht; er ist's, der bis jetzt meine Thronbesteigung vereitelt hat, und er trägt die Schuld an der Entzweiung der Karlisten! Diese große Geschäftigkeit gegen meine Familie hat er von seinem Vater geerbt. Wenn er es wollte, wäre der Kompromiß der beiden royalistischen Parteien schnell gemacht, — leider bin ich aber überzeugt, daß er einer ähnlichen Annäherung abhold ist, gleich wie jedem Projekt einer Restauration. Sein geheimes Ziel ist, wie man mir sagt, das, den Herzog von Anjou zur Präsidentschaft der Republik gelangen zu lassen; das scheint mir höchst wahrscheinlich.“ —

Dem Herzog von Decazes wirft der Graf seine Politik in Spanien vor; er sagt von ihm: „Ich habe eine große Schwäche — nicht für den Mann, aber für den Namen!“ . . .

Ich konnte während unserer Unterredung bei dem Grafen ein blindes Vertrauen auf seine Berufenheit bemerken, das jedoch mit einer außerordentlichen Schüchternheit vermennt war, — ein festes Beharren bei seiner Meinung, — und gleichzeitig doch ein vollkommenes Geltenlassen jener der andern. Die Fehler des Grafen Chambord sind ebensogut in seiner Intelligenz zu suchen wie in seinem Charakter. Der Intelligenz mangelt es an Horizont, — besonders aber an der Kenntniß der neuen Epoche und des neuen Frankreich; was seinen Charakter betrifft, so halte ich ihn für unfähig eine erste Initiative oder irgend einen spontanen Entschluß zu fassen. Das ist ein sicheres Kennzeichen der Abwesenheit jener Eigenschaften, welche den Souverän und den Regierungsmann ausmachen. Graf Chambord hat sein Vertrauen auf sich selbst, — dies der Grund, warum er den andern mißtraut. Er mag sich selbst täuschen, aber sicherlich wird er nicht trachten einen andern zu täuschen; er ist mehr durch die Eindrücke als durch die Ideen beherrscht, und ich halte ihn für fähig, mit derselben Leichtigkeit nachzugeben, mit welcher er sich zu Gunsten einer Meinung und einer Sache stemmt. — Auch halte ich ihn weder für fanatisch noch für unterwürfig, immerhin aber, falls er den Thron bestiege, würde ihn der „Christ“ ebensogut ins Verderben stürzen wie der „einseitige und starre Politiker!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)



Auf dem Hademutshofe.

Erzählung

von
Henning Schönberg.

(Schluß.)

Am andern Morgen nach der Frühmesse saß der Münsterbruder auf der Stube des Pfarrers. Dieser war dem Mönche wohl gesinnt und hatte ihm willig in seinem Hause Herberge geboten, so lange er wolle, was nicht alle

seiner Auntsbrüder thaten, denn es herrschte meist Feindschaft zwischen den Weltgeistlichen und den Klosterleuten, namentlich aber den wandernden neuen Mönchen, welche sich in die Seelsorge eindrängten und die Eiferucht der Pfarrer erregten.

Bruder Reinhart war ziemlich stumm, und das Gespräch stockte oft; auch antwortete er auf des Pfarrers Rede verkehrt.

„Ihr sinnt wohl auf eine neue schöne Predigt, Sohn des heiligen Franziskus; denn Eure Gedanken schweifen von meinen Worten ab?“

„Das ist es nicht; ich rede, wie der Geist mir es giebt, und brauche kein langes Studium, wenn ich erst meinen Text habe, aus dem sich alles selbst entfaltet, wie der Halm aus dem Saatkorn. Aber ich saß zur Beichte, und da lernt man nie aus; und wenn man in die Tiefe schaut, wie sie in manchem Herzen liegt, da verfolgen uns die Gedanken über das Geheimnis der menschlichen Seele.“

„Wenn Ihr so lange des geistlichen Amtes walten werdet als ich, Bruder Reinhart,“ sprach der Pfarrer, „dann werdet Ihr es leichter nehmen. Was hört man denn als die stete Wiederholung derselben Sünden? Freilich mag Euch Wanderpriestern manch scheues Wildpret in das Garn laufen, das uns ordentliche Beichtväter meidet. Aber nehmt auch das nicht zu schwer. Wenn sich der Arzt um jeden Kranken grämen wollte, was müßte ans ihm werden? Er würde bald kränker sein als der in der schwersten Sucht liegt.“

Reinhart seufzte und nahm seinen Stab.

„Wohin geht Ihr heute?“ fragte der Geistliche.

„Auf den Hademutshof, Pfarrer!“

„So grüßt den Hildbold von mir und die Ermlind. Das ist eine sanbre Dirne und klug fast wie ihr Dhm, der weithin der schlaueste Meier ist.“

Der Franziskaner ging. Der Pfarrer sah ihm nach und dachte bei sich: „Wärst Du nicht ein so lieber, treuer Mensch, der einem das Herz abgewinnt, so möchte ich dich um die Ermlind beneiden. Ich weiß, daß sie Dir heute gebeichtet hat und daß die Gedanken, die Dein Hirn unnebeln, aus ihrer Beichte aufsteigen. Wenn es Zeit sein wird, kommt der Hildbold zu mir in den Beichtstuhl. Der wird weniger Kopfzerbrechen geben.“

Über das Gatter des Baumgartens lehnte Ermlind und schaute den Abhang hinunter nach dem Dorfe. Sie stand in Tränen, aber die Tränen waren heller, und die Brust fühlte sich leichter als seit Monaten, denn sie hatte alle ihre Last dem Minderbruder vorgelegt, wirr und durcheinander, aber er hatte sie verstanden, er hatte sie getröstet und ihr gesagt, daß er sie in der einfachen Christenlehre unterweisen wolle, damit der Irrtum für immer von ihr weiche. Sie hörte noch die sanfte Stimme des Mönches wie ein ferne Glockengeläut, und seine Augen spiegelten sich in ihrem Gedächtnis wieder, die sie so mild und teilnehmend ansahen. Es zog sie zu dem Menschen in der häßlichen Kutte, denn er hatte, was keiner sonst ihr spenden konnte, das Wasser des Lebens.

Da stieg er nun vom Dorfe herauf. Die heiße Augustsonne brannte auf

seinem nackten Scheitel und Hals, und schwer fiel das grobe Gewand um seine Glieder. Was hatte diesen Mann in die Rutte getrieben? Das Gerücht ging durch die Leute, er sei aus edlem Geschlecht; sein Bruder reite im Gefolge des Kaisers, seine Mutter sei mit dem Baiernherzog verwandt; er selbst habe noch vor wenig Jahren Schild und Schwert geführt und die Pflege von drei Burgen des Reiches gehabt. Nun war er ein Bettelmönch und ließ sich seine dürftige Nahrung von den Bauern schenken. Aber freilich mehr gab er dafür als ein König, das hatte Ermlind erfahren, und heller klang das Gold seines Mundes, als die Stücke des Nibelungenschazes geklungen haben konnten, die Schilbung und Nibelung vor dem hohlen Steine teilen wollten.

Sie wußte auch seit heute früh, was ihn aus dem Halsberg in das Mönchs-kleid getrieben und warum er das Ritterschwert mit dem Bettelstabe vertauscht hatte. — Die Liebe zu den Menschen war es, deren Elend ihn bewegte. Ihm selbst war das Herz durch ein furchtbares Schicksal erschüttert worden; was es gewesen, wußte sie zwar nicht, aber er hatte ihr es angedeutet. Da hatte er sich aus der Welt in das Kloster geflüchtet und aus dem Kloster zog er unter die Leute, um ihnen von dem Heil zu spenden, das ihm zur Verwaltung gegeben war. „Die Welt ist eine Hölle,“ hatte er ihr heute früh gesagt, „wenn dem Menschen die Liebe fehlt; und sie wird ein Paradies, wenn man Gott dient und seinen Geschöpfen.“

Bruder Reinhart war nun nahe gekommen; er schaute zu ihr hinauf und winkte einen Gruß.

„Du erwartest mich, Ermlind!“ rief er ihr zu.

„Ich harre Euer und heiße Euch an der Stelle willkommen, da mein Vater von mir geschieden ist.“

„Ich komme Dir ein zweiter Vater zu werden und dir ein Erbe zu geben, das keiner Dir rauben kann. Nur Du selbst kannst es vergenden, so Du thöricht wirst.“

Unter dem größten Baume des weiten Gartens stunden zwei Bänke, auf die eine setzte sich der Mönch, auf die andre Ermlind. Und er begann ihr von Christus und der Samaritanerin zu erzählen und knüpfte in klarer Rede die wichtigsten Lehren der Schrift daran. Er sprach von der Dunkelheit der Welt, in welche der Heiland herabgestiegen war. Er sprach von dem Heidentum und wie die Götter der Heiden der menschlichen Seele keinen Trost geben können, weil sie von Menschen aus der eiteln Einbildung gemacht seien, daß sie ihren Gott sich selbst erdenken könnten. In diese Menschengötzen habe sich der Satan mit seinen bösen Geistern eingenistet, der überall die Seelen zu fangen und zu verderben trachte. Denn der falsche Glaube führe zur Verzweiflung, zur Sünde und zum Tode. In der Verzweiflung habe sie schon tief gesteckt und davon und von Sünde und Tod wolle er sie nun retten.

Wohl könnte man Mitleid fühlen mit der Festigkeit ihres Vaters, in der er zu dem Glauben seiner Väter, wie er gesagt habe, gehalten. Aber diese Festigkeit sei doch nur ein blinder Trost gewesen, eine Aufstehung gegen das Gesetz, das

seit Jahrhunderten über dem deutschen Volke stehe. Es sei eine falsche Treue gewesen, denn die wahre Treue gehöre nur dem wahren Herren, und der rechte Herr sei Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist, dem jeder verlobt sei, welcher getauft ward.

„Was du in den Göttern suchtest, welche unsere Vorfahren im dunklen Drange, aber irrend und machtlos sich gemacht hatten, das findest du erfüllt in dem geoffenbarten dreieinigen Gotte der Christenheit. Ringe dem Vorbilde nach, das uns Christus, der menschgewordene Gottessohn, gegeben hat, sich der Liebe zu den Menschen zu opfern. In einem Leben voll Dienst gegen die Nebenmenschen und vor allem gegen die Armen und Elenden nimm die Buße für deinen Irrtum auf dich. Mit der Buße wirst du die Gnade Gottes empfangen, die jedem gespendet wird, der in der Liebe dient. Und so frage ich dich, Ermlind, Hademuths Tochter, willst du in Liebe Gott dienen und deinen Mitmenschen?“

Sie sah dem Mönch fest in die Augen und sprach mit bewegter Stimme: „Ich will es thun von nun an bis zu meinem Ende.“

„Morgen früh in der Messe werde ich dir das Sakrament des Altars darauf reichen, Ermlind, und du wirst morgen deinen Dienst beginnen, indem du die alte Adelhild nährst und pflegst, die von allen verlassen in ihrer Hütte am Walde drüben liegt.“

Bruder Reinhart erhob sich und segnete das Mädchen, das seine Hand an die Lippen zog.

„Behüte dich Gott, meine Tochter!“ sprach er freundlich; „ich lasse dir den Frieden.“

Jenseits der Kirche von Lengbach hinter dem letzten Hofe nahe am Walde lag die Hütte der Adelhild. Sie war eines Hörigen Witwe und hatte niemanden; sie lebte von dem, was der Freibauer, dem sie gehörte, ab und zu gab. Seit Wochen lag sie krank, von keinem gepflegt, von keinem besucht. Bruder Reinhart hatte sie auf einer seiner Wanderungen aufgefunden.

Das kleine Balkenhäuschen war zerfallen; die Thür, welche allein Luft und Licht hinein und den Rauch hinaus ließ, lag aus ihren Angeln vor der Öffnung. Ermlind brauchte daher nicht erst die Schnalle zu ziehen. Sie trat in das dumpfe Innere und erblickte in einem Winkel ein jämmerliches altes Weiblein auf Moos und Heu.

„Grüße dich Gott, Adelhild!“ sprach sie.

„Danke der Jungfrau vom Hademuthofe,“ tönte es ihr leise entgegen. „Was wollt Ihr bei mir?“

„Ich will dir dienen, Adelhild.“

„Mir dienen? — die reichste Maid im Gau dem ärmsten, elendesten Weibe? — Ihr wollt mein spotten!“

„Nimmer habe ich Spott getrieben und am mindesten heute, Adelhild! — Hast du Hunger und Durst?“

„Gestern Mittag aß ich die letzten zehu von den Bohnen, die mir der Bauer vor acht Tagen geschickt hat. Um Gott! füllt mir den Krug mit Wasser an der Quelle draußen, die Kehle ist mir dürre, und ich bin zu schwach, selbst hinaus zu gehen.“

Ernlind holte das Wasser und gab der Alten von dem Brei, den sie mitgebracht, und sie labte sich gierig.

„Gott vergelt's Euch, Jungfrau, tausendmal im Himmel oben!“

„Du bist krank, Adelhild! nimm von diesem Tränklein, es wird dich stärken.“

Mißtrauisch erst, dann aber dankend, als sie in Ernlinds Augen gesehen, schlürfte die Alte von dem Trank der Jungfrau.

„Die Nächte werden kalt, du frierst wohl, zumal die Thür herausgefallen ist aus den Angeln?“

„Ich friere auch bei Tage auf meinem Lager. Habe kein Blut mehr. Ach das Alter thut der verlassenen armen Wittib gar wehe.“

„Du sollst nicht hier bleiben,“ sprach Ernlind. „Hier mußt du zu Grunde gehen.“

„Kommt nicht darauf an,“ erwiderte die Alte; „je eher, je besser, bin dann keinem mehr zur Last. Einen Winkel im Freithof giebt mir wohl der Pfarrer.“

„Ich nehm' dich auf den Hadenmuthof. Dein Bauer wird nichts dawider haben. In unserer leeren Badstube kann ich dich besser pflegen.“

„Wie soll ich aber hinüber kommen? gehen kann ich nicht!“

„Ich trage dich, Adelhild, ich bin stark genug.“ Sie nahm ein breites Tuch, derb von Hanf und Berg gesponnen, das an einem Balken hing, und schlug es um die Greifin; dann rückte sie die Bürde auf den Rücken, die Alte schlang ihre Arme um des Mädchens Hals, und so schritt Ernlind den Berg hinab.

Sie mußte mitten durch das Dorf, wo die Höfe am engsten an einander lagen. Daran dachte sie erst jetzt im Freien draußen. Sie zauderte einen Augenblick, aber nicht länger und schritt rüstig vor sich.

Auf dem Platz unter der Kirche im Schatten der Linde stunden junge Gesellen bei einander, Junker Adelmar darunter. Sie hatten von weitem schon das Mädchen mit der Bürde gesehen, glaubten aber, es sei irgend eine Magd mit Keisicht oder Hen. Erst in der Nähe erkannten sie Ernlind und brachen in helles Gelächter aus.

„Ernlind, Ernlind! schau, hast dir dein Urähnel geholt? — Dich nähmen wir lieber auf den Rücken; geh her! wollen dich tragen, wirf das Ähnel in den Bach!“

„So weit bist du kommen, Kegerkind,“ schrie Adelmar, „daß du die alten Weiber auf deinen Hof schleppst? Stolz scheinst du heute nicht mehr?“

Jedoch spotteten sie nicht zu lange. Eberolt kam herzu, und als er sah, was vorging, fuhr er die Gesellen hart an: „Schämt Euch die Jungfrau zu höhnen, von der wir nur gutes wissen und die manchem unter uns schon wohl gethan hat. Laß mich die Bürde von dir nehmen, Ernlind, eine Ehre ist für jeden zu thun,

was du thust. Kommt, Gohrecht, bringe die Tragbahre aus dem Hause, wir legen die Udelhild darauf, das dünkt mich das beste."

Rasch war die Bahre zur Hand. Die jungen Männer hatten verlegen den Platz verlassen, denn oben von der Freithofsmauer schaute der Pfarrer und rief herab: "Du bist doch die frömmste Magd in der Pfarre, Ermlind, Gott vergelte es dir!"

Die Träger der Udelhild schritten zu dem Hademuthofe hinauf; die Jungfrau eilte voraus, um für ihren Pflegling zu sorgen.

Die Badstube des Hofes war ein Spital geworden. Udelhild lag in der einen Kammer, in der anderen hatte am nächsten Tage ein Holzknecht Aufnahme gefunden, der von einer Steinwand abgefallen war und den ganzen Leib zerschlagen hatte. Ruhig und milde, unermüdet und mit sanfter Hand pflegte Ermlind die Kranken, erquickte sie und verband die Wunden geschickt und hatte stets ein tröstendes Wort. Dabei ließ sie die Aufsicht über die Mägde und die Küche nicht aus der Hand. Hilbold half ihr ohne eine Wort über etwas zu sagen, aber seine Augen sprachen: „ein Stolz ist die Ermlind für den Hademuthof!" Zuweilen fuhr es freilich düster über seine Stirne, dann dachte er an Albrun. „Für die ist das Mädchen verloren, und was soll daraus werden. Und was soll aus mir selbst werden?"

Bruder Reinhart predigte in einem andern Thale. Erst nach acht Tagen kam er wieder nach Lengbach und auf den Hof. Ermlind führte ihn zu den Kranken und erklärte ihren Willen, daß die Badstube ein Spital bleiben solle, so lange sie lebe, wozu Hilbold nickte. Der Mönch lobte den Vorfaß und am andern Tage brachte er ein Kreuzifix und heftete es draußen neben der Thür des Häuschens an, auf die er mit roter Farbe malte Patrono S. Francisco. Er segnete und weihte die Badstube und gab Ermlind ein Pergamentblatt, darauf war das Bild seines Ordenspatrons fein gezeichnet. Er bezeuge ihr damit, wie hoch er sie schätze, denn ein Freund in Welschland habe ihm das Gemälde geschenkt, der ihm sehr teuer sei.

Ermlind hub das Blatt in ihrer Lade bei dem Fürspan und dem Schmuckgürtel auf, der von den Ahnfrauen auf sie geerbt war, und alle Morgen sah sie es an und dachte des Sohnes des heiligen Mannes weit mehr als S. Francisci selber.

Was war das, was sie zu dem Minderbruder zog mehr als zu irgend einem Manne? War das die Liebe? war das die Dankbarkeit nur, daß er ihr den Frieden gegeben, der nun in ihr wohnte? Sie wußte es nicht genau, aber sie wußte, daß dieser Mann Gewalt hatte wie noch kein Mann, und daß sie ihm folgen würde, wohin er rief, und daß sie thun müsse, was er geböte. Und dann sprach sie wieder zu sich: „Wenn du ihn liebtest, was gäbe das? Er ist ein Mönch und darf kein irdisch Weib lieben, du kannst nimmer die seine werden." Ihr alter Stolz sprang in ihr auf: „Er darf dich nicht lieben als ein anderer und

er thut es auch nicht. Er ist kein Mann, er ist ein Mönch! Wenn Ermlind die Hademtinge liebt, verlangt sie den zu eigen, dem sie gewogen ist. Darum riegle dein Herz zu und laß den Mönch nicht hinein, der nur als Dieb darin sich verstecken mußte.“

Ja den Frieden hatte sie wohl, denn sie war des Zwiespalts ledig zwischen den Heidengöttern und dem Christengott und sie fand Trost und Zuversicht in dem Glauben. Liebe hatte sie auch zu Gott und den Menschen. Aber die Liebe, welche selig macht für diese Welt, hatte sie nicht.

Der Herzog Liutpolt von Österreich, der Glorreiche von Schmeichlern genannt, hatte wieder eine Keßerheße befohlen, denn es war seine Freude, an der Donau und an der Rhone und am Jordan die Ungläubigen in den Tod zu jagen. Predigermönche und Schergenhaufen strichen durch das Herzogtum nieder und ob der Enns und spürten nach denen, welche unkirchlicher Meinungen anrücklich waren. Und es war böser Ernst, denn viele brannten auf der Hürde. Da gingen nicht wenige, welche bei der Geistlichkeit oder den Richtern übel angekerbt stunden, heimlich in das Gebirge. Die einen schlugen ihre Hütten einsam in der Wildnis auf, wo sie am unwegsamsten war. Die andern thaten sich zusammen und waren im Zorn der Verzweiflung entschlossen sich zu wehren, wenn man sie greifen wolle. Aber es war doch nur ein kleines Häuflein gegen die Herzoglichen. Nur wenig alte Heiden gab es darunter; die meisten hingen mancherlei christlichen Sekten an, die sich von der Kirche gefondert hielten.

Hildbold war seit längerer Zeit düster und still. Wenn er Ermlind ansah, zitterte der Schmerz über sein wetterfestes Gesicht. Da sprach sie einmal zu ihm:

„Ohm, geh' zu dem Pfarrer oder zu dem Minderbruder!“

„Das hilft nicht mehr,“ antwortete er kurz.

Er war zuweilen ein paar Nächte aus, auch kamen freunde Männer im Dunkel und sprachen heimlich mit Hildbold. Und als die Herzoglichen weiter die Donau aufwärts kamen und in kurzem im Gau sein mußten, da trat er abends vor Ermlind, zur Fahrt gerüstet, den Ser in der Hand, den Bogen über der Schulter und das Beil im Gürtel. Er sprach:

„Ermlind, meine Mistel, wir müssen scheiden. Du siehst mich zum letzten Male. Sei stark, es muß eben sein. Albrun hat mich zu sich gefordert; ich schwur ihr einst, daß ich komme, so sie gebiete. Der Meisterknecht, der Engelmar, wird dir fest zur Seite stehn, du kannst ihm trauen. Auch die andern hängen an dir, wie du weißt und verdienst. Gegen das Keßgericht werden dich Pfarrer und Mönch schützen. So lebe denn in Frieden. Ich fahre zu Wotan. Mein letzter Gedanke wird meine Ermlind sein.“

Er sprang über das Gatter in der Hecke ohne sich umzusehen und war rasch verschwunden. Ermlind schaute ihm starr und stumm nach, dann ging sie auf ihre Kammer und weinte bittere Thränen. Der als Vater sie beschirmt hatte, war von ihr gegangen. Sie stand nun ganz einsam, die letzte ihres Hauses.

Wenige Tage später zog das Keckergericht in Lengbach ein. Die ganze Pfarre war auf den Freithof entboten. Vor der Kirchthür saßen drei Mönche und ein herzoglicher Richter, daneben stunden die Schergen in Eisenhut und mit dem breiten Schwert. Nach der Reihe wurden die Männer und Weiber von einem Zettel durch einen Mönch abgelesen und gemeines Zeugnis über die Keinheit ihres Glaubens verlangt. Als Hildbold aufgerufen ward, trat der Pfarrer vor und sprach:

„Er ist über das Gebirge gegangen und wird nimmer wieder kommen. Denn er hat einen Dienst bei einem hohen Herren im Innthal genommen, wie er mir sagte. Zum Abschied hat er der Kirche des heiligen Leonhard ein Licht geopfert, zehn Pfund weißen Wachses schwer.“

„Nun, der Sperber ist ausgeflogen,“ sprach der Richter, „aber die Taube ist daheim, Ermlind schreibt sie sich vom Hademutshofe. Welch' Zeugnis verlautet über das Kind des flüchtigen Mannes, der mit bösen Kreuzen auf meiner Rolle eingeschrieben steht?“

Da sprach der Pfarrer: „Ein gutes Zeugnis, Herr Richter, das beste, das ich über ein Pfarrkind geben kann. Ermlind ist eine Zier der ganzen Pfarre; ich büрге für sie mit meinem priesterlichen Worte, daß sie eine rechtgläubige Christin ist.“

Und der Minderbruder trat vor den Tisch und sprach mit seiner hellen schönen Stimme, daß es weithin lautbar war: „Wollte Gott, daß die hier richten über den Glauben, so reinen Herzens seien und so fest in der Liebe zu unserm Heilande als die Jungfrau vom Hademutshofe. Geht hinaus auf den Berg und schaut die Werke der Barmherzigkeit, die sie an Sicken und Armen übt. Ich zeuge für mein Beichtkind Ermlind.“

Und wie aus einem Munde erhoben sich die Stimmen der Männer und Frauen ringsum und alle riefen:

„Wir bürgen für Ermlind.“

Da erhob sich der Richter und schrie: „Ist keiner da, der Zeugnis ablegt gegen Ermlind vom Hademutshof? Er trete frei vor, es scheue sich keiner, ich schütze ihn!“

Eine lautlose Stille flog über die Menge, dann rissen die Männer ihre Messer und Schwerter aus den Scheiden, und aus einem Munde schallte es: „Wir bürgen für sie gegen jeden, wir Männer der Pfarre schützen sie!“

Der Mönch Reinhart war zu Ermlind getreten und reichte ihr das Kreuz seiner Betschnur zum Kusse. Alle schlossen einen Ring um die Jungfrau, und nach einer Weile begann der Richter in der Verlesung der Namen weiter zu gehn. Keiner aber ward als Kecker gemeldet.

Der Hademutshof bekam an dem Richter und seinen Schergen eine starke Einlagerung für die Nacht. Ermlind gab, was verlangt ward, und blieb bei ihren Kranken in der Badstube. Am andern Morgen zog das ganze Gericht in

das Gebirge hinein, und der Meisterknecht erzählte der Jungfrau, einer habe ihm gesagt, es gelte dem Donnergraben. Oben auf dem Buchberge werde ein stärkerer Haufe zu diesem hinzustößen, denn es seien viele Keßer drinnen beisammen. Das Mädchen bebte innerlich wie Espenlaub, wie ein Schwert durchdrang sie der Gedanke an den Dheim.

Die Herzoglichen hatten gute Führer gewonnen und fanden den Weg vom Buchberg zur Himmelache und den Pfad durch diese in den Donnergraben. An der Doppelseche stiegen sie aus dem Bache auf die Alpe hinauf und ordneten sich dort, als ob es gegen einen Feind gehe. Ruhig blickten die grauweißen Steinriesen mit den beschneiten Köpfen auf die grüne Hochfläche hinab, die nicht mehr bunt wie im Juni war. Aber auch jetzt noch lag eine wunderfame, duftige Stille darüber, und die Gewaffneten und die Mönche hielten im Gange an, von dem Zauber ergriffen. Dann aber scholl ein scharfer Ruf des Anführers, und es ging vorwärts, auf den Wildfrauenstein zu. Unhörbar fast schritten die Männer durch das Gras; nur das Klirren der Waffen und das Beten der Mönche rauschte durch die Luft.

Der Zug nahte sich dem hintersten Felskessel. Der Anführer hatte den Graben und Wall erschant und theilte seine Leute in drei Scharen. Die erste schritt rasch vorwärts, die zweite folgte langsamer, die dritte blieb stehn. Man sah niemanden, man hörte keinen menschlichen Laut, nur zwei Adler zogen hoch oben ihre ruhigen Kreise.

„Ist das Heidenwolf entwichen?“ fragte der Hauptmann. Da sauste über den Wall herüber ein großer Stein und schlug den Mann nieder, den jener gefragt hatte. Ein Steinregen folgte nach — es waren scharfe wuchtige Kalkbrocken — und der erste Haufe löste sich auf und floh zurück. Der Predigermönch, der dabei war, lag blutend am Boden. Sein Schädel war zerschmettert.

Der zweite Haufe hatte den ersten wieder zum Stehn gebracht und rückte rasch vor, die Bogenschützen und Speerschwinger voran. Als sie dem Graben sich näherten, sprangen sie gleich dem Winde vorwärts, in den Graben hinein und am Wall in die Höhe. Oben aber stürzten viele zusammen, denn Pfeile und Spieße bohrten sich in sie. Mehr und mehr doch der Herzoglichen eilten herzu, auch die dritte Schar kam heran, und ein Mordgewühl erhob sich, Mann gegen Mann. Mancher Mutter Kind sah zum letzten Mal das goldene Sonnenlicht.

Die hinteren drängten vorwärts und schoben sich über den Wall hinüber auf die Wiese. Oben blieben nur die Mönche stehn, streckten die Kreuze hoch in die Luft und sangen das Miserere. Drüben hinter den Heiden auf einem Felsblock stand Albrun in ihrem langen, weißen Gewande, vom Erzgürtel umspannt, und hielt eine hohe Stange, von der ein Kopfschädel mit weißer Mähne gegen die Feinde schaute. Sie sang laut ein uraltes Lied von Eru und Wuotan und zeichnete mit ihrem Stabe wunderfame Linien in die Luft. Über dem blutigen Menschengewühl sah der Berchtenkopf herab mit den steinernen Zügen.

Unter den Heiden und Keßern ragte ein Mann hervor, der ein Bärenfell um die Schultern trug, dessen Kopf wie eine Maske tief über sein Gesicht hing.

Er fällte mit seinem Beile rechts und links die Feinde nieder und hatte schon zweimal sich die blutige Bahn hin und zurück gehauen. Es war Hilbold. Da traf ihn ein Speerstoß in die Seite. Er wankte, aber hieb sich noch aus dem Gewühl hinaus. Im Freien stürzte er zusammen. Doch richtete er sich wieder halb auf und verstopfte die Wunde mit Gras. Langsam kroch er weiter. „Ich habe genug,“ murmelte er, „der Tod hat mich gezeichnet. Hier aber darf man mich nicht finden, um Ermlinds willen. Meine Kraft reicht noch aus bis zum Waldesdicke. Dort will ich mich strecken und sterben wie der todwunde Hirsch.“

Keiner hat ihn ferner gesehen. —

Und Mann fiel auf Mann. Der Herzoglichen kamen drei auf einen Gegner; so blieben ihrer noch genug übrig, als der letzte Ungläubige zur Erde sank.

Als es mit dem Mäurerorden zu Ende ging, war Albrun von dem Stein gestiegen. Sie hatte sich vor dem Berchtenkopf und dem Wildfrauenberg verneigt und war in ihre Höhle gegangen. Die Mönche stürzten ihr nach mit einigen Schergen. Als sie jedoch zu dem Eingang in den Berg kamen, schlug ihnen rote Lohe daraus entgegen. Reißicht und Dornen, die sie längst dafür gerichtet, hatte sie rasch von innen vorgehoben und entzündet. Aus dem Rauch, der aus den Lufen der Steinwand qualmte, erkannte man, daß es auch drinnen brenne. Und als der Rauch nach einigen Stunden aufhörte und sich die Feinde in die geschwärzten Gänge wagten, fanden sie alles drinnen ausgebraunt. In der Mitte der Höhle lagen in dem glühenden eingestülkten Scheiterhaufen die Überreste der Heidenpriesterin Albrun.

Als der Winter seine düsteren Schatten vorausschickte, kehrte Bruder Reinhart nach Regensburg in sein Kloster zurück. Er war seit längerer Zeit nur flüchtig in Lengbach erschienen, denn er wanderte hin und her an der Donau und in den Waldgebirgen, die sich nord- und südwärts an ihren Ufern aufbauen. Als er nun scheiden wollte, wer weiß ob nicht für immer, hielt er noch eine Predigt vor der Leonhardskirche und besuchte noch einmal den Hademulthof. Da ward beim Abschiede Ermlind bitter wehe. In ihrer Seele wogte es auf und nieder, ihr war, als müßte sie mit dem Minderbruder gehn und ihn, der sie von Zweifel und Tod gerettet hatte, wie eine Magd dienen; als solle sie nicht von dem lassen, der allein noch übrig war von denen, die sie geliebt hatte. Der Mönch las aus ihrem Gesicht den Streit des Gemüthes der Jungfrau und er sprach zu ihr:

„Ermlind, du weißt, ich gehöre nicht in die Welt, und dir sage ich, deine Stelle ist in der Welt, gutes darin zu thun und Liebe zu geben und Liebe zu empfangen. Die Tage des Lebens breiten sich noch vor dir aus, wenn auch die Sonne sich dir oft verhüllt hat, und ich bete täglich, daß die Augen Gottes darauf leuchten, denn ich kenne den Reichtum deiner Seele und welchen Nutzen sie geben kann. Mein Leben gehört nicht mir, sondern meinem Gelübde. Mein Friede ist in meinem Gelübde verschlossen, und du hast gesehen, was es heißt: Frieden haben. Seitdem ich dem Heiland diene, schaute ich in viele Herzen, und

gar manches ward mir lieb. Ich danke Gott, daß er mich hierher geleitet hat und dich erweckt, das Wort des Lebens von mir zu hören. Du bist mir lieb vor allen Menschen. Lebe in Frieden mit dir selbst, Ermlind, sei stark, wenn der Böse dich locken will. Laß uns scheiden!"

Er reichte ihr die Hand und sah sie mit dem tiefen Blick an wie damals, als er zuerst zu ihr trat, und aus der Tiefe seines Auges sprühte es einen Augenblick wie ein heißer Strahl. Sie wollte sich an seine Brust werfen, doch sein Auge war wieder erist und ruhig geworden, und er trat von ihr zurück. „Ich gehöre nicht der Welt, und dein und mein Frieden ruhen in meinem Gelübde,“ sprach er leise und fest. „Gott segue dich! werde nicht müde, gutes zu wirken. Gott schütze dich!“

Er ging ohne sich umzuwenden den Berghang hinab, und Ermlind schaute ihm nach, bis er verschwunden war.

Ein harter Winter zog über das Land, und weil die Ernte schlecht gewesen war, kam im Frühjahr der Hunger, und dem Hunger folgte eine Seuche, die viele Menschen auf das Lager warf und manchen in das Grab. Ermlind ging im Gau herum und brachte den Hungrigen Nahrung, tröstete die Verlassenen und pflegte und heilte die Kranken, wo sie vermochte, und weit hin nannte man sie die gute Maget. Das Volk ehrte sie, und sie gewann eine große Macht über die Herzen. Sie gebot, wo es Not that, wie ein Graf, und sie war wieder voll Liebe wie eine Mutter. Zuweilen dachte sie: „Die Krone meines Hauses ist noch nicht zerbrochen. Ich bin ein Hadenutskind und mir ward bestimmt, zu gebieten. Mein Herrscherstab ist wohl anders als der meiner Ahnfrauen, doch möchte ich ihn kaum tauschen.“ Und dann wich der Stolz der Demut, und sie that nicht des Ruhmes wegen, was sie that, sondern, weil sie dem Gebote des großen Himmelskönigs gehorchte.

Eines Abends kam sie von einem weiten Gange der Barmherzigkeit heim. Der Meisterknecht trat ihr an der Schwelle des Hauses mit den Worten entgegen: „Driu im Gemach ist ein Fremder, der weit her gefahren ist von jenseit des Meeres.“

„Von jenseit des Meeres?“ fragte Ermlind mit stoßendem Atem. „Bringt er Botschaft vom Vater?“

„Sprich selbst mit ihm, Jungfrau!“

In der Ecke, wo der Tisch des Hauses steht, saß der Fremde. Er erhob sich von der Bank, als die Jungfrau eintrat, ein hohes Mannesbild, das Haupt von blondem Gelock umrahmt, um die Stirn eine Binde geschlungen. Das rote Kreuz der Gottesstreiter haftete an seiner Schulter, um seine Hüfte hing das Ritterschwert. Auf seinen Zügen lag Müdigkeit, und um die Augen schwebten Schatten.

„Jungfrau, ich bringe Euch den Gruß Eures Vaters,“ sprach er, „und dieses

Zeichen, daß ich sein Bote bin.“ Er zog ein Ledertäschchen aus dem Busen des Rockes und gab es ihr.

Sie öffnete, der Ring lag darin, den ihr Vater getragen hatte, so lange sie dachte, und ein kleines ehernes Kreuz.

„Lebt mein Vater? wo ist er? redet von ihm!“ sprach Ermlind mit heißer Haß.

„Er läßt Euch sagen, daß er lebt, wenn auch sein Leib tot ist. Er fiel in Syrien in einem Gefecht mit den Heiden; ich trug ihn aus dem Kampfgewühl, und er starb in meinen Armen, nachdem er mir für Euch gegeben, was nun in Eurer Hand ist.“

Ermlind lag mit dem Haupt über den gekreuzten Armen auf dem Tisch; man hörte ihr Weinen und Schluchzen, und der Fremde schwieg eine Weile, dann sprach er:

„Euer Vater läßt Euch sagen, daß er als gläubiger Streiter des Christengottes gestorben ist und daß er seinen langen Irrtum mit Not und Gefahr, mit Gut und Blut gefühnt hat. Ein Minderbruder hat ihn bekehrt, als er in Welschland krank lag, und ihm als Buße die Gottesfahrt ins heilige Land gegeben. Sein letzter Wunsch war, daß auch Ihr an den glaubtet, für den er starb. Als ich zu Eurem Hofe trat, sah ich, daß sein Wunsch schon in Erfüllung ging.“

„Seid Ihr lange nun meinen Vater gewesen?“ sprach endlich Ermlind, indem sie den Kreuzfahrer einlud, sich neben sie niederzusetzen.

„Ich bin mit ihm von Bari ins Morgenland hinübergefahren, und auf dem Schiffe wurden wir Freunde. Wir teilten in Syrien das Zelt und haben in manchem Kampfe Schulter an Schulter gestanden. Ich ward bald nach Eurem Vater verwundet, aber nicht so tief als er. Doch ist die Wunde an meiner Stirn noch nicht geheilt. Oft hat er mir von Euch gesprochen. Ich habe mein Versprechen gelöst; nun will ich weiter ziehen in das Innthal zu meiner Heimat, wo man lange nichts von mir gehört hat.“

„Ihr bleibet jetzt bei uns, denn der Abend ist heruntergesunken, und Ihr bedürft der Ruhe,“ erwiderte die Jungfrau. „Zwar ist es nicht hell mehr, aber ich sehe, daß ihr kein Gesunder seid. Der Freund meines Vaters soll nicht weiterziehen, ehe seine Wunde geheilt ist. Ich gehe Euer Gemach zu rüsten; vorher werdet Ihr Euch erquickten. Engelmar, reiche dem Ritter einen Becher Wein zum Willkommen, für das andere Sorge ich.“ Sie sagte es ruhig und bestimmt und ging.

Der Kreuzfahrer sprach, als er den Becher an die Lippen setzte: „Heil dem Hause, darin eine solche Wirtin waltet!“

In dem lustigen eigenen Gemache hatte Ermlind des Fremden Herberge gewählt; sie selbst war in die Kammer ebener Erde gezogen, worin ihr Dhm gehaust hatte. Aus der Stube führte die Thür auf den Gang, welcher das obere Stockwerk des Hauses umzog. Dort saß Herr Friedrich in der frischen

Luft, die Wangen bleich und ab und zu von fiebriger Röte überflogen; neben ihm stand die Herrin des Hauses.

„Eure Wunde heilt gut,“ sprach sie, „aber Ihr seid noch krank und Ihr müßt mir folgen, weil ich weiß, was Euch frommt. Der Krieg im heiligen Lande hat Euch verbrannt, und die Hitze Eures Blutes muß durch die Kräuter unserer Wälder gekühlt werden.“

„Zwei Wochen pflegt ihr mich schon, Jungfrau!“ sprach der Kranke. „O wenn Ihr wüßtet, was dem müden Manne, den die Sonne des Morgenlandes versengt und dem das syrische Gestein die Füße verbrannte, der Schatten des Heimathdaches ist und der Duft der deutschen Wälder! Unter harten Männern, deren jeder ein Märtyrer war, bin ich zwei Jahre gezogen. Keiner konnte dem andern mehr thun als ihn begraben. Und nun sitze ich hier gepflegt wie ein Kind! Eure Augen wissen, was der Kranke noch nicht geklagt hat, Eure linde Hand verbindet meine Stirn, und — das beste ist Eure Rede!“

„Lasset das, Herr Friedrich! Wenn Ihr stark genug seid, erzählt mir lieber eine kleine Geschichte. Die Kreuzfahrer bringen ja viel Fabeln herüber und wunderfame Mären, und die Spielleute tragen sie von Land zu Land. Aber wahr muß sie sein,“ sprach sie lächelnd, „wahr, hört Ihr? nicht nach Spielmanns Maß, sondern nach dem guter Leute.“

Der Kreuzfahrer sann eine Weile nach, dann begann er:

„Es war einmal ein Kaiser in Byzanz der hatte eine Tochter, die war so schön, daß die Könige aus allen Ländern an den Hof ihres Vaters kamen und um sie freiten. Wenn sie ihr blondes Haar kämmt, blieb die Morgensonne stehn voll Verwunderung über das Gold des Haares und die Weiße ihrer Arme, und wenn sie am Strand des Meeres im Garten des kaiserlichen Schlosses wandelte, liefen die Wellen herauf, ihre kleinen Füße zu küssen.“

Da kam ein Nordmann nach Byzanz, ein Ritter, der nichts hatte als sein Kopf und seine Waffen. Er sah die Prinzessin und liebte sie; und als in dem Hippodrom ein großes Schimpfstechen war vor dem Kaiser und seiner Tochter, ritt er auch in die Bahn und stach einen König nach dem andern von dem Gaul und zuletzt hub er den König der Pechenegen aus dem Sattel, ließ ihn auf seinem Ger reiten und trug ihn vor die Prinzessin, legte ihn zu ihren kleinen Füßen, neigte sich und ritt zu dem Hippodrom hinaus.

Nach dem Kampfspiel fragte die Kaisertochter ihre Frauen, ob eine den starken Ritter gekannt habe, aber keine wußte von ihm. Am Abend nun sprach sie zu ihrer vertrautesten Kammermagd: „Ich fülle dir meine Schuhe mit goldenen Kaiserlingen, so du mir den Ritter in meine Kemenate bringst, den niemand kennt.“

Die Jose lief denselben Abend durch alle Gassen von Byzanz und fand ihn nicht. Am zweiten Abend ging sie wieder aus, denn die Prinzessin hatte den Preis verdoppelt, und sie traf ihn in dem Hofe einer kleinen Herberge, zeigte ihm den Schuh ihrer Gebieterin und sprach: „Was zu diesem Schuh gehört, will Euch sprechen.“ Da ging er der Magd nach, und durch den Garten und über

geheime Stiegen führte sie ihn in die Kemenate ihrer Herrin und erhielt ihren Lohn.

Am dritten Tage darauf ging der Ritter in den Saal, worin der Kaiser mit allen Patriarchen und Herzögen saß, und er schritt vor den Thron, neigte sich und sprach: „Herr Kaiser! ich bin der Nordmann, der alle Könige im Hippodrom aus dem Sattel warf. Gebet mir Eure Tochter zum Weibe!“

Da lachte der Kaiser, und alle Großen lachten, daß es in ganz Byzanz widerhallte. Der Ritter aber blickte zornig um sich und schüttelte seinen Bart, daß alle erschrakten und stille wurden. Da sprach der Kaiser: „Ich will dir meine Tochter zum ehelichen Gemahel geben, so du mir das liebste Weib des großen Saladin in diesen Saal bringst, auf daß ich sie meinem niedersten Küchenknecht zur Magd leihe.“

„Schwört mir das auf das Kreuz Eures Schwertes, Herr Kaiser!“ Und der Kaiser schwur einen heiligen Eid auf den Schwertgriff, darin ein Splitter vom heiligen Kreuz verschlossen war, und dann neigte sich der Ritter, ging und stieg auf sein Roß und schwamm von Byzanz über das Meer hinüber nach Asien und ritt und ritt südwärts, bis er an die Grenze von Saladins Reich kam. Da legte er sich an einen Felsen schlafen, um noch einmal recht auszuruhen. Als er aufwachte, stand ein Zwerg vor ihm und fragte ihn, was er hier wolle und wohin er reite. Der Nordmann erzählte ihm, daß er das liebste Weib des großen Saladin holen wolle. Da lachte der Zwerg: „Das mag dir nimmer gelingen. Doch ich hasse die Sarazenen fast noch mehr als Euch Christen, und weil du mir gefällst, du langer blonder Gefelle, will ich dir beistehn. Aber ich thue Euch Menschen nichts unseinst.“

„Was willst du für deine Hilfe, wenn sie mir wirklich froumt, so daß ich die Sarazenin nach Byzanz bringe?“

Da sann das Gezwerg nach und sprach: „Wenn du die Prinzessin drei Jahre zum Weibe gehabt hast, bringst du sie hierher an diesen Stein. Was dann geschieht, ist meine Sache.“

Der Nordmann sann ein paar Augenblicke nach, dann willigte er ein. Er dachte, drei Jahre sind lang, die Frauen werden unter der heißen Sonne rasch alt, und ich weiß ja nicht, was der Wicht will. So schwur er einen hohen Eid, und der Zwerg ging in den hohlen Stein und brachte eine alte Judenthaut heraus und einen Ledersack, der war groß wie ein kleiner Bentel, aber er dehnte sich, daß ein Berg hinein gekommt hätte. „Was du mit den zwei Dingen machen sollst, mußt du selbst wissen,“ sprach er. „Hältst du deine Tren nicht, langer Franke, so komm ich nach Byzanz und schlage dich mit Knuten an des Kaisers Tafel.“

Darauf stieg der Nordmann auf sein Roß und ritt hinein in Saladins Reich und stach manchen Heiden nieder, der ihn den Weg verlegen wollte, bis er die Burg des Heidenkönigs sah. Da zog er sein Roß in einen Wald am Wege und band es an die höchste Palme und legte seine Waffen darunter. Dann schloß er in die Judenthaut und ward ganz wie ein alter Hebräer, nur die blauen Augen behielt er, und er band den Bentel an seinen Gürtel. Als

er hineingriff, fand er die schönsten Perlen drin und Hyazinthe, Emaragde, Rubine und Diamanten, die funkelten gleich dem Sternenhimmel. Da war er froh und schlich in die Burg und fragte, ob nichts zu handeln sei nach Juden Weise. Er hielt einen Rubin gegen die Sonne, dessen Strahlen drangen in das Frauenhaus des Sultans und trafen die Augen des liebsten Weibes Saladins. Es ließ den Hebräer kommen und feilschte mit ihm. Er bot den Rubin sehr hoch, zuletzt aber sagte er, die schöne Frau solle den Stein haben und noch weit schönere dazu, wenn sie mit ihm in den Wald vor der Stadt gehn wolle. Da jagte Saladins liebstes Weib, sie möchte schon, aber sie dürfe nicht aus dem Hause heraus.

„Kriech in meinen Beutel hinein, so trage ich dich in den Wald, ohne daß es jemand gewahr wird,“ sprach der Jude. Die Frau lachte darüber, aber sie steckte ihre Hand in den Beutel und da schrumpfte sie plötzlich an ihrem ganzen Leibe zusammen, daß sie nicht größer war als ein Apfel. Da that er sie in den Beutel und ging mit ihr aus der Burg in den Wald. Unter der Palme zog er die Zudenhaut aus, sprang auf sein Ross und ritt und ritt sonder Raft, bis er aus Saladins Reich heraus war. Da nahm er die Frau aus dem Beutel, und sie wuchs zu ihrer alten Größe auf. Er setzte sie hinter sich auf das Pferd und so ritt er weiter und durch das Meer und nach Byzanz hinein auf den Kaiserhof. Er schritt in den Saal, hinter sich des großen Saladins liebstes Weib herziehend und übergab es dem Kaiser und forderte sein Recht. Da ließ der Kaiser die Hochzeit anrichten, und der Ritter ward mit der Prinzessin von dem Patriarchen aller Griechen getraut.

Als die drei Jahre um waren, sprach der Nordmann zu seinem Gemahel: „Laß uns hinüber über das schmale Meer nach Asien reiten; ich habe dort einen guten Freund, den will ich besuchen.“ Also geschah es. Am dritten Tage waren sie an dem Felsen. „Hier wohnt mein Freund,“ sprach der Ritter und schlug mit dem Schwertgriff an den Stein. Der that sich auf, und der Zwerg trat hervor.

„Du hast die Treue gehalten, Franke! und nicht die Hilfe vergessen, die ich dir gebracht habe. Zieh' wieder heim, aber dein Weib ist mein!“ Und er nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in den Berg. Krachend schlug dieser zu, und der Nordmann stund und sah dahin, wo seine Frau verschwunden war. Die Nacht kam und wieder der Tag, und es wechselten Finsternis und Licht in ewigem Laufe. Und Winter kam und Sommer, und der Nordmann stund und stund, bis sein Bart und Haar in die Erde gewachsen und seine Haut braun und hart und schrundig geworden war wie Eichenrinde. So steht er noch vor dem Steine, und er wird bis zum jüngsten Gerichte stehn, wo ihm Gott genade!“ —

Der Kreuzfahrer schwieg.

„Da ist Wahrheit drin und Fabel,“ sprach Ermlind nach einer Weile. „Sind die Frauen im Morgenlande alle der Prinzessin gleich und Saladins Weibe?“

„Im Morgen- und Abendlande giebt es deren viele,“ antwortete Friedrich. „Und auch der Nordmann hat viele Gefellen.“

„Hättet Ihr dem Zwerge Eure Frau gebracht, wenn Ihr mit ihr drei Jahr gelebt hättet?“ — „So ich es ihm gelobte, wahrlich ja!“

„Und das nennt Ihr Liebe?“ fragte Ermlind.

„Mannestren und Ehre gehn über die Minne,“ antwortete er.

Um Ermlinds Mund zuckte es wie Wetterleuchten, aber sie schwieg.

Nach drei Wochen war die Stirnwunde ganz verheilt und das Fieber gewichen. Die Ruhe in frischer Luft und sorgende Frauenpflege stellten die jugendliche Kraft rasch her. Der Blick der Augen ward frei, gesunde Röthe färbte die Wangen, und leicht schritt der junge Mann um den Hademuthof umher. Er begleitete gern den Meisterknecht und sprach mit ihm über die Arbeiten in Feld und Wald.

„Mich wundert, Herr Friedrich,“ sagte dieser einmal, „daß Ihr alles so genau kennt.“

„Das soll Euch nicht wundern. Ich bin aus einem Hofe gleich diesem. Zum Ritter schlug mich erst Kaiser Friedrich, ein Jahr ist es her, in der Grabkirche zu Jerusalem. Der Jungfrau Vater wäre mein Schwertgeßell geworden, hätte ihn nicht der Sarazenenpfeil hinweg genommen, denn er war ein tapftrer Held.“

Am Morgen drauf nahm der Kreuzfahrer Urlaub. Ermlind geleitete ihn bis zum Birnbann. Dort dankte er der Jungfrau herzlich und gelobte zugleich, daß das Roß, welches ein Knecht vor dem Gatter hielt, in den Hademuthof, in den es gehörte, bald zurück gebracht werde.

Er ritt den Abhang hinab, über den Ermlinds Vater in jener Nacht gestoben und den Bruder Reinhart hinab gewandelt war. Das Mädchen blickte dem Ritter nach, der sich so wenig umkehrte als damals der Mönch.

Ihr Herz bebte. War das ein Fluch, der auf ihr lag? Den Minoriten durfte sie nicht lieben und er nicht sie. Aber der Ritter, dem ihre Seele sich heimlich zuneigte, weil er ihres Vaters Zeltgenosse und sein Freund im Tode gewesen, er, den sie ungern am Abend verließ und am Morgen mit verhaltener Freude begrüßte, der stattliche, hochgenute Mann, warum schied er so gleichgiltig von ihr? Er hatte ihr gedankt wie viele, wenn sie aus dem Spitale gingen, nicht weniger, nicht mehr. — Das war ein Fluch, ein Fluch vielleicht von der Heidin Albrun. Aber was es auch war, es wühlte ihre Brust wild und herb auf, und als sie auf ihrer Kammer lag, stürzten ihr die Thränen aus den Augen — lange, lange!

Ja, Mannesehre geht über die Minne, hatte er gesagt. Wer weiß, was ihn band? Was kümmert den Mann eine Frauenseele, wenn er nur seinen Weg vorwärts schreitet! Er tritt die Seele nieder, kommt sie ihm unter den Fuß, und er zuckt nicht dabei. Was nützt es dem Weibe dann, das unter die Erde ging, wenn er als Büßer bis zum jüngsten Tage steht?

„Schließ dein Herz zu, Ermlind!“ sprach sie. „Nicht der Schatten eines Mannes soll fürder hinein. Wahre deinen teuer erkauften Frieden!“

Ermlind waltete auf dem Hademutshofe in ihrer alten Weise fort. Keinen ging der Schmerz ihres Gemüthes an, und keiner gewahrte ihn.

Es war ein Sonntag. Sie hatte das Hochamt in der Kirche gehört und nach dem Amt mit dem Pfarrer in der Sakristei über einen armen fahrenden Mann gesprochen, der in ihrem Spital lag. Die anderen waren schon alle auf dem Kreithof und warteten ihrer, denn alle freuten sich die Ermlind vom Hademutshofe zu sehen, nicht am wenigsten die jungen Gefellen von weit in der Runde, aber die wußten, daß es mit dem Anschauen sein Bewenden hatte; denn keiner, auch der feckste nicht, hatte den Mut um diese Jungfrau zu buhlen. Diese stunden auch am entferntesten, näher die Mädchen, am nächsten die Mühfeligcn und Beladenen, welche Rat und Hilfe von ihr begehrten. Freundlich und milde gab sie ihn und verhiess ihren Besuch, wo es not that. So schritt sie durch die Menge wie eine liebe Fürstin durch ihr Volk, und als sie dann allen zum Abschiede zurief: „Behüte Euch Gott, alt und jung, groß und klein!“ da schallte es laut: „Gott segne unsere Ermlind, die gute Maget!“

Schweigend schritt sie hinauf zum Hofe ihrer Väter. Unter dem Birnbaum hinter dem Gatter blieb sie stehen, und sie setzte sich auf die Bank, wo Bruder Reinhart einst ihr Lehre und Weisung für das Leben gereicht hatte. Sie dachte fein, und es kam ihr vor, als werde ihr Leben dem feinen immer ähnlicher, ein Verzicht auf das, was die Welt Glück nennt, ein Opfer für andere, ein Dienst in Gott.

Horch! da tönte es wie Pauken und Posannen vom Thal herauf. Die Musik näherte sich. Die Knechte und Mägde liefen herbei und riefen: „Da kommen Reiter vom Dorf heraus und schlagen den Weg zu unserem Hofe ein, voran Spielleute, hinterher eine stattliche Schar, wir zählen ihrer wohl zwanzig.“

Ermlind trat herzu: „Wer kann das sein? ist es der Herzog, der nach dem Hademutshofe begehrt? — Aber er ist freies Eigen, kein Lehn- oder Frohngut, und er bräche das Recht, wolte er mir ihn rauben.“

Da rief Engelmar: „In erster Reihe sehe ich unsern Kreuzfahrer!“

Ermlind zuckte zusammen. Wie ein einziger Ruf die Mägenschar am Strande aufschendht, so jagte dieses Wort alle Geister in ihr jäh empor.

Sie wollte hinein in das Haus, aber der Meisterknecht bat sie zu bleiben: das seien augenscheinlich Gäste, die zu ihr kämen, und sie müsse als Wirtin sie willkommen heißen. Er öffnete das Gatter, und Ermlind trat wieder in den Garten zurück.

Die Posannen bliesen, und die Tambourer warfen die Handtrommel rasselnd in die Höhe, die Reiter ritten herein und stellten sich im Halbkreise auf, vor diesen ein älterer Mann mit einem grünen Busch vor der Brust und neben ihm zur Linken Herr Friedrich. Diese zwei sprangen dann aus dem Sattel und traten mehrere Schritte gegen Ermlind gewendet vor. Als die Spielleute schwiegen, begann der ältere Mann:

„Grüß Gott die Jungfrau vom Hademutshofe und alle, die ihr treu sind und gewärtig!“

„Dank Euch! was ist Euer Begehren? redet!“ antwortete Ermlind.

„Jungfrau, alle, die Ihr vor Euch sehet, sind Freunde und Bettlern des Herrn Friedrich des Kreuzfahrers, den Ihr kennt, und sind auf sein Bitten und Heischen vom Innthal her geritten über Wald und Weide, Berge und Büchel, Straßen und Ströme, und haben den löblichen Hademutshof gesucht und gefunden. Denn wir wollen unserem Freunde helfen ein köstliches Kleinod werben, das in diesem Hofe gewachsen ist, dessen er von Herzen begehret. Ich, Hademar von Ingolbing, bitte als sein Fürsprech und nächster Mag, welchem es zusteht, im Namen des Ritters Friedrich um die zuchtreiche Jungfrau Ermlind, die er durch mich wirbet zu einem ehelichen Gemahel. Ihr hattet ihn als Gast in Eurem Hause und thatet ihm Gutes, ob er schon als Fremder kam, und Ihr habt seine Sitten kennen gelernt. Wir aber alle zeugen hier, daß er von gutem Blute ist, und darum werbe ich um der Jungfrau Gnuist und rechte Minne für ihn nach unseres Landes Brauch.“

Als dieser Mann geendet, trat Friedrich näher an Ermlind und redete nicht leise und nicht laut, daß sie es genau hörte, aber nicht die ferner stehenden:

„Mein Fürsprech hat nach dem Recht um Euch für mich gefreit. Vergönnt nun mir selbst ein Wort. Als ich an jenem Abend unter Euer Dach trat, Jungfrau, und Euch sah, die stolze, schöne Magd, und Euer Walten schaute, ergriff es mein Herz stark und gewaltig. Und als Ihr mich pflegtet und meinen kranken Leib heiltet, und ich Eure Güte vom Morgen zum Abend genoß, da überkam es mich mit Ehrfurcht vor Euch, und Ihr dächtet mich eine Heilige, die Ihr auch seid nach des Volks Meinung weitum. Was war ich? ein fremder Mann ohne Freundschaft und Sippe, ein Abenteuerer schier. Das verschloß meinen Mund und bändigte meine Blicke, und ich schied, mein Gemüt verbergend und schweigend bis zur Wiederkehr, die ich hoffte.“

Heute sehet Ihr, daß ich kein einsamer Mann bin und kein Bettler. Die Männer, die mich geleiteten, sind alles meine Verwandte und freie Bauern, und meinen Hof kann ich setzen als gleichen Wertes gegen den Hademutshof. Ich will ein freier Baner bleiben, niemandes Knecht, mein Leben lang, und das Ritterschwert, das mir der Kaiser umgürtete, nicht brauchen zum Gewerbe, sondern zum Schutz allein meines Weibes und Hofes und des gemeinen Rechtes.“

„Möget Ihr einen Mann wie mich zu Eurem Gemahl, Jungfrau, hier stehe ich und ich gelobe, Euch immer zu lieben und zu ehren, denn ich weiß, daß Ermlind vom Hademutshofe nicht ihres gleichen hat zwischen den Scheiden der Waffer nach Mittag und Mitternacht.“

Ermlind stand da in ihrem Sonntagsgewande, der Ernst ihrer schönen Züge ward durch die aufleuchtende Freude gemildert. Sie sah den Kreuzfahrer der Worte ihres Mundes harren. Sie gedachte des Vaters, dem dieser Mann den letzten Liebesdienst geleistet; sie dachte des Minderbruders und seiner Abschiedsworte, sie dachte, wie ihr das Leben vor einer Stunde noch öde geschienen, weil der, welcher jetzt vor ihr stand, von ihr gegangen war ohne ein Wort der Liebe.

Und nun warb er um sie, offen und feierlich! — Sie ging rasch mit sich zu Rute und sprach dann laut und vernehmlich:

„Ich bin ohne Vater und ohne Bruder, ohne Vetter und Oheim und habe keinen Vormund. Auch bin ich zu meinen Jahren kommen und schalte frei über mein Gut und über mich selbst. Was ich rede, rede ich hier vor Zeugen, meinen freigebornen Leuten, und vor Euch, Ihr freunden Männer. So soll es gelten als untadlige Rede, jetzt und in Zukunft. Ihr begehret mein zum ehelichen Gemahl, Herr Friedrich! Unverhofft kommt mir die Werbung; doch seid Ihr mir kein fremder Mann, und ich glaube Eurer Tugend und Treue. Darum antworte ich Eurem Fürsprech und Euch, daß ich Euer Weib werden will und Euch halten will allzeit als meinen Mann und Wirt in Minne und Treue, des Gott walte!“

Da sprangen die Männer alle von den Rossen und schlossen einen Ring um die zwei, und der Fürsprech trat zu ihnen und fragte den Kreuzfahrer, ob er Ermlind vom Hademuthshofe zur Ehekrone begehre, und er antwortete: ja. Und ebenso fragte er die Jungfrau, ob sie diesen Friedrich zum Gemahl und Wirt wolle, und sie sprach: „ich will.“ Da übergab er unter Anrufung der Zeugen Ermlind dem Bräutigam, und dieser küßte Ermlind und steckte ihr den Mating an den Finger. —

Aus der Verlobten ward Ermlind bald das Eheweib Herrn Friedrichs. Sie gaben eine große Hochzeit, und die Armen und Kranken im Gau feierten sie mit. Das Paar blieb auf dem Hademuthshofe, denn sein eignes Erbe hatte der Kreuzfahrer einem Vetter gegen Zins aufgegeben.

Ermlind waltete, wie sie gewaltet hatte, seit der Minderbruder nach Lengbach gekommen war, und sie hieß nun im Volke die gute Frau. Friedrich aber sprach oft: „Die gute Frau ist mein, und ich weiß, daß es keine bessere giebt in deutschen Landen.“ Ermlind aber dachte bei sich alles dessen, das über sie gekommen war, und sie hub dann stets die Hände gen Himmel und dankte für die Rettung, die ihr der Mönch gebracht in dem Frieden Gottes, und dankte für die Liebe, die der Kreuzfahrer ihr zuführte von dem Grabe ihres Vaters in dem heißen Syrien.



Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe.

Mitgeteilt

von

Robert Keil.

II.

Die Riemerschen Tagebücher, aus denen ich im Januarheft einige Einzelnungen vom Jahre 1807 mittheilte, umfassen die Jahre 1807 bis 1845. Es benutzte Rieme hierzu zunächst durchschossene Exemplare des damals in Jena erscheinenden „Neuen Schreib-Almanachs für das Fürstentum Weimar,“ oder

wie er von 1808 ab sich nannte, „des neuen Schreibalmanachs für die herzoglich weimar-eisenachischen Lande“ in Oktav-Format, vom Jahre 1815 an dagegen durchgeschossene Exemplare des von Frommann und Wesselhöft in Jena herausgegebenen „Verbesserten Friedens- und Historien-Kalenders“ in Quart-Format. Der beschränkte Raum, den sie boten, genügte aber nicht zu den Aufzeichnungen, die sich Nierer über seine Gespräche mit Goethe und über bedeutsame Äußerungen des letztern machte. So entstanden von ihm eigenhändig geschrieben und meist mit genauem Datum versehen, zahlreiche Notizblätter, welche die einzelnen Jahrgänge des Tagebuchs vervollständigen. Weniges davon hat Nierer in seinen „Mitteilungen über Goethe“ 2. Bd. S. 696 fg., anderes unter der Überschrift „Aphorismen, Maximen und Reflexionen“ in seinem Buche: „Briefe von und an Goethe“ (Leipzig 1846) S. 280 fg. veröffentlicht. Der größte Teil jener Notizblätter aber ist noch ungedruckt. Als Nachträge zu den von mir mitgetheilten Tagebucheinzeichnungen von 1807, die zu meiner Freude das lebhafteste Interesse des Leserkreises der Deutschen Revue erregt haben, lasse ich von den bisher unbekanntem Notizblättern aus den ersten Jahren von Niemers Verkehr mit Goethe in Nachstehendem einige ausgewählte Proben folgen. Ihr mannigfacher und reichhaltiger, als unmittelbarer Ausdruck von Goethes wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Anschauungen bedeutsamer Inhalt läßt mich hoffen, daß auch sie den Freunden und Verehrern unsers Dichters willkommen sein werden. Ich glaube ihre Mitteilungen nicht besser einleiten zu können als mit einigen Sätzen aus Niemers eigenen treffenden Bemerkungen, die er den andern, im Jahre 1846 veröffentlichten Aphorismen voranschickte: „Diese Äußerungen Goethes sind keineswegs sämtlich aus der Unterhaltung mit ihm über Tisch hergenommen, sondern auch aus beiläufigen Bemerkungen in andern Gesprächen, beim Diktieren seiner verschiedenen Aufsätze, Briefe u. s. w. und gewöhnlich kurz nachher niedergeschrieben, nicht im Ausdruck verändert noch etwa mit meinen Gedanken unkenntlich vermischt und alteriert, so daß sie für ipsissima verba auctoris gelten können. Man bemerkt darin noch etwas von der Unmittelbarkeit des lebendigen Wortes, das man zu hören glaubt. — Insofern jene Lehrsätze naturwissenschaftliche Ansichten betreffen, die bereits ausführlicher in seinen oder in anderer Schriften behandelt worden, behalten sie dennoch in jener Rothledonengestalt den Wert einer ersten Konzeption, eines frühesten Gewahrwerdens, und sind darum Dokumente der Priorität. — Es ist jedoch nicht davon die Rede, daß alle und jede dieser gelegentlich vorgebrachten und gleichsam improvisierten Äußerungen für Orakelsprüche gelten, nicht mitunter sich selbst widersprechen, nicht hier und da einer genaueren Bestimmung und Einschränkung bedürfen sollten; sie sind in solchen Fällen nur als Belege der wechselnden Ansichten im Leben, als Anzeiger augenblicklicher Stimmung, als Proben genialen Scherzes anzusehen. Zudem läßt das meistens beigefügte Datum des Tages, des Monats, auch schon des Jahres überhaupt, die damaligen Zeitumstände, die äußere und innere Temperatur, Gewohnheit, Anlaß, Beschäftigung, bei welchen sie entstanden, zu ihrer Begreiflichkeit, Entschuldigung, ja Rechtfertigung hinreichend erkennen.“

(Ohne Datum.)

„Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig, sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative.

In eigentlichen Poemen ist keine als die Einheit des Gemüts.

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht eine ganze mitverwandte Welt aus.

Der Künstler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künstler.

Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt Alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subjekt-Objekt vor, Gemüt und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit.

Poesie ist Poesie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden.

Poesie ist Gemüthsregungskunst.

Poesie ist Darstellung des Gemüts, der inneren Welt in ihrer Gesamtheit.“

(Ohne Datum.)

„Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst.

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte sein.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.

Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte; so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben.

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyrik und Drama.“

(Ohne Datum.)

„Schöne Melodie und Gesang von einem schlechten Text thut nichts zur Sache.

Es ist besser die Worte nicht zu verstehen, weil man aus den Geberden mehr herausholt, als die Worte geben können. Die Wichtigkeit des Inhalts, des Gegenstandes wird uns durch leidenschaftliche Geberden aufgeprägt, auch der Stumpffeste muß denken, daß es der Mühe wert sei, sich zu ereifern.

Nicht outriert. Alle Elemente des Gefühls, Ausdrucks sind darin, die bei uns auch, aber einzeln vorkommen, aber verbunden zu einem Ganzen.

Das französische Theater, die Acteurs gehen nur wenig über die französische Wirklichkeit hinaus, es ist nur taktmäßiger. Der gemeinste Soldat würde so agieren, so sprechen, nur nicht durchweg mit dieser Gemessenheit, die keineswegs steif und hölzern.

Das französische Theater stellt seinen Gegensatz in französischer Form, das deutsche den seinigen in seiner Form. Das deutsche stellt leidenschaftliche Gegenstände mit seiner Ruhe vor, das französische gesetzte mit seiner Heftigkeit.“

(1805.)

(G.) Verleger haben die Autoren und sich selbst für vogelfrei erklärt; wie wollen sie untereinander, wer will mit ihnen rechten?

Absolutes Verbot der Anonymität.

Hundert grane Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

NB. Obiges hatte sich gleichzeitig G. angemerkt in seinem Tagebuch oder vielmehr Memorandum von 1805.

(1806.)

(G.) Im Homer reflektiert sich die Menschenwelt noch einmal im Olymp und schwebt wie eine Fata Morgana über der irdischen. Diese Spiegelung thut in jedem poetischen Kunstwerk wohl, weil sie gleichsam eine Totalität hervorbringt und wirklich Menschenbedürfnis ist. Daher auch in der katholischen Religion. Im Himmel ist ein Vater, wie es irdische giebt, eine Mutter wie hier, einer, der gelitten hat, wie es hier viele Leidende giebt. So auch im Paganismus. Der Baum soll mehr sein als ein Baum, es ist eine Dryas, die Quelle eine Najade. Die Einsamkeit des Mittags ist personifiziert in allen Waldgöttern u. s. w.¹⁾

In den Nibelungen ist ein eherner Himmel. Keine Spur von Göttern, von Fatum. Es ist bloß der Mensch auf sich gestellt und seine Leidenschaften. Schon dies ist G. ein Hauptbeweis, daß es eine nordische und heidnische Fabel ist.

November 1806.

„Die guten Vorsätze im Menschen, die Grundsätze, die immer wieder von der Natur überwältigt werden, sind wie die Reinigung, Scheuerung und Schmückung an Sonn-, Fest- und Ehrentagen. Man wird zwar immer wieder schmutzig, aber es ist doch gut, daß man durch solche partielle Reinigung die Reinlichkeit überhaupt nicht unmöglich macht.“

den 11. Dezember 1806.

„Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen, ihren Blüten und Früchten vergleichen. Die untern Stände sind die Kotyledonen und die daraus sich entwickelnden ersten Stengelblätter; die höhern Stände und die Kulturen derselben repräsentieren die fernern Blätter, Blüten, Früchte.

Hier öffnete sich ein weites und artiges Feld für die Kungische allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose.“

den 12. Dezember 1806.

G. liebte in seiner Jugend einen jungen Freund außerordentlich. Dieser starb; bei seinem Begräbnis warf ihm G. den linken Handschuh nach ins Grab. Dies erregte äußerste Bewegung und Sensation unter den Anwesenden, die diese Äußerung jeder anders anklagten und entschuldigten.

K—r ließ dem Herzog von B. D. noch im Grabe das Hemd des Herzogs von W. wiederausziehen, das von jenem geliehen, und verbrannte es eigenhändig im Park.

¹⁾ Ähnlich äußerte Goethe am 10. Mai 1806 zu Kiemer: „Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe.“ (Vergl. Kiemer, Briefe von und an Goethe. S. 289.)

Der sogenannte Aberglaube beruht auf einer viel größeren Tiefe und Delikatesse als der Unglaube.

den 15. Dezember 1806.

Von Jean Paul's neuestem Erziehungsbüchlein sagte G.: Es komme ihm vor wie ein Züchtling, dessen Ketten man immer klirren höre, wenn er auch noch so leise Bewegungen mache. Man höre immer die Catena von Zitaten, Exzerpten, Kollektaneen und so fort.

(1807.)

„Weiber verstehen alles à la lettre oder au pied de la lettre, verlangen aber, daß man sie nicht so verstehen soll.“

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd. Sie wird nur wieder durch eine andre Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizirte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifizirt, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das Einzelne sich.“

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und so lange die Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. „Nützlich“ — Nutzen das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfnis danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument, oder wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ.“

den 19. März 1807.

„Man wird sich dessen, was man hat oder nicht hat, ist oder nicht ist, erst am Gegenteile von diesem bewußt oder inne.“

Darum werden so viele Menschen durch die Erscheinung eines neuen, fremden Menschen in der Gesellschaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was sie nicht haben, und dann hassen sie ihn, oder er entdeckt ihnen durch sein Gegenteil, was sie haben, und so verachten sie ihn wieder. Ist er besonders höflich und galant, so ist er den Groben zuwider; ist er grob, so ist er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und so durch alles durch.“

den 24. März 1807.

„Die Formel der Steigerung läßt sich auch im Ästhetischen und Moralischen verwenden.“

Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturanerkennung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert.“

den 18. März 1807.

„In dem, was der Mensch techniziert, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstproduktionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrungen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenötigt. Sich selbst überlassen, hätte es sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Man könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich krystallisieren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leuchters aufgedrungen!“

2. August 1807.

„Alle Philosophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Mensch, eins mit sich selbst, teilt allem, was er nicht ist, diese Einheit mit, zieht es in die feintige herein, macht es mit sich selbst eins.

Um die Natur zu erkennen, müßte er sie selbst sein. Was er von der Natur ausspricht, das ist etwas, d. h. es ist etwas Reales, es ist ein Wirkliches, nämlich in bezug auf ihn. Aber was er ausspricht, das ist nicht alles, es ist nicht die ganze Natur, er spricht nicht die Totalität derselben aus.

Wir mögen an der Natur beobachten, messen, rechnen, wägen u. wie wir wollen, es ist doch nur unser Maß und Gewicht, wie der Mensch das Maß der Dinge ist. Das Maß könnte größer oder kleiner sein, es ließe sich mehr oder weniger damit abmessen, aber das Stück, das Gewebe, bleibt nach wie vor, was es ist, und nichts weiter von ihm als seine Ausdehnung in bezug auf den Menschen ist durch jene Operation ausgesprochen. Mit Duodezimal oder Dezimalmaß wird nichts von der sonstigen anderweitigen Natur des Dinges ausgesprochen¹⁾ und verraten.

Dies zur Verständigung und Vereinigung mit denen, welche noch von Dingen an sich sprechen. Ob sie gleich von den Dingen an sich nichts sagen können, eben weil es Dinge an sich, das heißt außer bezug auf uns und wir auf sie sind, und sie alles, was wir von den Dingen sagen, für unsere Vorstellungsart halten (wobei nur zu bemerken ist, daß es nicht bloße Vorstellungsart sein kann, sondern das Ding in unserer Vorstellungsart, von ihr bekleidet),

¹⁾ Nur bis zu diesen Worten von Riemer in seinem Buche: „Briefe von und an Goethe“ S. 315 mitgeteilt.

so leuchtet doch daraus soviel ein, daß sie mit uns darin einig sind, daß, was der Mensch von den Dingen aus sagt, nicht ihre ganze Natur erschöpft, daß sie dieses Ausgesagte nicht nur allein, einzig, sondern noch viel mehr und anderes sind. Und das ist doch wahr: denn man entdeckt täglich mehr Relationen der Dinge zu uns, empfindet ihnen noch immer etwas ab. Das heißt die Dinge sind unendlich. Das wissen wir ja. Mit einem Worte: der Mensch spricht das Objekt nicht ganz aus. Aber was er davon ausspricht, das ist ein reales, wäre es auch nur seine Idiosyncrasie, das heißt der Bezug, den es auf ihn allein hat. Wäre das nicht, wer sollte den Bezug aussprechen? Der Mensch ist in dem Augenblicke, als er das Objekt ausspricht, unter und über ihm, Mensch und Gott in einer Natur vermittelt. Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein verschiedenes und mehreres seht. Es ist alles nur Eins; aber von diesem Einen an sich zu reden, wer vermag es?

Dinge sind ja selbst nur Verschiedenheiten, durch den Menschen gesetzt und gemacht; und die Verschiedenheiten, die er seht und macht, wird er ja wohl auch als solche Verschiedenheiten, nämlich als das, wofür er sie erkennt, als verschieden aussprechen können!"

(Ohne Datum.)

„Die Phänomene, wenn man sie auch gut aperceviert hat, werden immer wieder dadurch entstellt und zu Grunde gerichtet, daß man sie aus der jedesmaligen Philosophie zu erklären und dieser zu subsumieren sucht; so wie umgekehrt die herrschende Philosophie sich wieder solche physische Vorstellungsarten aneignet, die in ihren Kram dienen, z. B. die Naturphilosophie, die Newtonsche Lehre, damit sie auch hier alles aus dem Lichte ableiten können.“ G.

den 18. August 1807.

„Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Lebenlang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst!“

Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eignen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat, den der andern.“

Goethe, den 7. September 1807 mit uns (August und mir) unterwegs von Karlsbad nach Maria-Culm, äußerte über die Differenz der katholischen und protestantischen Religion und bemerkte es ebenso auch in seinem Tagebuche:

„Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drei idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden. Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer, und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede.“

Der Katholizismus hat zum Hauptaugenmerk, dem Menschen seine Unsterblichkeit zuzusichern, und zwar dem Guten eine glückliche. Dem Rechtgläubigen ist sie ganz gewiß, und wegen gewisser kleiner oder größerer Differenzen setzt er noch einen Mittelzustand, das Fegefeuer, in den wir von der Erde aus durch fromme und gute Handlungen einwirken können. Ihr Gott steht auch im Hintergrunde, aber als Glorie von gleichen, ähnlichen und subordinierten Göttern, so daß ihr Himmel ganz reich und voll ist. Da an eine sittliche Selbstbildung nicht gedacht oder vielmehr in früheren roheren Zeiten nicht daran geglaubt worden, so ist statt derselben die Spezialbeichte eingeführt, da denn niemand sich mit sich selbst heranzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweiung nicht selbst zu vereinen und ins Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rate zieht.“

Niemer bemerkt auf einem besondern Blatt hierzu: Der Katholizismus, ungeachtet er auf Sinne, Phantasie und Gemüt wirkt, auf jene durch Poup, Prunk, Bilder und Gebräuche, auf dieses durch eine abstruse, wundervolle, sinnlich geistige Mystik, durch Vorforge für Seele und Leib, durch mitleidige Institute, konnte Goethen nichts anhaben, wie wohl er das Menschliche daran und darin anzuerkennen und seines Ortes zu schätzen, ja zu rühmen wußte. — Die bildende Kunst desselben steht der griechischen durchans nach, ja eigentlich weit unter ihr, und sein Verhältnis zur Natur ist nur gehässig, indem er sie das ganze Mittelalter hindurch als Heremmutter und Teufelshure vorstellte, mithin in ihren Wirkungen gänzlich verkennt und verneint.¹⁾

¹⁾ In seinen „Mitteilungen über Goethe“ I. Bd. S. 118. 122 ff. macht Niemer über Goethes Stellung zu diesen wichtigen Fragen die ebenso treffenden als geistreichen weitern Bemerkungen, großenteils mit den eignen Worten des Dichters: „Goethe war kein Atheist — wie Sabater ihn das harte Dilemma stellte: entweder Christ oder Atheist — sondern er glaubte und verehrte — wie wäre es auch anders möglich! — einen Gott; es war aber sein Gott, wie ein jeder seinen eigenen hat, und wie der Mann, so sein Gott, nach seiner Gesinnung und nach seinen Kenntnissen. Nur war ihm sein Gott nicht außer der Natur, sondern der Kern der Natur. — Goethe wußte Luthers Charakter und Verdienste als Reformator und Bibelübersetzer zu erkennen, zu schätzen und von dessen Errungenschaft — Emanzipation des Geistes — den gehörigen Nutzen zu ziehen. Er ist also Protestant und spricht es aus, daß er protestiere gegen „Papst- und Pflaster“, und es immer thun werde, d. h. nach seiner Erklärung vorwärts-schreiten. Denn alles Retardierende in der Fortbildung der Menschheit war und hieß ihm

In der antiken Poesie begegnet uns auch ein Glaubenssystem. Es ist abgeschlossen, wir lassen es gelten, und so wirkt es objektiv. Die Neueren haben es nicht, außer den Spaniern und Italienern. Shakespeares Glaube ist kein vermittelter noch vermittelnder, sondern die Natur macht gleichsam einen ungeheuern Gegensatz mit aller positiven Religion. Schiller ist, wie der Däne sagt, nicht fromm: d. h. es ist in ihm ein unangefogter Gegensatz: bald Natur im Konflikt mit Vernunft und Glauben, bald Vernunft im Konflikt mit dem natürlichen Lauf der Dinge. Bei G. ist der Konflikt nach innen nicht gelöst, aber nach außen überkleidet, durch ein Lieben und Zuneigen.

(von 1806—1812.)

„Sophokles sei ironisch, Aeschylus und Euripides nicht. Die Tragödie sei bloß für die Niederträchtigkeit der Menschen. Kein Held sei so niederträchtig und jämmerlich, wie er in der Tragödie erscheine.“

(von 1806—1812.)

Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel, und das sogenannte Lustspiel das eigentliche Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Daß Oedipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht lächerlich; daß Aristophanes sich über die Menschen moquiert, ist ein Ernst, aber nicht lächerlich.“

(von 1806—1812.)

Über den Zusammenhang demokratischer Gefinnungen mit der Komödie, besonders der antiken, dem Herabziehen des Höchsten.

„Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt. Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter.

Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle.

Pfafftum, es sei in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst. Der Protestant stehe niemand besser als dem Deutschen, ja der Deutsche wäre nicht ohne den Protestantismus. Doch ist Goethe deswegen gegen andere Konfessionen nicht intolerant. Er hält jede Religion und ihren Kultus in Ehren, und gesteht einer jeden einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht zu, obgleich es ihm nur zwei wahre Religionen giebt, „die eine, die das heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet; und alles, was dazwischen liegt — Götzendienst ist.“ — Er weiß auch dem Katholizismus sowohl als Kultus, wie als Glaubenslehre, gütige, ja anmutige Seiten abzugewinnen. Er erkennt die Würde, Bedeutsamkeit und Feierlichkeit seines Ritus in gewissen Fällen; er wiederholt dessen sittlich erbauliche Legenden, ohne deshalb zu verschweigen, was er an dem Ganzen auszustellen hat. Er findet „alle Spur vom ursprünglichen Christentum in ihm erloschen. Auf den gemüthlichen Anfängen laite ein unjörmliches, ja barockes Heidentum,“ und so nennt er es auch wohl „ein heidnisches Judentum.“

Und so kamen auch die Götter in Dekaden. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen.

Es war die Egalisierung bis in den Himmel gedrungen.“

(1806—1812.)

Zerstreute Gedanken über das griechische Drama.

„Es ist ein enger Kreis von wenigen Figuren, die gleichsam wie Charaktermasken auftreten und wie ein Uhrwerk die Geschichte abspielen.

Es ist überall nur das Notwendige ad hunc actum angebracht.

In der Sprache ist unter anderem ein auffallendes Verstandesspiel, eine Freude an wichtigen Repliken, an verständigen, an vernünftigen, pertinenten (vulgo impertinenten), die man Lessingisch nennen könnte.“¹⁾

(Ohne Datum.)

G.: „Alle Kunst gefällt nur, wenn sie den Charakter der Leichtigkeit hat.

Sie muß wie improvisiert erscheinen.

Daher legten sich die Alten so sehr auf die Rede-Kunst, und sie mußte aussehen, als wenn sie auf der Stelle entstanden wäre.

Unsere jahrelang ausgearbeiteten und gefeilteten Reden sind nichts.“

(von 1806—1812.)

G.: „In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subjekt vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Objekt: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt.“

(Ohne Datum.)

Auf meine Bemerkung daß die Alten sagten: das Rechte sei nur eins, das Irrige mannigfach, bemerkte G.: das Besondere sei die Lüge, das Wahre das Allgemeine!

(Ohne Datum.)

G.: „Nicht einmal die Poesie des christlichen Gesangbuches ist für alle und jede; wie sollte die profane Poesie für einen jeden sein? Wielands Dichtungen

¹⁾ Man vergleiche damit die ähnlichen Anmerkungen Schillers im Brief an Goethe vom 4. April 1797 (Briefwechsel 3. Bd. S. 50 ff.). Es ist mir aufgefallen, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakespeare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Hektor und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Oedipus, und in der Antigone bloß die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie erponieren sich geschwinde, und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloßen logischen Wesen ebenso entgegengesetzt sind als bloßen Individuen.“ Goethe stimmt ihm durch Brief vom 5. April 1797 (daf. S. 54) bei: „Sie haben ganz recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstraktum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Stil nennt, erreichen kann.“ Vergl. auch die hierauf bezüglichen Äußerungen Schillers in seinem Briefe an Goethe vom 15. Mai 1798 (daf. 4. Bd. S. 206.)

sind nicht allen Leuten, Kindern und Weibern zu empfehlen. Das thut aber dem Dichter keinen Eintrag. Dieser kann sich in seinem Wesen nicht genieren. Die polizeiliche Einschränkung kommt andern Volks- und Hausvorstehern zu.“

(Ohne Datum.)

„Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.¹⁾“

Sonst sieht man doch mit der Brille schärfer und deutlicher; mit dieser Brille aber verschwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da sind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erst hier zum Vorschein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorschein, nämlich Tugenden und Eigenschaften, welche fehlen, sobald man den Gegenstand mit bloßen Augen sieht.“

„Die ganze Pressfreiheit der Deutschen beruhte bloß darauf, daß jeder vom andern so viel Schlechtes und Böses sagen konnte, als er Lust hatte.“ So bemerkte Goethe nach dem Jahre 1806, indem es vorzüglich auf Klopke, Merkel, Reichardt u. s. w. geht.

(1806—1812.)

„Und der Lebende hat Recht.“ — „Ein niederträchtiges Recht, schlechter zu sein, als die vor uns lebten,“ sagte Goethe bei Gelegenheit der Shakespeareschen Stücke, insonderheit des Richard III., wogegen wir alle nicht aufkommen; das sei Poesie, Symbolik, Idee, Rhetorik u. alles zugleich.²⁾

¹⁾ Nur bis hierher von Riemer in den Briefen von und an Goethe S. 287 mitgeteilt.

²⁾ Wie Goethe schon im Jahre 1770 Shakespeare seinen „echten Lehrer, der ihm gezeigt, wie er's besser machen sollte,“ genannt hat, so erhielt sich bei Goethe bis an seinen Tod die volle und warme Bewunderung dieses „einzigen,“ dieses „unvergänglichlichen Menschen.“ So sprach er sie im Februar 1812 und im Juli 1824 lebhaft aus (vergl. Riemer, Mitteilungen 2 Bd. S. 655 ffg. 653). Dem letztgenannten Jahre gehört auch die charakteristische Äußerung Goethes an, die uns Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ (1. Teil, S. 143) erhalten hat. Als ein interessantes Seitenstück zu dem obigen Ausspruch mag sie zum Schluß hier Platz finden. Am 30. März 1824, bei Gelegenheit eines Gesprächs über Tieck und die romantische Schule, sagte Goethe zu Eckermann: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dies gerade heraus sagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“



Das Wandern und Schwanken der Meere.

von

Franz Toula.

Zu den Fragen, welche neuerlich die Aufmerksamkeit der Forscher auf dem Gebiete der physikalischen Geographie in regerer Weise beschäftigen, gehören auch jene nach den Ursachen gewisser Veränderungen in den Niveaueverhältnissen der Meere.

Daß die Teile der Erdoberfläche nicht in einer unwandelbaren Verbindung mit einander stehen, sondern daß sie infolge unablässig wirkender Kräfte fortwährenden räumlichen Veränderungen unterworfen sind, ist über allen Zweifel erhaben. —

Kreisläufe der Stoffe sind vielfach in ununterbrochenem Gange. Wir sprechen von einem Kreisläufe des Wassers, von einem solchen des Kohlenstoffes. Die Lehre von der Erhaltung der Kräfte bei steter Wandlung der Erscheinungsform derselben wird als eine der glänzendsten Erkenntnisse des menschlichen Geistes immerdar gepriesen werden. —

Aber nicht nur auf der Erde; überall im Weltgauzen, wo Stoffteile sich finden, bestehen auch Wechselbeziehungen zwischen denselben. Wir verlassen die Erde und versehen uns zur Sonne und finden uns genötigt auch dort dieselben erhabene Gesetze herrschend anzunehmen. Wir finden, obgleich unseren Erforschungsverfuchen allüberall nur zu viele und nur zu bald Schranken gezogen sind, auch dort das erhabene Walten der Kräfte, zwischen den Stoffen und ihrem Wandel, wir grübeln und ergrübeln wohl auch, wir rechnen, verrechnen uns wohl auch hier und da, lassen uns jedoch von keiner Schwierigkeit abhalten und kommen unter Benützung und Anwendung jeder neu erkannten Thatsache bis zur Erhaltung der Energie der Sonne. Zu den Kreisläufen des Stoffes gehört auch jener an verschiedenen Punkten, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenem Maße, mit lokalen und zeitweiligen Verzögerungen und Beschleunigungen sich vollziehende, aber im allgemeinen unausgesetzt im Gange befindliche Vorgang der Veränderung in der Verteilung zwischen festen und tropfbarflüssigen Oberflächenteilen unseres Planeten, Zerstörung und Abtrag der Festlandsteile, Transport und wieder Anhäufung der Materialien, Gesteinszerstörung und Gesteinsneubildung, Wandlung in der räumlichen Ausdehnung von Festland und Meer. Alles, was uns heute in irgend einem bestimmten Verhältnisse stehend erscheint, war einst anders und wird in Zukunft wieder anders sein. Die Konfiguration der Erde, wie sie uns im Augenblicke erscheint, ist eigentlich auch nur eine augenblicklich herrschende, dem Wandel unterliegende. Jede Veränderung in der Verteilung von Festland und Meer hat aber wieder Reihen von Änderungen in den Verhältnissen und Wirkungen der atmosphärischen Kräfte und damit in den Erscheinungen der organischen Welt im Gefolge. —

Bevor wir nun auf die Besprechung der verschiedenen neuen Arbeiten, die für

unseren Gegenstand in Betracht kommen können, eingehen, wollen wir nur die räumlichen Verhältnisse der Meere und der Festlandsmassen in Vergleich bringen, um dadurch ein Mittel zu erhalten, die Wahrscheinlichkeit der einen oder anderen Ansicht zu prüfen.

Krümme (1879) hat sich der Mühe unterzogen, nach den bis nun vorliegenden Daten Volumina und Massen der Ozeane und der Kontinente zu berechnen und ist zu dem Resultat gelangt, daß das Volumen der Ozeane im Betrage von 3.144.400 Kubikmeil. gleich sein dürfte, $\frac{1}{843}$ des Volumens der Erde, das Gewicht der Wassermasse (1,32 Trillionen Tonnen) aber etwa $\frac{1}{4200}$ des Gewichtes der Erde betragen dürfte. Indem er nun die über das Meeressniveau aufragenden Festländer in Betracht zog (ca. 147.000 Kubikmeilen), fand er, daß ihr Volumen beiläufig den $\frac{1}{21,4}$ Teil des Volumens der Ozeane, oder die über das mittlere Niveau des Meeresgrundes aufsteigenden Kontinentalmassen (Volumen = 1.293.600 Kubikmeilen) $\frac{1}{2,43}$ des Ozean-Volumens ausmachen dürfte. Weiter fand er, die mittlere Dichte mit 2,5 angenommen, das Gewicht von 1,32 Trillionen Tonnen für die Festlandsmassen, ein trotz mancher nicht unbeträchtlichen Unsicherheiten in den Annahmen interessantes Ergebnis. Dabei wird die mittlere Tiefe des Ozeans mit 1880 Faden (= 3440 m.) angenommen.

Von den 9.200.000 □ Meilen der Erdoberfläche nimmt bekanntlich das Land 2.490.000, die Meere 6.800.000 □ Meilen ein, die Oberfläche der letzteren ist also fast dreimal so groß als jene der ersteren.

Die Kontinentmassen, soweit sie oberhalb des Meeresspiegels liegen, könnte man etwa 21 mal in dem Raume der Weltmeere unterbringen, oder der Spiegel des Meeres würde sich bei einmaliger Abrasion und bei gleichbleibenden Grenzen kaum viel über 150 m. heben. Dächte man sich das Kontinentalplateau vom mittleren Seeegrunde an abgetragen und ausgebreitet, so würde ein Ozean von immer noch ca. 2500 m. Tiefe die ganze Erdoberfläche bedecken.

Überblicken wir die geologischen Karten der besser bekannten Landmassen: Europa, Nordamerika, Indien u., so finden wir sofort, daß räumlich weitans der größere Teil derselben aus Gesteinen besteht, welche aus Ablagerungen von Zerstörungsprodukten im Wasser entstanden sind.

Wenn wir in den gewaltigen Engthälern und Schluchten (Cañons) des Colorado, im Westen der Vereinigten Staaten, an den beiden 1500 Meter hohen Wänden ein grandioses System von fast genau horizontal gelagerten Schichten aufgeschlossen sehen: Kalk- und Sandstein der Steinkohlenformation und in den tiefsten Gründen der Schluchten auch noch ältere (devonische, silurische und prozoische) Gesteine, so werden wir uns sagen, daß alle diese auf tausende von Quadratmeilen ausgedehnten Ablagerungen ihr Material ausnahmslos zerstörten Festländern verdanken. Oder wenn wir im europäischen Rußland die ungeheuren Flächen vom Eismeer bis zum Pontus und dem Kaspisee aus Sediment-Gesteinen verschiedener Formationen aufgebaut finden, aus Gesteinen, die durchaus wieder auf zerstörte Festländer zurückgeführt werden müssen, so sehen wir darin allein schon den Beweis für das Wandeln der Meere und Kontinente. Auch die

ältesten marinen Sedimente, deren Massenanhäufungen heute Festländer bilden, erfordern zur Erklärung ihrer Entstehung notwendigerweise die Existenz von noch älteren Festländern, durch deren Zerstörung die Materialien jener marinen Bildungen gewonnen wurden. Diese Festländer mögen, ja müssen zum Teil Ränne erfüllt haben, in welchen heute 3—4000 und mehr Meter tiefe Ozeane stuten. Die Zerstörungsprodukte der demaligen Festländer aber werden unablässig den heutigen Ozeanen zugeführt und liefern die Materialien zu den Abfällen auf ihrem Grunde, die später wieder Festländer werden mögen. Ungehenerliche Prozesse der Materialbewegung müssen auf jeden Fall angenommen werden. Die Großartigkeit dieser Prozesse darf uns nicht beirren. An ihnen ist nicht viel Hypothetisches, es sind Thatsachen, welche uns einen grandiosen Kreislauf der Stoffe vor Augen führen.

Eine notwendige Folge dieses Kreislaufes des Stoffes ist, daß einerseits Entlastung durch Abtrag vom Festlande, andererseits aber Belastung, infolge der Ablagerung der Abtragsstoffe (Sedimentbildung) eintreten muß. Solchen Störungen des Gleichgewichts schreiben Ch. DeCelles (Nature 1883) und J. S. Gardner (Nature 1883) Gestaltsveränderungen zu: ein Einsinken hier, ein Aufsteigen dort.

Die Ergebnisse der Erforschung der geologischen Verhältnisse setzen uns heute bereits in den Stand die Geschichte einzelner Meeresteile durch lange geologische Zeiträume zurück zu verfolgen.

Als ein Beispiel sei auf einen der Abschnitte, des neuen groß angelegten Werkes „das Antlitz der Erde“ von Eduard Suess hingewiesen, 1883—1885, der, „das Mittelmeer“ betitelt, uns die hochinteressante Geschichte dieses Meeres während der jüngeren tertiären Periode (Miocänzeit) und bis in die Gegenwart zu geben versucht, ein Abschnitt der Erdgeschichte, dessen Behandlung durch den genannten Autor um so interessanter ist, als er einerseits die diesbezügliche intensive Forschung vor zwei Jahrzehnten mit eingeleitet hat, und andererseits gerade jetzt darüber eine überaus lebhafte Kontroverse herrscht.

Fünf Phasen des Mittelmeeres werden von Suess unterschieden und der Umriss des jeweiligen Meeres, so gut es gehen will, angegeben.

Es klaffen leider auch bezüglich unserer Kenntnisse von der Verbreitung und zum Teil selbst der richtigen Deutung der verschiedenen Ablagerungen aus den einzelnen Epochen weite Lücken.

Von den genauer studierten Ablagerungen im tertiären Wienerbecken ausgehend hält Suess an der Annahme von zwei „miocänen Mediterranstufen“ fest. Der Nordrand der einen älteren wird bestimmt, im Westen durch das Vorkommen in der Gegend von Bordeaux, im Rhonethale, in der nördlichen Schweiz und an der oberen Donau. Über Horn in Niederösterreich läßt er sich verfolgen durch Währen bis in das Gebiet der oberen Oder, im Osten aber im südlichen Teile von Kleinasien (Karien und Lykien und Cilicien) dann in der Nähe der Südostküste des schwarzen Meeres und weiterhin in der Gegend südöstlich von Teheran. Das Vorkommen dieser Stufe wird aber auch angegeben auf Corsica, Sardinien und Malta, an der algerischen Küste und in der Gegend von Fäs in Marokko. Am Ostrand der Alpen konnte man das Vorkommen nur in Südsteiermark und

Kain nachweisen. Ein weiteres Vorkommen endlich kennt man aus Siebenbürgen (Korob).

In der Wiener und in der Grazer Bucht und am Südrande der Karpathen kennt man sie merkwürdigerweise ebensowenig als in dem Gebiete des Pontus, des Marmara- und des ägäischen Meeres. Einbrüche und Überlagerung durch jüngere Sedimente haben hier die Grenze des damaligen Mittelmeeres verwischt.

Als eine Ablagerung, die nach der ersten (älteren) und vor der zweiten (jüngeren) Mediterranstufe „in einem ersterbenden Meere“ erfolgte, betrachtet Sueß den glimmerigen, gips- und salzreichen ThonSchlamm, der unter der Bezeichnung „Schlier“ bekannt ist und im Augenblick von verschiedenen Autoren verschieden gedeutet wird, indem andere die Altersverschiedenheit, wie sie von Sueß angenommen wird, nicht zugeben wollen. Aus Bayern wird der Schlier durch Ober- und Niederösterreich, durch Schlesien und Galizien (salzführende Formation) bis in die Wallachei verfolgt und sein Vorkommen auch in Ungarn und Siebenbürgen, am äußeren Saume des Apennin, (die westlichsten Vorkommnisse sind bei Nizza und auf Malta gelegen) und mit Wahrscheinlichkeit auch im Euphratgebiet und in Persien angegeben.

Vor dem Einbruche des Meeres der „zweiten Mediterranstufe“ erfolgten große Einstürze am Ostrande der Alpen, und auch die Entstehung der „Wiener Bucht“ fällt in diese Zeit. — Es ist dies die nach Südosten von Wien bis Gloggnitz, (am Beginne der Straßenzüge über den Sömmerring) reichende, von jungtertiären und diluvialen Ablagerungen erfüllte schmale Bucht des mediterranen Meeres.

Die Ablagerung dieses zweiten Mittelmeeres, das längs des Guadalquivir mit dem atlantischen Ozeane in Verbindung stand, der in Frankreich bis gegen Orleans in das Land hinein reichte, läßt sich auch die Rhône aufwärts aber nicht mehr in die Schweiz verfolgen. Sie reichen bis tief in die Alpen (im Cima d'Astagebiete Südtirols, sowie im Lavantthale in Kärnten), erfüllen den innerhalb der Alpen gelegenen Teil des tertiären Wienerbeckens und das weite pannonische Becken bis Belgrad und bis nach Siebenbürgen. Durch Schlesien und Galizien reichte damals das Meer weit nach Rußland bis an das Asowsche Meer. Während Anzeichen davon auf der Balkanhalbinsel, mit Ausnahme eines isolierten Vorkommens bei Plevna bisher nirgends angetroffen wurden, kennt man die Ablagerungen dieser Stufe auf Cypern, Kreta und in Unterägypten. Die Verbindung der innereuropäischen Teile dieser Meeresbedeckung mit dem Ozeane ist bis jetzt nicht bekannt, eine Schwierigkeit, die freilich sofort hinwegfiel, wenn sich die Ansicht einer Verbindung oder Zusammengehörigkeit mit jenem ersten Mittelmeere als zu Recht bestehend erweisen würde.

Eine eigentümliche, aus der Gegend von Wien bis an den Aralsee und im östlichen Kaukasus bis zu 2330 Meter Seehöhe (!) bekannt gewordene, aus Podolien bis an den Balkan reichende Schichtenreihe bildet die „sarmatische Stufe.“ Es sind Ablagerungen aus einem Meere mit individuenreicher, aber im allgemeinen recht einförmiger Tierbevölkerung, deren Abstammung gleichfalls den Gegenstand

einer interessanten Streitfrage unter den mit ihrem Studium sich befassenden Autoren bildet. Die Verbindung mit dem Ozeane des damaligen Zeitabschnittes ist uns bislang nicht bekannt.

Über diesen Ablagerungen liegen im Wiener- und im pannonischen Becken, sowie im Gebiete des schwarzen Meeres, von Odeffa bis nach Galizien, dann an Manjth gegen Osten und bei Adrianopel nach Südwest reichend, die pontischen oder Congerienstschichten, "ein Binnenmeer von noch eigentümlicherem und fremdartigerem Charakter, ein lokal noch weiter eingeengtes, fast vollständig ausgefühtes Meer. Man kennt diese Ablagerungen auch im Rhönethal, an beiden Seiten des Apennin und auf Sizilien. —

Nun wird das Festland immer ausgedehnter in Mittel- und Südost-Europa. Eine große Zahl von kleineren und größeren Süßwasserbecken bedecken das Land. Ihre erhalten gebliebenen Ablagerungen werden als die „levantinische Stufe“ bezeichnet. Gleichzeitig breitete sich im heutigen Mittelmeergebiete ein Meer aus, dessen Ablagerungen von Sueß als „dritte Mediterranstufe“ bezeichnet werden. („Zancleano“ der italienischen Geologen). Sie wurden bisher bekannt aus der Gegend von Genua (der gleichnamige Meerbusen entstand durch Einbruch in eben diesem Zeitabschnitte), aus der Rhôneebucht, von beiden Seiten des Apennin (am Aspromonte bei Reggio reicht sie bis zu 1200 m Höhe (!)), von Dulcigno, von den jonischen Inseln und als Umsäumung im Peloponnes.

Eine weitere („vierte Mediterranstufe“) tritt nach Sueß in ähnlicher räumlicher Ausbreitung, jedoch über die Süßwasserablagerungen lokal übergreifend auf. Sie ist durch eine abweichende Tierbevölkerung wohl charakterisiert, mit vielen „nordischen Gästen,“ welche heute im nordatlantischen Ozeane fortleben und auf ein strengeres Klima deuten. —

Im weiteren Verlaufe erwärmt sich das Klima, die nordischen Einwanderungen vermindern sich, die Unriffe nähern sich den heute herrschenden: das ägäische Meer mit dem Pontus wird durch von Süden nach Norden vordringende grandiose Einstürze dem Mittelmeere angefügt, dessen heutige Konfiguration dadurch erreicht wird, daß auch die Adriatis und weitere Landzerstückungen im tyrrhenischen und im Syrtens-Meere erfolgen.

Das heutige Mittelmeer aber ist die fünfte Mediterranstufe nach Sueß. Der Kaspisee dagegen, älter als der Pontus, ist der wahre Erbe des alten pontischen Brackwassersees.

Schon dieses eine ausgezeichnete Beispiel für das Sichverändern der Grenzen zwischen Festland und Meer, für das Wandern der Meere, spricht eine beredte Sprache.

Ähnlich so wie wir im Vorstehenden die Geschichte eines Meeres verfolgten, so können wir umgekehrt auch die Entwicklung der Festländer durch verschiedene Phasen zurück begleiten. Oskar Bessel gab schon in seinen geistvollen und überaus anregenden „Neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde“ (1876) eine Übersicht über den Wollzug von Verschiebungen der Grenzen der Erdteile. Wir sehen, daß die Veränderungen seit der Tertiär-Periode der Hauptsache

nach in einem Anwachsen, nach Norden und nach Westen hin, bestanden. Australien sei weit nach Osten hin ausgedehnt gewesen und dürfte vor der Tertiärzeit mit Asien und dieses mit Japan zusammengehangen haben, meint Pechel, und es dürfte sich auf der südlichen Hemisphäre eine große Erdmasse bis gegen Süd-Amerika hin ausgedehnt haben. Diese letztere Annahme fußt auf Darstellungen Darwins über die Koralleninselgebiete, welche als große Senkungsgebiete ziemlich allgemein angenommen wurden, bis neuestens Semper, Rein und Murray (der Zoologe der Challenger-Expedition) eine neue Korallenrifftheorie unter Annahme von fortdauernden Sedimentanhäufungen auf untermeerischen Bänken in denselben Gebieten gründeten. Auch die geistreichen Annahmen von versunkenen Kontinenten im atlantischen und im indischen Ozeane: Atlantis und Lemuria, wurden neuerlich aufgegeben, als unnötig zur Erklärung von gewissen tiergeographischen und klimatischen Rätseln, welche sie erklären sollten.

Wenn A. B. Meyer (in einem Aufsatz: „Versunkene Kontinente,“ Deutsche Revue 1881) auf Grund überaus sprechender Thatfachen aus der geographischen Verbreitung der Tiere nachweist, daß die Azoren sicherlich keine Reste einer ehemaligen an ihrer Stelle befindlich gewesenen Kontinentalmasse der „Atlantis“ vorstellen — schon ihre ausschließlich vulkanische Natur bestätigt diesen Schluß auf das Beste, — so will er damit aber sicherlich nicht behaupten, daß die Annahme, es könne sich in früheren Zeitabschnitten hier eine Festlandsmasse ausgedehnt haben, nicht gemacht werden dürfe. Das Auftreten der Vulkane inmitten des atlantischen Ozeans in so weiter Erstreckung spricht auf das bestimmteste für die Existenz grandioser Störungs- oder Bruchlinien in den Krustenteilen am Grunde des atlantischen Ozeans, die dahin durch weitgehende Versenkung aus früher bis über das Meeresniveau aufragender Höhenlage gelangt sein mögen.

Durch Meyers Darstellung wird der Ansicht jener Forscher Recht gegeben, welche, wie z. B. der Amerikaner Dana, annehmen, daß den großen Ozeanen ein hohes geologisches Alter zukomme. Daß Europa während der Tertiärzeit gegen Nordwest hin eine räumlich weitaus größere Ausdehnung gehabt haben muß, und daß Verbindungen zwischen Süd-Europa und Nord-Afrika anzunehmen sind, muß festgehalten werden. Ja jener angezogene Aufsatz, worin die Notwendigkeit der Annahmen der Kontinente Lemuria und Atlantis bestritten wird, versetzt die Abtrennung der Insel Madagaskar von Afrika in eine Zeit vor der Vereinigung des tropischen Afrika mit Nordafrika, wodurch gleichfalls nicht geringe Wandlungen als notwendige Annahmen eingeführt werden.

Außer den durch das Auftreten von Ablagerungen aus Meeresbedeckungen jüngerer geologischer Zeitabschnitte zu erbringenden Beweisen von eingreifenden und weitgehenden Veränderungen in der Verteilung von fest und flüssig, Beweisen für das Wandern der Meere sowohl, als auch für große Niveauveränderungen der Erde selbst in geologisch jüngerer Zeit, die mit der Gebirgsbildung in dem innigsten Zusammenhange stehen, können wir solche Wandlungen auch in frühere Perioden zurückverfolgen.

Aus dem Schichtenbau der Alpen erkennen wir ein abwechselndes Übergreifen

der Wasserbedeckung und Vorwalten des Landes, wir erkennen ein Übergreifen des Wassers im Westen, während ein Größerwerden des Landes gleichzeitig im Osten erfolgt und umgekehrt. Und wie hier, so überall auf der Erde Wechsel in den Erscheinungen.

Albert Heim in seinem gewaltigen Werke über den Mechanismus der Gebirgsbildung (1878. II. S. 238) kommt in den Schlußbetrachtungen zu dem Anspruche:

„Jede Erklärung der Kontinentgestaltung, welche nicht die Möglichkeit zur beständigen Veränderlichkeit giebt, steht im Widerspruch mit dem thatsächlichen Aufbau der Kontinente, der beweist, daß diese letzteren einst ganz anders verteilt waren und die Verteilung vielfach gewechselt hat. . . . Die Kontinentalschwankungen sind viel mannigfaltiger, viel häufiger und viel ausgedehnter als diejenigen Bewegungen der Erdrinde, welche Gebirge erzeugen“, und wir können sie im allgemeinen auch in weiter zurückliegende Vergangenheit zurückverfolgen, als diese letzteren.

Wir glauben, daß an diesen Ansprüchen kaum etwas zu ändern sein wird, sie sind alle auf Thatsachen wohl gegründet.

Die großartigsten Veränderungen, vor allen in den Seichtwassermeeren an den Rändern der Kontinente, werden tiefere Senkungen in den Ozeangebieten anzeigen, in welche die Wasser sich zurückgezogen, freilich werden solche Versenkungen mit dem Emporsteigen anderer Gebiete — und zwar nicht nur jene aus der „negativen“ Bewegung des Wasserpiegels hervorgehenden, scheinbaren — Hand in Hand gehen, wodurch die Wirkungen wieder in sich ausgeglichen werden dürften, bis auf die Verschiebungen im Ganzen: das Wandern der Meere.

Wenn eine vorläufige Ankündigung einer ausführlicheren Darstellung der uns beschäftigenden Frage durch Sueß (Verhandlungen der k. k. geol. Reichsanstalt 1880 S. 171.) in den Säßen ausklingt „es giebt keinerlei vertikale Bewegungen des Festen, mit Ausnahme jener, welche etwa mittelbar aus der Faltenbildung hervorgehen,“ und „wir werden uns entschließen müssen, auch die letzte Form der Erhebungstheorie, die Doctrin von den säcularen Schwankungen der Kontinente zu verlassen“ so würden wir uns derselben aus dem Grunde anschließen können, weil der Autor durch die zugelassene Ausnahme wieder so ziemlich einlenkt: in dem Faltenwurfe liegt die Sache, die Niveauschwankungen größerer Länderstrecken könnten ganz wohl auch als Äußerungen der Faltenbildung erklärt werden. Massenverschiebungen sind notwendiger Weise auf jeden Fall anzunehmen. Änderungen in den Massenverteilungen auf der Erde selbst vollzogen und vollziehen sich ohne Zweifel unangeseht, und auf sie werden sich auch die Schwankungen und Wanderungen der Meere zurückführen lassen. Niveauveränderungen ausgedehnter früherer Seebodenstrecken, selbst bis weit über 5600 m vertikale Höhenunterschiede, sind nicht nur denkbar, sondern thatsächlich vielfach bekannt. Damit würde aber der Schwierigkeit heutige Tiefseeabgründe erforderlichenfalls als frühere Festlandsstrecken sich vorzustellen, so ziemlich genug gethan sein. Auch Sueß führt diesen Gedanken in der Einleitung seines neuen, großen, schon genannten Werkes aus. Es wäre

nicht eben schwer, eine gute Anzahl von Gegenden zu ermitteln, in welchen die Summe der Mächtigkeit der vorhandenen Meeressedimente ebenso groß ist, als die ganze beiläufige mittlere Tiefe der heutigen Meere, also etwa 4000 bis 5000 m erreicht. Wie tief muß aber nach den herrschenden Voraussetzungen die Senkung eines Landstriches einst gewesen sein, wenn nicht etwa seine Meeresbedeckung, sondern wenn sogar die Sedimente eine solche Mächtigkeit erreichten! Versenkungen bis zu 2500 m, ja bis zu fast 7000 m Tiefe sind aus Virginien bekannt geworden, ja für die Wahsatsch-Verwerfungen im Westen der Union hat Clarence King 10 000—13 000 m als Betrag der Senkung ermittelt! —

Powell hat in seiner großen Arbeit über die Uinta Mountains, dieses gewaltige westöstlich verlaufende Falten-Gebirge im Cañon Gebiete des Westens der Union (1876), eine Falte in einer Breite von beiläufig 65 km rekonstruiert mit einer Haupt-Verwerfung bis zu dem Betrage von etwa 6500 m Sprunghöhe. Die betreffenden Schichten, welche dabei ins Auge gefaßt sind, gehören der jüngeren Kreidformation an und sind im Meere zur Ablagerung gekommen. Um den gewaltigen Bruch zu erfahen, mußten sie erst dem Meere entrückt und zu einer grandiosen Falte bis über 10 000 m Höhe emporgewölbt werden. Dabei muß also, ganz abgesehen von der ursprünglichen Lage der Schichte am Grunde eines tiefen Meerbeckens, eine schon in dem genannten Betrage gewaltige positive Bewegung des betreffenden Oberflächenteils der Erdrinde notwendigerweise angenommen werden.

Ähnlich so verhält es sich auch mit der vielfach zerstückten, ausgedehnten Landmasse im Südwesten davon, worüber uns ein bewundernswürdiges Werk Duttons (1882) eine vorzügliche Darstellung bietet, die uns erkennen läßt, wie ein dem Meere nach der Kreidformation entrücktes, ausgedehntes Gebiet, schollenförmig zerbrechend, in verschiedenem Maße Abfälle bildend, zur Tiefe brach.

Ein überaus sprechendes Beispiel für die Verschiebung der Grenzen von fest und flüssig verdanken wir Neumayr (Denkschriften der Wiener Akademie 1883), der sich die Aufgabe stellte, „die klimatischen Zonen während der Jura- und Kreidezeit“ zu verfolgen. Er giebt auf einer Karte eine Darstellung der Meeresprovinzen in Europa, woraus hervorgeht, daß der größte Teil dieses Anhängsel-Kontinentes in jenen Zeitabschnitten vom Meere eingenommen wurde, so zwar, daß nur zwischen den alpinen und mitteleuropäischen einer- und dem borealen Jura-Meere des Ostens und Nordostens andererseits eine kreitere Festlandsmasse lag, über welche zeitweise durch schmale Kanäle eine Verbindung der Meeresprovinzen hergestellt wurde.

Nach Neumayr erfüllte das Jura-Meer in zwei klimatischen Provinzen das ganze Mittel- und West-Europa. Der erwähnte Festlandstreifen, der mehrfach unterbrochen aus Schottland über die Südspitze Scandinaviens gegen Süd-Osten bis gegen Turkestan gereicht haben mag, dürfte in China seine Fortsetzung gefunden haben. Eine Umgrenzung der Kontinente der Juraformation vermag man auch nicht annähernd genau aufzugeben.

Von Interesse ist, daß ein Jurabecken mit borealen (arktischen) Charakteren

in Tibet sich ausgebreitet hat, das mit dem indischen (tropischen) Zurameere in dessen nächster Nachbarschaft bestand.

Eine Vorstellung von den Veränderungen der Meere verschiedener Perioden, freilich nur auf Grund der heutigen Verbreitung der betreffenden marinen Ablagerungen, also ohne Berücksichtigung der tektonischen Veränderungen der Schichtgebilde nach ihrer Ablagerung, wurde schon mehrfach gegeben. (Auch von Zittel: „Aus der Urzeit“ 1875.)

Außer den Folgerungen aus geologisch erkannten Thatsachen über Wandelbarkeit in der Verteilung zwischen fest und flüssig finden wir noch Anzeichen für jüngere Vorgänge dieser Art in den Strandlinien, welche für einen in früherer Zeit höher gestandenen Meeresspiegel sprechen und für gewisse in vorhistorischer Zeit zum Vollzug gekommene Veränderungen.

Vor nun bald anderthalb Jahrhunderten wies Celsius darauf hin, daß das baltische Meer sich senke. Später stellten Playfair, L. v. Buch und Lyell diese Vorgänge so dar, daß sie annahmen, Skandinavien und speziell Schweden senke sich im Süden und hebe sich dagegen im Norden. —

Meeresterrassen mit Seemuscheln und Strandlinien an den Küsten Norwegens geben Beweise dafür ab, daß hier Niveauschwankungen in den Strandhöhen, in Beträgen bis zu 200 m vorgegangen sein müssen. Groß ist noch immer die Zahl von Beobachtungen an den Küsten aller Kontinente, welche für solche Variabilität als beweisend anerkannt werden müssen. (Man vergl. Hahn: „Aufsteigen und Senken der Küsten“ 1879 oder des Verfassers Vortrag über säkulare Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche 1880.)

Auch Dr. Tieze kommt bei Gelegenheit einer Betrachtung der Frage nach der Bildung der Quertäler (Zahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt 1882, S. 733) auf die skandinavischen Strandlinien zu sprechen und meint, daß wir dabei zu der Annahme einer Hebung geführt werden müssen, einer Hebung in demselben altväterischen Sinne, in welchem sich Heim die Hebung gewisser Teile der „Alpen als Ganzes“ gedacht hat.

Außer den erwähnten Erwägungen über den Kreislauf der Mineralstoffe und außer den Ergebnissen des Studiums über die Entwicklungsgeschichte einzelner Meeresräume und der verschiedenen Festlandsteile haben wir noch ganz besonders diejenigen Thatsachen ins Auge zu fassen, welche auf Veränderungen in der allerjüngsten Vergangenheit zurückzuführen sind und in ihrem Vollzuge selbst in die Gegenwart hineinreichen. Obgleich wir kaum einzelne Momente belauschen können, kaum der Dauer einzelner Atemzüge eines Organismus vergleichbar, so finden wir denn doch des Interessanten genug. Vor allem müssen uns auch die Bestrebungen der Geodäten, die wahre Form der Erdoberfläche, der Erde Gestalt und Größe zu bestimmen, in hohem Maße interessieren, da sie in hohem Grade geeignet erscheinen, unsere Frage zu beleuchten.

(Schluß folgt.)



Serben und Bulgaren in ihren Wechselbeziehungen.

Von

G. Hofen.

II.

Fragen wir nun aber nach dem Grunde, weshalb Rußland die serbische Eroberung dem Bulgarenstaate zu gute kommen lassen wollte, da sind wir in einiger Verlegenheit. Ein nicht bloß durch den Ritt serbischen Blutes Serbien verbundenes, sondern auch geographisch und kommerziell nach Serbien gravitierendes Grenzland konnte, von demselben durch schreiendes Unrecht losgerissen, für Bulgarien keine Machtvermehrung bedeuten. Und wenn man wie Rußland den Mächten gegenüber für die Maßregel Rücksicht auf die Nationalität anführen wollte, so zeigt uns gerade der Friede von S. Stefano, wie wenig Rußland mit jener Prinzipienreiterei trieb. Der Bulgarien einverleibten rein türkischen Distrikte im Norden des östlichen Balkan, sowie der ebenso behandelten griechischen Seeküste nicht zu erwähnen, zwang ja Rußland Rumänien die geographisch als ein Teil von Bulgarien zu betrachtende und außer einigen Türken nur von Bulgaren bewohnte Dobrudscha auf, welche Rumänien nicht nehmen wollte, da es dagegen ein rumänisches Kernland verlieren sollte. Auch für Montenegro, das Schoßkind der südslawischen Politik Rußlands, wurde eine Vergrößerung auf Kosten der albanesischen Nationalität verlangt und durchgeführt; wenn sich demnach jener Schritt mit den im Staatsleben herkömmlichen Motiven nicht begründen ließ, wohl aber eine nicht zu sühnende Feindschaft zwischen den beiden Staaten, dem widerrechtlich Beschenkten und dem Beraubten, hervorufen mußte, da fragt sich, ob nicht diese Verfeindung der Zweck war. Im Sultanat giebt es keine Verwandtschaft,¹⁾ lautet ein türkischer Spruch; „in der Politik“ aber „giebt's keine Pietät,“ sagt Europa nach den von Rumänien in dem letzten Orientkriege gemachten Erfahrungen. Betreffs der Absichten Rußlands gehören wir selbstredend nicht zu den Wissenden, und wenn dies wäre, so würden wir auch zu den Schweigenden und Verleugnenden gehören. Wie aber den jugendlichen Propagandisten in Rom beim Redeturnier academamente alles, sogar die Rechtfertigung des Protestantismus, gestattet ist, so glauben auch wir rein akademisch uns nach einer Erklärung für gewisse auffällige Erscheinungen in den Geschichten des Jugoslawismus umsehen zu dürfen. Wir nehmen an, daß Rußland schon während des Krieges, mit staatsmännischer Kühle von den rauchenden Schlachtfeldern Rumeliens in die Zukunft blickend, einem neuen Kriege an der Balkanhalbinsel entgegen sah, den vorzubereiten und für welchen günstigere militärische Vorbedingungen zu schaffen sofort seine Sorge war. Zunächst mußte auch für diesen Krieg ein plausibler Anlaß, ein

¹⁾ Saltanat-da Karabat jok; d. h. um Herrscher zu werden und zu bleiben hat man im Orient von jeher die nächsten Angehörigen, Eltern und Geschwister umgebracht.

tönender Titel gefunden werden, und zwar bot sich in dieser Hinsicht, nachdem ein abermaliges Einschreiten für „Christentum und Humanität“ durch das Zurückwerfen der Türken ausgeschlossen schien, die Stillung blutigen Bruderszwistes als würdiger Kriegszweck dar. Nur mußte dieser Zwist zwischen zwei Völkern, die bis dahin friedlich neben einander gelebt und, das eine wie das andere, innerhalb der eigenen Grenzen auf Jahrhunderte Raum zur Entwicklung besitzen, erst geschaffen werden. Man sieht hier, welche Bedeutung die Überweisung der serbischen Eroberung an Bulgarien gewinnen konnte. Daneben war es wünschenswert die Bulgaren — die von europäischer Zivilisation längst angehauchten Serben mußte man aufgeben — ganz in die russische Interessensphäre hineinzuziehen. Man schmeichelt sich in Bulgarien einen ganz jungfräulichen, nur von russischer Kultur wissenden und demnach für diese sehr empfänglichen Boden zu finden, einen Wildling, dem es leicht sein würde, jede Vorstellung, jede Leidenschaft einzupropfen. Offiziere aller Grade blieben daher nach dem Kriege in dem Lande zurück, denen sich bald russische Elementarlehrer und Zivilbeamten jeder Kategorie beigesellten, russisches Kommando, russische Titel und russische Administrativ-Formen wurden eingeführt, russische Schulbücher überschwemmt die Ortschaften, es war, als ob es sich um eine möglichst rasch zu russifizierende neu erworbene Provinz handele. Offenbar legte sich Rußland damit Opfer auf, denn an allem, womit es sich Bulgarien gegenüber so freigebig erwies, leidet es im eignen Lande Mangel; nur in hohen politischen Zielen würde eine solche Benachteiligung des eignen Volkes zu Gunsten eines fremden ihre Erklärung oder Entschuldigung finden. Auf diese Ziele deuteten allerdings noch andere Umstände. Nach dem Berliner Vertrage stand der Pforte das Recht der Besetzung der Balkanpässe im Norden von Dstrumelien zu; Rußland bewog sie auf dies Recht zu verzichten, wogegen es seine Entschädigungsforderung für den Unterhalt der türkischen Kriegsgefangenen fallen ließ. Wozu dies? Fürchtete man einen türkischen Angriff vom Balkan her auf Bulgarien, wenn dies sich ruhig verhielt? Gewiß nicht; die Maßregel konnte nur in ihrem Zusammenhange mit der Nichtausführung der Bestimmung des Berliner Vertrages, wonach die Donauefestungen geschleift werden sollten, mit der Nichtübergabe des Forts Arab Tabia vor Silistria an Rumänien, ihre Erklärung finden, und zwar dahin, daß der nördliche von Rußlands Kriegsmacht leicht erreichbare Teil Bulgariens für diese in einen, auch gegen europäische Herr haltbaren Zustand versetzt würde. Auch der Vorschlag den Prinzen Alexander Battenberg auf den Thron Bulgariens zu erheben widersprach den sonstigen Maßnahmen Rußlands nicht, da man in Petersburg nicht bezweifelte, derselbe werde trotz seines deutschen Ursprungs unter allen Umständen sein Heil im engsten Anschluß an Rußland suchen, und man ihn überdies an eine Verfassung gekettet hatte, die ihm jede selbständige Bewegung unmöglich machte. Es handelte sich um eine Lage der Dinge, wobei die Verantwortlichkeit für die politischen Geschehnisse in Bulgarien wohl diesem Fürstentum verblieb, dasselbe auf diese Geschehnisse selber aber keinen Einfluß hatte. Bulgarien mußte gleich als Störenfried unter die Balkanstaaten

treten, und damit nicht allein den in Petersburg verhorreszierten Plan einer Union dieser Staaten unter sich unmöglich machen, sondern sich dazu hergeben, Zustände der Verfeindung hervorzurufen, aus welchen auf den ersten Wind der offene Bruderzwist, ein Krieg zwischen Serbien und Bulgarien, hervorgehen könnte.

Sehr erwünscht wäre nun dem Petersburger Kabinet auch in Serbien, wo keine russischen Beamten regierten, ein jenen Ideen Verständnis und Sympathie entgegnetragender Minister gewesen, und ein solcher war auch vorhanden in dem vielgenannten J. Ristic, dem mali Bismack, kleinen Bismarck, wie er sich in subventionierten Blättern nennen ließ, allerdings nur mali Ignatieff meinend. Fürst Milan hatte längst einen instinktiven Widerwillen gegen diesen Staatsmann; aber eine von demselben während seiner langen Amtierung als Minister des Innern gegründete und nachher durch panslawistische Lockmittel erhaltene Kammer-Majorität zusammen mit dem diplomatischen Einfluß Rußlands stellte ihn dem Fürsten gleich einer autonomen Macht gegenüber. Es ist das Verdienst Österreichs, durch hartnäckige Weigerung, mit Ristic über Serbiens vitale Bedürfnisse, einen Handelsvertrag und Eisenbahnanschluß, in Verhandlung zu treten, diesen Zauber gebrochen zu haben. Der Fürst beilte sich das national gesinnte Ministerium Pirotschanaß zu berufen, welches eine weise Interessenpolitik verfolgte und, vom Wohlwollen des Auslandes getragen, den Wünschen des Vaterlandes gerecht wurde. Das äußere Symbol dieser neuen Stellung, in welcher die Regierungsthätigkeit nicht mehr fremden Gelüsten dienlich sein, sondern, der Entwicklung des eignen Volkswohls gelten sollte, war die Erhebung des Fürstentums zum Königreich, welche von den Großmächten, zuletzt von Rußland, anerkannt wurde. Da das an seiner unverbesserlichen Mittelalterlichkeit zu Grunde gegangene polnische Königstum nicht zählt, ist Milan der erste slawische König in der modernen Auffassung des Worts, und als solcher that er sofort einen neuen wichtigen Schritt auf der seit Ristic's Sturze innegehaltenen Bahn, d. h. er trat der von unserem großen Kaiser inaugurierten Friedensliga bei, einem Bunde, den die Geschichte als die herrlichste Erscheinung in unserm an ruhmvollen Thaten so reichen Jahrhundert preisen wird. Warum, mußte man sich damals fragen, folgte Bulgarien, wo Rußland allmächtig war, Rußland, welches sich selber die Vorteile des Bundes sicherte, nicht dem Beispiele des Nachbarstaates?

Das serbische Volk lernte rasch die ihm zu teil gewordene bessere Stellung würdigen und verschmähte in seinen Massen das früher so begierig eingefogene panslawistische Gift; um so unbegreiflicher war, daß, während König Milan im Herbst 1883, einer Einladung unseres Kaisers folgend, dem Kaisermanöver und der Einweihung des Niederwald-Denkmals beiwohnte, in Zaittschar und Banja, zwei der vor nunmehr 50 Jahren mit Serbien vereinigten, ursprünglich bulgarischen Distrikte, ein Aufstand ausbrach. Die Unzufriedenen waren nach denselben Gesetzen regiert worden wie der Rest der Serben, Gesetzen, unter denen ihre Väter und bis dahin sie selber sich wohl gefühlt hatten; es fehlte ihnen so nach an jedem Anlaß, auch haben die Tagesblätter keinen Grund für die Erhebungen anzugeben versucht. Man ist daher genötigt, den Ursprung derselben

außerhalb der Landesgrenze zu suchen und anzunehmen, daß die Aufständischen nur die verleiteten Werkzeuge fremder Intrigue waren. Es fiel auf, daß die Beteiligung von zwei Personen in ohne Zweifel von ihnen inspirierten Artikeln geflüchtig in Abrede gestellt wurde, nämlich von Ristic und vom russischen Gesandten am Belgrader Hofe Persiani, sowie daß versichert wurde, sowie Ristic wieder in die Regierung träte, würden die Rebellen von selbst die Waffen strecken. König Milan war unstreitig besser beraten, indem er nach dem Landesgesetze mit Strenge vorging. Die Ruhe wurde rasch wieder hergestellt, und für die Dauer eines halben Jahres hörte man nichts mehr von der Angelegenheit. Dieselbe war auch halb vergessen, als es plötzlich im Spätsommer 1884 hieß, ein Teil der Aufständischen habe in dem benachbarten Bulgarien Zuflucht gefunden, und die bulgarische Regierung halte die Flüchtlinge, welche sie hätte internieren sollen, in unmittelbarer Nähe der Grenze, von wo sie neue Wirren auf serbischem Gebiet hervorzurufen sich bemühte; die bulgarische Regierung aber habe die Gelegenheit benützt, sich eines kleinen Territoriums, welches durch eine schon zu türkischer Zeit eingetretene Veränderung im Laufe des Grenzflusses Timok auf das rechte Ufer dieses gekommen, von den Türken aber in serbischem Besitz belassen worden sei, mitten im Frieden durch Überfall der Grenztruppen gewaltsam zu bemächtigen.

Da uns dies wieder nach dem autonomen Fürstentum führt, so haben wir auf die Entwicklung desselben einen Blick zu werfen. Rußland hatte daselbst zu bemerken, daß es sich in zwiefacher Hinsicht einer Illusion hingeeben. Die Bulgaren erwiesen sich nicht als das, wie man gehofft hatte, kindliche Naturvölk, welches in Berührung mit den Russen gebracht, sich seiner Roheit schämen und eifrig russische Kultur anzunehmen bedacht sein werde, um dann für Rußlands Pläne durchaus verwendbar zu sein. Aber auch der Battenberger zeigte sich nicht als ein Streber und Abenteurer, sondern als ein Fürst in des Wortes bester Bedeutung, der, wie sein Nachbar Karl von Rumänien, in der von ihm übernommenen Stellung nicht etwa eine Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern eine heilige Verpflichtung gegen das Volk sah, das ihn, den Fremden, mit dem Enthusiasmus vollen Vertrauens begrüßt hatte, und dessen Wohl und Wehe er hinfort als sein eignes betrachten wollte. Aber demgemäß ergriff Rußland seine Maßregeln. Alle Pläne dieses Fürsten für heilsame Förderung und Entwicklung der Nation scheiterten an der dem Lande erteilten russischen Verfassung, an der unter russischem Einfluß gewählten Nationalversammlung, an der russischen Beamtenschaft und dem an der Spitze dieser stehenden radikalen Ministerium, dessen Interesse in der traktatenwidrigen Annexion Ostrumeliens aufging. Des Fürsten Einfluß sollte sich darauf beschränken, die unheilvollen Beschlüsse einer solchen Regierung auszuführen und für sie die Verantwortlichkeit zu tragen. Dagegen empörte sich sein Pflichtgefühl; nachdem schon wiederholt kleine Konflikte entstanden, setzte er unbekümmert um Rußland, im Sommer 1881 auf 7 Jahre die Verfassung außer Gebrauch und nahm unter warmer Affkamation einer nach Sistowa berufenen allgemeinen Volksversammlung

für dieselbe Zeit diktatorische Gewalt an. Aber mit der Verfassung waren noch nicht die russischen Minister beseitigt, welche, Sobolew das Departement des Innern und Krjlow, später Kaulbars, dasjenige des Krieges innehaltend, den Mittelpunkt der Regierungsmaschine bildeten. Dieselben mußten sich auch jetzt der vom Volke dem Fürsten erteilten außerordentlichen Gewalt zu bemächtigen und bemühten sich ferner einerseits die Agitation für die Vereinigung mit Ostrumelien ungeschwächt fortzusetzen, andererseits jeder Bethätigung selbständigen bulgarischen Volkslebens strenge entgegenzutreten. Die Wühlerei für Ostrumelien war um so erfolgreicher, als ihr der russische Generalkonsul in Philippopol, Krebel, durch Bildung einer Anschließpartei auf rumelischem Boden entgegenkam. Allmählich gelangten die beiden genannten Minister dahin, sich mit dem russischen Vertreter für Bulgarien Jonin zu einem über Fürst und Volk stehenden Regierungstriumvirat zu konstituieren, dessen Druck so unerträglich wurde, daß der Fürst endlich im September 1883 sich genötigt sah, ihren Rücktritt zu verlangen. Es entspann sich ein wechselvoller Kampf, welcher mit dem Siege des Fürsten endigte, nachdem alle Parteien, um der dem Lande drohenden Russifizierung zu wehren, sich auf die Seite ihres Souveräns gestellt hatten. Die russischen Minister mußten abziehen, und dem Sobolew wurden bei der Abschiedsaudienz Worte in den Mund gelegt, welche besser als lange Auseinandersetzungen die Sachlage malen.¹⁾

In Petersburg erregte das Vorgehen Fürst Alexanders tiefe Entrüstung; diese konnte sich aber zunächst nur in persönlichen Rücksichtslosigkeiten und kleinlichen Beleidigungen Luft machen, von denen man hoffen mochte, daß sie den Fürsten vor seinem Volke diskreditieren würden, während das Gegenteil eintrat, und das bulgarische Volk sich selber in seinem Souverän beleidigt fühlte. Indessen fand man in Petersburg bald heraus, daß man klug thue, mittels einer Scheinversöhnung seine Hände in Bulgarien zu behalten, und auch den Bulgaren war es unlieb, mit dem Zar Osloboditelj (Befreier) auf gespanntem Fuße zu stehen. So kam es denn bald zu einer Übereinkunft, nach welcher in Anbetracht der zahlreichen russischen Offiziere in bulgarischen Diensten der bulgarische Kriegsminister auf drei Jahre vom Fürsten im Einvernehmen mit dem Kaiser ernannt werden, aber sich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten des Fürstentums enthalten sollte.

Auch in Ostrumelien, wo Krebel, der Urheber und Förderer der Anschließpartei, auf Antrag der Pforte abberufen werden mußte, erging es im Jahre 1883 Rußland nicht nach Wunsch. In Bulgarien suchte dasselbe durch vermehrte Agitation die erlittene Schlappe wett zu machen, und da der Generalkonsul Jonin in Sofia verblieb, so war für diesen Behuf der richtige Mann zur Stelle. Es wurde ein echt irredentistischer Geist wachgerufen, der sich im Süden gegen Ostrumelien durch Betreibung des Anschlusses, im Nordosten gegen Rumänien durch erneuerte Grenzkonflikte, im Südwesten gegen Macedonien durch

¹⁾ „Das ist Ihr letzter Trumpf, Hoheit, und die letzte Unart, welche der Kaiser vielleicht unbetroffen lassen wird.“

Aufstandsprediger und im Nordwesten gegen Serbien in der vorhin angegebenen Weise bemerklich machte. Es war, als solle das von dem Fürsten Alexander regierte Bulgarien nach allen Seiten als brouillon dastehen. Die Wühlerei an der serbischen Grenze dürfte, wie die unnatürlichste, so die kostbarste gewesen sein; weil aber der Balkanflaue seine und seiner Nachbarn Ruhe und Frieden nicht leicht ohne Selbstentschuldigung preisgibt, so wurde, scheint es, den Zait-scharanern die Rettung ihrer bulgarischen Nationalität durch Eintritt in den bulgarischen Gesamtstaat als Ziel der Erhebung hingestellt.

Daß eine solche Wühlerei mit der Zeit dem Fürsten Alexander über den Kopf wachsen oder ihn vor ein gefährliches Dilemma stellen würde, ließ sich allerdings erwarten. Jedoch lag dies Ergebnis in weitem Felde, wenn nicht persönliche Einwirkung hinzukam. Unter allen europäischen Kabinetten liebt es anscheinend das Petersburger am meisten aus Personalfragen einen politischen Hebel zu machen, wovon mancher Staatsmann und Diplomat, und zwar nicht bloß in der Türkei, ein schmerzliches Lied zu singen weiß. In seiner südslawischen Politik ist ihm sogar der Zufall in dieser Beziehung merkwürdig zu Hilfe gekommen. Als es sich nach dem Pariser Frieden 1856 darum handelte, den Völkern der europäischen Türkei die Vorteile der neuen Zeit nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen und sie zu reaktionären Kundgebungen zu treiben, regierte in Montenegro Fürst Danilo, ein Anhänger und Bewunderer der westeuropäischen Zivilisation, der seine Inspirationen von Paris her empfing. Ohne Montenegro war keine Einwirkung auf die Herzegowina möglich. Im Jahre 1860 wurde Danilo ermordet; sein Mörder ist bekannt. Das montenegrinische Volk aber hielt Danilos Minister, Medakowic, für den geistigen Urheber des Verbrechens; derselbe konnte nicht im Lande bleiben, sondern begab sich nach Neußatz in Südungarn und redigierte daselbst das panslawistische Blatt Napredak, wobei Rußland, welches sich offenbar von seiner völligen Schuldlosigkeit überzeugt hatte, ihn unterstützte.

Als acht Jahre später es an der Zeit schien, die orientalische Frage, wie der damalige Ausdruck lautete, in Fluß zu bringen, verlangte Rußland von dem Fürsten Michael von Serbien, er solle nach Weise Griechenlands Räuberbanden an seiner türkischen Grenze sich organisieren lassen und seine Armee unter russische Offiziere stellen. Fürst Michael weigerte sich, und ohne Serbiens Initiative war trotz aller Wühlerei an eine Erhebung der Nachbarstämme in Ost und West nicht zu denken. Der Fürst wurde ermordet, und zwar von Belgrader Beamten- und Kaufmanns-Gesinde, welches, wie die Untersuchung ergab, die für das Unternehmen nötigen Gelder von dem in Pest lebenden serbischen Erfürsten, Alexander Karadjordjewic, erhalten hatte. Warum dieser alte Harpagon gerade damals die Gelegenheit für günstig hielt, an seine Restauration sein Gold zu wagen, ist nicht aufgeklärt worden. Die Ermordung Michaels und noch mehr der Vorschlag des russischen Botschafters in Konstantinopel, Ignatieff, ihm in Nikita von Montenegro einen Nachfolger zu geben, brachte unter den Serben und den slawischen Nachbarstämmen einen lähmenden Schrecken hervor, und es

verstrichen Jahre, bis die Agitation wieder aufgenommen werden konnte. Es war nun nicht mehr von Banden, wohl aber von Unterstellung der serbischen Truppen unter russische Offiziere die Rede. Dieser Maßregel aber stand Blaznawaß entgegen, der Monk des obrenovicischen Fürstentums, während der Minderjährigkeit Milans erster Regent und nachher Kriegsminister. Im Jahre 1873 starb dieser Staatsmann unerwartet und plötzlich, und zwar, wie sein Kollege Ristic dem damaligen diplomatischen Corps in Belgrad durch Mitteilung eines ärztlichen Parere unwiderleglich bewies, natürlichen Todes. Damit war die Schranke gefallen. Zwei Jahr darauf strömten unter Ristics Ministerpräsidentschaft russische Offiziere und Unteroffiziere nach Belgrad, und es kam zum serbisch-türkischen Kriege von 1876, der, wenn auch nicht siegreich, doch dazu diente die Bulgaren anzufeuern und den Aufstand in der Herzegowina im Gange zu halten.

Selbstverständlich macht sich eine geschickte Politik den Zufall zu nuße, aber sie baut nicht auf ihn. Wollte die russische Regierung jetzt abermals große Umwälzungen auf der Balkanhalbinsel eintreten lassen, so mußte sie mit Vorbedacht handeln; auch glauben wir auf eine bedeutungsvolle That in diesem Sinne hinweisen zu können. Um diese That zu würdigen, hat man die soeben vorgetragene geschichtlichen Momente sich vor Augen zu halten. Wir fügen noch hinzu, daß in Montenegro im Jahre 1860 auf Danilo sein jüngerer Vetter Nikolaus, bekannter unter seinem Kosenamen Nikita, folgte, welcher sich während seiner schon 25jähr. Regierung immer im Gegensatz zu seinem Vorgänger als wahren Trödelin der russischen Politik gezeigt hat, und dem dafür auch Rußlands Dankbarkeit reichlich zu gute gekommen. Schon längst bezeichnen die spezifisch slawischen Blätter die edlen Zrnogorzen nicht mehr als Hammeldiebe und Kopfabhneider, sondern als die Sokolowi, die Falken der schwarzen Berge, ihre Raubzüge sind nationale Heldenthaten, sie gelten als ewig unbefiegt; des Ursprungs ihres kleinen Staats durch den von dem Bischof (Wladika) Danilo I. Ende des 17. Jahrhunderts an den muhammedanischen Mitbürgern verübten Massenmord darf nicht erwähnt werden. Dazu kommen die sich immer wiederholenden Geldunterstützungen und endlich nach dem letzten Kriege die bedeutende Gebietsvermehrung, welche das Land der russischen Verwendung verdankt. Der Grund der russischen Vorliebe für Montenegro ist aber nicht die von da im Fall eines Krieges auf der Balkanhalbinsel zu erwartende Kriegshilfe — sogar unter den denkbar günstigsten Verhältnissen im letzten Kriege hat diese nur selten für einen magern Zeitungsartikel Stoff geboten —, sondern die Möglichkeit, in der fürstlichen Familie des Landes, der Familie Negusch-Petrowic, den serbischen Obrenovicen ein anderes jugoslawisches souveränes Haus gegenüber zu stellen. Man kann also von zwei jugoslawischen Dynastien, und wenn man gar noch die Familie des Erfürsten Karadjordjewic hinzurechnet, von drei solchen sprechen. Anscheinend möchte Rußland ein ergänzendes Erbrecht für dieselben zur Anerkennung bringen, wie denn (s. o.) nach Fürst Michaels von Serbien Ableben von dem russischen Botschafter in Konstantinopel Fürst Nikitas Succession angeregt wurde. Die Karadjordjewice haben nach serbischem Staatsrecht nicht einmal einen Schatten von Befugnis, sich

auch nur Prinzen zu nennen, und Rußland weiß am besten, weshalb dieselben, solange sie in Serbien die staatliche Ordnung repräsentierten, zu keinem Familienprivilegium gelangen konnten. Danach war die Kunde höchst überraschend, daß es dem Petersburger Kabinet — und das ist die bedeutungsvolle That, auf die wir hindeuteten — gefallen habe, nachdem die Obrenovice in Milan zur königlichen Würde gelangt und in die Reihe der anerkannten Erbdynastien getreten waren, nachdem der junge König der deutsch-österreichischen Friedenspolitik beigetreten und dadurch ein neues Sicherheitspfand gewonnen, durch Verschwägerung der beiden von den Obrenovicen in den Schatten gedrängten südslawischen sog. Dynastien an ihr Vorhandensein in drohender Weise zu erinnern.

Des Alexander Karadjordjewic Sohn, Peter, hatte schon im Jahre 1868 mit seiner Mutter, der Erfürstin Persida, viel dazu beigetragen, den Vater zu den Geldspenden an die Mörder Michaels zu bewegen, er hatte nachher auf seinen eigenen Namen wiederholt Aufstände gegen Milan zu erregen gesucht und keine Gelegenheit verkannt sich offen als Widersacher der bestehenden Ordnung in Serbien zu proklamieren. Auch die Frau Markowic, die Gattin des im Jahre 1877, als bei einem Aufstande beteiligt, hingerichteten Obersten Jeffreu Markowic, welche im Oktober 1882 auf Milan ein Pistol abfeuerte, gehörte zu Peters Partei. Diesem Peter, einem Manne von reiferen Jahren, in nichts ausgezeichnet und nur durch staatliche Intrigue bekannt geworden, welcher aber auch da die Erfahrung machen mußte, daß sein Anhang in Serbien just so weit reiche wie sein Portemonnaie, diesem Manne wurde am 11. August 1883 in Gettinje die jugendliche Prinzessin Zorka, Tochter des Fürsten Nikita, angetraut, und Rußland, wie man daneben erfuhr, hatte diese Ehe möglich gemacht, indem es dem jungen Ehepaar eine Jahresrente von 200 000 Frank zusicherte. Bei dem Verhältnis unbedingten Gehorsams des Fürsten Nikita gegen den russischen Hof bedurfte es der Nachricht von jener Geldspende nicht einmal, um in der Ehe ein Werk Rußlands zu sehen. Diese großartige Spende aber nötigt uns, nach dem Zweck zu fragen. Hat Peters Vater durch seine Beteiligung an der ruchlosen That von Toptschidar den größten Teil seines Vermögens eingebüßt, was in aller Welt geht das Rußland an? Was braucht Rußland den Peter seine Ehe mittels eines Geldopfers zu ermöglichen, das bei den dürftigen russischen Inlandsverhältnissen, richtig angewandt, an tausend und aber tausend Stellen Segen bringen könnte? Des Eindrucks, den die somit gleichsam feierlich proklamierte Aufnahme des falschen Kronprätendenten unter den Schützlingen des Petersburger Hofes in Serbien und überhaupt in Europa machen mußte, wollen wir gar nicht gedenken. Sah die Ehestiftung nicht ans wie eine Bedrohung des Königs, der, um in Frieden ans Serbien einen Kulturstaat machen zu können, sich der Friedenspolitik der deutschen Großmächte angeschlossen? —

Und doch dürften spätere Meldungen ergeben, daß das Hervorziehen Peters nicht in erster Linie dem König Milan, sondern den serbisch-bulgarischen Beziehungen galt, und hier kommen wir auf die Personal Tendenzen der russischen Politik zurück.

Wir haben gesehen, daß dem Fürsten Alexander von Bulgarien in der Verfassung des Landes ein bis zur Erdrosselung enger Noth zugeschnitten worden war, daß aber zugleich unter den Auspizien des ihm oktroyierten Zivil- und Militär-Beamtentums eine irredentistische Bewegung ins Leben gerufen wurde, welche ihm die allerhöchsten Aufgaben stellte. Wir haben auch gesehen, daß die bulgarische Agitation seit ungefähr drei Jahren ihr Echo fand in einer gleichen Bewegung, welche der russische Generalkonsul zu Philippopol in Ostrumelien hervorgerufen. War es zu verwundern, daß ein an und für sich so natürlicher Gedanke in immer weiteren Kreisen der bulgarischen Nation zündend wirkte? Der russische diplomatische Agent Jonin, welcher inmitten dieser Bewegung stand, wurde, obwohl er sich auf das Verleidendste gegen den Fürsten benommen, auch nach der sog. Wiederherstellung des guten Einvernehmens mit dem Petersburger Kabinet, zu Sofia auf seinem Posten belassen und erst im März vorigen Jahres abberufen. Bevor er aber Bulgarien verließ, wußte er noch eine von ungefähr 3000 Personen besuchte Versammlung in Sofia zustande zu bringen, welche stürmisch von dem Fürsten Schritte zur Vereinigung Bulgariens und Rumeliens zu einem Staate verlangte. Auch Krebels Nachfolger in Philippopol, Soratin, setzte die Wühlerei mit ungeschwächten Kräften fort und publizierte sogar unter dem Namen Sojedinenie (Vereinigung) ein Journal, welches für die großbulgarische Idee wirkte. So entstand eine Aufregung, welche als Grundlage zur Aktion zu dienen geeignet schien. Betreffs dieser Aktion sind wir, wie sich von selbst versteht, auf vereinzelte Zeitungsnotizen beschränkt, welche wir, da sie innerer Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, hier zusammenstellen. Den akademischen Charakter unserer Darlegung haben wir schon oben betont.

Zunächst soll es sich um Verjagung des Fürsten Alexander handeln, und zwar in einer Weise, daß das Odium dieser häßlichen That den Bulgaren verbleibe. Es wäre also geplant, daß im Sommer 1886 das bulgarische Heer unter dem Beifallsjubel des Volks den Marsch nach Ostrumelien antreten würde. Weigerte sich dann der Fürst mitzuziehen, so sollte die aufgeregte Menge ihn des Thrones für verlustig erklären und aus dem Lande vertreiben; stellte er sich dagegen an die Spitze der Truppen, so hätten die russischen Offiziere es dahin zu bringen, daß das Unternehmen mit einem Fiasko endige, und dem Fürsten würde es nicht besser ergehen als in dem ersten Falle, nachdem das Volk in ihm die Unfähigkeit erkannt, den nationalen Wünschen gerecht zu werden. In beiden Fällen aber sollte dann plötzlich als ein deus ex machina Peter Karadjordjewic auftauchen, mit heimlicher und öffentlicher Förderung Rußlands die Annerion glücklich bewerkstelligen und von den Bulgaren für diese verdienstliche That mit der Fürstenkrone belohnt werden. Nach einer andern Version soll den bulgarischen Parteiführern ohne weitere Umschweife als Dank für die Vertreibung Alexanders und die Berufung Peters Rußlands energische Beihilfe zur Annerion Ostrumeliens zugesagt worden sein.

Stellen wir uns einen Augenblick diesen Plan als gelungen vor, so daß Fürst Alexander verjagt und Peter vom bulgarischen Volke auf den Thron ge-

hoben worden wäre, was würde die diplomatische Folge der Veränderung sein? Würden die Mächte sich dieselbe gefallen lassen? Wir glauben gezeigt zu haben, daß Rußland in seiner südslawischen Politik seit dem letzten Kriege sehr erhebliche Rechenfehler gemacht hat, aber die Mächte sind ihm mit keinerlei Einsprache beschwerlich gefallen. Die Türkei wurde an die Innehaltung der ihr schwere Lasten auferlegenden Stipulationen des Berliner Vertrages mit einer, was die allgemeine Beteiligung anbetrifft, unerhörten Flottendemonstration erinnert; aber um die Nicht-Schleifung der Donaufestungen bekümmerte sich niemand. Danach können wir nicht bezweifeln, daß, wenn es geglückt wäre, eine vollendete Thatsache zu schaffen, und für diese Rußland, gleichsam draußen stehend, als wohlwollender Freund des von ihm in blutigem Kampfe befreiten Volkes, obwohl im Prinzip die Selbsthülfe verwerfend, energisch einträte, die dem schmählich verateten Fürsten Alexander gewiß überall gewidmete herzliche Teilnahme nirgends in Thaten überseht werden würde. Peter Karadjordjewic auf dem Throne von Sofia aber, er, der sich als serbischer Kronprätendent aufspielt, weil sein Vater 15 Jahre lang die damals rein persönliche serbische Fürstenwürde besaßen, der Gott weiß mit was für Gelde mehrmals in Serbien Putschversuche gemacht, würde sich schwerlich durch Skrupel wegen der Wohlfahrt seiner Nation beirren lassen, er würde gern der Russifizierung Bulgariens alle Thore öffnen und jederzeit, unterstützt von seinem immer gehorsamen Schwiegervater, bereit sein, an der Spitze eines von russischen Offizieren befehligten bulgarischen Heeres nach Serbien zu marschieren, um den König als — nach Peters höchstpersönlichem staatsrechtlichen Cöber — Usurpator von da zu vertreiben. Der Ausbruch eines blutigen Bruderkrieges wäre da nur eine Frage der Zeit; eine für die Geschehnisse nicht verantwortlich zu machende fremde Macht würde seinen Zeitpunkt bestimmen können. Man sieht hieraus auch, warum die oben besprochene Eiterwunde am Timok offen gehalten werden mußte. Es ist nicht ohne Interesse, daß neueren Meldungen zufolge sich dort auf der bulgarischen Seite der Grenze Banden zu verheerenden Einfällen, nicht in türkische Provinzen, wie einst von Griechenland aus, sondern in das slawisch-orthodoxe Serbien gebildet, und daß sich denselben Montenegriner, Leute von Profession, beigefellt haben.

Nachdem wir somit das Lustschloß aufgebaut, kommen wir zum Schluß. Unter den verschiedenen Enttäuschungen, die Rußland in seiner jüngsten jugoslawischen Politik erfahren, dürfte die unangenehmste diejenige sein, welche Karawelow, der Minister Alexanders, in die dürren Worte kleidete: Wir sind erst Bulgaren und dann Slaven! — Die bulgarischen Parteiführer, denen sich Rußland mit seinen Vorschlägen und Verheißungen hatte eröffnen müssen, verstopften das Ohr gegen den Sirenenesang und bestimmten ihren Fürsten, um der zu seinem Verderben hervorgerufenen Bewegung Herr zu werden, sich an ihre Spitze zu stellen und das zu nehmen, was Rußland der Nation teuer verkaufen wollte. Die Maßregeln wurden still und zweckgemäß getroffen; der Apfel aber, durch die Bemühungen russischer Agenten notreif geworden, fiel den Bulgaren entgegen, sowie sie an den Stamm traten. Da war keine Heldenthat des hoch

zu feiernden Peter nötig, der Nachricht von dem Auszuge des bulgarischen Heeres folgte diejenige von der vollendeten Auerion auf dem Fuße.

Und wie wurde diese Nachricht im Auslande aufgenommen? Wir müssen bei Beantwortung dieser Frage das übrige Europa von Rußland scheiden. Dort hielt man das Ereignis anfangs für einen versteckten Schachzug Rußlands, welches mit Umgehung des Berliner Vertrags auf Schleichwegen zu seinem St. Stefano-Frieden kommen wollte; auf die Sache selbst aber war man durch alles, was man seit Jahren über die Thätigkeit der russischen Beamten im Lande vernommen, so wohl vorbereitet, daß man sie sich als etwas Unvermeidliches gefallen ließ. Erst als man von der Initiative Fürst Alexanders vernahm, faßte man Interesse für das Resultat, und der Fürst dürfte die öffentliche Meinung überall auf seiner Seite haben. Die Rechtsverletzung wurde und wird mit der Zwangslage entschuldigt, in welche die nicht vom Fürsten ausgegangene Agitation ihn versetzt.

In Rußland dagegen erregte die Nachricht einen unfäglichen Verdruß, ein um so peinlicheres Gefühl, als man, um die Frucht jahrelanger Bemühungen betrogen, gar nicht sagen durfte, wo man den Schuh am meisten drücken fühlte. Mußte man doch die Arbeit der Agenten geheim halten oder verleugnen. Selbstredend verurteilte man auf das schärfste das unzeitige Vorgehen des Fürsten Alexander. Europa, erklärte man sich überzeugt, werde durch Abjehung dieses seinen Frevel an dem Berliner Traktat sühnen. Damit wäre dann aber genug geschehen; auf die vollendete Thatsache, die vollzogene Vereinigung der beiden Länder, könne nicht zurückgekommen werden. Die Abjehung Alexanders! eine etwas seltsame Zurechnung. Der Thatenlosigkeit der Großmächte, das bringt die allgemeine Lage mit sich, wird sich Rußland bei seinem Vorgehen auf der Balkanhalbinsel wohl noch oft getrösten können, positiver Schritte der Mächte aber, um ihm seine Wege zu ebenen, nicht. So zeigte sich denn auch, daß man außerhalb Rußlands eher geneigt war, die Auerion Ostrumeliens allerdings zu verurteilen, dagegen aber beim Sultan die Beilehnung des Fürsten mit der Provinz auf fünf Jahre zu befürworten, so daß der Wortlaut des Berliner Vertrages einigermaßen gewahrt wäre. Es wäre dies auf eine Personalunion hinausgekommen. Unleugbar aber würde auch dieser halbe Erfolg die Popularität Alexanders in Bulgarien dernaßen gesteigert haben, daß etwaige Pläne der slavischen Großmacht wider ihn aufs unabsehbare vertagt werden mußten. Nach den Tagesblättern hat sich Rußland daher nachträglich einfach auf den Boden des Berliner Vertrags gestellt und verlangt strikte die Wiederherstellung des status quo ante.

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! mag dagegen vielfach in und außerhalb politischer Kreise geäußert werden. Aber man vergesse nicht, die Macht, welche hier das bestehende Staatsrecht anruft, ist das gewaltige Rußland, und dasselbe ruft es innerhalb seiner Aktionsphäre an. Es ist nicht ratsam, ihm eine Antwort zu erteilen, welche sich in seinen Händen bald in eine gefährliche Waffe verwandeln könnte. Sollte es aber bei dieser Gelegenheit gelingen, der nicht traktatenmäßigen russischen Bevormundung Bulgariens, dem Fortbestande

der Donaueftungen, den bulgarisch-rumänischen Grenzstreitigkeiten an der Dobrudscha, den bulgarisch-serbischen Konflikten am Timok u. f. w. ein Ende zu machen, sowie den Fürsten Alexander der zentraleuropäischen Friedenspolitik beitreten zu lassen, dann wäre die rasche That der Bulgaren nicht vergeblich gewesen.

Im Jahre 1866 hieß es: Setzen wir Deutschland nur auf das Pferd, reiten wird es schon können. Ebenso möchten wir sagen, befreien wir die Balkanhalbinsel von dem panslawistischen Bären, und Serbien wird wie Bulgarien die Welt durch seine Liebe zu Frieden und Fortschritt in Erstaunen setzen.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Hermine von Hillern.

II.

Wer jemals längere Zeit in dem Losen und Donnern der Meeresbrandung zugebracht, der weiß, was es heißt, dann plötzlich in tiefe Stille, fern dem beweglichen, ewig wechselnden Element versetzt zu sein. In den Ohren tönt ihm noch das Rauschen und Bransen, das er in Wirklichkeit nicht mehr vernimmt, und der eingebildete Schall wirkt beängstigend auf die Seele und schafft eine namenlose, ewig suchende Sehnsucht. — Ähnlich mochten die Empfindungen Wilhelmine von Hillerns nach ihrer Verheirathung gewesen sein.

Es ist ein eigenes Ding um das Heimweh nach der Kunst — es ist ebenso elementar, ebenso unstillbar, so schwer zu besiegen, wie das Heimweh des Bergbewohners nach seinen Höhen, wie das des Seemanns nach seinem altgewohnten Element; es scheint längst überwunden, da facht es ein Luftzug wieder zur Flamme auf und zeigt, daß es von neuem besteht, und wenn es im einzelnen Individuum erlischt, es erbt fort in der Generation, „im Gedächtnis der Art“ und was die Mutter längst in sich besiegt glaubte, taucht in den Kindern mit verjüngter Leidenschaft wieder auf.

Daß Wilhelmine von Hillern es vernochte, sich in die Enge kleiner, um nicht zu sagen „kleinlicher“, Privatverhältnisse zu finden, mag wohl daher kommen, daß ihre Leidenschaft mehr der Kunst als dem Theater galt, daß sie neben der glühenden Begeisterung für ihren Beruf als darstellende Künstlerin einen wahren Abscheu hatte vor dem Mechanismus der Bühne und daß das ethische Streben in ihr noch mächtiger war als das ästhetische.

Dieses Streben war es, was selbst in den Momenten höchster Befriedigung des Ehrgeizes die Seele Wilhelmine von Hillerns immer nach höher emporriß

und sie erkennen ließ, daß jenes Ideal höchster menschlicher Vollkommenheit, wie es ihre Seele erfüllte, niemals auf den Brettern zu erlangen sei.

Mit welchen Kämpfen und Opfern sie es erkaufte, davon geben die folgenden Verse Zeugnis, die sie in den ersten Jahren ihrer Ehe an die Muse der Schauspielkunst richtete. Sie sind überschrieben: „An meine Muse“, und lauten:

Gebunden stand ich am Wege,
Du wandtest Dich schweigend mir ab,
Von meiner Stirn fiel welkend
Der junge Lorbeer herab.
Und unter den fallenden Blättern
Hinsank ich müde und stumm,
Du aber sahest im Scheiden
Dich weinend nach mir um.

Wilhelmine von Hillern hat es niemals ganz verwunden, das Heimweh nach der geopferten Kunst, wie sehr sie sich auch in das Leben und Treiben in der Gesellschaft und im Hause zu finden wußte.

Die ersten Jahre ihrer Ehe blieben kinderlos, und es war eine einsame, traurige Zeit, wenn gleich das jung vermählte Paar in sich selbst den besten Trost hätte finden sollen.

Aber es ist kein Leichtes für einen Mann, einem von Hause aus und durch den Beifall der Menge verwöhnten, auf Händen der Liebe getragenen Geschöpf, das bewegte Leben, die Befriedigung im rauschenden Beifall, in der Ausübung eines leidenschaftlich geliebten Berufes zu ersetzen. —

Nicht daß es Hermann von Hillern an Liebe gefehlt hätte, er liebte seine Frau tief und aufrichtig, — aber er war eine ebenso starke, in sich abgeschlossene Individualität wie sie — ebenso leidenschaftlich, nur weit weniger expansiv. Ungemein gutmütig, besaß er jedoch eine gewisse Unbeholfenheit der Mittheilung, die das Gemüt bei ihm nie so recht zum Ausdruck kommen ließ. Schön und einnehmend in seiner Erscheinung, hatte er doch wenig persönliche Liebenswürdigkeit, oder jene Grazie der Form, die es versteht, alle ihre Handlungen in ein angenehmes Gewand zu kleiden. Er war ein überlegener Verstand, was ihn besonders in seinem Fach Hervorragendes leisten ließ, hatte eine ungemein klare, praktische, oft sogar etwas philiströse Lebensauffassung und als Jurist eine gute Dosis Mißtrauen den Menschen gegenüber. Er hatte ein feines Verständniß für die Kunst, die Gabe scharfen, logischen Denkens, das sich oft zu Sarkasmus steigerte, und wenn er heiter war einen anregenden, geistvollen Humor.

Nebenbei hatte er einen eisernen Willen und ein sehr geringes Accommodationsvermögen, — eine innerlich einsiedlerische Natur, die eigentlich niemals das Bedürfnis nach menschlicher Gemeinschaft empfand und daher auch nicht gewohnt war, sich in den Lebensprozeß eines anderen Wesens hineinzudenken. Auch besaß er eine Strenge, die bald einschüchternd, bald provozierend wirkte. —

Daß eine solche Natur, deren Verständniß an sich eine größere Objektivität und ein gereifteres Urtheil erforderte, als es Wilhelmine von Hillern damals besaß, nicht im Stande war, eine so junge, leidenschaftliche in einem Himmel von

Idealen lebende Frau darüber wegzutauschen, daß dieser Himmel sich eben nicht mit der irdischen Sphäre, an die sie nun einmal gefesselt war, vertruß, läßt sich denken. Er hätte sie nicht darüber wegtauschen können, selbst wenn er es versucht hätte, — er hat es aber auch nie versucht — denn wenn er je ähnlich empfunden hatte, wie Wilhelmine von Hillern, so lag jene Zeit lange hinter ihm, und er besaß nicht die Elastizität des Geistes, um sich noch einmal hinein zu versetzen. Daß dieses Verhältnis, ohne Verschulden von irgend einer Seite nicht geeignet war, das Gleichgewicht in einer jungen, ringenden Seele herzustellen, läßt sich denken.

Wenige Wochen nach der Verheiratung kam Hermann von Hillern als Staatsanwalt nach Freiburg in Baden, wo Wilhelmine nun den größten Teil ihres Lebens zugebracht hat. —

Aus jener ersten Zeit ist uns ein Brief erhalten, der darum merkwürdig ist, weil er ein sehr getreues Bild des Seelenlebens Wilhelmine von Hillerns giebt und zugleich von einer Frau berichtet, die wohl eine der edelsten und eigenartigsten Frauengestalten ist, die jemals einen Thron zierten.

Es war die Großherzogin Sophie von Baden, eine geborene Wasa, die Abkömmlingin jener alten schwedischen Königsfamilie, um deren Haupt sich wohl noch ein Hauch jener altnordischen Poesie mit ihrer tiefen Tragik webte. Die Liebenswürdigkeit der Frau Herzogin von Koburg-Gotha war es, welche die erste Veranlassung gab zu einer Beziehung die sich während Minna Birchs Aufenthalt in Karlsruhe, als Schülerin Devrients, knüpfte, und die fortbestand bis zum Tode der hohen Frau. Ein Päckchen Briefe der Großherzogin an Wilhelmine von Hillern, das uns erhalten blieb, geben ein rührendes Zeugnis einer Seelengüte, die vom Throne herab auch der Fernstehenden nicht vergaß, einer Selbständigkeit des Urteils, die Menschen suchte und da, wo sie dieselben fand, auch die äußeren trennenden Schranken nicht scheute.

Der Brief behandelte das erste Wiedersehen Wilhelmine von Hillerns mit der hohen Frau, nach einem Zeitraum von zwei Jahren, als Wilhelmine von Hillern zum erstenmal, jung verheiratet, nach Karlsruhe kam.

Ich schreibe mit wenigen Auslassungen alles ab:

„Dein Brief, liebe Mutter, der heute Vormittag kam, hat einen wahren Jubel in unser stilles Hänschen gebracht. —

Hermann, der jetzt bei mir im Zimmer arbeitet, damit ich nicht soviel allein bin, und unter vielem Stöhnen eben eine Kindsmörderin für die Schwurgerichte zurichtet, ließ Kind und Mörderin liegen und stehen und fiel mir vor lauter Freude über Deine Berichte um den Hals. Wir waren ganz selig.

Liebe Mutter, du hast nicht nur eine treue Tochter an mir, du hast auch an Hermann einen treuen Sohn. Du bist doch eine glückliche Frau: Kunst und Erfolge haben dich getröstet in den trüben Tagen des Abschieds.

Ich habe noch lange in der Eisenbahn geweint, und Hermann hatte viel zu thun, mich zu beruhigen.

Die Tage in Karlsruhe haben mich sehr erheitert. — — — — —

Am ersten Abend hatte uns Adolf Gölers eingeladen. Da war's recht hübsch. Das war doch wieder Mannheimer Ton und Blut und heimelte mich an. —

Ich kann mir nun einmal nicht helfen, ich habe dieses kleine, glatte Mannheim doch lieb trotz allem, was es mir gethan. Gölers sind auch mit von den Besten Mannheim's.

Die ganze alte Zeit meiner Karriere, meiner Kämpfe und Erfolge in der Kunst und im Leben stieg wieder vor mir auf. Die Bühne um mich her, mit meinen klatschenden Freunden vor mir und meinem feurigen Ideal über mir, mit dem Reiz, so manches scheinen zu können, was man nicht werden kann und doch gern sein möchte. Der stolze Saal der Großherzogin Stephanie mit der hohen, gnädig lächelnden Frau, mit den glänzenden Hofdamen und dem stillen Geheimnis unserer Liebe inmitten all' der lauten Hoffahrt und meine kleine, stille, halbdunkle Stube mit ihrer dumpfen Atmosphäre müßigen Hinbrütens, heißer Studien, verborgener Qualen und Kämpfe, und seliger Freuden.

All' das zog wieder lebendig mit allen Empfindungen jener Illusionen, jener Hoffnungen und Enttäuschungen, jener Befürchtungen und jener Liebesfeligkeit durch meine Seele, als ich diesen unwissenden Teilhabern gegenüber saß. —

Viel hat sich seitdem geändert, und noch steht alles unzerstörbar in meinem Geist. — Ich bin an den Erlebnissen vorbeigezogen. —

Noch steht in Mannheim die Bühne, wie sie war; noch lächelt die Großherzogin in ihrem glänzenden Saal, noch brennt die Lampe in meinem kleinen Zimmer. Dieselben Freunde klatschen Beifall, die hohe Frau lächelt mit gleicher Huld — nur eben nicht mir! Die Lampe beleuchtet denselben Raum — nur eben nicht mich. Ich bin vorübergezogen wie in einem Wandbild, und alles ist geblieben wie's war, und ich selbst bin geblieben wie ich war — und doch ist mir's, als würde ich nicht mehr in den Rahmen passen, der mich damals so schön umschloß. —

Eine eigentümliche Behmut liegt für mich in dem Gedanken; eine eigene Behmut in dem Wort „Unwiederbringlich.“ — — — — —

Am andern Morgen befahl uns die liebenswerte und würdige Großherzogin Sophie zu Nachmittag 4 Uhr. Es war noch Wollentrauer um den kurz vorher verstorbenen Erbgroßherzog, und ich mußte mein seidenes Kleid mit schwarzen Creppegeschichten vertuschen um nur einigermaßen vorschriftsmäßig zu erscheinen. Als wir nun endlich im Palais der Großherzogin angelangt waren, empfing uns die liebe, treue Hofdame Fräulein von Falkenstein und bat uns, etwas zu warten. Nach einigen artigen Redensarten hin und her ging sie uns zu melden.

Es währte kaum einige Minuten, so erschien eine bleiche, abgeehrte Gestalt unter der Thür und winkte uns stumm lächelnd ihr zu folgen, wie in einem Märchen. Es war die Großherzogin. Sie war uns durch mehrere Zimmer entgegengekommen und führte uns in ihr Boudoir. Dort küßte sie mich und zwang mich ins Sopha, während sie sich zu meiner Linken ins Fauteuil setzte. Sie sah mir lang und scharf in die Augen, nickte zufrieden und sagte, indem sie mich auf die Hand schlug: „Sie ist doch noch die Alte.“ Darauf

wendete sie sich herzlich zu Hermann mit der Bemerkung: „Sie müssen mir das nicht übel nehmen, wir beide sind alte Bekannte und haben so unsere eigene Sprache.“ Hermann erwiderte, ich hätte ihm stets mit enthusiastischer Verehrung von ihr gesprochen und schon längst den Augenblick ersehnt, sie wiederzusehen. „Ja,“ sagte sie vergnügt lächelnd, „ich weiß, daß sie mich lieb hat, wir haben uns verstanden wie Wenige, und ich darf wohl sagen, die kleine Frau hat mich gleich gekannt und ist mir gleich gut geworden.“ Dabei nahm sie meine beiden Hände. — Das Gespräch wechselte nun in tausenderlei Schattierungen, die so mannigfach und schnell auf einander folgten, daß ich sie Euch nicht mehr so genau im Zusammenhang mittheilen kann. Unter andern sagte ich ihr, da sie von dem glücklichen Naturell sprach, das ihr Gott in vielen Dingen gegeben: „ich glaube, Eure königliche Hoheit haben von Gott alles erhalten, um die größten Schicksale mit Würde zu tragen.“ Da brach sie plötzlich in Thränen aus: „Ach nein,“ rief sie, „sehen Sie, dieser letzte Schlag hat mich so erschöpft, daß ich meinen Thränen nicht gebieten kann! Ich habe es noch nicht verwunden und werde es noch lange nicht. Ja, Sie mögen recht haben, Fremden gegenüber trage ich mit Ruhe und kann mich bezwingen. Aber bei Personen wie Sie, die mein Gefühl erregen, vor denen ich mich ganz geben darf, wie ich bin, da verliere ich alle Fassung! — Haben Sie Geduld,“ sagte sie schluchzend zu Hermann, „ich bin gewohnt mich vor Ihrer Frau gehen zu lassen, sie hatte immer ein Herz für mich, was mir Theilnahme und Verständnis bewies — so entschuldigen Sie nun meine Schwäche.“

Sie erzählte uns noch vieles über die letzten Wochen des Verstorbenen. (Was sie sonst nie thut, wie R . . . s sagen.) Sie sagte, er sei während der letzten Woche zum erstenmale nach dreizehn Jahren ohne Schmerzen und bei völlig klarem Bewußtsein gewesen.

„Denken Sie,“ sagte sie gedehnt, „dreizehn volle Jahre stehe ich nun an dem Bett eines Kindes, das ununterbrochen Qualen erduldet, die derart sind, daß ich als Mutter dem Kinde den Tod als einzige Erlösung wünschen muß, — dreizehn volle Jahre — das ist ein großes Wort!“ — Und dabei traten ihre schönen, blauen Augen in Thränen weit heraus, als fürchteten sie in ihrer eignen Flut unterzugehen. Tief ergriff mich dieser Moment, und unwillkürlich fiel ich ihr um den Hals. Sie hielt mich lange fest, als wäre es ihr ein stiller Genuß, ein anfrichtig liebevolles Herz an ihrem pochen zu fühlen.

Diese Frau steht so hoch über mir, und doch kann ich mich ihres innigen, zärtlichen Gefühls für sie nicht erwehren, wenn ich ihr auch nur selten nahen kann. Sie übt einen unwiderstehlichen Zauber auf mich aus, jede Minute in ihrer Nähe bereichert mich, fesselt mich, zieht mich mehr und mehr zu ihren Füßen hin, sie wird alt, und doch ist sie schön, seelisch, geistig schön. Jede Handbewegung ist rein, edel, weich, es wäre falsch zu sagen, sie habe ihre Gliedmaßen in der Gewalt. Ihre Glieder schmiegen sich ihrem Willen an. Ihr Wille, ihr ganzes Wesen, atmet und übt nur Schönheit, ernste Grazie und weibliche Hoheit. Dem Künstler ist wohl in ihrer Nähe, wie bei einer meisterhaft vollendeten Statue. So sicher

diese in den Grenzen der Schönheit, des Ebenmaßes verharret, so sicher bewegt sich Sophie in denselben und so sicher bannet sie ihr edler Geist, ihr reiner Geschmack in Formen, welche ebensowenig altern, wie die der Statue.“ — — —

Mit der Übersiedlung nach Freiburg war für Wilhelmine von Hillern die ganze Welt, in der sie bis jetzt gelebt, vollständig versunken.

Die Bühne mit all' ihren Interessen war ihr mit einemmal ferngerückt, ihr Gatte duldete sogar den Besuch des Theaters nicht, um jede Neigung für den einst so heißgeliebten Beruf in ihr zu ersticken, jene Welt der Kunst, der geistigen Interessen, in der sie bis dahin gelebt, schloß sich hinter ihr ab, und von der ganzen Sphäre, die sie früher umgeben, blieb ihr nichts zurück als eine namenlose Sehnsucht. — Wenn Goethe irgendwo sagt, seine Werke seien „Kinder der Einsamkeit,“ so kann man dies wohl mit ebensoviel Recht von Wilhelmine von Hillern behaupten. Zwar war es weniger eine äußere Einsamkeit, als eine tiefe, innere Vereinsamung in allem dem, wo eine gleichgefinnte, verständnisvolle Seele eine Wohlthat ist, — es war ihr der Zusammenhang geraubt mit dem Erdreich, aus dem sie bis dahin ihre Nahrung gezogen, sie stand nun in einem ganz fremden Kreis, in einem Kreis, wo man noch mit Mißtrauen die gewesene Künstlerin betrachtete, wo jene geheimnisvolle Scheu die Mephisto mit dem Worte motiviert: „Ihr ahnt, daß ich ganz sicher ein Genie, am Ende gar der Teufel bin,“ bei dem Worte „Schauspielerin“ die Gesellschaft der kleinen Stadt erfaßte, und wo nur die strengste und gewissenhafteste Verleugnung alles dessen, was an ihren ehemaligen Künstlerberuf erinnerte, der fremd hergekommenen, jungen Frau, die Aufnahme in jene Elite erringen konnte, in der sie bis dahin an andern Orten immer eine, wenn auch exceptionelle Stellung gehabt hatte. — Ein Glück für sie war es, daß gerade in den ersten Jahren ihrer Ehe die geistvolle Großherzogin Stephanie im Sommer immer ihren Landsitz, in Umkirch bei Freiburg, besuchte und die Freiburger Gesellschaft dort häufig bei sich sah. Sie war schon in Mannheim der jungen Künstlerin eine wohlwollende, gnädige Beschützerin gewesen, unter ihren Augen hatte sich das Herzensbündnis der beiden Gatten geschlossen, sie war es nun auch, in deren Salon die erste Annäherung Wilhelmine von Hillerns mit den Kreisen der guten Freiburger Gesellschaft stattfand. Mit einem männlichen Verstand, dem echt französischen lebhaften Naturell und dem „Espirit,“ der nur den Franzosen eigen ist, vereinigte Großherzogin Stephanie eine große Energie, ein tiefes Gemüt und ein warmes, großes Herz. Sie war bis zu ihrem Tode meinen Eltern freundschaftlich und gnädig gesinnt, und das Andenken jener beiden badischen Großherzoginnen lebt unverlöschlich in meiner Mutter fort.

Nun schloß sich bald um Wilhelmine von Hillern ein neuer Freundeskreis, der als Grundstock einige noch von Mannheim her ihr bekannte Familien hatte. Damals war Freiburg noch eine kleine Stadt von kaum 20,000 Einwohnern.

Die Gesellschaft wurde repräsentiert von dem einheimischen Adel, der im Breisgau seinen altangestammten Grundbesitz hatte; Familien, deren stolze Traditionen noch aus der Zeit herrühren, wo der Breisgau zu Österreich gehörte

und in denen, bis auf den heutigen Tag, noch etwas lebt von jener mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit, von jener stolzen Unabhängigkeit des freien Adels, der zwar seinem angestammten Fürsten mit Leib und Leben zur Seite stand, der aber auch mehr als einmal seine eigene Macht zeigte und den trotzigem Nacken nicht in das Joch der Untwürdigkeit beugte. Jene alten Familien, die damals noch in der alten Hauptstadt des Breisgaus, die sie in alten Zeiten von ihren Burgen aus so oft bedroht hatten, eine Machtposition einnahmen, bildeten den präponderierenden Teil der Gesellschaft, um sie herum gruppierte sich ein Häuflein fremder Familien, ihnen reihten sich an einige geistvolle und liebenswürdige Professorenfamilien, die damals noch nicht wie jetzt eine abgeforderte Kaste bildeten.

Da war der geistreiche und liebenswürdige Anthropolog Ecker, der Rektor der Freiburger Universität, — der leider zu früh verstorbene, feinsinnige Woringen, der geniale Lameny, der Geheimrat Schmidt, jetzt Professor in Leipzig, Professor Bodt, Bücheler, jetzt in Bonn, später der Physiolog Funke, der berühmte Botaniker de Bary, der edle, tiefangelegte Projektor Maier, sie alle mit ihren Frauen bildeten geistig anregende und erheiternde Elemente. Dabei herrschte noch eine Einfachheit und Gemütlichkeit, die uns mit unsern heutigen Begriffen von Geselligkeit und Eleganz geradezu sagenhaft erscheint. Es gab noch keine Bälle im „Zähringerhof,“ dem elegantesten Hotel der Stadt. Eine Gesellschaft war damals noch eine Art von Familienfest, zu dessen Gelingen sich die verschiedenen Bekannten freundschaftlich ihre Hilfe liehen, und eine Art von wehmütiger Rührung überkommt mich, wenn ich in den Briefen meiner Mutter lese: daß ihre Mutter ihr doch ja keinen zwölfarmigen Kronleuchter schenken solle, da man solche hier nur in Tanzsälen habe, man könne doch unmöglich bei einer kleinen Gesellschaft von 6—8 Personen zwölf Kerzen verbrennen, wenn ich ferner die Thatsache vernehme, daß eine Gesellschaft von 68 Personen mit lebenden Bildern und, nach den Berichten alter Freunde äußerst glänzendem Arrangement, die sie gegeben, die exorbitante Summe von 125 fl. kostete! Ja, daß der Kopfschuß von lebenden Blumen, den sich meine Mutter unbegreiflich leichtsinniger Weise zur Schillerfeier machen ließ, auf 2½ Gulden zu stehen kam, weshalb sie sich aber auch gedrungen fühlt, diese unerhörte Verschwendung ihrer Mutter in einer längeren Entschuldigung zu motivieren! —

Kaum war aber der Anschluß an die Gesellschaft vollzogen, da riß der lebhafteste gesellige Verkehr Wilhelmine von Hillern auch schon ganz in seinen Strudel. Ihr Talent, sich durch eine große persönliche Liebenswürdigkeit, — sobald sie nur will, alle Herzen zu gewinnen, bewährte sich auch hier, und nachdem man sich überzeugt hatte, daß ihr von der ungeheuerlichen Thatsache ihrer Künstlerlaufbahn im gewöhnlichen Verkehr durchaus nichts Verdächtiges anhafte, schlossen sich mehrere Familien aufs engste an sie an, freuten sich ihrer lebhaftesten, sprudelnden Individualität und waren entzückt, wenn sie hin und wieder eine Probe ihres Talentes zum Besten gab. Und hier muß ich es anerkennend aussprechen, daß es teilweise gerade jener strengkatholische, einheimische Adel war, der obgleich gerade er, vermöge seiner ganzen Richtung und Erziehung, die meisten Vorurteile

zu überwinden hatte, sich der Protestantin und gewesenen Künstlerin aufs freundlichste annahm.

Interessant ist der psychologische Prozeß, den Wilhelmine von Hillern in ihrem Verhältnis zum Katholizismus im Laufe der Jahre durchgemacht hat, dessen erste Spuren wir in dieser Zeit bei ihrem Eintritt in ein ganz katholisches Land finden.

Als ihr in ihrem sechzehnten Jahre Sydow, dessen psychologisches Verständnis ein ganz überlegenes war, sagte: „Du bist eine durch und durch katholische Natur,“ da faßte sie dies als eine Beleidigung auf, sie kannte den Katholizismus nur vom Hörensagen, nur aus den partiischen Schilderungen strenger Protestanten, sie schwärmte mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit für den geliebten Lehrer, sie sah in ihm die edelste Verkörperung ihrer religiösen Empfindungen, er war protestantisch, so flutete auch ihre Seele dem Ziele auf protestantischem Wege zu, in dem sie den Frieden zu finden hoffte. Als sie dann in dem katholischen Lande die Macht und die Größe der katholischen Kirche kennen lernte, ohne jedoch das Göttliche in ihr sehen zu wollen, als sie sich mit allen Fasern zu dem ihr verwandten Element hingezogen fühlte, da machte sie in vergrößertem Maßstabe das Gleiche durch, was ein Mensch durchmacht, der ein bestickendes Weib sieht, von dem er vom ersten Moment an fühlt, daß er seinem Zauber verfallen ist, mit Leib und Seele. Er aber will einer andern die Treue halten, und um sich selbst vor Untreue zu schützen, sagt er sich: ihre Schönheit verdanke sie künstlichen Mitteln, ihre Liebenswürdigkeit sei Koketterie, ihre Klugheit Berechnung. Ähnlich erging es Wilhelmine von Hillern. Sie war sich des gefährlichen Zaubers der katholischen Kirche klar bewußt, aber sie suchte diesen Zauber mit dem Seziermesser des scharfen Denkens zu zerlegen, um sich zu beweisen, daß er nur ein künstliches Nachwerk menschlicher Klugheit und Berechnung sei. Eine Natur wie die ihre mußte entweder gegen den Strom schwimmen oder von ihm mitgerissen werden; ein Stillstehen gab es nicht.

So lange Wilhelmine von Hillern mit leidenschaftlichem Fanatismus der protestantischen Konfession angehörte, mußte sie den Katholizismus bekämpfen, als sie anfang indifferent zu werden und infolge der Nüchternheit des protestantischen Kultus in Baden, wie auch der Verfolgungen, die Sydow von seiten der Orthodoxie zu erdulden hatte, anfang sich klar zu werden über das, wofür sie bis dahin so leidenschaftlich geschwärmelt hatte, da fing der Strom an sie unmerklich, leise mit fortzutreiben in eine andere Richtung, die ganz langsam und allmählich aber immer deutlicher eingehalten wurde. In einem Briefe aus dem Jahre 59, wo von einer Landpartie nach St. Peter die Rede ist, heißt es unter andern: „Die Benützung eines schönen Punktes, die Vereinigung mehrerer, schöner Einzelheiten zu einem Gesamtbild, das Herz und Sinne rühren muß, ist nun einmal die Kunst der Katholiken. Wo ein schöner Blick und die Möglichkeit ist, Baumaterialien hinzuschaffen, wo Wipfel rauschen, wo der frische, belebende Höhenwind weht, wo die Stille der Natur nur durch harmlosen Gesang der Vögel unterbrochen wird, wo man hinausieht in ein schweigendes, blühendes Thal, von

ernsten Häuptern bewacht und jedes unverdorbene Gemüt mit aufatmender Brust andächtige Gedanken zu dem Schöpfer dieser schönen Welt hinausschickt, da steht gewiß eine Kapelle oder Kirche gleich einem Zollhaus, um den Tribut der Andacht in Empfang zu nehmen, den in solchen Momenten die Seele so gern giebt.

Das ist ihr großes Geheimnis. So gewinnen sie die Seelen am Wege, und in diesen kleinen, einsamen Kirchen sind die stummen hölzernen Marien und bluttriefenden Christusfe mächtigere Agenten für ihre Kirche als mancher beredte Priester in dem buntwogenden Dom einer großen Stadt.

So sind sie allüberall, allgegenwärtig und gewärtig, sei's im Wort, sei's in der wortlosen Form, überall stehen Thüren und Thore offen, um die anzukommen, die sich nähern wollen, und hinter jeder Thür breitet ein liebender Christus seine Arme aus, den Eintretenden zu empfangen." In jener Zeit war es auch, wo Wilhelmine von Hillern mit beinahe enthusiastischer Objektivität nach der in Freiburg stattgehabten katholischen Kirchenversammlung die Macht und „Gefährlichkeit“ der katholischen Kirche in einem anonymen Aufsatz, der im protestantischen Kirchenblatt und mit wenigen Auslassungen auch in katholischen Blättern abgedruckt wurde, schilderte und die Protestanten davor „warnt“. Dieser Aufsatz war einer der ersten schriftstellerischen Versuche Wilhelminens.

Aber auch der Sinn für die Natur fand in der herrlichen Schwarzwaldgegend reiche Nahrung. „Wer hätte nicht schon willig der lieblichen Sprache gelauscht,“ schreibt Wilhelmine von Hillern, „in welcher der Wald uns seine kauschen Geheimnisse vorplaudert; wer hätte sich nicht schon necken lassen durch die unzählbaren Waldgeister, die bald in dem Rauschen eines Baches, bald durch einen Schatten, bald durch eine plötzliche, vielversprechende Lichtung der Zweige unsere Phantasie reizen? Das geheimnisvolle Treiben dieser Wunderkräfte, mit denen uns Shakespeare, Heine, Roquette, Putliz u. a. in fast greifbarer Gestalt den Wald bevölkerten trat lebendig vor meine Seele, bald sah ich die tollen Kobolde der Shakespeareschen Sommernacht ihr schadenfrohes Spiel treiben, bald Heines „letzte Elfe“ weinend und einsam auf einem Baumstamm sitzen, mit dem ganzen kauschen Schmerz um jede von der Sommerglut verkengte Blüte, bald wogte das duftige Chor Waldmeisters um mich her, die ganze Welt der Dichtung erstand mir in dem Dunkel dieses träumerischen Waldes.

Im Glotterbad angelangt, erfrischten wir uns und traten nun, gestärkt und innig erheitert, den Heimweg an. Wir wurden beständig durch die heimkehrenden Erntewagen aufgehalten, so daß es fast dunkel war, als wir durch das Dorf kamen. Auch dies war in seiner Art ein anziehendes Bild. Die erhitzten Schnitter, welche die mit drei, vier ungelenten Ochsen bespannten Heuwagen drängend und schreiend zur Schenke hintrieben, Bäuerinnen, die ihre Kinder vom Heu herunterzerrten, Säuglinge, welche im Inneren der Hütte nach der Mutter schrieten, alles gehörte zusammen. Als wir weiter gingen und es dunkler geworden war, änderte sich die Szene. Nun saßen die Leute ruhig auf den Stufen ihrer Häuser. Bald schaute ein alter Mann mit seiner Pfeife zu dem niederen Fenster heraus, bald lag ein Kind im Nachthemdchen vor dem Haus und spielte mit seiner Kaze, bald

eilte noch eine verspätete Bäuerin zu den schreienden Kleinen heim. Immer dunkler wurde es, immer seltener wurden die Gehöfte, immer stiller wurde es um uns her. Dann und wann bellte uns der Hund eines einsam liegenden Hofes an, mitunter begegnete uns noch ein kleines Heuwägelchen eines armen Bauern, der sein Heu allein heimbringen mußte, und huschte ein baarfüßiger Bauernjunge, der seine Stiefel in der Hand trug, hinter dem Wagen an uns vorüber. Endlich waren wir weit weg vom Dorf, allein auf der breiten Landstraße. Hinter uns lagen die Berge, die wir verlassen hatten, stille und ernst in der Dunkelheit. Da plötzlich erschien ein Strahl auf der höchsten Spitze des äußersten Berges, der Mond ging auf und krönte das stumme Haupt mit seinem Strahlenkranz. Höher und höher stieg er empor, noch zeichneten sich die scharfen Linien der spitzen Tannen in seinem bläulichen Schein am Horizont ab. Doch nach und nach verschwammen sie in dem leuchtenden Nebel, den das steigende Licht herabgoß. Die beiden Bergketten, welche von Ost und West hufeisenförmig wie riesige Koulissen sich gegeneinanderbreiteten, aus deren Mitte unsere Straße herausgeführt hatte, verschwammen mehr und mehr in diesem wunderbaren, milden Schein, der leuchtet ohne zu erleuchten und statt die Formen darzustellen, sie einhüllt wie in einen Traum. Ja, ich möchte fast sagen: wie die Sonne das Bewußtsein, so ist der Mond der Traum der Erde. Das Bewußtsein schafft, wirkt, waltet, fördert — der Traum erzeugt und fördert nichts, aber er gestaltet mit seinem zitternden Lichte tausend magische Bilder in der ruhenden Seele, die mit ihm vor der aufgehenden Sonne des Bewußtseins erlöschen und spurlos vorübergehen. Ganz so wirkt Sonne und Mond auf die Erde. Was die erstere erzeugt und erleuchtet, das hüllt der letztere in wesenslose Schatten und Nebel ein und leiht ihm unberechenbare Gestalten, die die Nacht der schlummernden Erde geisterhaft erhellen und durchweben ohne sie zu erwecken." Diese Liebe zur Natur, das stille Behagen, mit dem Wilhelmine von Hillern das Kleinleben auf dem Lande beobachtet, zeigt uns die Quelle, aus welcher die vielgerühmten Natur Schilderungen, das Verständnis des Landlebens und Landvolkes in der Geierwally hervorgegangen sind. In vielen Briefen, die ich der Kürze halber hier nicht wiedergeben will, finden wir ein solches tiefes, inniges Versenken in die Geheimnisse der Natur, finden wir ein warmes, offenes Herz für den lebendigen Pulsschlag echten Volkslebens. Dabei aber wird über Sachen der Ästhetik, über Kunst und Wissenschaft ein streng sichtigendes Urtheil gefällt. Es gab zwar in der Nähe des stillen Städtchens wenig, worüber ein Urtheil zu fällen war. Große, zeitgemäße Fragen der Wissenschaft, der Kunst und Litteratur, teilweise sogar der Politik, insofern sie nicht das badische Land selbst betrafen, beunruhigten im allgemeinen die Gemüther der Freiburger nicht. Der Geist, wo er sich im geselligen Verkehr dokumentierte, that es im leichten, gefälligen Gewande des Wises und des Humors, und das Resultat solcher Unterhaltungen wären wohl kaum litterarische und ästhetische Abhandlungen gewesen.

Hin und wieder kam jedoch ein Anlaß vor, der Wilhelmine von Hillern Stoff zu einer solchen gab. Solch ein Anlaß war die 100jährige Geburtstagsfeier Schillers, die sich in dem kleinen Städtchen aufs feierlichste vollzog. Wil-

helmine von Hillern schreibt darüber: „Endlich ein stiller Augenblick, die Schillerfeier hat auch bei uns ihre Geltung erhalten und jeden einzelnen mit fortgerissen, auch mir hat sie belebte und heitere Tage gebracht. Ich hatte mich mit Frau von Gayling verabredet in die Sangerhalle zu gehen, und sie und ihre Mutter holten mich in der Equipage ab. Hermann ging mit dem Huldigungszug. In der Sangerhalle war alles mit Blumen und Tannen geziert, die riesige Halle, die viertausend Menschen in sich schloß, war sehr schön anzuschauen. Rings an den Galerien herum waren in rothen Medaillons die Namen von Schillers Werken eingeschrieben. ber der mit Blumen gezierten Tribüne erhob sich Schillers bekranzte Büste, um welche sich die Chöre mit ihren Fahnen herungruppierten. Um zehn Uhr zogen das Festkomitee, die Professoren, die Studenten, die Beamten, darunter Hermann, in der Halle ein. Alsdann begannen die Chöre mit Instrumentalbegleitung, darauf folgte eine prachtvolle Festrede von Hofrat Schmidt und zum Schlusse wieder Chöre. Die ganze Feier war für unsere kleinen Verhältnisse sehr hübsch, ich war mit voller Andacht dabei, das könnt Ihr Euch denken. Man kann auch in der kleinsten Dorfkirche fromm sein. War die Feier auch nicht so erhebend wie die Berlins und anderer großen Städte, so gab sie mir doch Stoff genug, um mich selbst zu erheben.

Am Abend ging ich ins Theater. Man gab Halsus wundervolles Festspiel, es ist wahrhaft schön, einfach sinnig und hochpoetisch. Schiller kann nicht würdiger gefeiert werden, als ihn dies Stckchen feiert.

Zum Schluß wurde die „Glocke“ dramatisiert oder vielmehr parodiert, denn wenn man das herrliche Gedicht hätte lächerlich machen wollen, so wäre es nicht anders zu veranstalten gewesen. berhaupt, was ist das für eine unselige, unknstlerische Idee, die „Glocke“ zu einem Drama machen zu wollen!

Hat Schiller das gewollt, hat er es durch irgend etwas angedeutet? Warum dramatisiert man nicht auch den „Tauscher“, den „Gang nach dem Eisenhammer“, „den Kampf mit dem Drachen“ u. s. w. Dies hat mehr Schwierigkeiten, weil es Erzählung, während die „Glocke“ Reflexion ist. Aber muß man denn da nun gleich einen Kerl und eine Frauensperson in Maske und Kostüm hinstellen, die abwechselungsweise diese Reflexionen herunter deklamieren, muß man da einen Glockeng veranstalten, der die Aufmerksamkeit von drei Vierteln des Publikums, von den herrlichen Worten ab, auf das Handwerk hinlenkt, das im Hintergrund seine höchst interessanten Manipulationen vornimmt? Wahrhaftig, es gehört die ganze geschmack- und gefhloose Effektspekulation unserer Bühnen dazu, um an einem so unkünstlerischen, fabrikmäßig ausgeführten Gedanken Gefallen zu finden. Die „Glocke“ ist kein Drama, soll keines sein. Wenn Schiller ein Drama hätte daraus machen wollen, so hätte er sicher nicht auf den D gewartet. Die „Glocke“ ist eine poetische Reflexion, dies giebt allerdings die Möglichkeit, sie in den Mund verschiedener handelnder Persönlichkeiten zu legen, aber wo stehet denn geschrieben, daß dies, weil es möglich ist, auch gut ist. Die Zerteilung des dichterischen Räsonnements in verschiedene Rollen heißt es notwendig in verschiedene Teile zerreißen, die durch die ein-

geflochtene Musik und die lebenden Bilder keineswegs verbunden, sondern nur noch getrennt werden. Der tief innere Zusammenhang des denkenden Meisters mit seinem Werke geht verloren, und es bleiben Bruchstücke, die weder ein Drama noch ein Gedicht mehr bilden.

Der Meister ist nichts weiter als der Repräsentant der Ideen, die Schiller an den Fuß der Glocke knüpft. Sobald wir aber einen kräftigen Handwerksmann in Fleisch und Bein und eine höchst sentimentale Frau Meisterin vor uns sehen, die mit einander abwechselungsweise sich selbst und ihren Knechten lange Reden vordekklamieren, während sie von hinten durch allerhand mächtige Geister, mit den Erscheinungen ihrer Phantasiegebilde begnadigt werden, sobald wir während einiger niederträchtiger Lindpaintnerschen Zwischenfälle die vorhergegangene Rede des Meisters fast vergessen haben und nun mit einem rührungsvollen: „denn wo“ oder „denn auf“ u. s. w. von der Meisterin aus unsern Träumereien aufgeschreckt werden, sobald wir mit Widerwillen die Unnatur dieser Szene empfunden haben, ist die herrliche Dichtung für uns verloren. Der Gedanke, nicht selbst zu einem Drama gestaltet, zerrinnt an den kompakten, lobigen Gestalten, die ihn zur Erscheinung bringen sollen, und wir haben weder ein Drama noch ein Gedicht. — — — — —

Am Freitag hatten die protestantischen Professoren ein großes Souper veranstaltet. Und denkt Euch, wir waren dazu geladen.

Das Komitee bestand aus dem geh. Hofrat Baumgärtner, Prof. Meißner, der eine lebenswürdige Tochter Kobells zur Frau hat, Prof. Ecker und Hofrat Schmidt. Wir waren einige vierzig Personen. Was einem Menschen von Ehre und Vergnügen von abends acht Uhr bis morgens sechs Uhr zu teil werden kann, — das ist mir geschehen. — Die wichtigsten, ernstesten und heitersten Toaste flogen wie Raketen hin und her, und nachdem die Toaste auf Schiller ansgebracht waren, erhob sich Professor Ecker und erinnerte daran, daß Schiller der dramatischen Kunst einen großen Teil seiner Popularität danke. Der dramatische Künstler sei der Dolmetscher des Dichters, und er mache darauf aufmerksam, daß sie in ihrer Mitte eine begabte Priesterin unserer Dichter beherbergten, eine Künstlerin von echtem Beruf u. s. w. „Und,“ schloß er, „so lassen wir nach Schillern, hochleben die Frau von Hillern.“ Ein dreimaliges Hoch antwortete hierauf. Alles lachte, schrie, gab mir die Hände und stieß an.

Auf dem Teller jeder Dame hatte ein Stahlstichporträt Schillers gelegen. Ich gab meines Eckers zurück, mit der Bitte, mir etwas darauf zu schreiben. Den andern Morgen schickte er mir's mit der Unterschrift aus der Braut von Messina: „Deines lieblichen Eintritts werden sich freuen die Penaten des Hauses.“ Zur Erinnerung an d. 11. 11. 1859. von Dr. A. Ecker.“ Ist das nicht hübsch?“

In jener Zeit will es scheinen, als ob Wilhelmine von Hillern aufgegangen sei in dem Getriebe geselliger Freuden, in den mehr oder weniger oberflächlichen Vergnügungen. Ja, es ist wahr, sie warf sich mit ganzer Seele in den Strudel der Gesellschaft, aber es war eine Erlösung aus der beängstigenden Stille ihres kleinen Haushaltes, — sie war imstande, mit der ihr eigenen Kindlichkeit und

Harmlosigkeit des Gemüths und einem Herzen voll Liebe, mit dem sie jedem Menschen, der ihr begegnete, ein warmes Wohlwollen entgegenbrachte, aus jeder Blume am Wege, aus jedem Strahl eines freundlichen Menschenauges, sich eine Fülle von Empfindungen herauszufammeln, die sie für eine Weile über die Ede ihres Daseins hinwegtäuschten.

Wenn wir die Briefe jener Epoche lesen, da meinen wir, es müßte alles eitel Lust und Freude gewesen sein und ein Kreis von herrlichen, seltenen Menschen, die sie umgaben.

Das ist ein warmes tiefes Verständnis für jeden Einzelnen, das Studium jedes Charakters wird zu einer psychologischen Aufgabe, und jede edle und große Eigenschaft wird neidlos und anerkennend hervorgehoben und nicht nur hervorgehoben als solche, sie wird geradezu als ein eingreifendes Moment ihres eigenen Lebens betrachtet, für das sie sich verpflichtet fühlt dem lieben Gott dankbar zu sein wie für einen schönen sonnigen Frühlingstag.

Unsere Freunde haben es gewiß nie geahnt, mit welcher Dankbarkeit Wilhelmine von Hillern jede ihrer Freundlichkeiten aufnahm, mit wieviel echter Menschentiebe und ungetünsteltm Wohlwollen sie jede herzlich dargebotene Hand erfaßte.

Da lesen wir: „Frau von G g ist eine herrliche Natur, frisch und sprudelnd wie eine Waldesquelle, H n's kennst Du in ihrer echt christlichen Liebe für Welt und Menschen und dem heitern, frommen Sinn, mit dem sie das Schöne auffassen und genießen.“ An einer anderen Stelle wieder wird mit wahren Enthusiasmus der edeln Erscheinung der Gräfin K d gedacht, wieder in einem andern Brief wird des Grafen A w als eines „prächtigen Menschen“ Erwähnung gethan, dann wird wieder mit der größten Verehrung von einem der damaligen Vertreter der Universität gesprochen, kurz, wenn wir jene Berichte durchlesen, so scheint es uns fast undenkbar, daß Wilhelmine von Hillern sich in diesem Kreise nicht sollte glücklich gefühlt haben, denn alle jene Menschen sind „gut“, „herrlich“, „prächtig“, „edel“, und die durchweg lobenden Berichte erinnern uns beinahe an die Anekdote von dem Kind, welches, als es auf dem Kirchhof alle die schönen Grabchriften heransbuchstabierte, seine Mutter fragte: „Wo ist denn der Kirchhof für die schlechten Menschen?“

Aber mitten durch jenes glückliche von Freundschaft und Vergnügen ausgefüllte Leben zieht es wie ein leiser Schmerzensschrei, den freilich ihre Eltern nicht vernahmen, denn denen wurde in den Briefen nur die heitere, sonnige Seite ihres Lebens geschildert um die treuen Seelen nicht zu betrüben, niemals die schmerzlichen und bitteren Erfahrungen.

Das gesellige Treiben füllte angenehm den Moment, aber es hielt nicht vor für die vielen einsamen Stunden, wo ihr Gatte nach der Gewohnheit der meisten jüddeutschen Männer die Abende auf dem Lesezimmer oder beim Bier zubrachte. Die Freundschaft konnte keine Entschädigung geben für die Misere verborgenen häuslichen Glends, das aus den kleinen, selbst für die kleine Stadt, engen Ver-

hältnissen hervorging und noch mehr erhöht wurde durch die gesteigerten Ansprüche, die ein wachsender geselliger Verkehr an den Haushalt stellte.

Die jeweilige geistige und künstlerische Anregung, die ihr Herz aus dem geselligen Verkehr zog, erhöhte nur noch den brennenden Durst nach der verlassenen Kunst. Wir lesen in einer Beschreibung sehr schöner von ihr selbst trefflich arrangirter lebender Bilder, die sie in einer ihrer Gesellschaften aufführen ließ, und die einen stürmischen Applaus hervorriefen: „Ach Gott, der alte Klang — das Herz stieg mir endlich einmal wieder feucht in die Augen vor eitel Freude. Ich schrieb auch an die Julie: ich habe so einen bescheidenen Moment der Freude dieser Art wohl wieder einmal verdient, nach zwei Jahren der strengsten Kunstentsagung. O göttliche Kunst, man kann wohl von ihr sagen, wo zwei beisammen sind in ihrem Namen, da ist sie gegenwärtig unter ihnen.“

Aber, wie das fromme Gemüt die Gemeinschaft der Kirche, so braucht das fromme Künstlergemüt die Gemeinschaft in der Kunst, und wo diese nicht ist, muß es sie machen — auch darin liegt eine stille, hohe Befriedigung.“ Dann wieder in einem anderen Briefe aus dem gleichen Jahre, bei Gelegenheit, wo sie mit einer Deklamation in einem, von Dilettanten der Gesellschaft gegebenen, Wohlthätigkeitskonzert das Publikum hingerissen hatte, lesen wir: — — — „als Hermann heim kam (nach dem Konzert), schließ ich bereits auf dem dürren Lorbeer, den mir das vertrocknete Bäumchen meiner Kunst noch einmal hatte herniederfallen lassen; — ich schließ aber nicht gut, nicht glücklich darauf, denn wenn auch Lorbeer, — es waren eben doch welke Blätter, vom Herbstwind höhnisch, statt frischere Blüten von den abgestorbenen Zweigen geschüttelt. — Das Herz erfreut sich nicht mehr daran.“ Und im gleichen Brief bei Gelegenheit der Hebelfeier, wo Wilhelmine von Hillern in den Proben mit arrangieren sollte, heißt es:

„Zum erstenmal nach drei Jahren betrat ich wieder eine Bühne, aber auch das ging spurlos an mir vorüber. Ich empfand anfangs einen leisen, dumpfen Schmerz, der sich aber bald, wie ein trauriges Wort, das man nicht recht verstanden hat, wieder verlor. Ich fragte mich selbst, wie es möglich sei, daß ich so ruhig bliebe, während doch mein Herz bei dem Gedanken an die Bühne nie ganz ruhig und frei von Sehnsucht ist. Es giebt doch seltsame Widersprüche! — Wäre ich aktiv gewesen bei der Sache, so wäre es vielleicht anders gewesen. Man wollte auch, daß ich in den Bildern mitstehen sollte, ich lehnte es aber ab.“

Je mehr sie sich aber dem Elemente entfremdete, dem sie früher angehörte, um so größer ward ihre Sehnsucht nach geistigem und künstlerischem Schaffen auf einem andern Gebiet. In einem Brief an ihre beste Jugendfreundin Hermine Correns lesen wir:

„Es ist wunderbar, wie mein ganzes Wesen, seit ich von der Bühne geschieden bin, nach der Öffentlichkeit lechzt. „Allgemeinheit“ — schreit jede Regung der verborgensten Seele — „Allgemeinheit!“ seufzt jeder Atemzug der gepreßten Brust. Nichts ist mehr mein Eigen, was ich nicht in irgend einer Weise anderen mittheilen möchte; ja nichts ist mehr in der geheimsten Kammer meines Herzens, was nicht sein poetisches Recht sucht, um in den Geistes-Ozean hinauszustuten,

der einst mich selbst als Künstlerin auf seinen Bogen trug. — Und wie Kinder, die man am Ufer festhält, aus unerklärbarer Sehnsucht Blumen und Blätter mit der fliehenden Welle fortreiben lassen, — so sende ich nun mein eigenes Ich in tausend Gedanken-Blüten zerstreut — hinaus — hinüber — wohin? — ich weiß es nicht. — Vielleicht einem Ziele zu, das ich noch nicht kenne, das mir erst erstehen soll — oder das mir in dem Element, welches ich verließ, bereits versunken ist. — Verstehst du mich, Hermine? Arbeite, schaffe, tritt an die Öffentlichkeit, damit du sie kennst, die Lust sich tausendfach zu empfinden. Denke für Alle und mit Allen und hebe aus dem schöpferischen Geist das Wort für das, was Tausende fühlten, das Wort, das Tausende suchen im sehnsüchtigen Drang der Unklarheit, sprich es ihnen aus, was ihnen ein ganzes Leben hindurch auf der Zunge gelegen hatte — sieh, wie sie aufatmen dankbar dem, der ihnen das Wort gefunden, und du wirst mitaufatmen, als schlägen dir tausend Herzen in der befreiten Brust.

Ich kann mich nicht rühmen selbst geschaffen, — wohl aber die Menschen manches vorhandene erst verstehen gelehrt zu haben! Und ich habe das Glück genossen, sie selbst Aug' in Auge vor mir zu sehen; die Luft zitterte zwischen ihnen und mir, die mir die Echo's der eigenen Begeisterung von ihren Lippen zurücktrug; ich habe den Moment mit ihnen geteilt, und in glühender Umarmung verschmolzen sich in mir die Wonnen des Schaffens und des Verstandenseins.

Dies freilich kennt nur der Darsteller und Redner, der in unmittelbarem Kontakt mit der Masse tritt. Aber der Gedanke daran muß jeden künstlerischen Geist dithyrambisch erregen, und nie hören die Saiten auf zu klingen, über die einmal der Hauch der Öffentlichkeit hinwegrauschte."

Wenige Jahre später wird der Plan gefaßt zu ihrem Werk „Doppelleben,“ einem Roman, der den Dualismus zwischen der geistigen und der sinnlichen Natur des Menschen, veranschaulichen sollte.

Das Werk reifte langsam, die Idee und die Typen der Vertreter dieser Ideen waren lange im Plan fertig, ehe die Verwicklungen, mit einem Wort die „Mache“ des Romans gefunden war.

Es ist keine Kleinigkeit für jeden, der künstlerisch arbeitet: Der Moment, wo das seiner Seele vorschwebende geistige Bild Gestalt annehmen, und, sei es in der Form der Zeichnung oder Plastik, sei es in der Form des Wortes zum Ausdruck gelangen soll.

Ihre Seele ist mit Zweifeln erfüllt, und selbst noch während der Arbeit sind sie nicht beseitigt.

Anfang des Jahres 60 schreibt sie darüber: „Ob der Stoff die Arbeit wert ist, die er mich kostet? Das ist eine Frage, die ich mir schon oft gestellt habe. —

Jedenfalls würde die Idee zuerst in Novellenform in die Welt treten müssen. Aber auch als Novelle, oder kleiner Roman bedingt sie gründliche und mühsame Vorstudien. Welches, lieber Vater, denkst du, daß die Quellen seien, die ich ferner zu studieren hätte? Und denkst du, daß es überhaupt der Mühe wert ist, soviel Zeit und Arbeit an den Stoff zu verwenden? Hermann will es gar nicht

einleuchten, und das hat mich unsicher gemacht. Er hat mir viele Einwendungen gesagt, die sehr richtig, aber äußerst schwer, wenn überhaupt zu umgehen sind.

Bin ich solch einem Plan gewachsen und kann ich ihn und den Leser vor dem Argsten schützen, was beide treffen kann — vor Langerweile? Werde ich nicht in Räsonnements verfallen und Tendenzen annehmen, die den Menschen zu sehr an die Widerwärtigkeiten der Gegenwart erinnern? — Endlich, wo finde ich Personen und eine spannende Handlung für diese rein psychologische Idee? Das alles sind Besorgnisse, die zu überwinden ich noch kein Mittel gefunden habe.“

Wir sehen aus diesem Brief, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welcher Gründlichkeit Wilhelmine von Hillern zu Werke ging. Es dauerte denn auch bis zum Jahre 65, ehe das Buch erschien, das immer wieder umgeändert und überarbeitet wurde, bis es reif war, vor die Öffentlichkeit zu treten. Die Ereignisse des Jahres 60 gaben Wilhelmine von Hillern Gelegenheit, mit ganzer Seele und der ihr angeborenen Leidenschaftlichkeit für die Vorgänge auf politischem Gebiet sich zu interessieren.

Mit einer glühenden Liebe für ihr Vaterland, die sich in der Sehnsucht, dasselbe groß und einig zu sehen, bethätigt, verbindet sich das psychologische Interesse an den hervorragenden Erscheinungen auf politischem Gebiet.

Diese Liebe zum Vaterland zeigt sich schon im Jahr 59 in folgender Stelle, wo sie bei Gelegenheit einer landschaftlichen Schönheit schreibt:

„Rechts von mir auf einem Berge lag „Horben,“ das reizendste Dörfchen, welches staatliche Ordnung, Ruhe und christliche Gestirung jemals erzeugt haben. Ein unendliches Behagen durchrieselte mich bei diesem Anblick. Allmählich aufsteigend, wächst das Dörfchen mit dem Berg empor, bis auf dem Gipfel ein schneeweißes Kirchlein sich erhebt und aus dem glänzenden Thürmchen seine reine Stimme in das lauschende Thal herniedertönen läßt. Es war mir, als sähe ich einen Friedensengel darüber schweben und unwillkürlich empfand ich die Segnungen unseres deutschen Volksgeistes und Volkslebens in mir. Es ist ein bedeutender Geist, der sich in diesen kleinen, an sich unbedeutenden Erscheinungen kund giebt. Wohl jedem, der ihn recht versteht, — er wird in jedem deutschen Ort, seine Heimath, seine Geburtsstätte finden. Er wird an jeder Stelle, an jedem behaglich bewirtheten Fleck Erde fühlen, daß er in seinem Vaterland, und nicht verlassen ist! Ich empfand es voll und ganz, wie jede Faser meines Seins in dieser lieben, weichen, deutschen Erde wurzelt.“ —

Aus dem Jahre 60 stammt auch ein sehr interessanter Brief über Napoleon, dem man von liberaler Seite damals den Plan der Vernichtung des Papstthums zuschrieb, in diesem Brief heißt es: „Nun zuerst zur Brochüre. Ich kam, nachdem ich den Inhalt dieser Schrift erfahren habe, nicht mit einstimmen in den Jubel Derer, welche Napoleon für einen Feind des Papstthums halten und ihm deshalb ihre Sympathien aufs neue zuwenden. Wenn es eines Mittels weiter bedarf, als der, durch die Ultramontanen bereits angewendeten, das Papstthum festzustellen gegen alle äußere Macht, so ist es gerade das von Napoleon vorge-

geschlagene — falls es glücklich durchgeführt wird. Der Papst war mit seinen weltlichen Ansprüchen bisher ein Stein in dem frisch aufgethauten Ströme der italienischen Freiheit. Würde dieser Stein nicht bei Zeiten hinweggeräumt, so müßte notwendig die empörte, aufgestaute Flut, ihre ganze Kraft an dem Hemmnis sammelnd, dasselbe mitreißen oder unter ihren Wogen begraben. Jetzt wäre vielleicht der Augenblick gewesen, wo eine selbständige, gewaltthätige Bewegung unter den Italienern hätte stattfinden können. Und hätte sie auch zuerst nur politische und Freiheitsinteressen, die Mottos des Tages, zum Zweck gehabt, der Papst wäre es gewesen, der diesem Zweck zum Opfer fallen mußte.

Gegen die höchste, geistliche Person und ihre Ansprüche, wenn auch nicht gegen ihre geistliche Würde, hätte sich dieser Kampf gerichtet, die geistliche Würde wäre nebenbei mit erlegen. Das Papsttum wäre dem Volke zum erstenmal wieder antastbar geworden und so der Beweis für die Unhaltbarkeit der päpstlichen Regierung geschaffen. Und nun —? anders ist es nun! Napoleon ist eine Macht, welcher zu erliegen keine Schande mehr ist. Leider ist es dahin gekommen, mit Preußens negativer und Oesterreichs positiver Schuld, daß er vor ganz Europa die Rolle des Unüberwindlichen mit einer unleugbaren, großartigen Genialität und Virtuosität spielt. Europa fürchtet ihn, fürchtet die Macht seines Geistes, mit der er die Franzosen überwand, fürchtet die Macht seiner Franzosen, mit denen er die herrliche, Kühne österreichische Armee überwand. Wer diesem Manne fällt, fällt einem Universalfeind, ohne die Voraussetzung, oder Notwendigkeit, irgend einer vorhergegangenen Schuld.

Wenn der Papst dem italienischen Volke feide, so feide er dem Rechte, das jedes Volk auf seine nationale Freiheit und Einheit hat. Napoleon gegenüber steht der Papst da, als Opfer einer Gewalt, die keinen althergebrachten, verbrieften Anspruch achten kann, weil sie selbst auf der Vernichtung aller angestammten Rechte fußt und nur einer Tradition huldigt, welche die Welt mit Schrecken erfüllt: Der der Usurpatoren. Das Papsttum wird aus diesem Schiffbruch retten, was zu retten ist: Die Glorie des Märtyrertums, gegenüber der frevelhaften und allgemein gefürchteten Willkür! — Pio Nono wird nicht verfehlen mit hinreißender Liebenswürdigkeit die Rolle des Entzagenden durchzuführen. „Die Prüfung, die Gott ihm, um seines heiligen Amtes willen, auferlegt“ zu erdulden, wie Gott sie gemeint, Verzicht zu leisten, gleich Christo, auf die Güter dieser Welt, gleich Christo mit Liebe zu vergelten, mit Geduld zu tragen die Erniedrigung.“

So wird er dastehen mit einem ernennten Nimbus, den weltlich einfachen Gemüthern ein beklagenswerter, schuldlos Beraubter, den Fanatischen — ein Gott! —

Er wird den Revolutionären kein Argerniß mehr sein und die Indifferenten werden ihn mit Befriedigung und einem gewissen Wohlwollen in das Reich hinüberblicken, oder besser sich zurückziehen sehen, wohin sie ihn längst verwiesen, in das Reich des Geistes. Die Kostenlast, die zu seiner Erhaltung die gesamte katholische Christenheit trifft, wird wohl so groß nicht sein, daß der Einzelne sich sehr dadurch beschwert fühlte und so würde denn das Papsttum freilich nicht dem mittelalterlichen — aber dem modernen Zeitgeist gemäß, die heilsamste Reform

erfahren. Sollte einem Kopf, wie Napoleon, der sich in der Einsamkeit des Kerkerlebens daran gewöhnte, die Tragweite seiner Pläne so scharf, wie die seiner Geschütze zu bemessen, — sollte ihm diese so wahrscheinliche Folge entgangen sein, und sollte er die Möglichkeit solcher Resultate aufs Geratewohl bestehen lassen, wenn es sein Zweck wäre, das Papsttum zu ruinieren? Sicher nicht! Er wird so gut wissen wie wir und die Ultramontanen, die es aber nicht zugestehen wollen, daß durch eine äußerliche Gebietsentziehung, der Idee des Papsttums nichts entzogen wird!"

Die Ereignisse der letzten Wochen haben bewiesen, wie prophetisch dieses Wort war, das vor so langer Zeit geschrieben ist.

„Sein nächster Zweck,“ fährt der Brief fort, „ist, glaube ich, nur der, sich in der italienischen Frage konsequent zu zeigen, um sich das allgemeine Vertrauen endlich einmal zu sichern, denn er weiß recht wohl, daß er sich bis jetzt, noch in nichts konsequent gezeigt hat, als in der Verfolgung seiner eigenen Interessen.“

Ob er nach Vollzug des besprochenen Planes noch einen andern, dessen eigentlicher Zweck es ist, das Papsttum zu verderben, entwerfen wird, ist nicht unmöglich, steht aber meiner Ansicht nach in keinem unbedingten Zusammenhang mit der von ihm zu Ungunsten des Papstes entschiedenen Territorialfrage. — Ich kann nicht einsehen, welche Interessen und Vorteile sich für Napoleon an einen Sturz des Papsttums knüpfen. Ich glaube, daß Napoleon die Zeit viel zu sehr zu schätzen weiß, um sie an die Ausführung von Ideen zu verschwenden, die nicht unbedingt seinen Vorteil in sich schließen. Wenn dies nicht der Fall wäre, hätte er nicht so schnell und so sicher das Ziel erreicht, das er im Auge hatte und unverrückt im Auge behält. —

Er ist kein Schwärmer, wenn er sich auch darin gefällt, den Schwärmer zu spielen. Seine Schwärmerei ist nicht die, großer Beglückter der Menschheit, die auf den Fittigen der ihr zu Gebote stehenden Macht über alle Schichten und Kreise dahinschwirren, gleich einer Gottheit, daß unter ihrem Fluge die Luft erzittert und die Wogen der Geister hohl gehen! Die das Licht ihrer Wahrheit über Alle ausbreiten, in die dunkelsten Schlünde ergießen will und lächelnd ansatmet, wenn sie vom Fluge ermattet niederfällt und dem, von ihr erregten Kampfe der Elemente selbst zum Opfer fällt. Seine „Schwärmerei“ ist eine, von seinem Thun und Leben ganz getrennte. Jeder menschliche Geist gestaltet sich zu einem bestimmten Organismus der Vernunft, dem die, auf ihn einwirkenden, Verhältnisse sein individuelles Gepräge geben. Nun kommt es aber bei besonders reichen Veranlagungen auch wohl vor, daß nicht alles vorhandene geistige Urmaterial von dem individuellen Gestaltungsprozeß aufgezogen worden ist. Dieser, wenn ich so sagen darf, übrig gebliebene, geistige Rohstoff, bleibt nun ein verschwommenes Konglomerat, welches in dem klar organisierten Bewußtsein dunkle Stellen bildet. „Mystizismus“ oder „Mysterien der Seele“ oder „jenes unbestimmte Etwas, über das wir nicht hinauskommen,“ so nennen und bezeichnen wir diese Erscheinung, und lassen wir es dabei nicht bewenden, juchen wir ihr außerhalb des Kreises unserer

Logik, in die wir sie nicht mehr hineinziehen können, eine bewußte Form zu geben, so bringen wir nichts zu stande, als ein System des Aberglaubens, mit keinem Befehl der Vernunft zusammenhängende, immer in ihr Nichts verschwimmende Ideen.

Dies die Natur der Napoleonischen Schwärmerei, so erklärt sich mir sein Gang zum Aberglauben, wie der seines großen Onkels. — So erklärt sich mir der abenteuerliche, phantastische Hauch, mit dem er die Gemüther, des immer zum Wunderbaren geneigten Volkes zu betäuben versteht. Endlich hat er noch jene Sentimentalität, die immer bei einer überangestregten und leidenschaftlichen Kraft als nervöse Erschlaffung eintritt. Die Szene in dem Stall des kaiserlichen Leibpferdes muß, da sie Euch der Herzog von Koburg erzählte, wahr sein. Dies mag auch ganz gut möglich sein, ohne gerade ein reines, tiefes und weiches Herz zu bedingen. Sein ermüdeten Geist ruht bisweilen aus, an dem Busen der Menschlichkeit. Aber es ist und bleibt dabei doch immer ein Geist des „Zahs“. Schlaw berechnend, weit hinaus erwägend, aber alles mit mathematischer Gewißheit! Wo diese ihm fehlt, wird er sein ganzes Thun auf passive Vorsicht reduzieren und im Stillen mit Wahrsagern und Kartenschlägern das Unerforschbare auf dem lustigen Wege der Wunder zu erforschen suchen! — Diese Mischung von Mystizismus und Sentimentalität ist Napoleons „Schwärmerei“. — — —

Auch im badischen Land vollzogen sich in jener Zeit große staatliche Umwälzungen. Das Konkordat, welches der kirchlichen Herrschaft auch auf weltlichem Gebiet Rechte einräumen sollte, welche der Regierung entgegentraten, war vom Ministerium angenommen worden, die liberale Stimme des Volkes, der Landtag sprach sich dagegen aus, die Opposition wurde immer stärker, die Fährung in den liberalen Schichten des Volkes immer heftiger. Der Sturz des bisherigen Ministeriums war unvermeidlich, an seine Stelle trat ein neues und mit ihm wurde ein Mann auf diesen höchsten Vertrauensposten berufen, der damals im badischen Volk die größte Popularität hatte, und dessen ganze Liebe befaß. Dieser Mann war August Lamey.

Früher Rechtsanwalt, später Professor an der Universität Freiburg, hatte er sich durch seine Thätigkeit als Abgeordneter des Landtages einen Namen gemacht. In weiten Kreisen aber ward er vielgenannt als Verteidiger des Erzbischofes Hermann von Vikari, der wegen eines Erlasses an die Geistlichen in Untersuchung genommen war. Obgleich Lamey, auf die Bitten des Erzbischofes, seine Verteidigung zu übernehmen, erklärt hatte, daß er im Punkte der Politik einer ganz entgegengesetzten Richtung angehöre, so beharrte der greise Kirchenfürst doch auf seinem Wunsch, indem er ihn bat, wenigstens die juristische Seite der Verteidigung zu übernehmen und für die kirchenpolitische einen andern Anwalt aufstellte. Infolge der glänzenden Verteidigung Lamey's, dem gegenüber er sich voll Dankbarkeit zeigte, ward der allgemein geachtete Erzbischof denn auch freigesprochen. Gewiß, in der Geschichte einzig dastehendes, für beide Männer äußerst ehrenvolles Beispiel nobler Gesinnung, großartiger Objektivität.

(Fortsetzung folgt.)



Die Aristokratie des Geistes.

Ja, wenn Herr Most und seine Prätorianer einmal das Szepter der Weltregierung in ihre schwieligen Hände bekämen, dann allerdings wäre es um die Aristokratie des Geistes geschehen; dann gäb's nur einen Herrentanz und was für einen! — in dem Mann und Weib, alt und jung, groß und klein herumwirbelte, alles auf du und du, unterschiedlos, zu einer Masse zusammengeballt, nach einer Melodie grählend, nach einem Takte strampelnd, ohne Taktmeister und Flötenbläser und Vorsinger, denn gleich und gleich wär ja die Parole, und da braucht es ja kein Kommando und keinen Taktstock. Ein beneidenswertes Dasein, ein süßes Faulenzen, ein ungestörtes Schwelgen am reichen Mahle des Lebens in einer weihervollen, ungetrübten Seelenharmonie — denn welcher Mißton wäre möglich, wo keine Sorge mehr wimmert, kein Neid mehr geifert und kein Gram mehr wühlt? Und aus dem zusammengebohrenen Chaos würden nur noch als unterscheidende Punkte die Ungleichheit der Geschlechter und der Altersstufen auftauchen, als geduldete, freilich notwendig geduldete Diskrepanzen; denn diese hat man dem lieben Gott aus seinem uralten und darum auch veralteten Weltplan nicht wegkorrigieren und wegdekretieren können, so unbequem sie auch den genialen Einheitsbau des modernen Menschenwises stören. Man könnte es auch dem lieben Gott, ob zwar keine Seele sich mehr um den abgesetzten Herrn kümmert, schlechterdings nicht verargen, daß er mit etwelchem Staunen auf den neuen Konkurrenzstaat herunterblicken würde, den seine undankbaren Kreaturen ihm zum Hohne aufgerichtet haben, so ganz aus anderem Holz, als er ihn dereinst aufgebaut, er, in seinem altväterischen Glauben an die weltgestaltende Macht der Gegensätze und Unterschiede, sie die Menschen aber, in ihrem viel zeitgemäheren Streben nach der Überwindung der Gegensätze und Nivellierung der Unterschiede, um es kurz zu sagen, nach der welterlösenden Einheit! Warum hat er auch die Menschen nicht um Rat gefragt, als er sich zur Welterschöpfung anschickte? Dieses Trennen der Jahreszeiten, dieses Sondern der Natur nach Pflanzen und Tieren, nach Belebtem und Unbelebtem und diese Unterschiede selber wieder nach zahllosen Stufen und Klassen, dieses ungleiche Verteilen der Kräfte und Eigenschaften — wozu das? Mußte es nicht einen ewigen Kampf ums Dasein hervorrufen, und ist ein solcher denn ein vernünftiger und humaner Weltplan? Unbegreiflich, daß im Plane der Welterschöpfung nicht der so „naheliegende“ so „unwillkürlich sich aufdrängende“ Einheitsgedanke nicht vorgewaltet hat!

Im Ernst: Wer weiß, was schließlich herauskommt, wenn man den Menschen oder dem Teil derselben, der sich gerne diesen Weisheitsstrank kredenzen läßt — es sind bekanntlich nicht wenige — nicht nachgerade den Trank durch einige wohlapplizierte Ingredienzien verbittert, will sagen der Zollfreiheit dieser Gehirnprodukte durch anständige Gebühren ein Ende macht? Es geschieht das freilich schon, aber nur zeit und stoßweise, aber nicht durch die Maßregeln stetiger Dis-

ziplin. Diese allein kann wirksam sein. Wir verstehen darunter nicht die brutale Gewalt, die ebenso ohnmächtig ist gegen die siegreiche Kraft wirklicher Gedanken, als die schwachmütige Duldung jeder Hirngeburt, welche sich unter der Devise der Gedankenarbeit in das große Ausstellungsgebäude menschlicher Wohlfahrtsideen einschmuggelt, sträflich und ein Verrat an der Menschheit ist. Diese Ware kann und muß sogar mit allem Nachdruck von unserer Gesellschaft ferngehalten werden, denn das Gehirn, das sie ausbrütet, sinnt auf Zerstörung und sät Verderben. Das menschliche Denken ist freilich im allgemeinen gesund und normal, aber bloß da, wo die Selbstsucht ihm nicht einflüstert. Dieser Sirene aber, besonders wenn sie täglich und stündlich ihm ihre Melodie vorsingt, widersteht auf die Länge nur eine fest in der Sittlichkeit wurzelnde Natur. Und dergleichen Naturen bilden für einweilen noch die Minorität in der Volksgemeinde von Anthropia. Und das Mittel zum Besseren? Bildung thut viel, aber nicht alles. Sie gewährt wohl Einsicht in manche Schäden und notwendige Übel, die von allem Menschlichen unzertrennlich sind, aber solange noch so viel von Menschen geschaffenes Unheil mitläuft im Rudel der Gebrechen, die unsern Lebensgang begleiten, schützt uns auch unsere Bildung nicht vor den Krallengriffen der eigenen Selbstsucht: wenn es besser sein kann, warum sollen andere auf unsere Kosten im Besitz dieses Besseren schwelgen, während wir hungrig in der Ecke sitzen? Das Gefühl hat ein jeder Gebildete, daß in unserer menschlichen, d. h. staatlichen und sozialen Entwicklung noch vieles ja, das meiste, besserungsbedürftig und auch besserungsfähig sei, und daß die Besserung nur von Menschenwillen aber auch von Menschenwitz abhängt. Der Menschenwitz freilich liegt dermalen noch bei vielen Fragen in der Wiege oder er geht bettelarm umher nach dem Almosen der Einsicht, auch die sogenannten Aristokraten des Geistes schütteln ihre Köpfe und wissen nicht Rat, wo es Not thäte; um so reicher und heilbringender wäre der Wille, wenn er eben — wollte! Aber da liegt es eben: Die Haare gehen ihm so gerne aus! und selbst die Aristokraten des Geistes, die, kraft ihres gebildeten Willens, die Tugenden der Selbstverleugnung und Bescheidenheit üben könnten und sollten, sie werden so leicht kahlköpfig und opfern ihrem lieben Ich fette Hefatomben, während die minderen Geister am Finger saugen und froh sein sollen, wenn ihrem Riechorgan eine Dosis des Brandgeruchs, der von jenem Opfer aufsteigt, gnädigst verstattet wird. Sind's denn wirklich nur die „Lunpe“ denen die Bescheidenheit als Zehrpfennig mit auf den Lebensgang gegeben wird? Oder wäre das feste Dichtervort nicht vielleicht eum granosalis zu verstehen, in dem Sinne, daß eben nur die wahre Bescheidenheit nur die „Freude an der That“ wahr und echt empfinden läßt? Wie viel leichter und angenehmer ließe es sich in der menschlichen Gesellschaft leben, wenn das Lebenslassen als Parole von denen ausgegeben würde, die den Drang und die Kraft in sich verspüren Bausteine zu liefern zu einem hervorragenden Geistesdom? Und die wahren Ritter vom Geiste thun es auch, sie bauen zunächst am Tempel der Menschheit, und wer mag und darf ihnen die Freude verwehren, die sie empfinden, wenn das Werk selber auch den Meister lobt und seinen Namen verkündet? Aber

die falschen bauen bewußt und geflissentlich nur den Tempel ihres eigenen Ruhms, sie meißeln eigenhändig und selbstgefällig ihre Namenslettern in die Siebelplatten, und es ist ihnen gleichgültig, ob unter diesen Hallen auch die Menschheit eine Stätte der Andacht finde, ob vom Allerheiligsten auch ein erlösendes Wort ausgehe oder ein erfrischender, belebender Geisteshauch, der in die Schichten der Gesellschaft hineinweht und schlummernde Keime des Guten und Schönen zur Blüte weckt! Aber sie haben bei ihrem eiteln Streben vergessen, daß es eine Nemesis giebt, welche einem jeden austheilt, was er verdient. Früher oder später hören sie ihren ehernen Schritt, und er genügt, um den papiernen Flitterbau zu Falle zu bringen. Die Selbsterkenntnis übt ihr Rächervermögen an der Selbstüberhebung; die letzte Spur erträumter Größe wird getilgt. Freilich, nicht immer und nicht bei jedem kehrt die Selbsterkenntnis ein. Schon mancher auch ist in seiner Verblendung entschlafen, bevor jene Göttin seine Kartenhäuser umstieß, sie kommt, dank dem lieben Publikum, gar oft etwas spät, aber sie kommt sicher, wenn sie auch erst über den Gräbern der falschen Geisteshelden wandelt. Ja, das Publikum! und zwar nicht bloß die Unmündigen, sondern auch die Gebildeten! Die Mode führt auch diese am Gängelband, ohne daß sie's ahnen. Es ist dies keine Entschuldigung, im Gegentheil, der Vorwurf wird verschärft. Denn gerade, weil die Mode so unheilvoll wirkt, ist es Pflicht der Gebildeten, Wache zu halten; je mehr falsche Propheten aufstehen und ihr Gaukelspiel treiben, um so energischer müssen die Prätorianer der Bildung ihrem Wesen entgegenreten. Jeder Wahn, nicht bloß der religiöse, ist ein Giftbaum, der mit dem Beil der Kritik umgehauen werden muß, und der Modewahn ist um so gefährlicher, weil er ansteckend wirkt und in ganzen Kolonnen aufmarschiert. In stiller Klause mag sich der Größenwahn bespiegeln und dem vernünftigen eigenen Genius Opfer schlachten; der Schaden ist nicht groß und trifft jedenfalls nur den Befessenen; ganz anders aber stellt sich die Sache dar, wenn ein solcher moderner Prometheus eine Schule zu stiften und einen Chorus begeisterter Jünger um sich zu sammeln versteht, die seinen Ruhm orbi et orbi verkünden: das Contagium wirkt, denn die Zahl der Schwachen ist Legion, es zieht seine Kreise weiter und weiter, und eh man sich's versieht, ist das Dogma fertig, und die Menschheit ist um ein neues Glaubenskapitel reicher geworden. Solche Dogmen schwirren immer in der Luft, wie Pilze und Bakterien und thun dieselbe Wirkung, bloß weniger sichtbar, weil niemand dran stirbt. Wer unbefangen zu sehen versteht (was heutzutage allerdings eine Kunst geworden ist), wird nicht leugnen, daß unser Jahrhundert mit solchen epidemischen Geisteskrankheiten ganz vorzugsweise gesegnet ist. Der Staat, die Kunst, die Wissenschaft liefern den Pilzen einen überaus empfänglichen und zur Züchtung geeigneten Boden. „Volksbildung ist Volksbefreiung“ lautet eine bekannte Devise eben dieses Jahrhunderts; wir möchten sie nicht Lügen strafen, aber stußig muß man doch werden, wenn man sogar Hochgebildete, die weit erhaben sind über die Volksschicht, in knechtischer Idolatrie den Wahngötzen huldigen sieht! Jener Prometheus, der aus Menschenliebe den Sterblichen das Feuer und mit ihm das Heil der Erlösung brachte, war ein Held in der vollen Bedeutung des Wortes; er hatte

es nicht auf eiteln Ruhm abgesehen; das Mitleid spornte seinen Genius, und einmal im Zuge bebte dieser vor keinem Bedenken zurück, seine Schuld war zugleich sein Lohn: Prometheus war ein Befreier.

Und jetzt? Unsere Prometheus braucht man nicht mit der Laterne zu suchen, sie laufen zu Duzenden, zu Hunderten umher und finden Glauben nicht nur bei den Töchtern des Okeanos, sondern auch bei den zahllosen Jüngern der neun Mufen. Sieht man sich aber um, nach dem Feuer, das sie dem Menschengeschlechte gebracht haben, so sucht man vergebens; nicht einmal ein leuchtender Funke kommt zum Vorschein. Maulwurfsarbeit oder Kämerwerk, das vielleicht einem König einmal zum Bau dienen kann, genug, mehr als genug, aber Geist, aus dem der Funke sprüht, der lichtweckende, wärmeerzeugende — keine Spur. Sie arbeiten und keuchen im Schweiß ihres Angesichts, getreu dem Bibelspruche, sie sind fruchtbar und mehren sich bis ins Erstaunliche, aber ihnen ist die Gut des Paradieses der Menschheit nicht anvertraut; wohl sind sie als fleißige Arbeiter ihres Lohnes wert, aber dieser Lohn ist nicht die Unsterblichkeit des Namens. Sie selber zweifeln zwar nicht im geringsten an diesem schließlichen Erfolg; sie müssen ja, die Masse ihrer Bewunderer hat sie förmlich zu diesem Wahn erzogen und daran gewöhnt; die Lobeshymnen schwirren ihnen täglich ums Ohr, und wenn ihnen vollends wieder — oft ein paarmal des Jahres — ein geistiges Kindlein geboren wird, melden sich Hunderte von Paten, die es glorreich aus der Taufe heben — wer könnte da noch widerstehen und sich dem Glauben verschließen, daß er dasjenige wirklich sei, für was er ausgegeben wird? „Ich lese, ich höre, ich glaube“ — heißt es hier — „die Botschaft hör ich und ich muß, sie glauben.“ Und was hat denn die Welt an diesen Pseudoaristokraten des Geistes? Weht aus ihren vielen Büchern auch nur ein frischer Lebenshauch? tönt uns nur ein Wort aus ihrem Mund voll und nachhallend in das Herz des Volkes? liegt in allen diesen mühsam aufgestapelten Repertorien auch nur ein Korn der Weisheit, nur ein Gedankenkeim, der aufgehen und Frucht tragen könnte zum Genuß und zum Wohl der Lebendigen? Man sagt uns wohl: Es muß auch solche Sammler geben, im Dienste der Wissenschaft. Das ist wahr und verständlich gesprochen; aber verdienen sie deswegen die Lorbern, die es auf ihr Haupt regnet? Verdienen es nicht vielmehr die, welche das tote Wissen mit dem Strahl und der Wärme des Geistes befruchten? Was ist denn Wissenschaft und wer sind ihre wahren Jünger? Doch gewiß nicht die, welche über ihre Maulwurfs-
hügel den Blick nicht zu erheben vermögen, die da glauben Schätze gegraben zu haben, wenn eine Masse von Erde vor ihnen aufgewühlt ist. Und doch spukt dieser Glaube in tausend und abertausend Köpfen. Je enger der Horizont, je beschränkter das Arbeitsfeld, das sich die Ameisennatur absteckt, um so größer der „Gelehrte“! Es ist auch eines von den Wahndogmen, welche unsere Atmosphäre mit Stickstoff füllen. Der Mensch mag sich abstumpfen gegen alles, was menschlich ist, mag verkümmern für alle Interessen, die jenseits des Gelehrtenhorizontes liegen; thut nichts, wenn nur die Sammelarbeit gedeiht und kein Windstoß von außen die säuberlichen Kreise stört. Das ist freilich auch ein Ideal, und

wenn es mit bewußter und schmerzlicher Resignation gehegt und angestrebt wird wenn das Gefühl des Martyriums in der Seele brennt, so wird man ihm den Namen der Größe nicht versagen wollen — aber diese Auffassung der Bitter-schaft und Wissenschaftlichkeit ist leider nicht die landläufige, und man darf wohl behaupten, daß jene Kärner und Sammler sich über die genannten Begriffe der Kopf nicht zerbrechen, folglich auch von Märtyrertum nicht viel verspüren. Und weil es ihnen an dieser Quintessenz fehlt, sind sie auch intolerant gegen anders Denkende und anders Geartete. Es kommt vielfach vor, daß sie mit dem Gefühl des Mitleids auf solche heruntersehen, die, mit tieferem und weiterem Blick begabt, in ihre Pflanzung hinein vielleicht einmal einen Schritt gethan haben und über einen der Maulwurfshügel gestrauchelt sind. Was brauchten diese auch so vorwichtig und unvorsichtig zu sein?! Sie müßens für etwas halten, wenn sie nur mit Mitleid gestraft werden und nicht mit Hohn. Denn dieses Geschloß ist im Köcher der Pflanzler reichlich und in allen Sorten vertreten: mit und ohne Widerhaken, mit und ohne Giftsalbe, gewöhnlich aber das erstere, und zwar in der kleineren Dosis der Ironie bis zur schwereren der Verläumdung. Manchmal sind diese Geister in besagten Dingen allein wirklich groß und erfinderisch. Das Ganze heißt dann: Kritik üben. Um ihre Autorität recht vollwichtig zu machen, gebrauchen sie hauptsächlich ein wirksames Mittel, das in den Augen der Blödsichtigen (d. h. der Mehrzahl) immer zieht: Sie legen zu ihrer eigenen Person ihre vielschichtigen Bündel von Collectaneen, ihre Herbarien und Sammelsurien, die Fascikel ihrer Programme und, last not least, das schwere Regal ihrer dickleibigen Druckwerke auf die Wagschale — und jetzt muß der Gegner, mag er ihnen auch an Geist noch so überlegen sein, hoch empor in die Luft schnellen. Er ist gerichtet für die Mitwelt. Wer noch einen Zweifel hegt, weil er vielleicht den Verurteilten besser zu kennen glaubt, der leidet eben selber an einem geistigen Stochschnupfen oder ist ein Provinziale, der nicht hört, was in der Residenz oder in der Metropole des Geistes (und natürlich auch des „Geschmacks und der Publizität“) geläutet wird! Die „Schüler“ allein, oder die guten Freunde und früheren Commilitonen, die auf denselben Subsellien den Worten des verehrten Meisters so und so gelauscht und jetzt selber die Meisterstufe erklimmen haben, die vernahmen das Geläute, auch wenn sie weit weg „dahinten“ wohnen, und vielstimmig hallt jetzt das Echo durch das Land. Die Overtöne sind nur den „Eingeweihten“ vernehmbar, sie lauten ungefähr, in plummes Deutsch umgesezt: „Wie du mir, so ich dir.“ Wenn dieses Gebimmel etwa den Gedanken an eine Gesellschaft für gegenseitige Lobesversicherung erwecken sollte, ist ein Philister, dem das ABC des savoir faire abgeht. Zum richtigen savoir faire gehört freilich heutzutage noch vieles Andere, z. B. das Bücherschreiben: ein Mann, ein Buch, oder (besser) recht viele Bücher, eine Tintensündflut, in welcher, wo immer möglich, auch dem Goldregen seine Rolle zugewiesen ist. Leider! und doch, wer möchte den ersten Stein werfen auf den Gelehrten oder Künstler — in dieser Frage stehen ja beide auf demselben Punkte — der die Arbeit seines Geistes in Gold umsezt? Sie thun es alle, und der Fluch ist, daß sie's thun müssen. Wir sind auch in dieser

Beziehung amerikanisch geworden und die Lebensfrage ist schon längst in ein akutes Stadium getreten, während sie früher etwas Nebensächliches war. Aber die Sache wird dadurch weder schöner noch besser, daß hoch und niedrig sich ihrem Zwang unterwerfen müssen, daß sie alle Lebens- und Gesellschaftskreise erfaßt und zum Tanz um ihre Höhen zwingt. Der Ausnahmen giebt es immer weniger, der Taumel wirkt ansteckend, die Gier wird zum Fieber, das in allen Gehirnzellen glüht; das stille Suchen nach dem Glück, das in längst entschwundenen Zeiten noch möglich war und die Schar der Guten und Edeln von der gemeinen Masse scheid, ist jetzt zur wilden Haß nach dem Gold geworden, die stillen Verehrer des Glücks sind ausgestorben und das Glück selber trägt Goldfarbe. Und wenn die Nachbarn links und rechts laufen und rennen, so können auch die Guten nicht daheim bleiben, wenn sie nicht betteln gehen wollen. Natürlich; und die Frage kann ja nicht mehr sein: Sollen und dürfen Wissenschaft und Kunst auch als Erwerbsquellen, als „tüchtige Kuh“ dienen, „welche mit Butter versorgt“ — diese Frage hat der eiserne Mund dieser Zeit deutlich und bündig beantwortet — sondern wie und bis zu welchem Grade ist das Hinüberspielen der materiellen Rücksichten gestattet? Hier aber muß es eine Grenze geben, wenn überhaupt noch von einem idealen Gut die Rede sein soll, und sie wird leider vielfach überschritten. Wir sehen auf einzelnen Gebieten, wie die Wissenschaft ausgebeutet wird im Dienste menschlicher Interessen; das Erfindungsfieber schwirrt in der Luft, und die Erfinder werden reiche Leute. Dagegen ist weiter nichts einzuwenden, sobald Erfindung und Ertrag in einer gewissen natürlichen Relation stehen; anders aber sieht sich die Sache an, wenn die Wissenschaft zum bloßen Mittel des Erwerbes sans fin degradiert wird. Es ist bereits so weit gekommen, daß die Halbbildung nur diejenige Wissenschaft anerkennt, welche das Rad der menschlichen Gewerthätigkeit in rascheren Schwung versetzt und dem häuslichen oder gesellschaftlichen Comfort neue bequeme Bahnen öffnet. Wer dem Dampf oder der Elektrizität, wer den Mischungs- und Gährungsprozessen der Chemie nicht neue treibende Kräfte zum Dienst der Menschheit abzugewinnen versteht, gilt bereits nicht mehr als ein Mann der Wissenschaft, sondern muß sich mit dem Titel eines unpraktischen Stubengelehrten begnügen, dessen Existenzberechtigung ernstlich bezweifelt wird. Die Helden des Tages sind die Erfinder und in ihren Schoß regnet das Gold; ihr Haupt schmückt der Lorber; allem menschlichen Streben, dem der Utilitätsstempel fehlt, fehlt auch die Anerkennung; die Zahl derer, welche sich auf eine höhere Warte zu stellen wissen, wird immer kleiner. Und doch kann nicht genug wiederholt werden, daß die Wissenschaft nichts Anderes ist, als was ihr Name besagt, daß sie von keinen Lebenszwecken, von keinen materiellen Erfolgen weiß, daß sie an und für sich völlig selbstlos und uneigennützig ist und daß, was ihr in den Schoß fallen mag, nicht Fleisch von ihrem Fleische ist, sondern Gabe des Zufalls. Es ist das Zeichen wahrer Bildung dies anzuerkennen; und diese Theorie auch als Säkung für die eigene Lebensführung gelten zu lassen das Zeichen wahrer Geistesaristokratie. Diese kann man sich nicht bloß gefallen lassen, sondern man möchte beten, daß ihre Zahl

sich von Geschlecht zu Geschlecht vermehre; denn das ist fraglos: sie sind zusammengeschnolzen auf ein Häuflein, und es hat nicht den Anschein, als ob die rollenden Jahre besseres brächten. Unsere Zeit hat die Jungfräulichkeit im Empfinden und Streben eingebüßt, der Geist droht zu verrohen, indem er Atome der Materie in sich aufnimmt, die doch nicht seines Wesens sind. Eine Reaktion macht sich wohl fühlbar, aber sie fällt ins Extrem und ist darum wirkungslos. So krankhaft indes Erscheinungen, wie der Spiritismus, sind, so haben sie doch als Zeichen der Zeit eine unlängbare Bedeutung, und diese möchten wir nicht als eine schlechterdings unersprießliche und bedauerliche prädiszieren. Denn diese Zeichen haben insofern auch Wert, als sie die ersten Vorboten einer Umkehr zum Besseren sind, wenigstens sein können. Bis diese freilich eintritt, werden voraussichtlich noch Generationen am Tretrade des Amerikanismus ihre Kraft abreiben. Die große Aufgabe unserer Zeit ist es allerdings zunächst nicht, die ideale Frage des Menschendaseins zu lösen, es pocht eine andere, und zwar mit Hammer schlägen, an die Thür, und diese ist vor der Hand wichtiger und mächtiger, sie hat sich zu allen Zeiten, seit Menschen auf der Erde wohnen, vernehmlich gemacht und wird nie völlig austönen, unser Verhängnis aber will es, daß wir mitten in die akute Phase derselben hineingestellt sind und daß sich die Krisis mit ehernen Schritten naht. Da handelt es sich, im besten Falle, um einen Kompromiß zwischen Leben und Wissen, zwischen Materie und Ideal, und die Wissenschaft muß, wo sie kam, von ihrer Sonnenhöhe herabsteigen und sich in den Dienst des Lebens stellen, denn dieses hat das erste und das letzte Wort. Darum aber braucht sie noch nicht sich selber untreu zu werden. Sie hat ein Mittel, das sie vor dem Ersticken im Staube der Praxis schützt, nämlich den fortwährenden Kontakt mit den Fasern ihres eigenen innersten Wesens und mit denjenigen ihrer Schwestern, deren Schleppe nie die Scholle streift. Aber der Kompromiß ist dennoch schwer und es geht nicht ab ohne Kampf und Entfagung auf beiden Seiten; ein fester Stand ohne Wank und Widerspruch ist nur außergewöhnlichen Naturen vergönnt. Auch die Schule hat im Gedränge mit den Ansprüchen der Praxis von ihren idealen Forderungen vieles preisgeben müssen, ohne daß der richtige Kompromiß gefunden wäre. Mit einem besonnenen Anschmiegen an die vitalen Interessen der Gegenwart erfüllt sie eine Pflicht, mit einem rückhaltlosen Preisgeben der idealen Güter begehrt sie eine Schuld, und letztere Gefahr ist ihr nahe gelegt durch das unaufhörliche Psalmmodieren der Utilitarier, und die Leichtgläubigkeit der Massen, denen dieser Gesang wie eine Heilsbotschaft klingt. Darum ist es eine heilige Pflicht für die Gebildeten und die echten Jünger des Geistes, sich zum stattlichen Choros zu sammeln und eine Gegenstrophe anzustimmen, in anderem Ton und mit anderem Inhalt. Denn bei aller sokratischen Bescheidenheit und Erkenntnis ihres relativen Nichtwissens wissen diese doch wenigstens so viel, daß mit der Entgeistigung der Welt das Leben aufhören würde, ein Gut zu sein und daß aller Aufwand von Technik, aller Erfindungseifer auf den Gebieten materiellen Wohlstandes die Barbarei nicht würde abwehren können. Manche, die diese Überzeugung

teilen, lächeln über die Angst vor einer Gefahr und meinen, die bisherige Entwicklung der Menschheit zeuge für einen providenziellen Weltplan und es könne unmöglich in den Zwecken dieses Weltplans liegen, daß der Fortschritt d. h. das bisherige Entwicklungsgeßetz sich in sein Gegenteil verwandle. Diesen vertrauensseligen Optimisten möchten wir zurufen: „Aber es ist auch ein Geßetz im Welt gange, daß die Erfüllung der geseßten Zwecke den Menschen anvertraut ist; sie haben diese Mission bis dahin erfüllt und werden sie auch in Zukunft zu erfüllen haben. Aber dazu ist eine Vereinigung, ein Zusammenwirken gleichgearteter Kräfte nötig; ein unthätiges vertrauensvolles Gehenlassen ist vom Übel.“ Am fernen Horizont sieht es zwar nicht rosig aus, aber auch nicht nur gewitterschwarz. Unter die lichten Streifen möchten wir eine Erscheinung der neuesten Zeit rechnen, die in der Region der Kunst aufgetaucht ist. Sie hat ihresgleichen noch nicht gehabt, selbst in den schönsten Zeiten der Kunstbegeisterung nicht, obwohl sie selber durchaus nicht von makelloser Schönheit, sondern umrankt ist von maßlosen Zuthaten des Unschönen und Widerlichen. Wir meinen die Periode des Richard Wagner's. Ein genialer Mann, dessen künstlerischer Born nichts weniger als unererschöpflich ist, wirft sich zum Apostel einer neuen Kunst auf. Es gelingt ihm nicht bloß durch die Mittel ureigenen Kunsttriebes eine halbe Welt zu seinen Füßen zu bannen und von der trunkenen Verzüdung seiner Verehrer zum Halbgott, zum Kunstmessias gestempelt zu werden; seine Theorie, erstere an Übertreibungen und Widersprüchen krankend, wird als der unbedingte Kunstkanon proklamiert, seine Praxis, obwohl durch Gebrechen und Unzulänglichkeit der Darstellungsmittel getrübt, als das Kunstwerk gepriesen, auch die Gleichgültigen und Leidenschaftslosen werden in den Taumel hineingerissen und bekennen Farbe, selbst die Gegner werden jahrelang in Atem und Spannung erhalten. Es ist nicht alles schön und erhebend in diesem Dalailamafultus — aber ein gutes und trostreiches Zeichen schimmert durch allen Dunst und Nebel hindurch: das Bewußtsein von der siegenden Kraft einer höheren Idee, die Gewähr, daß die vielen Tausende der Gebildeten und die Hunderttausende der Ungebildeten noch immer empfänglich sind für die Kundgebungen einer rein geistigen Macht. Denn das bloße Augen und Ohren berückende Gepränge; der Sinnentzettel allein hätte eine solche Wirkung nie hervorgebracht. Die Geistesfrucht der Wissenschaft gedeiht freilich langsam und schießt nicht greifbar und sichtbar aus dem Boden empor; die Kunst elektrifiziert die Massen und wirkt im eigentlichen Sinne demokratisch; die Wissenschaft wirkt durch zahllose Keime, die erst in der Entwicklung von Generationen aufgehen, auf beiden Gebieten aber sind die echten Aristokraten des Geistes nur die, welche bewußt oder unbewußt im Dienste der Menschheit arbeiten; ihr Adel aber ist der Adel der Gesinnung, und dieser kann nur erblühen aus den Wurzeln der Bescheidenheit, denn alles ihr, ja unser aller Wissen und Können zusammen ist ja nur ein Atom der Kraft, welche die Welt des Scheins und des Seins von Ewigkeit her in endloser Fortentwicklung gestaltet.



Justus von Gruner, ein preußischer Staatsmann.

Am 2. Oktober vorigen Jahres wurde Justus von Gruner seinen zahlreichen Freunden und Verehrern durch ein gastrisch-nervöses Leiden entrißen. Er hat eine lange Reihe von Jahren bis an sein Lebensende in Berlin gelebt, wo er am 2. April 1807 geboren wurde. Sein Vater hatte sich den Ruf eines ausgezeichneten Beamten erworben, er war längere Zeit Polizeidirektor in Berlin und bekleidete demnächst den Posten eines Gesandten in Bern, wo er im Jahre 1820 starb. Im Jahre 1812 kam er auf Veranlassung von Stein nach Prag, der von dort aus mit Rußland Verhandlungen wegen eines Bündnisses mit Preußen pflog. Stein mußte sich nach St. Petersburg begeben und unmittelbar darauf wurde Gruners Vater von österreichischer Seite in einer Donaufestung festgehalten. Erst nach $1\frac{1}{4}$ Jahren, im November 1813, wurde er, nachdem Stein nach Berlin zurückgekehrt war, durch dessen Vermittlung befreit. Sein Sohn, welcher von seiner Mutter, einer geborenen von Pöllnitz, erzogen wurde, vollendete 1826 und 1827 auf dem Gymnasium und dem Lyceum zu Ansbach seine Gymnasialbildung und begann dann seine juristischen Studien zu Berlin wo er gleichzeitig bei den Neuschäteller Jägern seine einjährige militärische Dienstpflicht leistete. Die Universitätsstudien wurden in Heidelberg und Göttingen fortgesetzt und in Berlin beendet. Im September 1830 trat er als Auskultator bei dem Stadtgerichte in Berlin ein, arbeitete in den Jahren 1831 und 1832 bei dem Gerichte in Münster und wandte sich dann der Verwaltungs-Karriere zu. Im Jahre 1833 arbeitete er bei der Regierung von Breslau als Referendar und wurde nach zurückgelegtem dritten Examen als Regierungsassessor nach Frankfurt a. D. versetzt. In der Zeit von 1837 bis 1839, wo er bei der Steuerverwaltung in Köln beschäftigt war, hat er bereits seinem Interesse für die Politik, welches ihn auch sein späteres Leben hindurch geleitet hat, einen sehr bemerkenswerten Ausdruck durch eine Schrift gegeben, welche 1838 unter dem Titel „Freiheit und Nationalität in besonderer Beziehung auf Deutschland“ erschien.

Für den politischen Standpunkt, welchen Gruner in dieser Schrift einnimmt ist das Motto bezeichnend, welches er dem Werke Ancillons über den „Geist der Staatsverfassungen“ entnommen hat. Die Worte des als Publizist wie als Leiter der auswärtigen Politik Preußens gleich bewährten Mannes sind die folgenden: „Ohne Autonomie giebt es keine Unabhängigkeit, keine wahre innere Freiheit für einen Staat; ohne Freiheit und Unabhängigkeit kann weder Nationalstolz noch Nationalehre stattfinden; und ohne beide gehen Persönlichkeit und Leben verloren.“

Von diesem Standpunkt aus warnt Gruner entschieden vor dem in den damaligen liberalen Kreisen Deutschlands sich vielfach geltend machenden Doktrinarismus, welcher für politische Reformen nicht die besonderen in Deutschland geschichtlich verwickelten Verhältnisse berücksichtigt, sondern das von den französischen Revolutionären in Szene gesetzte Nivellierungssystem, welches alle selbst-

ständig entwickelten Verhältnisse in ähnlicher Weise aufgelöst habe wie das die absolute Monarchie in Frankreich unter dem Vorgange Richelieus bereits vorbereitet hatte.

Besonders ward Klage geführt über die schroffen und jede Vermittlung ausschließenden Parteigegensätze, von denen das damalige politische Leben der zivilisirten Staaten Europas bedroht werde. Diese Gegensätze seien nirgend wo gefährlicher als in Deutschland. In Ländern wie England und Frankreich, in welchem ein Staat das ganze Volk umschließe, wird durch solche Spaltungen die Selbständigkeit der Nationen selten gestört. Dort schweige, sobald diese bedroht werde, die innere Zwietracht vor dem Nationalgeföhle; vor dem Interesse der nationalen Unabhängigkeit und Macht pflegten dort die sekundären Fragen der Meinungsverschiedenheit über Fragen der inneren Politik in den Hintergrund zu treten. Wenn schon Gleichheit der Sprache und die Gemeinsamkeit historischer Erinnerungen die deutschen Staaten verbinde, so hindere die Verschiedenheit der Nationen doch weite Kreise daran die gemeinsame Nationalität richtig aufzufassen und lebendig zu erhalten. Das gesante Volk sei zu wenig von jenem regen, glühenden Nationalstimm belebt, welcher bei dem leisesten Ansehen äußerer Gefahr, die Anhänger der verschiedenen politischen Parteien unter das gemeinsame Panier des gesanten Vaterlandes versammle. Wenn einmal die Meinungen übereinstimmend seien, dann erhebe auch das deutsche Volk sich in mächtiger Thatkraft, und bewähre wie die letzten Kriege gegen Frankreich gezeigt, einen Heldensinn, welcher der schönsten Zeiten der Weltgeschichte würdig sei. Aber das deutsche Volk, da es von Natur zu abstrakter Reflexion, sowie zum starren Festhalten an dem für gut Erkannten geneigt sei, vergeisse über dem Streben nach dem Idealen nur zu leicht an die Thatfachen und an die lebenskräftigen Grundlagen alles würdigen Daseins, der nationalen Würde und Unabhängigkeit zu denken. Unsere westlichen Nachbarn verständen es allerdings nicht selten auf Kosten des moralischen Geföhls, die Anforderungen der inneren Ueberzeugung mit denen des Vorteils zu verbinden. — Jede große Frage habe in Deutschland seit Jahrhunderten dazu beigetragen, die äußeren Bande zu lockern, welche die Staaten deutscher Nation verbinden, und stets sei es Frankreich gewesen, welches es verstanden habe die glühende Asche zur Flamme anzufachen um in der Hitze des Streites aus der Demütigung und Schwächung beider Parteien Nutzen zu ziehen. Wenn der Kampf um religiöse Freiheit zuerst die Fremden (Franzosen und Schweden) in unsere Mitte gerufen, um ihnen für dreißigjährige Verwüstung Deutschlands deutsche Provinzen zum Lohne zu reichen, so sei der Inbetruf demokratischer Staatsumwälzer hundertfältig von den deutschen Ganen wiederholt, und zum Grabgefange des tausendjährigen Reiches deutscher Nation geworden. In solcher Weise, im wesentlichen vom konservativen Standpunkte aus, aber im Sinne eines weisen Fortschrittes und begeistert für die Bildung eines soliden ordentlichen deutschen Staatsverbandes, spricht sich Gruner in den verschiedenen Abschnitten seiner Schrift aus: diese beschäftigen sich mit dem Staat, der Souveränität, der bürgerlichen Freiheit, der politischen Freiheit,

der Nationalität und dem nationalen Interesse Deutschlands in ihrem Einflusse auf die Gestaltung seiner politischen Zustände.

Man wird bei den politischen Betrachtungen von Gruner häufig an die Gedanken erinnert, welche einundzwanzig Jahre später Alexis de Tocqueville in seinem berühmten Buche: „l'ancien régime et la révolution“ Ausdruck gegeben hat. Der Satz von Tocqueville, daß die französische Revolution denselben politischen Fehler begangen hat wie die Monarchie Richelieus und Ludwigs XIV. ist ein Grundgedanke, der auch durch die Schrift von Gruner geht. Tocqueville äußert sich unter anderm in dieser Beziehung wie folgt: „Les premiers efforts de la révolution avaient détruit cette grande constitution de la monarchie; elle fut restaurée en 1800. Ce ne sont pas, comme on l'a dit tant de fois, les principes de 1789 en matière d'administration publique qui ont triomphés à cette époque et depuis, mais bien, au contraire, ceux de l'ancien régime qui furent tous remis encore en vigueur et y demeurèrent.“ Die Revolution hat nach Tocqueville das Werk der französischen Monarchie alle Selbstständigkeit und Selbstregierung in Stadt und Land zu gewähren fortgesetzt.

Die Schlußworte, der vor nahezu fünfzig Jahren verfaßten Schrift haben für die politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie sich seitdem entwickelt haben, eine sehr erhebliche Bedeutung. Gruner sagte damals: „Das uns vorangegangene Zeitalter hat den Boden mit den Trümmern ihrer früheren Einrichtungen bedeckt, indem es den Boden der historischen Verhältnisse verließ. Es hat eine Reihe der furchtbarsten unnatürlichsten Kämpfe im Schoße der Völker entzündet, indem es dem Ideale einer allgemeinen Freiheit nachstrebte, ohne den nationalen Besonderheiten ihre Bedeutung zuzugestehen. Darum ergeht an die heutige Zeit eine um so dringendere Mahnung, nicht aufs neue in die unheilbringenden Fehler der Vergangenheit zu verfallen, sondern sich mit entschiedenem Willen vom Zerstören zum Erhalten an dem Gegebenen und Bestehenden, von den Bestrebungen nach einer kosmopolitischen Freiheit zu den festen Grundlagen nationaler Besonderheit zu wenden. Wenn Deutschland in diesem Sinne an dem Boden des nationalen und historisch Gegebenen festzuhalten vermag, so scheint es berufen einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Einig im innern und stark nach außen, wird es in dem edlen Charakter, in dem tiefen, reichen Geiste und in der rastlosen Thätigkeit seines Volkes, in den umfassenden Hilfsquellen seines Bodens und in der Mannigfaltigkeit seiner sozialen Zustände, ebensovielen Quellen des Fortschritts, des Reichthums und der vielseitigsten Entwicklung finden. Die Zahl seiner Bevölkerung, ihr kriegerischer Geist und ihre vielbewährte Tapferkeit werde seine Grenzen vor äußeren Gefahren schirmen, und seinem Namen Achtung, Größe und Ruhm verleihen. — Immer inniger werden alsdann die deutschen Stämme sich untereinander verbinden und die Schranken, welche sie bisher nicht selten von einander trennten werden mehr und mehr an Bedeutung verlieren. In den meisten deutschen Ländern sind bereits die Schranken gefallen, welche dem wechselseitigen äußeren Verkehr im Wege standen. Derselbe deutsche Staat, welcher als der natürliche Verfechter Deutschlands vor zwei Dezennien sich zuerst zum ruhmvollen

Kampfe für dessen Wiederherstellung erhob, hat auch hier wiederum zuerst die Bahn betreten. Möge das Ereignis ein Pfand sein, daß auch die höheren Interessen des deutschen Staatslebens in seiner Gesamtheit immer mehr durchdringen, und daß im Gegenjate zu den stürmischen Bewegungen der Zeit, Deutschland in ruhigem natur- und geschichtsmäßigem Fortschreiten seinen nationalen Entwicklungsprinzipien treu bleiben möge!

Die Entwicklung, welche die deutschen Verhältnisse genommen haben, bezeugen, daß es dem jungen Juristen und Verwaltungsbeamten an einer glücklichen Anlage für ein höheres politisches Verständnis nicht fehlte. — Im Juni 1839 fand seine Berufung in das auswärtige Ministerium statt, und im Jahre 1844 wurde er zum Legationssekretär ernannt. Es erfolgte im folgenden Jahre seine Versetzung als Legationssekretär zu der Bundesgesandtschaft in Frankfurt a. M., und im Jahre 1847 erhielt er einen längeren Urlaub, den er zu einem Aufenthalt in Genf und Paris und zu wissenschaftlichen Studien benutzte. In Paris verfaßte er damals eine sehr gründliche und in gutem Französisch geschriebene Schrift über die Successionsverhältnisse im Königreich Dänemark, welche namentlich die staatsrechtlichen und Successionsverhältnisse von Schleswig-Holstein gründlich erörterte. Dieselbe erschien 1847 in der Buchhandlung von Amyot zu Paris unter dem Titel: *De la succession dans la monarchie Danoise. Considerée principalement sur le point de vue du droit public.* —

Im Mai 1847 kehrte Gruner nach Berlin zurück, wo seine Ernennung zum vortragenden Räte im auswärtigen Ministerium erfolgte. Im Jahre 1851 wurde er unter Ernennung zum Geheimen Legationsrat wieder zur Bundesgesandtschaft nach Frankfurt a. M. gesandt. Seine Thätigkeit an dieser Stelle war nicht von langer Dauer. Als Chef der preussischen Bundesgesandtschaft fungierte damals der General von Rochow, welchem Herr von Bismarck zur Seite gestellt war. Herr von Gruner erhielt am ersten November 1851 auf sein Ansuchen die Entlassung aus dem Staatsdienste.

Zu diesem Schritte scheint namentlich Unzufriedenheit mit der innern, sowie der äußeren Politik des damals leitenden Ministers von Manteuffel die Veranlassung gegeben zu haben. Gruner trat auch sehr bald in eine entschieden oppositionelle Stellung zu der Politik dieses Ministeriums und stand in dieser Hinsicht in Beziehung zu einer namentlich von Bethmann-Holweg geleiteten kleinen Partei, welcher auch die Grafen Goltz und Pourtales und der Geheim-Rat Mathis angehörten. Das politische Organ dieser Partei war das im Januar 1852 ins Leben gerufene und vom Privatdozenten von Jaschund bis zum Jahre 1857 redigierte Preussische Wochenblatt. Die auswärtige Politik des Ministeriums namentlich aber die innere Politik und die von dem bekannten Polizeipräsidenten von Hinkeldey geleitete Polizeiwirtschaft fanden in diesem Blatte eine scharfe Polemik.

Herr von Gruner entwickelte für dieses Blatt damals eine sehr lebhaftige Thätigkeit, theils durch eigene publizistische Arbeiten, nicht minder aber durch eine leitende Kontrolle hinsichtlich der politischen Haltung. Auch an der finanziellen

Fundierung desselben war er in reichem Maße beteiligt. In gleicher Richtung wirkte er als Mitglied des Abgeordnetenhauses. Besonders bemerkenswert in dieser Hinsicht ist eine, im Frühjahr 1855 von ihm als Referent über eine Anleihe, welche Manteuffel infolge des Krimkrieges und der infolgedessen drohenden Eventualitäten negoziieren wollte, gehaltene Rede. Diese Rede machte damals politisches Aufsehen und fand in weiten Kreisen große Anerkennung. Dieser oppositionellen Haltung gegen das Ministerium blieb Herr von Gruner treu, nachdem einige einflußreiche Mitglieder seiner Partei, wie die Grafen Goltz und Pourtales mit Manteuffel Frieden geschlossen hatten.

Diese politische Thätigkeit hatte auch die Aufmerksamkeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen gefunden, welche Herrn von Gruner die wohlwollendsten Gesinnungen zu teil werden ließen und auch persönliche Beziehungen zu ihm anknüpften, die seitdem unverändert fortbestanden haben. Als nach dem Eintritt der Regentschaft im Jahre 1858 der Rücktritt des Ministeriums Manteuffel erfolgte, eröffnete sich auch für Gruner eine neue amtliche Thätigkeit. In dem neuernannten Ministerium, an dessen Spitze der Fürst von Hohenzollern trat, übernahm Freiherr von Schleinitz das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches bereits früher von ihm geleitet worden war. Zu diesem hatte Gruner seit mehreren Jahren schon freundschaftliche Beziehungen, welche auch durch übereinstimmende politische Ansichten begründet waren. Dies veranlaßte seine Ernennung zum Unterstaatssekretär in dem gedachten Ministerium von Schleinitz, dem es nicht an politischer Einsicht fehlte und der es namentlich verstand in wichtigeren Fragen geschickt redigierte Notizen und Staatschriften zu verfassen, jedoch kümmerte er sich nicht viel um die regelmäßigen Geschäfte. Diese wurden daher überwiegend von Gruner geleitet, und ebenso blieb ihm der geschäftliche Verkehr mit den politischen Vertretern der fremden Mächte und der Empfang derselben wesentlich überlassen. Die politische Situation war zu der Zeit, wo Gruner in seine neue Stellung trat, bekanntlich eine sehr verwickelte. Die politischen Konflikte zwischen Frankreich, Sardinien und Oesterreich, welche bald zum Kriege führten, hatten bereits einen ernstern Anfang genommen, und die im Jahre 1860 erfolgte Gründung des Königreichs Italien, belebte auch in den deutschen Staaten und besonders in Preußen von neuem die Einheitsgedanken, welche einige Jahre hindurch eingeschlummert waren. Gruner entwickelte damals in seiner wichtigen Stellung, welche von ihm, wie bereits bemerkt wurde, mit großer Selbständigkeit geführt wurde, eine sehr einflußreiche geschäftliche Thätigkeit; und es wurde in allen eingeweiheten Kreisen stets anerkannt, daß er dabei viel Einsicht und Geschick gezeigt hat. Er erfreute sich bei den Vertretern der fremden Mächte großen Ansehens und war bei diesen und ganz besonders auch bei seinen Untergebenen infolge seiner angenehmen und freundlichen Formen, sowie seines natürlichen Wohlwollens in hohem Grade beliebt.

Im Oktober 1861 schied Schleinitz aus seiner bisherigen Stellung, um das Ministerium des königlichen Hauses zu übernehmen, und an seine Stelle trat der bisherige Gesandte in England Graf Bernstorff. Zu diesem stand Gruner zwar

nicht in so nahen und freundschaftlichen Beziehungen, wie zu dem Freiherrn von Schleinitz, aber er führte in voller Übereinstimmung mit dem neuen Chef in der bisherigen Weise die Geschäfte weiter. Auch auf das preussische Wochenblatt hatte er in der neuen amtlichen Stellung seinen leitenden Einfluß fortgesetzt, bis dasselbe gegen Ende Juni 1861 einging. Sehr nahe persönliche Beziehungen hatte Herr von Gruner auch zu dem Minister von Auerwald, der im Ministerium Hohenzollern bekanntlich eine sehr einflußreiche Stellung einnahm. — Der Rücktritt des Fürsten Hohenzollern von der Leitung des Ministeriums ließ ihm wohl keinen Zweifel darüber, daß die Berufung eines neuen Ministeriums in Aussicht stehe. Vorläufig übernahm der Prinz Hohenlohe, welcher als Vorsitzender des Herrenhauses fungiert hatte, die Funktionen des zurückgetretenen Ministers, aber im August 1862 wurde Herr von Bismarck bereits mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Zwei Monate vorher hatte Herr von Gruner die Stellung zur Disposition erbeten und bewilligt erhalten. Sein Nachfolger war ein persönlicher Freund von ihm, Herr von Thiele.

Seitdem hatte sich Herr von Gruner in das Privatleben zurückgezogen, aber er verfolgte mit Interesse die großen politischen Entwicklungen, welche durch den dänischen Krieg und den sich daran schließenden preussisch-österreichischen Krieg eingeleitet wurden, und durch den deutsch-französischen Krieg ihren Abschluß erhielten. Wiederherstellung des deutschen Reiches war, wie die Ausführungen aus seiner im Jahre 1838 erschienenen Schrift bezeugen, sein Herzenswunsch, aber er glaubte, daß dieses Ziel sich auf dem Wege eines ruhigen und naturgemäßen Fortschrittes werde erreichen lassen. Das war allerdings ein Irrtum, aber er hat wie die mitgetheilten Worte seiner Schrift bezeugen, vorausgesehen, daß die Erreichung des großen Zieles erfolgen werde. Bald nachdem er seine amtliche Thätigkeit aufgegeben hatte, berief ihn der König zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses. Er nahm an den Sitzungen lebhaften Anteil und ist auch einigemal in wichtigen Fragen als Redner aufgetreten. Ein besonderes Interesse hatte er an dem Verkehr mit hervorragenden Männern der verschiedensten politischen Parteien. In seinem gastlichen Hause sah man ausgezeichnete Persönlichkeiten, welche der liberalen und der konservativen Partei angehörten. Auch das persönliche Wohlwollen des Kaisers und der Kaiserin dauerte unverändert fort, und fand auch darin Ausdruck, daß Se. Majestät der Kaiser an seinem 80. Geburtstag in einem eigenhändigen sehr huldreichen Schreiben ihm die Mitteilung seiner Ernennung zum wirklichen Geheimen Räte machte. Einige Zeit vorher im April 1876 war er auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt worden.

Bis in sein hohes Alter hinein erfreute sich Herr von Gruner großer geistiger und körperlicher Frische. Seine Herzengüte und Liebenswürdigkeit hatte ihm einen großen Kreis von Freunden erworben, und er liebte bis in die letzten Lebensjahre eine angenehme und anregende Konversation, besonders über politische und wissenschaftliche Gegenstände. Erst zwei Jahre vor seinem Tode wurde seine Gesundheit durch einige leichte Schlaganfälle angegriffen.

Eine kleinere Reise, welche er im Herbst unternommen hatte, zog ihm durch

Erfältung einen starken Fieberanfall zu, dem er am 2. Oktober erlag. Er war mit einer Koufine, geb. von Hulle, vermählt, welche eine Reihe von Jahren vor ihm hinschied, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, welche mit dem Amtshauptmann von Düring vermählt ist. — Ein ehrenvolles Andenken wird ihm noch lange in weiten Kreisen bewahrt bleiben.



Der Balkankonflikt und Österreich-Ungarn.

Was Thiers während der Juliregierung einst den Orleans zum Vorwurf machte: daß nämlich diese junge Dynastie zu rasch eine alte sein wolle, würde sich in jetziger Zeit, auch auf manche kleineren jungen Staaten anwenden lassen, welche sich vor der Zeit schon für alte Staaten ansehen möchten. Dieser erste Irrtum aber führt dieselben folgerichtig auch sogleich zu einem zweiten. Ihr antizipiertes Alter, mit welchem sie sich täuschen, macht sie in ihrer Meinung zu europäischen Notwendigkeiten, welche, um ihre Aufgabe im Interesse des Erdteils erfüllen zu können, zu der Forderung berechtigt sind, aus irgend einer Vorratskammer mit allen denjenigen Bedingungen ausgestattet zu werden, deren sie zur Erfüllung jener Aufgabe bedürfen.

Ihre Berechtigung leiten Sie auch wohl von ehemaligen, von antiquierten Zuständen her, zu welchen die Gegenwart längst außer Fühlung gekommen ist. Sie berufen sich auf frühere ansehnliche Staaten oder Reiche, welche den Namen ihres Volksstammes geführt haben, die aber nunmehr seit Jahrhunderten unter dem Schutte einer gestürzten Weltheilung begraben liegen. In dem fruchtlosen Bemühen, den morschen Faden an die Jetztzeit anzuknüpfen, vergessen sie, daß ihre wahre pragmatische Geschichte eben erst mit der Jetztzeit beginnt und daß sie ihre zugestandenen Rechte lediglich aus dieser zu schöpfen haben.

Nicht die berechtigte Freude über die bisweilen mehr durch die Günst der Verhältnisse als durch eigene Anstrengungen ihnen zu Teil gewordene Befreiung sondern der Stachel der Unzufriedenheit war es, der gleich vom Anbeginn sie in ihr neues Dasein begleitete. Ihnen waren die köstlichsten Güter, welche ein Völkerleben schmücken: Unabhängigkeit, unbestrittener Besitz der heimischen Scholle, gesicherte Grenzen, — Güter an welche andere Völker oft jahrhundertlang ihre Kraft und ihr Blut gesetzt haben, teils ohne, teils durch mäßige Kämpfe in den Schoß gefallen. Aber sie wollen nicht das Glück der bisher ungewohnten freien Bewegung empfinden, sondern fühlen überall verneinte Beengtheit und schon im Entstehen den Durst nach Ausdehnung. Ohne die Geduld sich von innen heraus organisch zu entwickeln und dabei die Schmerzen des Wachstums, welche keinem Individuum und keinem Volke erspart bleiben, auf sich nehmen zu wollen, schmachteten sie nach Zuwachs von außen.

Es gewaun beinahe den Anschein, als wollte auch in das Völkerrecht künftig

ein sozialer Zug eindringen, mit der stillen Neigung, vergrößerte kleine Staaten aus verkleinerten großen Staaten entstehen zu lassen.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, ähnlichen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Die unwillkürlichen Sympathien, welche jüngeren Existenzen zugewendet zu werden pflegen, führten zur Nachsicht gegen manche Ausschreitungen und solcher-gestalt meinte gerade der Mangel politischer Stärke sich in ein Surrogat der Macht verwandeln zu können. Geschaffene Thatfachen, auch wenn die Herbeiführung derselben zu Bedenken Anlaß gab, beanspruchten ein Recht der Anerkennung und setzten entweder in einigen Fällen es durch oder wurden im Falle des Mißlingens wenigstens mit den Nachteilen oder Bußen verschont, welche verunglückte Wagnisse ähnlicher Art über sich ergehen lassen müssen. Das hierdurch erzeugte Bewußtsein einer vermeinten Unverantwortlichkeit erleichterte es gewagte Spiele zu beginnen, weil die Gefahr derselben oftmals mehr für den anderen, passiven, Teil, als für den Unternehmer selbst, vorhanden zu sein schien.

Statt sich an das Bestehende anzulehnen, stellte sich der kühne Troß der Jugend im Gegensatz zu demselben, als ob der Versuch gemacht werden sollte, im Wege des Verneinens eine andere Ordnung der Dinge zu schaffen.

Gewiß waren die Sympathien, welche man den jungen Balkanstaaten entgegenbrag, in vieler Hinsicht begründet und verdient, denn die dortigen Bevölkerungen besaßen edle und schöne Eigenschaften. Mut und männliche Ausdauer, Tapferkeit, Freiheitsdrang und glühende Vaterlandsliebe — wer wollte ihnen diese Tugenden bestreiten! Hätte man ihnen in gleicher Weise auch richtiges Maßhalten und weise Geduld nachrühmen können, so würden jene gewinnenden Eigenschaften ihren Schlußstein gefunden und zu einem festen Halt geführt haben. Allein in dieser Beziehung zeigte sich nicht selten ein Mangel, wodurch den eifrigsten Freunden und Beschützern der neuen jungen Staaten ihre Aufgabe bisweilen erschwert wurde. Ziel doch von seiten eines mächtigen und thätigen Freundes schon vor länger als zwei Jahrzehnten die Bemerkung: daß die Slaven des Balkan sowohl sich selbst als auch ihren Gönnern keinen größeren Dienst erweisen können, als wenn sie die günstige Lage, in welche sie durch Rußland versetzt worden, dazu ausnützen wollten, sich „auf friedlichem Wege“ weiter zu entwickeln. Und bereits einige Jahre vor dem letzten russisch-türkischen Kriege that das „Journal de St. Petersbourg,“ damals das Organ des Fürsten Gortschakow, den viel sagenden Ausspruch: „was Rußland jenen slavischen Nationen wünsche, das sei der politische Geist, welcher den Völkern dasjenige, was der Geist des Wohlverhaltens den Individuen sei.“ — Dieser Spiegel der Betrachtung wäre doppelt beachtenswert gewesen durch die Hand, welche auf ihn hinwies.

Daß jedoch die beiden vorwaltenden Gruppen der Balkanlawen, daß Serben und Bulgaren, die alten Stammgenossen, ihre Waffen, statt möglicherweise gegen einen wirklichen oder vermeintlichen gemeinsamen Feind, vielmehr wechselseitig gegen einander kehren und so die Lösung zu einem „brudermörderischen“ Kampfe geben würden, hätte wohl selbst der gründliche Kenner dieser Völker, Rußland schwerlich erwartet, obgleich von dieser Seite geraume Zeit früher einmal das

bedeutsame Wort ausgesprochen worden war: die den Christen des Orients drohende Gefahr rühre nicht von einem äußeren Feinde, sondern von den zwischen diesen Christen bestehenden Zerrwürfnissen her.

Das begrenzte Gebiet, auf welchem der serbisch-bulgarische Konflikt sich bewegte, hätte mildere Besorgnis für den europäischen Frieden erweckt und einen rascheren Verlauf erwarten lassen, wenn nicht hinter den Staubwolken dieses Zweikampfes noch ein dritter Kämpfe in Sicht gekommen wäre: — Griechenland.

Bereits älter in seiner Eigenschaft als selbständiger Staat, aber voll frischer, bisweilen von einem praktischen Blicke unterstützter, Entwürfe, mit schon weiteren und vorgeschritteneren Kampfmitteln zu Lande wie zur See ausgestattet, dabei der Sprößling einer Ehrfurcht einflößenden, alles Große und Erhabene in ihrem Schoße tragenden weltbefruchtenden Kultur, prägte Griechenland den bescheidenen Einsatz an Kraft, den es in der Gegenwart zu bieten vermochte, gewissermaßen in den Schätzen seiner Vergangenheit an; die moralische Wucht seiner Reminiscenzen ward ihm teilweise zu einem Erfahnmittel der Stärke.

So kam es, daß sein improvisiertes Erscheinen den ganzen Stand der Dinge veränderte. Gleich der einstigen Schutzgöttin Griechenlands sprang auch dessen Politik bewaffnet in die Szene, freilich nicht aus dem Kopfe eines Gottes, sondern aus vielen Köpfen zugleich. Befreundend war es nebenbei, daß diese kampferüstete Gestalt weder einen Feind noch einen Gegenstand des Kampfes zu nennen wußte oder zu nennen für gut fand. Mit hellenischer Freiheit machte Griechenland für sein Vorgehen einen Grund geltend, der, wenn auch nicht recht klar ausgedrückt, an sich etwas Bestechendes zu haben schien: den Grund der „Dankbarkeit.“ Die Berliner Vertragsmächte hatten nämlich in ihrem Bestreben, jene „offene Wunde“ Griechenlands, um welche es sich vornehmlich handelte, zu heilen, gewisse „verborgene Wunden“ übersehen, welche „nun sich zu öffnen drohen.“ Die „Gefühle der Dankbarkeit“ aber, welche Griechenland das fürsorgende, von den Großmächten ihm bis jetzt bezogene Wohlwollen einflöße, mache es diesem zur Pflicht, den Mächten die gegenwärtige Situation in ihrem „wahren Lichte“ darzustellen.

Dieses wahre Licht leuchtete auch glücklich aus der orakelhaften Kasuistik der athenischen Staatschrift heraus, denn niemand blieb im Zweifel darüber, daß dem Heilmittel für die deutlich genug zur Schau getragenen verborgenen Wunden Griechenlands bloß ein einziges, schon in einem früheren Falle probat befundenes Rezept entspreche: eine abermalige Aneignung türkischen Gebietes als vorgebliche Entschädigung Griechenlands für das durch die Vereinigung Bulgariens und Rumeliens gestörte Gleichgewicht der Balkanhalbinsel. —

Am wenigsten konnte die hohe Pforte im unklaren darüber sein, wer die Kosten des heilenden Balsams für die verborgenen Wunden Griechenlands hätte zahlen sollen. Man konnte der Türkei das Zeugnis nicht verjagen, daß sie die schwereren Prüfungen, welche das Verhängnis ihr in jüngster Zeit auferlegt hatte, mit Anstand zu ertragen wußte. Ergeben in ihr Geschick und in die Folgen ihrer Niederlagen, die ihr empfindlichen Verträge beobachtend, fand sie sich ge-

duldig in ihrem verkleinerten Hansstande zurecht. Aber ungeachtet ihrer Friedensliebe zeigte sie sich immer von neuem bereit, den ihr gebliebenen Besitzesrest bei jeder drohenden Gefahr mutig zu verteidigen, ohne jedoch das bereits verlorene und aufgegebenen zurückertrogen zu wollen.

Seit dem Beginne der serbisch-bulgarischen Wirren befand sich die Pforte in einer eigentümlichen Lage; sie konnte sich unmöglich sicher dabei fühlen, aber die Dinge waren so widerspruchsvoll und ineinander gewirrt, daß die Türkei in Grunde kaum mit völliger Bestimmtheit wissen konnte, auf welcher von den verschiedenen Seiten eigentlich die Gefahr für sie lag. Wo immer sie einen offenen oder versteckten Gegner suchen mochte, fiel ihr anstatt eines solchen vielmehr ein sogenannter Alliirter um den Hals. Bulgarien verteidigte, wie es betenerte, türkisches Territorium und machte daher sogar Anspruch auf türkische Hilfstruppen. Serbien hingegen berief sich darauf, den Berliner Vertrag und in diesem die Rechtstitel der Pforte zu verteidigen. Ja selbst Griechenland mit seinen unheimlichen Rüstungen und zweideutigen Dankausdrücken nannte keinen Feind und so hätte die Pforte füglich auch nach dieser Seite hin keinen unmittelbaren Anlaß einer Abwehr gehabt. Indes lag die Sache doch zu offen da, als daß die Türkei mit ihrem geübten Auge die Richtung hätte verfehlen können.

Hierbei zeigte sich die Türkei völlig in ihrer merkwürdigen Doppelnatur. Nach der einen Seite brachte sie wieder ihre bekannte cunctatorische Kunst in Anwendung, indem sie, zeitweilig auf jede Initiative verzichtend, in Bulgarien und Ostrumelien die Dinge gehen ließ, wie sie eben gehen mochten. Dafür aber ließ sie nach der griechischen Seite hin den ganzen Krust der ihr noch immer gebliebenen, noch immer zu fürchtenden alten Defensivkraft blicken und mit einer Rührigkeit ohnegleichen traf sie rasch die gewaltigsten Gezeurrüstungen. —

Serbien und Bulgarien in blutigen Ringen mit einander begriffen und ein noch verhängnisvollerer Kampf zwischen der Türkei und Griechenland in naher Aussicht, — hiernit schien die Orientfrage, welche schon zu wiederholten Malen alle Kraftanstrengungen der Großen, alle Leidenschaften und Künste der Kleinen in Bewegung gesetzt hatte, von neuem aufgerollt.

Teils durch frühere Versäumnisse, teils durch Mittel, deren Wirkung nicht tief genug griff, war diese Frage unfreiwillig großgezogen worden; man hatte diese Pandorabüchse niemals völlig geöffnet, niemals völlig geschlossen und so wurde zwar niemals ihr ganzer Inhalt über den von ihr beherrschten Umkreis ausgeschüttet, aber es blieb dafür immer ein hinlänglicher Vorrat zurück, welcher sich gelegentlich wohl auch aus sich selbst wieder ergänzte.

Drohte auch, einmal entzündet, der Feuerherd der Orientfrage seine Funken nach verschiedenen Richtungen und Entfernungen zu schleudern, so standen doch Oesterreich-Ungarn und Rußland der Eruption am nächsten und die eigene Sicherheit legte beiden die Notwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens an's Herz. Die leitenden Staatsmänner beider Reiche waren in den Tagen von Skierniewice und Krensfier einander näher getreten und hatten durch hochherzige Aufrichtigkeit, welche denn doch, an richtiger Stelle angewendet, den Preis über diplomatische

Spitzfindigkeiten davonträgt, wechselseitig das Recht erworben, Vertrauen zu schenken und Vertrauen zu fordern. In diesem kurzen Satze lag vielleicht der Kern der Situation.

Deutschland stand zwar dem Schauplatze der Ereignisse weniger nahe und auch seine Interessen hatten dort nicht unmittelbar ihre Wurzeln. Aber eine höhere Pflicht, welche es in Gemeinschaft mit den beiden ihm verbündeten Mächten zum starken Wächter des europäischen Friedens machte, zog auch Deutschland in den Bereich der Balkanfrage, erteilte den Bemühungen Oesterreich-Ungarns und Rußlands die Freundesweihe und stellte die schwierige Aufgabe unter das schirmende Banner des Dreikaiserbündnisses.

Die Ebenbürtigkeit der drei Friedensvermittler und ihre wesentliche Übereinstimmung hinsichtlich des zu erstrebenden Zieles brachte eine ebenso eigentümliche als zweckentsprechende Teilung der Arbeit mit sich, insofern ein vereinzelt Vorbrängen vermieden wurde und jeder sich im Schritte mit den anderen hielt. Diese zustimmende Gleichheit des Vorgehens wahrte den Beteiligten eine selten gern aufgegebenen inneren Freiheit; von dem strengen Bewußtsein gemeinsamer Verpflichtung und übereinstimmenden Handelns erfüllt, blieb auf solche Art doch ein jeder — er selbst.

Ohne Schwierigkeit von verbündeter Seite konnte daher Oesterreich-Ungarn dem Siegesungestüme eines der kriegführenden Teile mit einem ermüchternden Halt entgegentreten und gleicherweise unbehelligt konnte Rußland, ohne das große Friedensziel im mindesten aus dem Auge zu verlieren, dem nämlichen kriegführenden Teile eine Anerkennung seiner Bravour kundgeben. Eben dieses wechselseitige freiwillige Entbinden von einer überflüssigen Fessel der Form erzeugte eine um so festere Einheit in allem Wesentlichen, weil gewohnte Neigungen oder Traditionen eines jeden sich dabei berücksichtigt und geschont wußten. —

Die Notwendigkeit der von den drei Kaisermächten unternommenen Schritte wurde am überzeugendsten durch die Thatsache bestätigt, daß auch die übrigen Signatarmächte des Berliner Vertrages sich nicht bloß einverstanden erklärten, sondern auch sich entschieden anschlossen. Vor allem war es eine seltene Erscheinung, daß das in Fällen internationalen Einschreitens häufig zu einer separierten, bisweilen wohl auch zu einer verneinenden Haltung geneigte England diesmal seinen Platz in dem europäischen Konzerte einzunehmen sich beeilte. Dieses Mitgehen Englands war, wie sich bald zeigte, von Wichtigkeit, bildete aber auch zugleich ein unanfechtbares Zeugnis für die Zweckmäßigkeit der Wahl, welche die Leiter der äußeren Politik der verbündeten drei Mächte getroffen hatten.

Die wunderbar verwickelte Eigenart des serbisch-bulgarischen Konfliktes, für welche es an jeder Analogie fehlte, schuf mancherlei schwierige Aufgaben für die Vermittler. Der Kriegszustand war vorhanden, das ließ sich nicht leugnen, aber der eine der beiden Kriegführenden war eigentlich nicht ausfindig zu machen; er stand, wie er theoretisch selbst zugab, noch während des Gefechtes und nun gar nach dessen Beendigung unter der Vormundschaft eines Dritten, welcher weder Krieg erklärt noch Krieg geführt, überhaupt keinen Feind zu Gesicht bekommen

hatte, jezt jedoch ausdrücklich für seine Person und in seinem Namen Frieden zu schließen beehrte.

So ungefähr stellte sich nämlich das sonderbare Verhältnis der hohen Pforte zu der Lage der Dinge. Dasselbe gewährte der Türkei die besten Anhaltspunkte um den Ereignissen, anstatt mit Thatsachen, vielmehr mit dem ihr eigentümlichen Beharrungsvermögen entgegenzutreten und eine gewohnte Politik des Erzögerus zu entwickeln deren lähmender Gewalt sich weder der Gegner noch der Freund zu entziehen vermochte.

Hier konnte, zumal bei dem begründeten Wohlwollen, dessen sich die Pforte in mehr als einer Hinsicht erfreute, nur Geduld helfen, welche glücklicherweise dem Stärkeren niemals zu fehlen pflegt und auch in diesem Falle zur Anwendung kam.

Aber in ganz anderer, entgegengesetzter Weise wurde diese Geduld der Vermittler von Seite Griechenlands auf die Probe gestellt. Dort hatte der englische Kabinettswechsel abenteuerliche Hoffnungen gereift. Allerdings ließ die Enttäuschung nicht lange auf sich warten, denn in ausdrücklichen Hinweise auf die nicht abzusehenden Gefahren, welche ein türkisch-griechischer Konflikt für Europa und für Griechenland selbst mit sich gebracht haben würde, erklärte die neue Regierung in England sofort ihren Anschluß an die Politik der Mächte gegenüber den griechischen Ansprüchen. Leider hatte jedoch Griechenland sich bereits soweit vorgewagt, daß die Leidenschaften, welche es in seinem eigenen Innern aufgewühlt, einen gebieterischeren Einfluß auf die Regierung zu üben drohten, als die wohlwollenden, allmählich aber von ernstern Worten auch zu ernstern Vorkehrungen schreitenden Mahnungen der Mächte, welche der unwillkommenen Aufgabe gegenüberstanden, „Griechenland vor sich selbst zu schützen.“ —

Man sieht, der Schwierigkeiten gab es genug, besonders auch für das dem Kampfplatze so nahe stehende Oesterreich-Ungarn. Den Gegensätzen der von der Bewegung fortgerissenen Parteien fehlte es nicht an einer Art von Übereinstimmung; diese offenbarte sich in dem gemeinsamen Widerwillen gegen die Herbeiführung eines Friedenszustandes. Auf der bulgarischen Seite stempelte man jeden Vorteil der Lage zu einem Siege; auf serbischer maß man jeden Mißerfolg nur der momentanen ungleichen Lage bei und bekannte sich höchstens zu platonischen Nachteilen. Dagegen meinte man auf türkischer Seite wiederum durch das erwähnertmaßen dort beliebte Beharrungsvermögen, welches nicht über Scheinbewegungen hinausgehen wollte, zum Ziele zu kommen, während von Griechenland her eine stürmische Politik drängte und drohte, welche in halben Rätseln sprach, aber in kriegerischen Anstrengungen eine um so deutlichere Sprache redete.

Solchergestalt zwischen aufreibende Kampfbegierde und nicht minder aufreibende Passivität, zwischen Ertroßenwollen auf einer und Erzögernwollen auf der andern Seite hingestellt, gab es für den Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich-Ungarn und dessen politische Freunde ein hartes Stück Arbeit.

Daß den erhitzen Parteien die vermittelnden Freunde es selten recht machen

konnten, war vorauszusehen gewesen und auch Österreich-Ungarn wurde diese Erfahrung nicht erspart. Bald sollte es, wenn nicht gar zum Kriege gedrängt, wenigstens nicht genug gethan haben, um ihn zu verhindern; bald hätte es durch Einschreiten den Feindseligkeiten schneller ein Ende machen, bald der Entscheidung der Waffen nicht so rasch vorgreifen sollen. Das eine wie das andere verlohnt kaum der Widerlegung. Einen unabhängigen Staat vom Kriege abzuhalten wäre für Österreich-Ungarn bloß möglich gewesen, wenn es seine Armee gegen die nämliche Partei hätte marschieren lassen, welcher der Krieg erspart werden sollte.

Bei dem Beginne der Balkanwirren war es vor allem darum zu thun gewesen, einen festen Punkt zu finden, von welchem zunächst ausgegangen werden mußte. Als solcher bot sich von selbst der Berliner Vertrag und mit gutem Grunde wurde daher sofort auf diesen zurückgegangen. Doch ließ sich aus Andeutungen entnehmen, daß der genannte Vertrag allerdings in seiner „Wesentlichkeit“ maßgebend bleiben müsse, dieses aber nicht eine starre Buchstäblichkeit in unwesentlichen voraussetze, durch welche bisweilen die Bürgschaften, welche sie vermehren soll, eher vermindert werden. Es galt die volle Wahrung des Vertragsrechtes, jedoch in jener milderen Anwendung, welche selbst den Widerstrebenden leichter mit der Nothwendigkeit ansöhnt.

Wir wollen uns nicht bei Vorgängen aufhalten, welche sich eben erst vor aller Augen vollzogen haben. Der erste und bedeutame Erfolg, welchen der einheitliche Wille der Mächte durchsetzte, war zunächst die Räumung des bisherigen Kriegsschauplatzes. Serbien und Bulgarien fügten sich, legten die Waffen aus der Hand und schlossen Frieden, — einen Frieden, welcher an dem Stande der Dinge nicht das mindeste änderte, weder Gewinn noch Verlust nach sich zog, beide streitenden Teile von den Launen des Kriegsglückes loszählte, dem einen die Überhebung, dem anderen die Demütigung ersparte. Gleichwohl war es eine einsilbige, verdrießliche Sprache, welche der Friedensvertrag redete; indes bieten gerade diese spärlichen Worte eine Gewähr, daß hinter ihnen eine versängliche Absicht nicht Platz finden würde sich zu verstecken. Früher oder später wird vielleicht die Nothwendigkeit es beiden Teilen nahe legen, den leeren Papierraum nachträglich mit freundlicheren Worten auszufüllen. —

In der türkisch-bulgarischen Frage, welche den serbisch-bulgarischen Streitfall noch einige Zeit überdauerte, bestand die Eintracht der vermittelnden Mächte eine vielleicht noch schwierigere Probe und die Wucht ihres übereinstimmenden Votums sprach sich auch in den Beweggründen aus, welche der Fürst Alexander für seine schließliche Unterwerfung anführte: Das Protokoll der Botschafterkonferenz gebe sich nicht als türkisch-bulgarisches Abkommen, sondern vielmehr als Machtpruch Europas, welchen er anerkenne; — angesichts der „einmütigen Entscheidung“ der Mächte berge er sich vor dem internationalen Akte.

Dieser Akt breitete ein schonendes Vergessen über den ersten Anlaß der Streitfache wie über das verspätete Besinnen und sprach dem Fürsten im wesentlichen so ziemlich alles dasjenige zu, was dieser angestrebt hatte, nur daß derselbe sich der veränderten Form fügen mußte, unter welcher das Zugeständnis erfolgte.

Der schon besprochene milde Geist, in welchem der Inhalt des Berliner Vertrages zur Anwendung gebracht wurde, kam dem Fürsten Alexander nicht wenig zugute.

Uneigennützig, wie die Mächte an ihr der europäischen Gesamtheit gewidmetes Werk gegangen waren, berücksichtigten sie gern maßvolle Wünsche, vorausgesetzt daß letztere nicht auf fremde Kosten erfüllt werden durften. An diesem Grundsatz aber mußten notwendig die Wünsche der Hellenen Schiffbruch leiden.

Durch den Bukarester Friedensvertrag und durch die Wirkung des Konferenzprotokolles hatten die kriegerischen Schaustellungen Griechenlands den letzten Halt verloren. Gleichwohl demonstrierte daselbe, schon weil man sich nicht gleich in einen Wechsel der Tonart zu finden wußte, einstweilen noch fort. Die Thüren jedoch, an welchen Griechenland anzuklopfen versucht hatte, waren verschlossen geblieben und die Hellenen konnten sich dabei an die seine Entgegnung erinnern, mit welcher ihre große Landsmännin Sappho einst den Antrag eines Freiers zurückwies: „Sei mir weder Honig noch Biene.“

Bis zu dem Augenblicke, wo wir dieses niederschreiben, hat Griechenland noch nicht den Entschluß einer Abrüstung kund gegeben, aber hierin eben zeigte sich der vollzogene Sieg des europäischen Rechtes, daß über eine zeitweilig noch fortgesetzte Auflehnung Einzelner ruhig hinausgegangen werden konnte, mit derselben nicht mehr gerechnet zu werden braucht. —

Europa wird es niemals hindern wollen, wenn aufstrebende Völker sich mit ihrer natürlichen Entwicklung beschäftigen oder aus den Verhältnissen sich ergebende günstige Chancen in berechtigter Weise für sich anzunutzen suchen. Hingegen dürfte es zweifelhaft sein, ob ein loses Spiel mit Verträgen in künftiger Zeit ungeahndet bleiben würde. Möglicherweise geht aus der diesmal bewiesenen Langmut ein stiller Wink hervor, daß man zwar auch künftig in der Lage zu sein hoffe, die vertragsmäßige Ordnung „mit moralischen Mitteln und ohne Gewaltmaßregeln“ wieder herzustellen, daß aber nötigenfalls auch der Ernst der That nicht fehlen werde. Die europäische Politik würde solchergestalt unter der Bürgschaft des bestehenden mächtigen Friedensbündnisses sich überhaupt in ein neues moralisches Gebiet erheben und jeder Frevel gegen die vereinbarte Ordnung sofort an sich selbst scheitern. —

Was aber am Schlusse hervorgehoben werden möge: nicht bloß uneigennützig war das Werk der hohen Friedensstifter gewesen, es hatte, kann man sagen, sich auch aller äußeren blendenden Effekte enthalten und eben vermöge dieses würdigen Ernstes eine besondere Schonung und Erleichterung für diejenigen bethätigt, welche in den Fall kamen, sich dem Machtsprüche Europas zu beugen.

Den Traditionen Oesterreich-Ungarns konnte ein Vorgehen solcher Art nur entsprechen. Dem Grafen Kalnoth aber darf sein Bewußtsein sagen, daß die hochsinnige Treue und Verlässlichkeit, welche er im ganzen Verlaufe der Krisis seinen Verbündeten gegenüber beobachtete, es diesen möglich gemacht hat, sich auch ihm in gleichem Geiste zu zeigen. Die stolze Offenheit des deutschen Reichskanzlers, welcher mit Recht von sich rühmen konnte: „er sei sich bewußt, offiziell niemals

gelingen zu haben," das von einem Staatsmanne wie Baron Tomini, noch unlängst hervorgehobene Streben des Herrn von Biers, die russische Politik in den „Traditionen der Loyalität und Rechtllichkeit“ zu bewahren, — auf solche Grundsätze wirkte die Haltung des Grafen Kalnoth als starke Anziehungskraft, und wie nur Vertrauen allein zum Einvernehmen zu führen vermag, fühlten auch die übrigen Bürgen des Berliner Vertrages sich von jenem Eindrücke beherrscht. Dem hiermit Erreichten aber schließt sich noch die sichere Hoffnung an, daß künftigen Entwicklungen gegenüber die Freunde Oesterreich-Ungarns wiederum Hand in Hand mit denselben gehen werden.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Skizze der Geschichte Irlands vom zwölften Jahrhundert an, von Justin Huntly Mc. Carthy, Parlamentsmitglied.¹⁾

Im zwölften Jahrhundert war das ganze Irland mit Ausnahme einiger dänischer Hafenplätze unter irischen, alten Geschlechtern entstammenden, Häuptlingen verteilt, die sich unter einander befehdeten und mit einander Frieden schlossen, wie die Häupter der kleinen griechischen Staaten. — Mehr denn ein englischer Monarch hatte davon geträumt, die Jahreseinkünfte der normannischen Krone durch Einverleibung der benachbarten Insel zu erhöhen; ein Papst, Nicholas Breakspere, der einzige Engländer, welcher je auf dem Stuhle St. Peters saß, gab den Anlaß zur Verwirklichung dieses Traumes indem er Heinrich II. durch eine Bulle die Herrschergewalt über Irland zuerkannte. Der englische König machte jedoch während mehrerer Jahre keinen Gebrauch von der ihm ertheilten Macht.

Die ganze Geschichte des siebenhundert Jahre währenden Kampfes zwischen England und Irland beginnt mit dem Raube, den ein sechzigjähriger Wüßling, Dermot Macmurrrough an Dergovilla, der Gattin eines Lord von Brestny verübte. Der Lord von Brestny berief sofort eine Legion von Edelleuten gegen Dermot, der nach Aquitanien floh, Heinrich den Lehnseid schwor und mit seiner Erlaubniß und unter seinem Schutze eine Bande landloser Abenteurer sammelte, die unter dem Earl von Pembroke, genannt Strongbow, Irland angriffen. — Die Normannen waren erst überall siegreich; als Dermot aber plötzlich starb, gewannen die Irländer Mut, und begannen ihre Feinde ernstlich zu beunruhigen, doch nur auf kurze Zeit, denn Heinrich führte eine zahlreiche Armee nach Irland, so daß sich die meisten der irischen Edelleute, eingeschüchtert durch die große Kriegsmacht, unterwarfen. — Ohne sich um die ihm noch Widerstand

¹⁾ Der Verfasser des obigen Artikels hat die Autorisation für die Uebersetzung dieser Publication, die Mr. Gladstone gewidmet ist, Johanna Feilmann übertragen. Die Redaction.

leistenden Irländer zu bekümmern, begann Heinrich sofort die Organisation des neuen Gebietes. Er theilte das Land in Grafschaften und errichtete in Dublin Gerichtshöfe, Anklagebänke und ein Schafkammergericht für seine Normannen, während die Irländer noch an ihrem alten bretonischen Gesetze festhalten durften.

Von Richard dem Ersten bis unter Richard dem Zweiten enthält die Geschichte Irlands weiter nichts als eine Reihenfolge von Schlachten zwischen Normannen und Irländern, und Fehden unter den irischen Geschlechtern. Die normannischen Edelleute lebten kleinen Königen gleich auf den eroberten Gütern, waren Herren über Tod und Leben und regierten ihre Unterthanen nach halb normannischem, halb bretonischem Gesetze. Nur fünf besouderen irischen Familien standen die englischen Gerichtshöfe offen. Der von einem Normann an einem Irländer verübte Mord, oder die Schändung einer irischen Frau galt nicht als Verbrechen. Allnählich aber machte sich der irische Einfluß auf die Fremden geltend. Die Normannen suchten den Frieden mit ihren Nachbarn, vernähten sich mit Irländerinnen und nahmen irische Kleidung, Sprache und Gesetze an. Die englische Regierung jedoch fürchtete diesen Prozeß der Verschmelzung und versuchte, durch grausame Gesetze aller Art demselben Einhalt zu thun. Es gelang ihr nicht. — Trotz der furchtbaren Drohung, gehängt oder ihres Landes verlustig erklärt zu werden, verheirateten und vermischten sich die anglo-irischen Edelleute mit irländischen Geschlechtern.

Zur Zeit Heinrichs VII. war die englische Kolonie (the Pale) in sehr enge Grenzen zurückgedrängt worden, und der größte Teil der Insel befand sich im Besiß irischer oder anglo-irischer Edelleute, welche den oft erneuten, doch ohnmächtigen Statuten von Kilkenny trosteten. —

Heinrich VII. ließ nun auch zu Anfang seiner Regierung die Irländer ungeschoren; als aber die Geraldiner, die mächtigste der anglo-irischen Familien, Partei für Warbeck und Simmel ergriffen und sich als standfeste Anhänger der Yorks erwiesen, da rächte sich Heinrich furchtbar, indem er einen Streich auf die legislative Freiheit Irlands führte.

Bis zum Jahre 1494 war nicht ein einziger Versuch gemacht worden, den irischen Stämmen englisches Gesetz aufzudrängen, oder sich in die Selbstregierung der normannischen Ansiedler zu mischen.

Das normannische Parlament in Irland, unvollkommen wie es auch sein mochte, enthielt doch die Prinzipien eines repräsentativen Systems; es bildete ein Ober- und ein Unterhaus und gab seine eigenen Gesetze. — Im Jahre 1494 jedoch brachte Sir Edward Poynning, gestützt durch eine starke Armee, eine große Umwälzung in den Wechselbeziehungen der beiden Länder zu stande. In einem Parlamente zu Drogheda wurde die „Poynning's-Akte“ ausgestellt, welche erklärte, daß alle englischen Gesetze in Irland in Kraft treten sollten, und daß die Bewilligung des englischen „Privy Council“ (Staatsrates) zu allen Akten des irischen Parlamentes erforderlich sei. — Dieser gewaltsame Eingriff in die Rechte einer unabhängigen Regierung ist die Hauptursache der vierhundert Jahre langen Wirren und Feindseligkeiten.

Unter Heinrich VIII. ward die Macht der Geraldiner gänzlich gebrochen. Ihre edelsten Lords kamen zu Tyburn ums Leben. In seinem Religionseifer konfiszierte Heinrich die Kirchenländer wie er sie in England konfisziert, und ließ sich in einem nach Dublin berufenen Parlamente den Titel König von Irland verleihen, anstatt des bis dahin gebräuchlichen Lord Paramount (Oberlehnsherr.) — Mit erbarmungsloser Energie wurden die gewaltsamen Reformatorenveruche Heinrichs trotz der standhaften Opposition der Irländer von Eduard VI. und von der Königin Elisabeth fortgesetzt. Shane O'Neil, das Haupt des Stammes Tyrone, widerstand Elisabeth freilich eine Weile siegreich, doch wurde er auf verätherische Weise ermordet, und Horden englischer Eindringlinge strömten in die heimfällig gewordenen Güter, bis sich der große Geraldiner Bund bildete, der sich den Einfällen der Engländer widersetzte. Ein Sprößling des alten Geschlechtes war nämlich bei dem Niedermekeln seiner Angehörigen entkommen, und von der Königin Mary in seine erblichen Würden wieder eingesetzt worden; doch nur kurz waren die Siege der aufthörerischen Geraldiner; mit starker Hand ward der Aufstand niedergedrückt. — Munster war so sehr durch Feuer und Schwert verwüstet, daß nach Froude von Valentia bis an den Felsen Castel sich weder das Brüllen einer Kuh noch das Pfeifen eines Ackerknechtes vernehmen ließ.

Ohne Unterlaß wurde konfisziert; eine Grenelthat folgte der anderen, so daß sich ein neuer Feind Elisabeths erhob, Hugh O'Neil ein junger, am englischen Hofe erzogener Edelmann von Tyrone, den die von seinen Mitbrüdern erlittene grausame Behandlung erbitterte und zur Empörung trieb. — Doch nach kurzem Erfolge ward auch Tyrone geschlagen und von Jakob I. zu einem Vertrage gezwungen, in welchem er sich unterwarf und die Einführung englischer Gesetze und Gebräuche in Tyrone versprach. — Doch Tyrone und sein Verwandter Tyrconnell waren dennoch ein Hindernis in den politischen Plänen Jakobs; sie wurden des Hochverrats angeklagt und da ihnen die Mittel zum Widerstand fehlten, entflohen sie nach Frankreich und von dort nach Rom.

Die Flucht der beiden Karls ließ Irland gänzlich in der Macht Jakobs; jetzt konnte er ungehindert mit der gewaltsamen Einführung des Protestantismus und der allumfassenden Besitznahme irischer Landgüter fortfahren. In Leinster, Connaught und Munster, gab es schon starke englische Ansiedlungen, ähnliche wurden in Ulster gemacht. Die Limavaddy Kommission verteilte unter den „City of London compagnies“ die konfiszierten Güter Tyrones und Tyrconnells, und mit List und Gewalt entzog man den andern irischen Landbesitzern ihr Eigentum. Gewisse Männer „Entdecker“ heißen, machten ein einträgliches Geschäft daraus, Nullitäten in Urkunden zu finden, und die in Frage gestellten Güter wurden für die englische Krone konfisziert. Schändliche Abenteuerer wie Richard Boyle, der spätere Earl of Cork, überschwebten das Land, begünstigt von ihrem König und gehaßt von den Irländern.

Karl der Erste führte ebenso systematisch wie sein Vater die Pläne der Ansiedelung aus, doch mit seinem Sturze glaubten die Irländer, jetzt sei für sie die Zeit zur Empörung gekommen. Im Jahre 1641 erhob sich der kleine Rest

der eingeborenen Irländer in Ulster unter Phelim O'Neil gegen die Unterdrückung der schottischen Ansiedler.

Dieser Aufstand von 1641 wird von den Geschichtsschreibern der Schule Froudes als besonders grausam geschildert ohne daß sie in Betracht ziehen, wie viel Grausames die Irländer erlitten hatten. Freilich sind die Verbrechen, welche vorkamen nicht zu entschuldigend, doch Phelim O'Neil und seine Anhänger hatten von ihren Lehrmeistern blutige Lehren empfangen. Das Gemetzel bei Mullaghmast, das Hinmorden des Clan O'Neil durch Esser, die Plünderung von Connaught, das schändliche Morden von Emerwick, alles wird von gewissen englischen Historikern umgangen, damit die irischen Greuelthaten von 1641 ohne Vergleich um so schrecklicher ans Licht treten.

Sir Phelim O'Neils Aufstand wuchs schnell zu einer allgemeinen Empörung. Owen Roe O'Neil kam von Spanien herüber, um die Insurgenten anzuführen. Sieg folgte auf Sieg. In Kilkenny fand 1642 ein Nationalkonvent statt, um die Unabhängigkeit Irlands zu erklären. Da hielt Cromwell seinen Einzug und drang unaufhaltsam vorwärts. Wäre alles Wahrheit, was man Schauderhaftes von dem Aufstande in 1641 erzählt, es würde zum Schatten verbleiben gegenüber den Berichten über das Blutbad von Werford und Drogheda. Owen Roe starb, vergiftet wie es hieß; Sir Phelim O'Neil ward hingerichtet, und Cromwell konnte ungehindert das zerstückelte Irland unter seinen Glaubensgenossen und Landsleuten verteilen.

Während des Kampfes in Irland hatte das englische Parlament den Eifer seiner Offiziere und Soldaten durch Verschreibung des noch uneroberten Landes anzufeuern gewußt; die Mehrzahl der glücklichen Besitzer von Anweisungen aber verspürte keine Lust sich auf den versprochenen Ländereien niederzulassen, bis jede Gefahr eines Angriffs von Seiten der beraubten Irländer abgewendet war.

Über vierzigtausend Mann der desorganisierten Truppen wurden daher in fremden Dienst gezwungen: irische Frauen und Mädchen zu Tausenden nach Jamaika geschleppt. — Doch selbst nach dieser massenhaft betriebenen Verbannung hielten sich die neuen Ansiedler nicht für sicher, so daß die englische Regierung die Grafschaften in Irland zur Hälfte mit Militär besetzte. Jeder irische Einfluß sollte auf diese Weise abgehalten werden. Connaught ward den Irländern eingeräumt, und in Connaught ward alles hineingetrieben und eingesperrt. Man behandelte die Irländer in Connaught wie Gefangene. Sie durften sich nicht über zwei Meilen vom Fluß entfernt oder vier vom Meeresufer blicken lassen. Ein Paßsystem wurde eingeführt, und irgend welches Umgehen ohne Untersuchung mit dem Tode bestraft. — Irische Edelleute mußten bei der Todesstrafe ein besonderes Abzeichen an ihrer Kleidung, Männer an niederem Stande einen schwarzen Flecken auf der rechten Wange tragen. — Todesstrafe, Hungersnot und Ausweisungen lichteten schnell die geschwächte Zahl der verpflanzten Irländer. —

Irische Kaufleute wurden ohne Grund, fast ohne irgend welche Vergütung, aus den irischen Städten ausgewiesen, um englischen Kaufleuten von Liverpool und Gloucester den Platz zu räumen. — Die Irländer, welche sich weder aus-

weisen noch verpflanzen lassen wollten, flüchteten sich in die Berge und führten eine Art Guerillakrieg, wie die Klephten Griechenlands. Die englische Regierung setzte einen Preis auf die Häupter dieser Flüchtlinge wie auf die der katholischen Priester und der Wölfe, — und doch, trotz aller Zwangsmittel und Vorsichtsmaßregeln gelang es nicht, die Ansiedler frei von irischem Einfluß zu halten. Nach kaum einem halben Jahrhundert konnten viele Nachkommen Cromwellscher Soldaten kein Wort englisch sprechen.

Die Restauration brachte den Irländern wenig Vorteil, selbst denen nicht, die ihren Ruin der Anhänglichkeit an das Haus Stuart zuschreiben mußten. Sogar die Verfolgung der Katholiken hörte nicht auf, denn Karls Neigung zur Duldsamkeit wurde durch die Titus Dates Verschwörung in Schach gehalten. Unter König Jakob ward die Behandlung der Irländer freilich besser, so daß im Kriege zwischen Wilhelm von Oranien und Jakob die Irländer unter Talbot von Tyrconnell auf der Seite der Stuarts kämpften.

Jakob zeigte sich für die Treue der Irländer erkenntlich, indem er ihnen KonzeSSIONen machte. Die Poynings's Akte wurde aufgehoben, und eine Maßregel erlassen, welche die beraubten Irländer wieder in ihre Güter einsetze. Doch bei Limerick scheiterte jede Hoffnung der Stuarts wie die der irischen Katholiken. Die Stadt war so tapfer von Patrick Sarsfield gegen eine furchtbare Übermacht verteidigt worden, daß er einen Vertrag erzwingen konnte, in welchem den Katholiken Glaubensfreiheit und den Anhängern der Stuarts das Recht auf ihre Güter zugesichert wurde. Der Vertrag war gezeichnet, Sarsfield und seine Soldaten waren mit allen Kriegsschreien ausgezogen und in fremden Dienst getreten, da brach der König plötzlich alle seine Versprechungen. Die verwirkten Ländereien wurden aufs neue konfisziert und wie früher an englische Spekulanten verkauft. Noch schlimmer verfuhr Wilhelm gegen den Glauben, denn er wollte Irland durchaus protestantisch machen und verhängte zu diesem Zwecke Strafgesetze.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten Katholiken unter den Lords und Gemeinen des irischen Parlamentes gesessen. Bei der ersten Zusammenkunft des irischen Parlamentes jedoch — nach der Übergabe von Limerick — ward von der protestantischen Majorität eine Eidesformel erlassen, die für alle gleichlautete, obgleich für die römisch-katholischen Parlamentsmitglieder eine besondere Eidesformel bewilligt worden. — Man hatte die neue Eidesformel mit solch grausamem Echarfsinn verfaßt, daß die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Peers und Gemeinen voller Unwillen das Haus verließen. Kein Katholik hat seitdem ein ganzes Jahrhundert hindurch in dem Senate seines eignen Vaterlandes gesessen.

Doch was auch Gehässiges gegen die Katholiken in Irland unter König Wilhelm unternommen worden, alles schien den Staatsmännern der Königin Anna nicht genügend. Unter Georg I. und sogar unter Georg III. wurden die Maßregeln noch verschärft und sollten zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichen. —

Von der „benn“ (Königsbank) aus wurde erklärt, daß das Gesetz keinen Katholiken anerkenne. Dopping, Bischof von Meath, verkündete von der Kanzel,

daß ein Protestant keinerlei Verpflichtungen hätte, das einem Katholiken gegebene Versprechen zu halten. — Die Strafgesetze thaten alles zur Bestätigung obiger Aussprüche. In ihrem eigenen Lande wurden die Katholiken von jedem Zivilamte und von jedem Bürgerrechte, wie vom Militärdienste ausgeschlossen. Waffen waren ihnen versagt, und irgend zwei Richter oder Sheriffs konnten zu jeder Zeit eine Vollmacht zur Nachforschung nach Waffen erlassen. Die Entdeckung irgend einer Waffe im Besitze eines Katholiken hatte die schwersten Strafen zur Folge. — Ein Katholik durfte kein Pferd über den Preis von 5 Pfund besitzen, und irgend ein Protestant, der seinem katholischen Nachbar die Summe bot, konnte ihn zum Verkauf des Pferdes zwingen. Kein Katholik durfte die Universität besuchen, noch seine Kinder zur Erziehung nach dem Kontinente senden; kein Katholik durfte Land kaufen, oder solches als Erbe oder Geschenk von einem Protestanten annehmen, auch keine Pachtgüter über einunddreißig Jahre halten, oder unter solchen Bedingungen, daß der Ertrag des Landes ein Drittel seines Wertes überstieg.

Die gesetzmäßige Zerstörung des irischen Handels ergänzte die Verbrechen der Strafgesetze. Unter Karl I. hatte Stafford sein Möglichstes gethan, die irische Wollwaarenfabrikation zu ruinieren; unter Karl II. ward der Import irischen Hornviehs, der Schafe und der Schweine verboten. Im Jahre 1663 schloß man Irland von der Akte zur Hebung des Handels aus, so daß jeder in irischen Schiffen betriebene Handel innerhalb der englischen Gebiete verhindert war.

Mit Recht behauptet man, daß Irland während des größten Theils des achtzehnten Jahrhunderts keine Geschichte hat. Bewilderung und Hungersnot verbündeten sich, das Land in stummes Elend niederzudrücken. Weder im Jahre 1715 noch im Jahre 1745 besaßen die Irländer Lebenskraft genug, auch nur eine Hand für die Prätendenten zu erheben. — Die sich unter der Landbevölkerung bildenden geheimen Gesellschaften sind um diese Zeit der einzige Beweis von irgend welcher Auflehnung gegen die Schreckensherrschaft.

Doch es sollte sich alles noch schlimmer gestalten. Die Aufhebung des irischen Parlamentes war der Traum Englands zu Anfang der Regierung der Königin Anna gewesen. Seine Unabhängigkeit wurde unter Georg I. durch eine Akte geschwächt, die nicht nur dem irischen Oberhaus die appellative Gerichtsbarkeit entzog, sondern auch erklärte, das englische Parlament besäße das Recht, die Beschlüsse des irischen Parlamentes zu beschränken. —

Und so wurde das irische Parlament des achtzehnten Jahrhunderts das Zerrbild eines legislativen Körpers. Im Oberhause waren viele der damaligen Peers Engländer oder Schotten, die nie einen Fuß auf irischen Boden gesetzt, die Irländer auf der Liste waren fast alle Käufer heimfälliger Güter, die geistlichen Peers sowohl durch Religion wie Klasse den Irländern fremd und von den Männern ihres eigenen Glaubens so gehaßt, das Swift das satyrische Wort sprach! „Alle in England gewählten irischen Bischöfe müssen wohl auf der Reise von Wegelagerern ermordet worden sein, die ihnen ihre Gewänder stahlen und ihre Plätze in Dublin ausfüllen.“

Das Unterhaus war wenig besser, denn in keiner Beziehung konnte es sich ein repräsentatives Haus nennen. — Die Sitze wurden wie die Pairswürde gekauft und verkauft, alles war feil, alle ließen sich bestechen. — Die Administration bestand aus den unabsehbaren Lordoberrichtern des „Privy Council“ und verschiedenen Staatsbeamten, die ohnmächtige Opposition aus Jakobiten, die von einer Restauration der Stuarts träumten und aus einigen wenigen, von wahren Patriotismus beseelten Männern. Zu ihnen gehören die glänzendsten Namen der irischen Geschichte: Swift, Molynceur Lucas, der Gründer von Freeman's Journal, Flood, Grattan, Charlemont, Hussy, Burgh, Dale. Jeder von ihnen unterstützte die geschwächte und ersterbende Nationalität Irlands. —

Der Krieg Englands mit den amerikanischen Kolonien gab Grattan, dem Führer der patriotischen Partei im Parlament die Gelegenheit zur Sicherstellung der legislativen Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Es hatte sich nämlich eine starke Armee von Freiwilligen zum Schutze des Landes gegen amerikanische Angriffe gebildet, und diese Freiwilligen sympathisirten mit den Patrioten. Sie veranstalteten einen Konvent, in welchem sie den nationalen Beschwerden Ausdruck liehen. England, durch Washington gänzlich in Anspruch genommen, gab nach, und Grattan hatte die Genugthuung einem befreiten Volke und erlösten Parlamente Glück wünschen zu können. —

Das freie irische Parlament schien sich Grattans würdig erweisen zu wollen. Es verlieh den irischen Katholiken das Wahlrecht und würde ihnen auch wahrscheinlich bald Sitze im Parlament bewilligt haben, doch die Armee der Freiwilligen ward aufgelöst und mit diesem Rückhalt schwand jede Hoffnung auf gänzliche Emanzipation. Mittlerweile war eine neue und höher strebende Gesellschaft als die der Freiwilligen ins Leben getreten, die der United Irishmen. — Der Name United Irishmen bezeichnet eine Anzahl über das ganze Land verbreiteter Männer, welche Vereine bildeten, um die Irländer aller Konfessionen zu vereinen und eine den Umständen angemessene gerechte und billige Vertretung des ganzen Volkes zu erstreben. Zu Anfang war dies eine ganz lokale Gesellschaft; ihr Präsident Mr. Hamilton, ein Protestant; der Sekretär James Napper Tandy ein Kaufmann aus Dublin, ebenfalls ein Protestant. Die Gründer des Vereins waren hoch erfreut über Grattans Erfolg gewesen, doch ebenso bitter enttäuscht durch die bald darauf folgende Auflösung der Freiwilligenarmee und Grattans anscheinende Thatenlosigkeit, — da erhielt ihr heißer Drang nach Freiheit einen neuen Impuls durch den Ausbruch der französischen Revolution.

Die Anführer der „United Irishmen“ waren Theobald Wolfe Tone, ein junger Advokat, Lord Edward Fitzgerald und Arthur O'Connor, der Nefte Lord Longueville's und Abgeordneter für Philippstown. Alle waren sie jung, alle Protestanten, alle geblendet und in dem Glauben befangen, das Haus Hannover könne eben so leicht in Irland gestürzt werden, wie das Haus Capet in Frankreich.

Wolfe Tone begab sich nach Frankreich und gewann die Sympathie des französischen Direktoriums. Eine französische Flotte wurde unter Hoche nach Irland

geschandt, doch erlitt sie vor der Landung Schiffbruch, und damit scheiterte alles. Die jungen Anführer wurden verhaftet und starben entweder an ihren bei der Gegenwehr erhaltenen Wunden oder im Kerker; der große allgemeine Aufstand, der die despotische Gewalt Englands über Irland hatte brechen sollen, endete in kleinen vorzeitigen Lokaltumulten, die mit solch' grausamer Strenge unterdrückt wurden, daß selbst der Vizekönig Lord Cornwallis darüber empört war. —

Man darf nicht übersehen, daß der Aufstand in Irland kein Kampf des Glaubens gegen den Glauben war. Protestanten begannen und organisierten die Bewegung, welche eine durchaus nationale war, eine Empörung gegen unerträgliche Tyrannei. Sie besaß die Sympathie der Irländer aller Konfessionen, die sich vereinigt fühlten durch die gemeinschaftlich erlittene Unterdrückung und durch den allgemeinen Wunsch, die aufgedrängte Herrschaft abzuschütteln.

Sobald die Revolution erstickt war, beschloß die englische Regierung sofort die Vernichtung des irischen Parlamentes. Ämter und Würden wurden ausgeteilt, um die nötige Majorität zu erkaufen; alles ließ sich bestechen, die Pairswürde gewann den Dienst der Hochgestellten, Gold den Dienst der anderen, Die Bill of Union, (Einverleibungs-Bill), wurde dieser käuflichen Versammlung vorgelegt und von einer Majorität von 60 gut bezahlten Parlamentsmitgliedern angenommen. Grattan lehnte sich bis zum letzten Augenblick gegen den schändlichen Pakt auf, doch natürlich umsonst. Es ist noch ein Wunder, daß sich hundert Männer im Parlamente befanden, die der Bestechung des Ministeriums unzugänglich blieben und an den konstitutionellen Freiheiten ihres Landes festhalten wollten.

Seit dem Jahre 1800 ist die Geschichte Irlands weiter nichts als eine Reihenfolge von Protesten gegen die Union. Der Aufstand Robert Emmets 1803; die große Widerrufungsagitation Daniel O'Connells; die poetische, doch hoffnungslose Insurrektion Jung-Irlands (1848); die Phönix-Verschwörung, die Bruderschaft der Fenians und der Aufstand von 1867, die Home rule-Bewegung von 1870, welche der großen, nationalen Forderung von heute zu Grunde liegt und die durch sechsundachtzig Abgeordnete in Westminster repräsentiert wird, alle diese politischen Regungen sind nur die Glieder einer und derselben Kette, sind alle, wenn auch verschiedene, Ausdrücke des Hasses gegen die Union. — Teilweise sind ja im Laufe der letzten sechsundachtzig Jahre manche Beschwerden gehoben, langsam und widerstrebend Zugeständnisse gemacht, in der vergeblichen Hoffnung, die Irländer würden endlich gleichgültig gegen die Entziehung ihrer politischen Freiheit werden.

Das viele Blut, die großen Summen, die der Tithe-Krieg gekostet, es ist gewissermaßen durch die Abschaffung der sogenannten irischen Kirche gesühnt worden; die schreckliche Hungersnot von 45 und 47, die Tausende hinweggrasste und Tausende über den Ozean trieb, die unaufhörlichen Ausweisungen, sie bewirkten doch, daß in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein junges Irland emporblühte. —

Noch während sich die Unzufriedenheit mit der Union stärker oder schwächer

in Irland kundgab, während man ihm gezwungen Zugeständnisse machte, wie die Landakten von 1860, 70 und 71; eins blieb unverändert, ununterbrochen: das Ausnahmegesetz. Von 1800 bis 1885 ist Irland fast nie durch das gewöhnliche Gesetz regiert worden. Allerhand Zwangsmaßregeln wechseln in trauriger Beständigkeit mit einander ab.

Die Union sollte ihren Vertretern nach das Band eines anhaltenden Friedens werden; sie wurde die Ursache eines fünfundsichtig Jahre dauernden Ausnahmegesetzes. —

Die heutige Bewegung läßt sich in wenig Worten erklären. Bei der allgemeinen Parlamentswahl im Jahre 1874 wählte man 60 Abgeordnete unter der Führerschaft Mr. Isaac Butts als Repräsentanten der Home Rule. Home Rule ist ein politischer Ausdruck, der damals erst ins Leben trat. Die Vertreter der Home Rule beanspruchten für Irland eine besondere Regierung, doch im Bündnisse mit England, nach demselben Prinzip, nach welchem die einzelnen Staaten Nordamerikas durch das Centrum Washington mit einander zusammenhängen. Unter der Führung Parnells wurde die Partei im Jahre 1880 sehr mächtig.

Darauf bildete sich die von Mr. Michael Davitt in Anregung gebrachte Land-Liga, und die Landliga, die Hungersnot wie die irische parlamentarische Partei überzeugten die englische Regierung von der Notwendigkeit einer neuen Gesetzgebung in bezug auf Grund und Boden. (Land legislation).

Notgedrungen bewilligte die Regierung die Legislation, unterdrückte die Liga und that auch ihr Möglichstes, die irische parlamentarische Partei zu unterdrücken. Zu einer Zeit befanden sich fast alle ihre Führer im Gefängnis. Als die englische Regierung sie wieder entließ und die Lage der Dinge sich besser zu gestalten schien, da wurde Irland sowohl wie England durch die schreckliche Invincible-Empörung erschreckt, in der Lord Cavendish und Mr. Burke so schändlich gemordet wurden, und doch war auch diese Empörung nur wieder die Folge der außerordentlichen Strenge, durch welche England die konstitutionelle Bewegung in Irland ersticken wollte.

Durch eine dritte allgemeine Parlamentswahl hat die irische Forderung bedeutend an Wirksamkeit und Kraft gewonnen. Mr. Parnell kommt nach Westminster mit einem Anhang von sechsundsichtig aus hundert und drei Abgeordneten.

Die politische Landkarte Irlands ist fast ganz national; nur einige Wahlbezirke im hohen Norden sind durch Konservative vertreten. Das sind in möglichst knappen Umrissen die Hauptzüge meiner vaterländischen Geschichte. Es ist die Geschichte einer unverwüsthlichen Freiheitsliebe und einer fortwährenden Auflehnung gegen den unnatürlichen Zwang eines fremden Glaubens, fremder Gesetze und fremder Herrscher; es ist die Geschichte eines Volkes, das angesichts fortwährenden Unglücks an seinen Idealen festgehalten hat, seinen Traditionen treu geblieben ist, und ohne zu wanken mit Energie und unerschütterlicher Geduld nach Freiheit gerungen hat.

Musik-Litteratur.

R. Schumanns Jugendbriefe.

So läge denn endlich eine selbständige Sammlung Schumannscher Briefe in Buchform¹⁾ vor uns: vergeblich fragt man sich, warum sie erst jetzt und nicht schon längst erschienen ist; denn was in diesen Briefen steht, soweit sie überhaupt veröffentlicht sind, darf die ganze Welt wissen. Wesentlich neues über die Jünglingszeit Schumanns, über den Gang seiner Entwicklung, den sein reichbegabter Geist genommen, sowie über die ersten Stadien seiner Künstlerlaufbahn ist aus diesen „Jugendbriefen“ nicht zu entnehmen. Nichts destoweniger darf man das Erscheinen derselben mit Freude begrüßen, da dadurch das über den Meister seit geraumer Zeit schon Veröffentlichte²⁾ einestheils bestätigt, andernteils aber in Einzelheiten auf willkommene Weise ergänzt wird.

Die Mehrzahl der in dieser Sammlung veröffentlichten Briefe Schumanns rührt aus dessen Studienjahren her, welche letztere nicht nur die Universitätsperiode, sondern auch die musikalische Lehrzeit des Meisters in sich schließen. Der bei weitem größere Teil der fraglichen Schriftstücke ist von Schumann an dessen Mutter sowie an seine Brüder und Schwägerinnen gerichtet. Sie offenbaren jene Schumann im besonderen Maße eigene Gemütswärme, die wir schon aus einer Reihe seiner in der unten erwähnten Biographie bereits abgedruckten Briefe kennen. Einen höchst wohlthuenden Einblick gewähren sie in das Verhältnis des Sohnes zur Mutter sowie zu den übrigen Familienmitgliedern. Es weht uns aus ihnen eine seltene Zmigkeit, eine rücksichtsvolle Zartheit des Gefühls und eine hingebende Liebe zu den nächsten Verwandten entgegen. Hat Schumann seiner Mutter Wünsche auszusprechen oder deren Nachsicht zu erbitten, was sehr oft der Fall ist, fühlt er die Notwendigkeit, sie für seine Ansichten und Pläne zu stimmen, sich zu verteidigen oder zu rechtfertigen, so weiß er so liebevolle, schmeichelnd berücksichtigende Töne anzuschlagen, daß man wohl begreift, wie schließlich alles nach seinem Kopfe gehen mußte, ohne das schöne Familienverhältnis zu stören oder auch nur zu trüben. Die nicht selten mystisch-phantastische und blumenreich verschleierte Jean-Paulisierende, im Ausdruck mitunter gar sehr überschwenglich zerfließende Sprache, deren sich Schumann in diesen sowie auch in andern hier mitgeteilten Briefen bedient, ist gleichfalls schon bekannt. Im übrigen entbehren dieselben dabei keineswegs einer gewissen studentisch derben Ausdrucksweise, wie denn auch das burleske „bei Gott“ ziemlich häufig von Schumann gebraucht wird. Diese Gegensätze bringen in die Auslassungen des Schreibers Licht und Schatten, wozu auch die mitunter einander widersprechenden Ansichten des jugendlichen Musensohnes noch mit beitragen. Schumann offenbart in den letzteren sein künstlerisches Naturell, welches sich bei ihm mehr in momentanen Stimmungen und Impulsen bewegt als in einer Denk- und Handlungsweise nach bestimmten

¹⁾ Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. 1885.

²⁾ Durch die vom Verfasser des obigen Artikels dem Meister gewidmete Biographie. (Bonn, bei Emil Strauß, 1880, Aufl. III.)

Prinzipien, woraus sich denn auch das Schwanken in Betreff des zu wählenden Lebensberufes erklärt, obschon hierbei die Pietät für die Wünsche der Mutter mitwirkte.

In seinen poetisierenden Auslassungen erscheint Schumann als Jüngling bisweilen nicht glücklich. Sie sind mitunter gesucht und auch nicht geschmackvoll gewählt. So schreibt er z. B. einmal an seine Mutter: „Die Natur ist das große ausgebreitete Schnupftuch (!) Gottes, gestickt mit seinem ewigen Namen, an dem der Mensch alle seine Schmerzensstränen abtrocknen kann, aber auch die Freudenthränen, --“ Man muß sich freilich gegenwärtig halten, daß Schumann soeben erst das 18. Lebensjahr vollendet hatte, als er dieses schrieb.

Sonsthin lassen diese Briefe eine große Bescheidenheit und Selbsterkenntnis in Betreff seiner Begabung erkennen. Bezeichnend dafür ist folgende Äußerung gegen die Mutter: „Wäre mein Talent zur Dichtkunst und Musik nur in einem Punkt konzentriert¹⁾, so wäre das Licht nicht so gebrochen, und ich getraute mir viel.“

Interessant ist es, daß Schumann, nachdem er unter Zustimmung seiner Mutter sich ganz der Musik zugewendet, alsbald mit dem hochfliegenden Plan umging, eine Oper zu komponieren. Es war kein geringerer Stoff als Shakespeares „Hamlet.“ Am 12. Dezember 1830 schreibt er darüber von Leipzig nach Hause: „Mit der großen Oper hat es seine Richtigkeit; ich bin Feuer und Flamme und wüte den ganzen Tag in süßen fabelhaften Tönen. Die Oper heißt: „Hamlet“ — — Bekanntlich wurde aus dieser Idee nichts, wie denn auch Schumann in späterer Zeit, als er die Absicht hegte eine Oper zu schreiben, viele Stoffe ins Auge faßte und wieder verwarf, ehe er sich für die Legende von der „Genovefa“ entschied.

Die „Jugendbriefe“ an die Familie reichen von Ende April 1828 bis zum Tode von Schumanns Mutter, welche am 4. Februar 1836 starb. Denselben sind drei längere, an Schumanns Schulkamerad und Studiengenossen Flechsig gerichtete Briefe vorangeschickt, während zwischen die darauf folgenden Familienbriefe einzelne Zuschriften an verschiedene namhafte Persönlichkeiten sowie an Ernestine von Fricken und deren Vater, Henriette Voigt und Clara Wieck eingeschoben sind. Die letzteren, denen des weiteren noch als Anhang „Auszüge aus Briefen an Clara Wieck“ folgen, bieten selbstverständlich ein besonderes Interesse dar.

Man weiß, daß Schumann, bevor er zu Clara Wieck in intimere Beziehung trat, ein ernstgemeintes Verhältnis mit Ernestine von Fricken unterhielt, welches durch beiderseitige Übereinkunft im Januar 1836 wieder gelöst wurde.²⁾ Sehr

¹⁾ Vergl. hierzu Röllers Brief über Schumann in den „Schumanniana“ S. 77 ff. (Bonn, bei G. Strauß, 1883.)

²⁾ Zu den „Jugendbriefen“ findet sich S. 256 die Anmerkung: „Robert verlobte sich mit Ernestine von Fricken, löste jedoch das Verhältnis im Laufe des Sommers 1835.“ Dagegen habe ich zu bemerken, daß Schumanns eigne Angabe in Betreff dieses Ereignisses wesentlich anders lautet. Ich besitze einen Brief des Meisters, in welchem derselbe mit Beziehung auf

bald darauf, und zwar am 13. Februar 1836 richtete Schumann eine Zuschrift an Clara Wieck, welche 5 Monate vorher das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte.¹⁾ In derselben gab er, des vertraulichen „Du“ sich bedienend, den Entschluß kund, um die Hand seiner neu Erwählten bei deren Vater zu werben. Dieses Schriftstück möge hier wörtlich folgen. Schumann schreibt:

„Auf der Zwickauer Post. Abends nach 10 Uhr.
13. Februar 1836.“

„Der Schlaf stand mir in den Augen. Schon seit zwei Stunden warte ich auf die Giltpost. Die Wege sind so gestört, daß ich vielleicht erst um 2 Uhr fortkomme. — — — — — Mein heutiger Tag war von mancherlei bewegt — ein offenes Testament meiner Mutter, Erzählungen von ihrem Sterben; hinter allem Dunkeln steht aber immer Dein blühend Bild und ich trag' alles leichter. — — — — — In Leipzig wird mein Erstes sein, meine äußeren Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; mit den inneren bin ich un Reinen; vielleicht, daß der Vater die Hand nicht zurückzieht wenn ich ihn um seinen Segen bitte. Freilich giebt es da noch viel zu denken, auszugleichen. Indeß vertrau ich auf unseren guten Geist. Wir sind vom Schicksal schon für einander bestimmt: schon lange wußte ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, Dir es früher zu sagen und von Dir verstanden zu werden. — — — — — Es wird dunkel in der Stube. Passagiere schlafen ueben mir. Draußen stöberts und schneits. Ich aber will mich tief in eine Ecke bergen, mit dem Kopf in das Kissen und nichts denken als Dich — — — — —

Dein Robert.

Den nächsten Brief erhält Du den Tag nach Deinem Konzert. Schreibe mir oft, alle Tage!“²⁾

Ernestine von Fricken wörtlich sagt: „Einer Verbindung mit ihr stellen sich aber Schwierigkeiten entgegen, die ich nicht beseitigen konnte, so daß wir uns schon im Januar 1836 gegenseitig lössprachen.“

¹⁾ Clara Wieck wurde am 13. September 1819 geboren.

²⁾ Der obige Brief bietet insofern ein Interesse dar, als er meinen Mittheilungen in der von mir verfaßten Biographie des Meisters ein bestimmtes Faktum ergänzend hinzufügt. Er läßt ersehen, daß Schumanns sofort nach Lösung seiner Verlobung mit Ernestine von Fricken erfolgte ernste, obwohl verfrühte Annäherung an Clara Wieck zu einem geheimen Einverständnis beider führte. Ich konnte und durfte natürlich in meinen Mittheilungen in diskreter Rücksicht auf Zeit und persönliche Verhältnisse, sowie mit bezug auf Friedrich Wiecks mir mitgetheilte Überzeugung nur das Gegentheil annehmen. Thatsache aber ist es, daß dies verfrühte Verhältnis sehr bald darauf — obwohl nicht in der Gesinnung Schumanns — durch energisches Eingreifen des Vaters (Friedr. Wieck) und durch andere Einwirkungen abgebrochen wurde, wofür unumstößliche Beweise vorhanden sind. Die ernente Aufnahme desselben fand erst wieder im Sommer 1837 statt. Vorläufiger Beweis hierfür ist die briefliche Äußerung Schumanns gegen seinen Freund Becker, welchem der Meister mit Beziehung auf Clara Wieck zuruft: „Sie Guter, lieber, der mich wieder dieser herrlichen verbunden hat.“ Dies hätte Schumann nicht schreiben können, wenn nicht eine nachhaltig ernstliche Unterbrechung in seinen Beziehungen zu dem Gegenstande seiner Neigung eingetreten wäre. Weitere eingehende Mittheilungen über diese Angelegenheit können für jetzt aus naheliegenden Gründen nicht erfolgen.

Die an dieses Schreiben unmittelbar sich anschließenden „Auszüge aus Briefen Schumanns an Clara Wieck“ gehören der Verlobungszeit an und reichen vom Dezember 1837 bis zum Juni 1840. Sie enthalten manche wertvolle Bemerkungen über die damals neu entstandenen Kompositionen des Meisters und lassen außerdem herzerfreuende Blicke in die edle, zartfühlende Seele des Liebenden thun. Der verehrungswürdigen Gattin des Verewigten gebührt aufrichtiger Dank für die Mittheilung derselben.

Unwillkürlich fühlt man sich bei der Lektüre von Schumanns „Jugendbriefen“ zu einem Vergleich mit Mendelssohns „Reisebriefen“ aufgefordert, welche ebenfalls in jungen Jahren geschrieben wurden. Beide treffliche Männer waren Zeitgenossen, standen zu einander in freundschaftlicher Beziehung und strebten rastlos, jeder auf seine Weise, ein und demselben hohen Kunstziel zu. Wie grundverschieden sie aber organisiert waren, läßt schon ein flüchtiger Blick in ihre Briefe erkennen.

Mendelssohns klarer, sonnenheller Geist wurde von dem namentlich in der Frauenwelt weitverbreiteten Jean-Paulismus jener Tage nicht nachhaltig berührt. Frühzeitig neigte er zur Goetheschen Kunst- und Weltanschauung, wozu allerdings wohl auch der mehrmalige persönliche Verkehr mit dem greisen Dichterkönig beitrug, während Schumann im 18. Lebensjahre an seinen schon erwähnten Jugendfreund Flehzig schreibt: „Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein: und ich stelle ihn über alle, selbst Schiller (Goethen verkeh' ich noch nicht) nicht ausgenommen.“ Er hatte sich eben zu sehr in Jean Paul vertieft, oder vielmehr: seine Individualität zog ihn zu diesem Autor, dessen eigenartiges Wesen ihn wahlverwandtschaftlich ansprach und zur Nachahmung reizte. Daher seine öfters phantastisch anschwärmende, im Ausdruck übernommene und überschwenglich sentimentale Sprache, wogegen Mendelssohns Schriftstil knapp, natürlich fließend, fein abgewogen, in sich beherrscht und formell abgerundet erscheint, ohne doch oberflächlich zu werden. Seine Darstellungsweise wäre als eine mehr objektive, diejenige Schumanns dagegen als eine mehr subjektive zu bezeichnen.

Weiterhin nahm Schumann nach und nach andere Elemente in sich auf, die seine Anschauungen modifizierend erweiterten und den Jean-Paulismus in ihm mehr und mehr zurückdrängten. In musikalischer Beziehung speziell war es der freundschaftliche Verkehr mit Mendelssohn, welcher Schumann auf wohlthätige Weise beeinflusste. Enthielten seine Kompositionen anfänglich mehrfach noch sehr fühlbare Reminiszenzen an die Jean-Paulsche Gefühls- und Empfindungsweise, wodurch dieselben bei allem Genialischen etwas Schwülstiges und schwer Verständliches haben, so ging er weiterhin allmählich zu den überlieferten Formen der Tonkunst über, um seine produktive Kraft an denselben zu stärken und zu läutern. Hier nun eben ist ohne Frage eine Einwirkung Mendelssohns erkennbar, den Schumann in nachsüchtiger Gesinnung als höchste künstlerische Autorität unter den Zeitgenossen anerkannte und aufs wärmste verehrte, ohne jedoch dem eigenen Genius ungetreu zu werden. Jeder dieser beiden Künstler ging thatsächlich seinen eigenen Weg hinsichtlich des Ausdrückenden, Darzustellenden.

Von einer Rivalität zwischen denselben konnte daher keine Rede sein. Nichtsdestoweniger bildeten sich zu ihren Lebzeiten, wenigstens im Leipziger Publikum, ziemlich scharf abgeforderte Parteien. Die eine derselben, und zwar die größere, schwärmte für Mendelssohn, — die andere für Schumann, — ein Faktum, welches der Vergangenheit angehört. Wir Nachlebende sind anderen Sinnes in Betreff dieser Meister. Wir erkennen und verehren beide Männer, die sich gewissermaßen gegenseitig ergänzen, als ebenbürtige Tonmeister. Erfreut uns Mendelssohn durch die plastische Klarheit, geistige Frische und Liebenswürdigkeit des Ausdrucks so wie durch die vollendete Beherrschung der Kunstmittel, so fesselt uns Schumanns edle Tonsprache durch die ihr innewohnende Gefühlschwärmerei, Phantasie und Gemühtiefe. Und so wollen wir uns denn glücklich schätzen, daß wir beide Meister besitzen, die zur Ehre deutscher Kunst gewirkt haben und derselben zur hohen Zierde gereichen.

Sondershausen.

v. Wasielewski.



Litterarische Revue.

Modernes und Modernstes.

Ungeachtet des regen geistigen Lebens und der politischen Bedeutung, welche Berlin seit langem unter den deutschen Städten auszeichnen, hat sich allmählich eine Litteratur entwickelt, die sich speziell mit Berliner Zuständen, Verhältnissen, Ereignissen, Persönlichkeiten u. s. w. beschäftigt, und es sind auch namentlich in der humoristischen Litteratur, in der politischen Satire, der Theaterschriftstellerei, dem Feuilleton eine ganze Anzahl von Autoren aufgetreten, welche, um hier gleich einen charakteristischen und populären Namen einzuflechten, Berlin unter ihr „Brennglas“ genommen haben. Doch spielt, wenn wir so sagen dürfen, in der großen Litteratur Berlin bisher keineswegs die Rolle, die ihm zukam, zum mindesten nicht annähernd die Rolle, die Paris in der französischen, London in der englischen Litteratur spielt. Zum Teil lag es an der partikularistischen Entwicklung, welche auch die litterarischen Verhältnisse in Deutschland genommen haben, zum Teil an der politischen Situation, nicht aber zum wenigsten an einer gewissen Scheu unserer Autoren vor einer durchgreifend realistischen Behandlung der Dinge, wie sie jenseits der Vogesen und des Armeekanal schon längst üblich war. Schilderte man je einmal Berliner Zustände, so griff man entweder, wie Willibald Alexis, zumeist in eine bald näher, bald ferner liegende Vergangenheit, oder man umzog, wie noch Gutzkow und nach ihm Spielhagen, die Dinge mit einem nur für Eingeweihte durchsichtigen Schleier — eine direkte Schilderung Berlins war in Werken höheren Stils und besonders im Roman nicht üblich, nicht modern. Dahin zielende Anläufe von Schriftstellern niedern Ranges, wie etwa der Louise Mühlbach, kamen dieser allgemeinen Erscheinung gegenüber nicht in Betracht.

Heute ist es anders geworden. Seit die Gewalt der Waffen und die geistige und politische Entwicklung Berlin zum Haupt- und zum Mittelpunkt des neuen Deutschen Reiches erhoben haben, ist die rastlos vorwärts strebende Riesenstadt auch in der Litteratur kouragös geworden, und ein Autor, der heute den Schauplatz seiner Dichtungen an den grünen Strand der Spree verlegt, hat von vornherein eine wesentliche Garantie des Erfolges für sich. Die Postenfabrikation von Kalisch herunter bis zu Mannstädt und Jacobson, die humoristisch-satirische Poesie von Glasbrenner und Dohm bis zu Schmidt-Cabanis, das Feuilleton von Kossak bis zu Trojan und Trinius und vielen andern soll uns hier nicht kümmern — wir haben es für dies-

mal mit der erzählenden Literatur zu thun. Eine ganze Reihe von Schriftstellern, wir wollen sie beiseite nicht etwa Dichter nennen — greifen jetzt fest ins volle Berliner Leben hinein und erzielen damit, wo nicht eine dauernde literarische Bedeutung, so doch gewiß große, augenblickliche Wirkung. Einer der ersten von diesen war der von seinen Freunden als sozialistischer und naturalistischer Messias gepriesene Max Kreger, von dem weiter unten die Rede sein soll. Er verlegte den Schauplatz seiner Handlung mit kühnem Entschlusse in die Fabrikale am Oranienburger Thor, die Tanzsäle der Hasenhaide und die Nachtkaffees der Friedrichstraße und eroberte sich damit — allerdings sehr zu Unrecht — wie im Fluge den Namen des „Berliner Zola.“ Ernstes, vornehmer, kunstfertiger ging Karl Frenzel zu Werke, dessen vortreffliche, psychologisch feine und gesellschaftlich überaus wahre, wenn auch irrelig sehr pessimistisch gefärbte Novelle „Weld“ wir in einem früheren Hefte gewürdigt haben. Neuerdings sind nun Paul Lindau und Fritz Mauthner gekommen, jeder mit der ausgesprochenen Absicht, das moderne Berlin in seinem Werden, Wachsen und Sein zu schildern. Mauthner hat zu diesem Zweck einen Roman „Quartett“ geschrieben, eine böse Verballhornisierung der Goetheschen Wahlverwandtschaften, welche Menschen und Verhältnisse darstellt, wie sie nach unserem und aller objektiv Urteilenden Ermessen zwischen Kreuzberg und Weddingplatz resp. dem Schlesiſchen Thor und botanischen Garten sicher nicht zu finden sind, jedenfalls nicht so häufig zu finden, um sie typisch für ganz Berlin ansehen zu dürfen. Denn ein Berliner Roman soll doch zweifellos nicht Menschen und Verhältnisse schildern, die in Berlin vorgekommen sind oder möglicherweise vorkommen können, sondern er hat die Aufgabe, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu suchen und das Zufällige dem Konstanten und Allgemeinen unterzuordnen. Das hat Mauthner nicht gethan, und deshalb ist sein Roman auch vom streng realistischen Standpunkt aus als verfehlt zu bezeichnen; von den ästhetischen Bedenken gar nicht zu reden.

Die Resultate von Paul Lindaus Bemühungen liegen uns noch nicht vor; im allgemeinen trauen wir ihm weder den künstlerischen Ernst noch die moralische Entschlossenheit zu, die große Aufgabe der Schilderung des modernen Berlins und damit eigentlich unseres gesamten öffentlichen und sozialen Lebens objektiv und kraftvoll durchzuführen. Doch soll es uns freien, wenn wir uns täuschen, und einstweilen wollen wir das sang- und klanglose Eingehen seiner so volltönend eingeläuteten Zeitschrift „das neue Berlin“ nicht als ein böses Vorzeichen betrachten. Uns fehlt selbstverständlich neben der Möglichkeit auch die Absicht uns an dieser Stelle mit allen in dies Gebiet einschlagenden Erscheinungen zu beschäftigen, indes liegen uns zwei Sammlungen vor, die sich beide „Berliner Geschichten“ nennen und die wir einer etwas eingehendern Betrachtung unterziehen möchten.

Das interessantere von beiden Werken sind zweifellos Friedrich Fernburgs „Novellen“ oder, wenn man will, Skizzenammlung, die unter dem obigen Titel bei Julius Springer in Berlin erschienen ist. Der Verfasser ist, wie er selbst angiebt, und wie wir wohl deshalb hier hervorheben dürfen, Chefredakteur der „Nationalzeitung“ und erfreut sich als solcher in politischen und publizistischen Kreisen eines wohlverdienten Ansehens als kenntnisreicher, geistvoller, schneidiger und gewandter Vertreter seiner Ideen und Anschauungen, die bekanntlich recht häufig von der offiziellen Parteischablone abweichen. Doch das nebenbei. Als belletristischer Schriftsteller hat er sich namentlich durch seine „Spanischen Bilder“ — er besuchte das Land im Gefolge des deutschen Kronprinzen — und in erster Linie durch seine „Russische Leute“ bekannt gemacht, Bücher, die sich im Gegensatz zu der oberflächlichen Art moderner Reisebeschreibungen durch gründliches und scharfes Erfassen der charakteristischen Eigentümlichkeiten der fremden Völker auszeichnen und nebenher durch die elegante, mit humoristisch-satirischen Elementen stark durchsetzte Form der Darstellung fesseln. Mit seinem neuesten Werke betrifft Fernburg — so weit er nicht reine Skizze giebt — mit unleugbarem Glück das novellistische Gebiet, doch müssen wir gleich bemerken, daß das Berlin, welches er schildert und kennt, doch nur Berlin W. ist, das Tiergartenviertel und das Geheimratsviertel, in dem die, geistig und materiell betrachtet, oberen Zehntausend ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Und auch hier sind es eben nur die Spitzen, welche er genau studiert hat; das eigentliche Berlin, das Berlin

des Volkes, das Berlin der Massen ist ihm bisher noch fremd und dürfte ihm seiner ganzen Lebensstellung nach auch weiter fremd bleiben. Erstens ist er kein geborener Berliner, sondern ein Hessen-Darmstädter, und zweitens richtet sich sein wesentliches Interesse naturgemäß auf die oben genannten Gesellschaftskreise. Allerdings ist das Polizeimärchen ganz berlinisch — nach der Auflösung einer politischen Versammlung bleiben der überwachende Polizeioffizier und der Reporter Schlipphacke, eine durch das ganze Buch gehende eigentümliche Gestalt, im Saale zurück und vertiefen sich in ein Gespräch, im Verlaufe dessen der erstere allerlei interessante Aperçus über seinen Beruf, den Verkehr mit der Verbrechervelt und deren Verhältnis zum Publikum u. s. w. zum Besten giebt. Wenn er dabei gelegentlich bemerkt, daß er selbst lieber eine Batterie kommandieren als sich mit Gefindel und Demokraten herumschlagen würde, so ist das freilich nur ein frommer Wunsch; die militärische Karriere der Polizeioffiziere ist bekanntlich in der Regel — aus verschiedenartigen Gründen — längst abgeschlossen. „Im Rauchzimmer“ könnte ebensogut in dem Salon irgend einer andern Großstadt spielen; auch „Zwischen den Steinen“ zeigt trotz der handelnd auftretenden Berliner wenig spezifische Züge. Dagegen ist „Auf dem Rennplatz“ ein hübsches, flott gezeichnetes Berliner Augenblicksbild. Eine mehr novellistische Form, die indes nur den Zweck hat, der Handlung eine gewisse dramatische Spannung zu geben, zeigt die erste und Hauptgeschichte des Buches: „Zidibus.“ Eine solche Geschichte ist allerdings nur in einer modernen Großstadt möglich, in welcher sich eine internationale Gesellschaft mit den verschiedensten Interessen und Beziehungen zusammenfindet. Und da sie der Verfasser ganz genau lokalisiert, so dürfen wir sie wohl als speziell berlinisch anerkennen. Der Zidibus ist der Motor der interessanten, wenn auch in ihrem Verlaufe etwas unwahrscheinlich und sehr kühn konstruierten Handlung. Ein junger Generalstabsoffizier hat den Auftrag erhalten, einen Fortifikationsplan von Berlin auszuarbeiten. Er durchwacht eine ganze Nacht bei der letzten Feile seines Entwurfes, und in einem Zustande völliger Übermüdung, Gedankenablenkung und Nervosität begegnet ihm das Mißgeschick, daß er eine reduzierte Kopie seines Planes zu einem Zidibus zusammendreht, anbrennt und dann achtlos wegwirft. Diese Kopie ist mit seinem Namen gezeichnet. Während er nun nach einzelnen Stellen des Grunewalds reitet und an einem wichtigen Punkte seine Papiere kontrolliert, findet ein heruntergekommener Vetter, ein Major a. D., in seiner Wohnung den Zidibus, erkennt seine Wichtigkeit und steckt ihn heimlich zu sich. Der Hauptmann vermißt ihn, bildet sich ein, ihn im Grunewald verloren zu haben, bezichtigt sich des leichtsinnigen Landesverrates und beschließt seinem Leben freiwillig ein Ziel zu setzen. Doch er hat eine schöne Koufine Athenais, welche, den Staudesvorurteilen trotzend, unter die Künstlerinnen gegangen ist. Sie liebt ihn und beschließt ihn zu retten, und zwar wird als Retter in der Not der Journalist, resp. Reporter Schlipphacke aufgefunden, ein Mann, der alles kann, alles weiß, alles entdeckt, jeder Situation gewachsen ist. Zwischen diesem und einem internationalen Hochstapler Koffiere, der im Solde auswärtiger Regierungen steht, entspinnt sich nun ein lebhafter, dramatisch bewegter Kampf um den Zidibus, der mit dem Siege des ersteren endigt. Dieser Journalist und Reporter ist in der That eine höchst merkwürdige Figur. Abgesehen davon, daß er in seiner Wohnung soviel Geld liegen hat, um dem spielbedürftigen Major ohne weiteres mit einem größeren Darlehn unter die Arme greifen zu können, und daß er mit den Zwanzigmarkstücken nur so um sich wirft — eine im Journalisten- und selbst im Reporterdasein nicht eben häufige Erscheinung — besitzt er ein Talent, jedes Geheimnis zur rechten Zeit zu entdecken, das wahrhaft staunenerregend ist und im Busen jedes Kriminalpolizisten den blassesten Neid erwecken muß. Außerdem ist sein gesellschaftliches Ansehen ein so bedeutendes und sind seine Beziehungen so weitreichend, wie es trotz alledem im allgemeinen bei Journalisten und Reportern, wenigstens in Berlin, durchaus nicht der Fall ist. Man kann das bedauern, aber nicht leugnen. Zudem glauben wir nicht, daß Berlin unter all seinen Reportern auch nur einen aufzuweisen hätte, der diesem Schlipphacke an Geist, Schlagfertigkeit, Zindigkeit und Gewandtheit das Wasser reichen könnte. Auch das kann man bedauern, aber es ist so. Nach berühmten Mustern hat hier Ternburg nicht gezeichnet, dieser Schlipphacke ist ein liebenswürdiges und interessantes Geschöpf seiner Phantasie. Im übrigen

ist „Fidibus“ außerordentlich feissend geschrieben und mit geistreichen und treffenden Bemerkungen über moderne Berliner Ereignisse und Verhältnisse geradezu gespickt. Bei einem in strengen Rahmen geschlossenen Kunstwerk würden diese vielleicht stören; hier sind sie eine willkommene Würze und Unterbrechung der mit nervöser Hast vorwärts stürmenden Handlung. Auch ist die Charakteristik einzelner Nebenfiguren, des Majors, des Burjchen, des Polizeikommissärs, der niedlichen Alice, trotz ihrer skizzenhaften Form von großer Sicherheit und Lebenswahrheit. Wie trefflich der Autor zu schildern versteht, beweist nachfolgende Stelle: „Keine der Berliner Vorstädte hat eine so eigenartige Ausbildung gewonnen — wie die Vorstadt vor dem holländischen Thor — keiner andern ist nach innen und von außen ein so selbständiges Gepräge aufgebrüht! Von der Belle-Alliancebrücke bis zum Kreuzberg ist sie ein architektonisch-gegliedertes Stadtteil, ja eine Stadt für sich. — Ihren architektonischen Prädikatskopf besitzt die Stadt am Fuße des Kreuzbergs in dem Belle-Allianceplatz. Denn daß die lange, schmale Friedrichstraße nur die Zufahrt zu einem in großem Stil sich entwickelnden Stadteingang bildet, das lehrt schon der erste Blick. Und wie glücklich ist hier die Steigerung! Die leichtschwebende Friedensgöttin auf der edelschlanken Porphyrsäule streckt ihren Arm so weit aus, als wolle sie die ganze Perspektive der Friedrichstraße an sich heranziehen — markig und fest stellen sich die vier Kämpfergruppen um sie herum — das Motiv, welches die im Kreise das Viereck der Monumente umziehenden Gartenanlagen geben, nehmen die Häuser auf, die kreisrund den Platz umstehen. Eine breite Treppe ladet zum Aufsteigen ein — Embleme des Friedens schmücken ihre Wangen; denn vor den Thoren bleibe der Krieg. An den fünfboigigen Thorhallen vorbei gleitet der Blick nach der monumentalen Brücke; breit und mächtig legt sie sich über den schiffbelobten Kanal. Lebensvolle Gruppen, die sie schmücken, verherrlichen die erfreulichen Geschäfte des Friedens. Welche Introdution für eine Stadt! Wenn Berlin eine solche hätte! — Ein Platz voll lebhafter Bewegung nimmt jenseits des Kanals die Brücke auf. Dann setzt die breite Straße ein, die nach der Burg der Belle-Allianzstadt, nach dem Kreuzberg führt. Dort thront auf dem massiven Steinbau, das Ganze krönend und abschließend, die eiserne Romantik (NB. warum nicht „Gothik?“) des Siegesdenkmals — wie kein anderes Denkmal, die erhabensten Gedankenfüße und die feinsten Empfindungen der Großzeit der Befreiungskriege verherrlichend. Weit gestreckt sieht der Beschauer die Kaiserstadt zu seinen Füßen sich ausdehnen, auf der andern Seite legt sich das Marsfeld von Berlin auseinander, das Tempelhofer Feld. Wer hat dieses Ganze komponiert, das nur in wenigen Strichen der richtenden Hand bedürfte, um einen der großartigsten Jüge in der Physiognomie Berlins herzustellen? Wenn man bedenkt, wie alles gekommen, wie unausgesetzt in Ehn und Laffen hier gesündigt wird, so möchte man sagen, die Natur der Dinge selbst. — Im übrigen eine weite, lustige Stadt, gegen das Andringen der Häuserflut auf allen Seiten gefestet und geschützt durch das weite Eisenbahngelände, das Tempelhofer Feld, die Hasenheide, den Kanal — eine Stadt der Kajernen und der Friedhöfe, der Offiziere und der Beamten. Eine militärische Stadt vor allem.“ Diese Schilderung ist gewiß vortrefflich und beweist den Beruf des Autors zum Schriftsteller Berlins aus bündigster. Freilich sehen wir auch hier wieder, wie er sich mit Vorliebe zwischen den Gipfeln der Pänne bewegt; er sieht die Offiziere und die Beamten, er sieht die Kajernen des Fraueregiments und der Dragoner, aber er überseht die zahllosen Arbeiterkajernen, welche jene in immer engerer Umflammerung zu ersticken drohen.

Das ist nun allerdings bei Kreger anders. Dieser hat speziell die Berliner Arbeiterverhältnisse zu seinem Studium gemacht, freilich zu dem, was er so Studium nennt. Er selbst ist aus diesen Kreisen hervorgegangen, und als er begann, seine Erlebnisse und Forschungen literarisch niederzulegen, glaubte man in ihm einen Schriftsteller gefunden zu haben, dessen Schriften für die Beurteilung der Lage der Arbeiter und damit der ganzen sozialen Frage von außerordentlichem Werte sein konnten. Er setzte sehr früh ein; man sah ihm die in seiner Bildungsgrenze begründeten formalen und geistigen Mängel: die Vertotterung des Stiles, die Unsicherheit in der Auffassung und Beurteilung anderer Gesellschaftskreise; die ungenügende wissenschaftliche Durchbildung und die damit zusammenhängende, oft höchst unlogische Art der

Komposition und der Charakterzeichnung bereitwillig nach; man verzieh ihm auch, daß er oft mit anscheinend höchst wohligen Behagen und in jedenfalls überflüssiger Breite gerade die widerwärtigsten und ekelhaftesten Szenen ausmalte, ohne dazu durch eine künstlerische oder ethische Notwendigkeit gedrängt zu sein — kurzum man vergaß und verzieh das alles und lobte den jungen Autor, der endlich einmal mit kühnem Mutte und aus eigener Erfahrung heraus die Arbeiterverhältnisse schilderte, wie sie wirklich waren, als einen schneidigen und zukunftsreichen Realisten, der mit der Zeit seine Fehler ablegen und der Litteratur Werke von nachhaltiger künstlerischer und kultureller Bedeutung schenken würde. Dies, namentlich von der liberalen Presse in übertriebener Weise gespendete Lob, diese Diskontierung von Zukunftswechsell nach Platenidenart, hat, wie es oft geschieht, durchaus nicht die erhofften Früchte getragen. Kreker ist nicht vorwärts gegangen, sondern hat vorzeitig auf seinen Lorbeeren ausgeruht. Er hat nicht gearbeitet und gestrebt, sondern ist stehen geblieben, wo er stand, und damit ist nach altem Naturgesetz zurückgegangen. Sein Diokure, Karl Pleibtren, sang ihn in einem von wahnsinniger Eitelkeit strotzenden Gedicht als seinen, des Percy-Pleibtren, Douglas an — die beiden Helden wollten das ganze moderne Litteratengeschmeiß in die Pfanne hauen. Der Percy tobt zwar einstweilen noch bersekerartig mit allerlei Broschüren auf Markt und Gassen umher — mit dem Douglas ist es aber schon früher bergab gegangen. Sein Stil ist nicht besser, sein Denken nicht logischer, sein Wissen nicht solider, seine Weltanschauung nicht gefesteter, seine Überzeugung nicht sicherer geworden. Als sozialistischer Schriftsteller jagt er an, um alsbald bei der eugherzigsten antisemitischen reaktionären Clique einen Unterschlupf zu suchen — jetzt scheint es, als wolle er zu seiner ersten Liebe reuig zurückkehren. Es ist schwer, einen solchen im Irngarten der Gefühle umhertaumelnden Kavalier ernst zu nehmen, zumal wenn man sieht, wie es in seinem Kopfe immer wirrer und wirrer wird, und wie er, da seine alten Mittel nicht mehr ziehen, durch die karikierte Darstellung mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten Entsonation zu machen sucht. Besonders widerwärtig ist es, daß er auch Frauen gegenüber diese unschöne Methode in Anwendung bringt. So schildert er in der vorliegenden Sammlung eine durch die Klame ihrer Verehrer zu einem winzigen Renommee gebrachte deutsch-amerikanische Schriftstellerin in der unehrenlichsten Weise. Wozu das? Dieses Renommee, auf das man doch wahrlich nicht eifersüchtig zu sein braucht, schwindet ohnehin mit der Klame, und die Klame schwindet mit der Jugend und dem natürlichen Reiz aller dieser Damen. Also lasse man den Dingen ihren Lauf und Kämpfe nicht mit unritterlichen Waffen!

Die vorliegende, bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienene Sammlung betitelt sich „Im Riesennest“. Schon dieser Titel kennzeichnet die Unklarheit des Verfassers. Ist das ein Nest, in dem Riesen empornwachsen, oder ist es ein riesig großes Nest, das indes möglicherweise nur Zwerge beherbergt, oder, was ist es sonst? Doch das möchte sein; über seine Sprachverlobderung wollen wir mit dem Autor überhaupt nicht rechnen, denn das hieße den Stein des Sisyphus rollen — ihm fehlt offenbar der ernste Wille und die Kraft, seine Fehler in dieser Richtung abzulegen. Schlimmer ist es, daß sich auch seine Moral- und Rechtsbegriffe in einer bedenklichen Verwirrung zu befinden scheinen. Sehen wir uns darauf hin einmal die zweite Geschichte an, die der Verfasser „Ein Humorist“ genannt hat. Dieser Humorist heißt Heinrich, sorgt treu und ehrlich für seine Mutter und seine siebzehnjährige Schwester und schreibt „für die angesehensten Zeitschriften kleine Humoresken, die um ihrer Eigenart und ihres seltenen, gemüthvollen Gehaltes wegen sehr gesucht sind.“ (Man beachte nur dieses „nun — wegen“ und dieses „seltenen gemüthvollen“ — Dinge, die sich bei Kreker auf jeder Seite finden.) Soweit wäre alles ganz gut; da kommt indessen irgend ein jemand und beleidigt die siebzehnjährige Schwester. Weshalb? Wieso? Womit? — von all' dem erfahren wir nichts, wir erfahren nur, daß die Beleidigung eine sehr schwere gewesen ist, und dem „Humoristen“ zu ihrer Sühne nichts als die Faust und danach ein amerikanisches Duell übrig blieb. Es ist schon an sich lächerlich, diesen Humbug des amerikanischen Duells zum Motiv einer modernen Novelle zu machen; Individuen, die physisch so belastet sind, daß sie auf einen derartigen Konsens sich einlassen, haben Anspruch auf eine Gummizelle in Bedlam oder Falkdorf, aber man kann sie

nicht als für die moderne Gesellschaft typische Erscheinungen betrachten. Doch damit nicht genug. Natürlich zieht der „Humorist“, der wie alle Humoristen stets Unglück hat, das Todeslos. Er ist entschlossen, seine eingebildete Pflicht zu erfüllen, aber was soll denn aus Mutter und Schwester werden? Daß er überaus gewissenlos handelt, indem er sie verläßt, fällt ihm nicht ein; die thörichten Sagen von eines albernen Ehrenkoder stehen ihm höher; aber da kommt ihm ein glücklicher Einfall. Wozu wären die Lebensversicherungen da? Er kauft sich mit einer ansehnlichen Summe in eine solche ein, und sobald er die Police in der Tasche hat, stürzt er so nebenher wie durch Zufall von einem Baugerüste. Krejer nennt den „Humoristen“ auf Grund dieser Thatsache einen großen Helden, und das ist für seine Anschauungsweise charakteristisch. Wir müssen diesen Helden für geistig und moralisch vollständig korrupt erklären. Indem er sich auf ein amerikanisches Duell einläßt, begeht er nur eine Dummheit; aber indem er sich zu Tode stürzt, begeht er einen ganz infamen und gemeinen Betrug gegen die Lebensversicherungsgesellschaft und zugleich begeht er eine Niederträchtigkeit gegen die angeblich so ärtlich geliebte Mutter und Schwester, indem er sie darauf anweist von einem Kapitale zu leben, das durch ungeschickte und schwindelhafte Manipulationen erschlichen ist. Und das soll ein Held sein! Man sieht, wie sich in diesem Kopfe die Welt malt, und wie angefüllt einer solchen unheilbaren Konfusion der Begriffe jede Hoffnung auf eine Fortentwicklung des Autors zum Besseren nahezu ausgeschlossen erscheint. Bei dem in gewissen Kreisen herrschenden Haß gegen Aktiengesellschaften und Zinsgenuß — d. h. beileibe nicht gegen den eigenen — kann es uns allerdings nicht Wunder nehmen, wenn unklare Geister auf den Gedanken kommen, daß es mit der Ehre verträglich sei, eine Lebensversicherungsgesellschaft zu beistehlen und zu betrügen — gelten doch zeitweis Wahl- und Schlachtsteuerdefraudationen und kleine Schmuggelpartien selbst bei sonst ganz ehrlichen Venten für erlaubt, ebenso wie Wilddieberei und dergleichen keineswegs als entehrende Gewerbe betrachtet werden. Aber daß sich ein „sozialreformatorischer“ Schriftsteller zu solcher Auffassung versteigt, ist denn doch unerhört und fordert die Satire herans.

Die Satire! Wer doch einmal in seinem Leben ein Satiriker sein könnte! Das süße Selbstgefühl, das die Büste dieser Herren schweilt, muß jedem Opiumrausch vorzuziehen sein! Wir hatten bei der Disposition dieses Aufsages die Absicht, als „Modernistes“ auch die neuesten Erscheinungen der satirischen Litteratur in den Kreis der Besprechung zu ziehen — doch wir müssen uns aus räumlichen Gründen dies interessante Thema für das nächste Heft aufsparen. Kann es dann doch die eingehende Beleuchtung finden, die es vollauf verdient. Zur Erweiterung unserer Leser und zur Charakteristik dieser modernen Satiriker sei hier nur eine Stelle aus der Vorbemerkung angezogen, welche die Herren Johannes Bohne (geboren am 28. April 1862) und Hermann Conradi (geboren am 12. Juli 1862) ihrem Faschings-Brevier für 1886 voranschicken. Der Unbefangene sieht sofort, daß das Alter dieser Herren und ihre dadurch gewonnene Lebenserfahrung sie in erster Linie auf die satirische Dichtung hinweist, indes scheinen einige stumpfsinnige Kritiker, zu denen auch wir uns rechnen, das Angesichts ihres vorjährigen Faschingsbreviers bezweifeln zu haben. Die Autoren behaupten von diesen Kritikern mit Dingen beworfen worden zu sein — ja, es ist ein Privileg Jung-Deutschlands, derartige drinnen zu lassen; wir können ihnen nicht folgen und überlassen die bezüglichen Entwürfungen dem Scharfsinn oder Weichsinn unserer Leser. Dann heißt es: „Nun wohl! Wir sind doch wiedergekommen — wir verachten denn Zehntel der heutigen Kritik viel zu sehr, als daß uns ihre Offenbarungen irgendwie impowieren könnten! . . . Neun Zehntel unserer gesamten heutigen Kritik ist dumm, geistlos, ehrlos, geht in Vorurteilsvöllerei auf, ist beschränkt, oberflächlich bis ins Bodenlose (sehr schön gesagt übrigens: das könnte auch Krejer geschrieben haben) — eigentlich ganz überflüssig! . . . Wir wissen, was wir wollen! . . . Und damit Punktum. Nun hängt uns wiederum auf — wir freipieren halt doch nicht!“ Das ist das echte, „geistig scharzähniqe“ Jungdeutschland!



Litterarische Berichte.

Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln von Dr. August Reichenperger. **Parlamentarische über Kunst und Kunsthandwerk** nebst Glossen dazu von Dr. August Reichenperger. Köln, Verlag von F. V. Bachem.

Von einem schlecht unterrichteten Publikum an ein besser unterrichtetes zu appellieren, war der Beweggrund zur Herausgabe der Parlamentsreden über allgemeine staatliche Kunstfragen. Darin beklagt sich der Herr Verfasser über geistliche Verstummlung seiner Reden seitens der oppositionellen Presse wie der Köln. Ztg. und einer systematischen Entstellung seiner guten Absichten seitens banfadhlicher Kreise, vor allem der Regierungskreise in Berlin. Wir gestehen, die Absichten des gelehrten Herrn Doktor sind nur wohlmeinende, und Uebersetzungstreue, Sprache und Darstellung knapp und lichtvoll, und der Inhalt zeugt von einer reichen Lebenserfahrung neben ersten Studien und klarem Beobachterauge. Allein, wenn in unserer Zeit des Eklektizismus der streng gothisch nationale Standpunkt des Herrn Redners auf heftige Gegnerschaft stößt, so kann es ihn selbst nicht Wunder nehmen, annual sein eigenes engeres Vaterland, das Rheinland, ihm die augenscheinlichste Opposition macht. Durchwandert man die rheinischen Städte, vor allem Köln, die Rheinmetropole, so fällt es auf, wie fast nirgends bei Renaissanzführung von Villen und städtischen Anz- und Prachtbauten die Gothik angewandt wird, vielmehr die Bauherren die Vorteile des regelrechten Grund- und Anstriches der Renaissance mit den hellen großen Fenstern und den einladenden weiten Thorfahrten, das behäbige, festliche Gepränge dieses Mischstiles, sich nicht entgehen lassen. Unter dem Schalten des Kölner Doms sollte man viel eher das Gegenteil erwarten. Aber schon das Wort „Deutsche Renaissance“ perhorresziert der Herr Redner als eine Stilblüte sprachlichen Unsinns, und stellt den Stil der „urgermanischen Gotik“ dem Mischstil des „liberalen Humanismus“ entgegen. Ist nicht aber jeder Stil ein Mischstil? Ist die Gotik, ganz davon abgesehen, daß deren Schemen zunächst aus dem Boden Nordfrankreichs zuerst auftrat, nicht erst aus der romanischen Bauart nach dem Exempel der lustig aufstrebenden Hallen Arabiens umgemünzt, und ist die romanische Bauart etwas Anderes als eine Mischung antiker Bauformen, als ein Erbstück der antik-römischen Markt- und Gerichtshallen? Haben denn die Urtgermanen die Elemente des gotischen Stiles aus Asien mitgebracht, oder sind nicht vielmehr romanischer Stil und Gotik auch eine deutsche Renaissance antiker Bauformen zu nennen? Der wesentliche Unterschied liegt im Geiste der einzelnen Re-

naissancen, im Gegensatz der die Menschen und Völker niwellierenden Dithyborie des Mittelalters und jenes Humanismus, welcher die Gewannen und die Persönlichkeit frei machte. In dessen Erbschaft aber sind wir Moderne voll und ganz eingetreten; darum wollen und die gotischen Maßwerke im konservativen England an den neuen Prachtbauten der Oxford Universität eben so wenig gefallen wie dergleichen Versuche in Deutschland, und wir können auch den gotischen und romanischen Postgebäuden Dr. Stephans in Münster i. W. und Bielefeld nur bedingungsweise zustimmen; freilich in dem Sinne, welchen der Herr Redner nicht einmal gelten läßt, in der lokalen Einfügung in den jeweiligen Städtecharakter. Wenn in den Postgebäuden obiger Städte ein kunstgebildetes Auge sich schon verwundert umschaut, wie schreiend würden dagegen die gotischen Maßwerke kirchlichen und kommunal-ehrwürdigen Charakters in einer modernen Verkehrsanstalt wie die Reichspost es ist, in modernen Städten wie Berlin, Dresden und Hannover wirken? Wie ganz anders und einbringlich verkündet der Post-Palast in Hannover die Macht und Herrlichkeit des neuen Reiches, und zwar in denjenigen Bauformen, welche Katholiken wie Protestanten vor 300 Jahren als Wahrzeichen einer neuen Weltbildung willig bei sich aufnahmen! Aber gerade in dieser Einfügung der Reichsanstalten in das lokale Gewand und Bedürfnis der Städte liegt etwas Geistreiches und Zukunftsverheißendes, denn alle Kunst und alles Menschenwerk würde erstarrten, wenn ihr das Befruchtende der lokalen Einflüsse genommen würde. Oder wollte der Herr Redner den Kölner Dom im Nordosten bauen, wo es nur Ziegelsteine giebt? Darum müssen wir wohl das von ihm angezogene Wort Buffons: le style c'est l'homme für die Architektur in das wohl richtigere umändern: le style c'est le pays. Zu der Polemik gegen moderne Veltwisserei und das Ueberwuchern heidnisch-antiker Götter- und Sprachstudien auf unseren Gymnasien werden wohl nur die Fach-Philologen nicht einstimmen wollen, obgleich die empfohlene Lektüre des hl. Augustinus wohl vielen als ein sehr fraglicher Ertrag erscheinen dürfte. Dagegen dünkt uns, daß der ehrenwerte Herr Doktor in seinem Eifer für die Kleiderordnung in den bildenden Künften, vornehmlich der Skulptur, etwas zu weit geht. Den Gymnasialen kann man wohl die Bücher vorschreiben, aber den Bildhauern nicht die Kleider, noch den Musikern die Akkorde. Nicht nur: „l'art pour l'art“, sondern die Kunst ist frei wie die Natur; sie mag jeden Gegenstand anpacken, das „Wie“ ist ihre Sache. Das Häßliche vergeht durch sich selbst, und nur das Schöne siegt,

und Schönheit adel. So dünkt uns auch, daß eine gotisch-germanische Nationalgalerie in Berlin, nach dem Geschmacke des Herrn Doktor, unter streng moralischer Uebervanz und Ausstoßung aller antiken Entlehnungen, unserer Weltbildung wenig entprechen dürfte. Wir würden der Nachwelt wohl etwas greifenhaft erscheinen. Denn der Mensch ist frei und die Kunst ist frei. Wir haben Denkfreiheit und Religionsfreiheit und darum auch Stilfreiheit. Dies mag der Konservativste unterschreiben. Einen neuen Stil, d. h. eine neue Renaissance werden wir Moderne kaum erleben, aber wir begeben uns heutigen Tages mit Bewußtsein, mit Fleiß und seinem Gefühl in die Schule aller ansgelebten Stilarten, nicht um uns, irgend einer Theorie zuliebe, einem bestimmten Stile mit gebundenen Händen zu überliefern, sondern die neu erstandenen Formen mit Geschmacl zu weisern und unseren modernen Bedürfnissen in voller Freiheit dienlbar zu machen. Diese „Stilmengerei“, oder besser gesagt: dieses vorurteilslose stilistische Studium, sobald es nur mit Geschmacl sich behätigt, ist kein Tadel, sondern eher ein Vorzug; es ist dies der bauliche Ausdruck der großen Universalität und Toleranz des neunzehnten Jahrhunderts. Wir haben keine herrschende Philosophie mehr, sondern nur eine Geschichte der Philosophie; wir haben keine Stil mehr, aber eine Vielheit von Stilen, welche wir weisern.

W. St.

Das ungarische Unterrichtswesen in Auftrage des Unterrichtsministeriums nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest 1886.

Unter der vortrefflichen Leitung des Ministers v. Trefort ist das gesamte Unterrichtswesen in Ungarn zu hoher Blüte gelangt. Die Volksschulen wie die Bürgerschulen, Gymnasien und Realschulen stehen auf gleicher Höhe mit denen in Deutschland und haben eine bedeutende Ausbreitung in Ungarn erreicht. Eine große Sorgfalt wendet das ungarische Unterrichtsministerium darauf, daß der Unterricht in den Schulen auch dem nationalen Leben Rechnung trägt, so bilden z. B. die bürgerlichen Rechte und Pflichten und die Verfassungslehre einen Unterrichtsgegenstand in 7800 Schulen. Es ist dies sehr beachtenswert, und es wäre zu wünschen, daß auch in anderen Ländern dieser Unterrichtszweig eingeführt werden möchte, namentlich da, wo die Gesetzgebung immer verwickelter und ausbreiteter wird und wo es für den Laien fast unmöglich ist, sich nur einigermaßen über dieselbe zu orientieren. Es wäre für viele weit wichtiger, etwas weniger von den toten Sprachen, aber mehr von dem Leben im Staate und von der Gesetzgebung zu wissen. Die Ungarn haben sich durch staatsmännisches Talent und durch Patriotismus stets vor vielen Völkern der östereichisch-ungarischen Monarchie ausgezeichnet, weil sie schon in der

Jugend für die Vorgänge in ihrem Vaterlande ein warmes Interesse gewinnen und weil sie jetzt durch die Schulen zu Staatsbürgern ausgebildet werden, die mit der Verfassung und Gesetzgebung vertraut gemacht sind. Es hat dies auch einen großen moralischen und praktischen Wert, da hierdurch das Interesse am öffentlichen Leben und an den Geschicken des Landes gesteigert und im bürgerlichen Leben der Rechtsinn gehoben sowie die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten gefördert wird. Das mangelhafte Verständnis für bürgerliche Rechte und Pflichten und für die Verfassung außerhalb des Kreises derjenigen, die sich mit der Jurisprudenz ex officio beschäftigt haben, ist leider noch in manchen Staaten sehr verbreitet, und es ist kein Wunder, wenn hierdurch das nationale Selbstbewußtsein leidet und große Massen des Volkes zum Werkzeuge der verschiedensten Agitatoren werden, welche durch die politische Phrasen oft einen großen und schädlichen Einfluß ausüben. Der Volksunterricht, welcher die heranwachsende Jugend auch über die künftigen staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte aufklärt, ist ein vorzügliches Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Wir finden deshalb auch in Ungarn diese Partei wenig oder gar nicht vertreten. Daagegen scheint der Einfluß der Kirche auf die Erziehung in Ungarn nicht unbedeutend zu sein, da sich daselbst eine beträchtliche Anzahl von Schulen befindet, die fast ganz unter dem Kirchenregiment stehen. Der Elementar-Unterricht und der Unterricht in den mittleren und höheren Schulen ist auf gleicher Höhe wie in anderen Ländern; erfreulich ist es, daß das Unterrichtsministerium für die Naturkunde und für praktische Unterrichtsgegenstände im allgemeinen verhältnismäßig mehr Unterrichtsstunden, als es sonst anderswo der Fall ist, eingeführt hat. Eine besondere Aufmerksamkeit richtet das Ministerium auf die Bildungsmittel der Lehrer der Volksschule etc., für welche ein eigenes Museum hierfür eingerichtet worden ist. — Die Hochschulen in Ungarn sind reichlich dotiert und haben vorzügliche Lehrkräfte, es giebt aber in keinem Lande von der Ausdehnung Ungarns so wenig Universitäten als in den Ländern der Stephanskrone, die Universität in Budapest ist deshalb mit Zuhörern in einzelnen Fakultäten fast überfüllt. Eine bemerkenswerte Erscheinung ist es, daß ein großer Teil der ungarischen akademischen Jugend nach Wien geht, namentlich aus den westlichen und nördlichen Teilen des Landes. Die Notwendigkeit einer neuen ungarischen Universität tritt deshalb immer mehr zu Tage und wird wohl auch zur Errichtung derselben führen. — Es ist uns leider nicht möglich, noch weiter hier auf den amtlichen Unterrichtsbericht einzugehen, wir wollen aber nicht schließen, ohne Ungarn zu der vortrefflichen Leitung des Unterrichtsministeriums Glück zu wünschen. R.

Wieland und Reinhold, von Robert Keil.

Original-Mitteilungen als Beiträge zur Gesch. d. deut. Geisteslebens. Leipzig u. Berlin 1885. Friedrich.

Das elegant ausgestattete Buch beginnt mit einem anregend abgefaßten Lebensabriß des zu seiner Zeit weitberühmten Philosophen Karl Leonhard Reinhold. Ein geborener Wiener, wurde er im Alter von 14 Jahren Novitius des Jesuitenordens, trat nach dessen Auflösung in das Barnabitenkollegium und lehrte selbst seit 1780 als Novitieneister Philosophie nach Leibniz. Im Verein mit seinen Freunden (dem Varden Eined und v. Born) trat der philosophisch gebildete und freidenkende Mönch zugleich schriftstellerisch für Toleranz und Glaubensfreiheit auf und streifte selbst die Fesseln des Mönchtums ab, indem er 1783 im Fagen des Leipziger Professors Pechold nach Sachsen entflo. Schon im Mai 1784 siedelte er von Leipzig nach Weimar über, wo ihn Karl August durch den Rats-titel zum Erbsitzung, Wieland zum Mitarbeiter am „Teutschen Merkur“ und bald auch zum Schwiegerjohn annahm (1785). Seine Briefe über die Kantische Philosophie (im Teut. Merkur 1786) öffneten ihm 1787 den Weg zur Professur in Jena und nach sieben Jahren in Kiel, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1823 rastlos thätig war. Seine glänzende Lehrfähigkeit verschaffte ihm an beiden Universitäten einen großen Kreis von Zuhörern und Anhängern, in Jena über 400, während sein Mangel eines eigenen Systems und sein ansreiner Wahrheitsliebe entprofener Wechsel der Richtung auch die Zahl seiner wissenschaftlichen Gegner zusehends vermehrte. Schrieb er doch selbst an Bardili (Prof. in Stuttgart) schon 1801: „ich habe kein Ansehen mehr im philosophischen Publikum, ich habe dasselbe durch das aufeinander folgende Aufgeben zuerst des buchstäblichen Kantianismus, dann meiner eigenen Elementarphilosophie, dann der Fichteschen Transcendentalphilosophie verwirkt; . . . ich vermag nichts mehr in der Welt, als eben noch ein bißchen zu lernen.“ — Grade in dieser Schwäche dürfte der sinnige Denker keinem unserer großen Dichter ähnlicher sein als seinem Schwiegervater Wieland, der ihm bis zum Tode in treuester Anhänglichkeit und wahrer Verehrung ergeben war. Davon zeugen annehmlos die 111 Briefe (S. 71 bis 276), in welchen sich dieser mit rüchhaltloser Offenheit zu ihm über Personen und Verhältnisse seiner Zeit ausdrückt. Hochinteressant und neu sind seine Urteile über Schiller (S. 105 und 222), Baggesen (S. 214 ff.), die Xenien (S. 231), die Etael (S. 267) und Napoleon (S. 271), seine Klage über das ihm „ewig fremd bleibende und immer widerlicher werdende“ Weimar (S. 194), über die Professoreinweber in Jena (S. 228), und sein Entzücken über Dresden (S. 198), das er sich gelobte, alljährlich wiederzusehen und doch nie

wiederjah. Man kann nicht leugnen, daß trotz der endlosen Perioden, denen leider „die Atropos fehlt“ auf den Briefschreiber selbst ein sehr wohlthuendes Licht fällt. In wahrhaft väterlicher Weise und Weisheit ermahnt er das junge Paar (S. 91) „zwischen uneinigen Verwandten keine Partei zu nehmen und die alten Freunde der neuen wegen nicht zu vernachlässigen“, sich an kleinen Fehlern nicht zu stoßen, „man müsse um des Feuers willen auch etwas Rauch vertragen können;“ selbst an wirtschaftlichen und finanziellen Rathschlägen fehlt es nicht (S. 103, 172). Es ist sehr bezeichnend, daß er, der 1793 im Agathon keine Seite in betreff „der Sprachrichtigkeit und des Stils“ ohne Verbesserung ließ, (S. 178) seiner Lieblingstochter wegen ihrer „kegerischen Orthographie“ erulische Vorwürfe macht und die Ueberzeugung anspricht, daß „das erhabene Beispiel Friedrichs II., der seine Muttersprache sowohl als die französische wie ein Künstler oder Schachknecht schrieb, Reinholds Gemahlin und Wielands ältester Tochter niemals zur Entschuldigung dienen könne.“ — Ein Brief Reinholds an den Minister Voigt (S. 279) giebt auf 13 Seiten eine höchst klare und lezenswerte Darstellung der Kantischen Philosophie. Den Schluß bilden einige Briefe von Mitgliefern der Familie Reimarus, die man immer mit Interesse und Erbauung sich ausprechen, urteilen oder verurteilen hört. Ein Personenregister erleichtert den Gebrauch des Buches, das jeder Litteraturforscher als eine höchst willkommenene Gabe anerkennen wird. D.

Lexicon Pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen aller Zeiten und Völker oder Verzeichnis jener Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Von Emil Weller. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Regensburg 1886. Verlag von Alfred Coppenrath.

Alle Bibliophilen und Litterarhistoriker werden den stattlichen Band von 627 großen Seiten mit Freuden begrüßen, welcher Wellers Wörterbuch der Pseudonymen in ganz neuer, vermehrter und verbesserter Bearbeitung vorlegt. Es sind gerade dreißig Jahre, daß der Index Pseudonymorum in erster Gestalt in Leipzig erschien. Bald machten sich Nachträge nötig, die in drei Supplementheften 1857, 1862, 1867 ausgegeben wurden. Und nun liegt das Ganze als Werk eines unermüdeten Bibliographen handlich und bequem vor, leider aber auch als seine letzte Arbeit, da W. inzwischen gestorben ist. — Herr E. Weller hat alle deutschen und ausländischen Hilfsmittel verwertet, die er irgend erreichen konnte, und somit ein allgemein nutzbares Buch verfaßt. Die Einrichtung ist die, daß in alphabetischer Ordnung die Pseudonymen aufgeführt werden, hinter jedem kurz die Lösung, d. h. der richtige Name des sich verstellenden Autors. Wo dieser nicht zu entdecken war,

wird der Titel des Buches, auf dem der Pseudonym steht, genau und mit Zahrgahl angegeben. Anonyme Bücher oder solche, auf denen sich der Verfasser nur mit einzelnen Buchstaben bezeichnet hat, sind ausgeschlossen. Es würde viel Dank verdienen, wenn wenigstens die letztere Klasse in eine künftige Auflage mit einbezogen würde. Viele dieser Buchstabenformeln sind pseudonym, z. B. E. S. Verfasser des Schelmuffeln = Christian Reuter. Eine Bearbeitung der anonymen Schriften dagegen ist eine so große Aufgabe, daß sie nur für sich allein genügend gelöst werden kann. Die deutsche Revue ist kein bibliographisches Fachblatt, und es muß daher genügen, die gebildete Welt im allgemeinen auf das empfehlenswerte, sehr fleißige Pseudonymenlexikon E. Wellers hinzuweisen, aus dem reichliche Aufklärung über die Verstecknamen alter und neuer, deutscher und fremder Schriftsteller zu schöpfen ist. Das Buch sollte in keiner öffentlichen Bibliothek und in keiner größeren Büchersammlung von Privatleuten fehlen. Um wenigstens einen kleinen kritischen Beitrag zu geben, will Referent folgende Verbesserungen und Nachträge anfügen: Aufwert ist nicht gleich Hermann von Sachsenheim. — Peter Squenz 1698 = Daniel Schwenter ist zu streichen. — Schwinhold Sewblut = Fischart, fehlt. — Winholdt Seinblut muß in Winholdt Seinblut vom Rebelschiff = Fischart, fehlt; ebenso fehlen Michael Regelin von Sehmisdorf = Grimmelshausen; auch Eslander = Grimmelshausen wird vernicht.

Q.

Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit. Von Dr. Rud. Eucken, Prof. in Jena. Halle, 1886. Verlag von Pfeffer.

„Das allgemeine Interesse, welches der Gegenstand an sich und unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat,“ ist die Rechtfertigung für das Erscheinen dieser Abhandlung. Wir erfahren zur Genüge, daß der Dominikaner und Philosoph des 13. Jahrhunderts in vieler Beziehung antiquirt ist. Der Grund davon ist sowohl darin zu suchen, daß er Aristoteliker ist, als auch in dem gesamten Zustand der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit. Trotzdem zeigt uns der Verfasser den Philosophen als eine durchans Achtung gebietende und sympathische Gestalt. Ja, wir hätten gern noch mehr von Thomas, weniger dagegen von Aristoteles gehört, den Thomas vielfach nicht zu seinem Vorteil adoptirt hat. Thomas ver-

trifft die Lehre, daß aller Haß aus Hemmung zur Liebe entspringe, daß sie überall stärker sei als der Haß; sein Bestreben gehe dahin, lieber anzuerkennen als zu verwerfen, lieber zu einen als zu entzweien. Diese ethische Meinung aus Neigung ist sicherlich edel und christlich; dagegen kommt der Verfasser (S. 27) zu der Ueberzeugung, „daß wir das thomistische System nicht für einen angemessenen Ausdruck eigen tümlich christlicher Ueberzeugung erachten können.“ Jener meint (S. 42 u. 43), wer heute thomistische Ueberzeugungen bekennet, vertritt etwas Anderes, als Thomas im Mittel-Alder vertreten hat. Das scheint richtig zu sein, — da der Raum verbietet auf den Inhalt weiter einzugehen, so sei nur angemerkt, daß die abwechselnde Schreibung von sein, sein, dessen u. s. w. (vielleicht eine Reminiscenz an die Zischtsche Zeitschrift) stört. Ist ferner dem Lehrer der Ausdruck Begreifung, Naturbegreifung, Weltbegreifung geläufig und angemessen?

B.

Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gerwinus. Herausgegeben von Ednard Zypel. Zweiter Band. Berlin 1886. Verlag von Ferd. Dümmler, (Harnitz und Gosemann.)

Dieser zweite und letzte Band des Briefwechsels der vier Freunde enthält 1. den Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Gerwinus, 2. den Briefwechsel zwischen Gerwinus und Dahlmann, 3. sehr sorgfältige Anmerkungen des Herausgebers zu den beiden Bänden, welche die in den Briefen erwähnten Personen und Beziehungen erläutern, 4. ein genaues Register. Mit solchen Beigaben sind Briefwechsel erst umgbar. So viel Interessantes auch die Briefe zwischen Gerwinus und den Grimms enthalten, der Schwerpunkt des vorliegenden Bandes liegt doch in dem schriftlichen Verkehr zwischen Gerwinus und Dahlmann, der von 1833—1860 reicht und seit der Göttinger Katastrophe immer mehr Inhalt bekam. Die sehr verschiedenen Gestalten der beiden Freunde treten durch viele charakteristische Aeußerungen über den Gang der deutschen Dinge wie über Personen heraus. Es läuft freilich auch sehr viel Hässliches und Unbedeutendes mit unter. Aber durch Streichung des rein Persönlichen würden diese Briefe sehr viel verloren haben, da sich darin viele seine Züge der Briefsteller nicht bloß, sondern auch ihres ganzen Streifes finden. Wir müssen dem Herausgeber für seine sorgsame Arbeit dankbar sein.

Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungerecht vorbehalten.

Trick und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

(Ein Urtheil über Apotheker R. Brandt's Schweizerpillen.) Paderborn. Geehrter Herr!

Auf Ihre geehrte Zuschrift erwidere ich ergebenst, dass mir Ihre Schweizerpillen ungemein gute Dienste gethan haben. Seit vorigem Herbst litt ich an einer vollständigen Störung in der Verdauung, verbunden mit Darmkrampf, schwerem Aufstossen, Sodbrennen, lästigem Druck in der Magengegend, Schmerzen in den Nieren, hartnäckiger Stuhlverstopfung, also vollständige Hämorrhoidalbeschwerden. Durch den Gebrauch Ihrer Schweizerpillen (erhältlich à Schachtel Mk. 1 in den Apotheken) fühle ich mich Gott sei Dank wieder wohler, denn dieselben haben mir vorzüglich geholfen und kann ich daher Ihre Schweizerpillen nur empfehlen. Achtungsvoll Carl Fichtner, königl. Eisenbahn-Betriebs-Sekretär. Man achte genau darauf, dass jede Schachtel als Etiquett ein weisses Kreuz in rotem Grund und den Namenszug R. Brandt's trägt.

Man findet Brandt's Schweizerpillen in fast jeder Apotheke oder beziehe sie gegen Einsendung des Betrages (Mk. 1,00) vom Hauptdepôt für Reg.-Bez. Breslau, Breslau, Kränzelmarkt-Apotheke.

Im Verlage der R. R. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig erschien soeben:

Das Pflegekind des Junggesellen.

Roman aus der Gegenwart
von

Friedrich Friedrich.

Preis broschirt Mk. 8,00. — Elegant gebunden Mk. 9,00.

Einen überaus glücklichen Stoff hat der gefeierte Romancier Friedrich Friedrich, sich zu diesem seinem neuesten Roman gewählt, einen Stoff, der mit frischer, fester Hand aus dem vollen Leben gegriffen ist. Dieser von dem köstlichsten Humor durchwehte Roman hat bereits alle Leser der kölnischen Zeitung, in der er zuerst erschien, entzückt und wird die litterarische Erscheinung dieser Saison bilden, welcher sich das größte Interesse zuwendet. Es weht durch diese Arbeit des beliebten Verfassers eine originelle Eigenart, welche ganz ungemein fesselt und spannt.

☛ Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ☛

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Organische Farbstoffe.

Von

Dr. R. Nietzki,

Privat-Dozent an der Universität Basel.

In biegsamen Leinwandband gebunden 3 Mark 60 Pf.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☛

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“ und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

Historische und Volkstrachten.

NEUE FOLGE.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von

A. VON HEYDEN.

Erster und zweiter Band. — Preis jeden Bandes Mk. 30.

Jeder Band besteht aus zwei Abteilungen, einer beschreibenden und einer bildlichen, in zwei eleganten Kartonbänden mit Goldtitel, und enthält 72 kolorierte Tafeln, sowie 28—38 Bogen reich illustrierten Text.

Von der Heft-Ausgabe ist das sechzehnte Heft erschienen. Preis jeden Heftes, 12 kolorierte Tafeln mit Text enthaltend, Mark 4.50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Verschollene Größen.

Roman in drei Bänden

von

Rudolf von Gottschall.

Preis geb. 15 Mk., eleg. geb. 18 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Schulröschen.

Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Preis eleg. geb. Mk. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Novellen

von

Hermann Rückling.

Inhalt:

Mephistos Schwiegersohn. — Wildauer.
— Liebesopfer.

Elegant brosch. Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau

Fürstbischof und Vagabund.

Erinnerungsblätter

von

Karl von Holtei.

Elegant broschiert Preis 1 Mark

Diese von Holtei nachgelassenen und nach dem Tode des Fürstbischofs Förster veröffentlichten Erinnerungsblätter reichen den beiden großen Männern zur Ehre und seien als interessante Lektüre steter freundschaftlicher Beachtung empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte
der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken
zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg. 3 Terzhefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Erster Jahrgang.

Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1886. Juni.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.



Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1886.

	Seite
I. Lofe Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. III.	267
II. P. K. Hofegger: Der Franzosenbauer. Eine Geschichte aus Steiermark	271
III. G. Rosen: Serben und Bulgaren in ihren Wechselbeziehungen. (Schluß.)	282
IV. Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. III.	295
V. Franz Toula: Das Wandern und Schwanken der Meere. (Schluß.)	311
VI. W. Wereschagin: Erinnerungen an Oberammergau	324
VII. Epistolarische Fündlinge. Mitgeteilt von S. Löwenberg . . .	332
VIII. Das Signalwesen auf den Eisenbahnen	339
IX. Thomas A. Fischer: Die Parnell-Bewegung in England	344
X. Berichte aus allen Wissenschaften	352
1. Kriegsgeschichte. Der Uebergang nach Aflen am 29. Juni 1864.	
2. Staats- und Rechtswissenschaft. Ludwig Fuld: Muß die Justiz modernisirt werden?	
3. Geographie. Emil Deckert: Mittel-Amerika.	
4. Physiologie. Th. Bokorny: Über die sogenannte Lebenskraft.	
XI. Litterarische Berichte	372
XII. Gingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Anfang Juni erscheint das zum 2. Quartal gehörige **Munftschrift der Deutschen Revue**. Da das kaiserliche Post-Zeitungsamt dieses im größten Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einfindung des Abonnementscheines sowie der Portogebühren von 50 Pf. kostenfrei anzustellen.

Breslau, Ende Mai 1886.

Eduard Trewendt.

7 1885

Loose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten.

III.



Als ich unlängst mit dem Herzog Decazes zusammentraf, sprachen wir von den diplomatischen Beziehungen Frankreichs zum Auslande. „In Ihrem eigenen Interesse“ — sagte ich — „wäre es gewesen, daß Sie für den Augenblick nach außen hin den Toten machten, und daß Sie hauptsächlich jeden Konflikt mit Preußen zu vermeiden trachten, um vorläufig an Ihrer inneren Reform und Kräftigung arbeiten zu können.“

„Das ist eben mein Programm,“ versetzte der Herzog. „Wie Sie selbst wissen, verhalte ich mich still; ich schreibe keine Depeschen, oder wenn, dann nur selten; ich begnüge mich damit, an meine diplomatischen Agenten Privatbriefe und Instruktionen zu richten, worin ich nicht aufhöre ihnen zu wiederholen, daß sie mir im Auslande ja keinen Streit und Verlegenheit bereiten.“

„Man legt Ihnen im Auslande eine große Eingegenommenheit für Rußland und eine ganz besondere Annäherung an das Petersburger Kabinet zur Last.“ —

„Da hätte man Unrecht! Sie selbst wissen doch das Gegenteil, Le Flô schwimmt in ähnlichen Wässern, und aus guten Gründen, — ich aber nicht. Da will ich Ihnen gleich erzählen, was sich unlängst zwischen dem Fürsten Orlow und mir zugetragen hat: er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, um dem Infanten Don Carlos einen eigenhändigen Brief seines Souveräns zukommen zu lassen, ich habe ihm aus der Verlegenheit geholfen, indem ich den Brief an seine Adresse beförderte. Bald darauf langte Großfürst Constantin mit der Großfürstin Marie an. — Ich stellte den Großfürsten dem Marschall vor; die Audienz war noch nicht beendet, so nahm mich Orlow beiseite, um mir mitzuteilen, daß er vom Großfürsten den Auftrag habe, denselben unmittelbar nach der Audienz beim Präsidenten zu Herrn Thiers zu geleiten. Auf das hin stellte ich ihm das Ungebührliche und die sonderbare Verschmelzung dieser beiden Besuche vor, wenn man im selben Atem von einem politischen Gegner zum andern ginge, aber der Fürst blieb dabei und versicherte mir, daß Thiers eben ein großer Freund Rußlands sei, daß dies die Geschichte eines Tages bestätigen würde, und daß ihm der Großfürst diese Auszeichnung schulde.

„Ich weiß nicht,“ bemerkte ich, „wieso sich Herr Thiers um Rußland Ver-

dienste erworben hat; er ist im Augenblick unserer Verzweiflung nach Petersburg gegangen und hat sich dortselbst einen Korb geholt, da uns doch Ihr Kaiser seiner Familienallianz geopfert hat, das ist alles, was mir die Geschichte über Herrn Thiers erzählt. Ich kenne bei ihm keine andere Freundschaft für Rußland als etwa jene, mit der er die Fürstin Trubekoi beehrt, — allein dieses Gefühl hat wohl nichts mit der politischen Freundschaft für Ihr Vaterland zu thun!“ Dieser letzte Hieb brachte den Gesandten einigermaßen außer Fassung, denn Sie wissen doch, daß er in jener Affaire mit der Fürstin etwas — Brotneid empfindet. — Am nächsten Morgen suchte er mich auf, um sich zu entschuldigen und verschiedene Ausreden vorzubringen. Ich erwiderte ihm: „Hören Sie mich an, Fürst, Sie sind der Repräsentant eines großen Hofes, und ich der Minister einer zerstückelten Macht, die gegenwärtig von der ganzen Welt verlassen ist. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen als Edelmann, — und nicht als Minister — ein für allemal sage, was ich von den Vorgängen Ihrer Regierung in bezug auf uns halte: Ihr Chef, Fürst Gortschakow, ist Bonapartist, und Sie, Fürst, leben in der größten politischen Intimität mit Herrn Thiers, welcher der Feind der Regierung des Marschall-Präsidenten ist; wie nun sich in diesem sonderbaren Gewirre zurechtfinden? Aber das ist noch nicht alles: Ihr Hof ist der intime Verbündete Preußens, allein im Moment, wo Deutschland für die Madrider Regierung offen Partei nimmt, hält sich Ihr Kaiser abseits und korrespondiert mit Don Carlos! Nein, da müssen Sie uns entschuldigen, wenn wir in dieser Frage uns an die deutsche Partei anschließen. — — Mit der Großfürstin Marie, — verzeihen Sie, — einer überspannten Dame, hatte ich auch einen Auftritt: sie sagte mit einer Ungezogenheit ohnegleichen, daß sie nur vorübergehend nach Paris gekommen sei und wesentlich nur, um ihre Bekanntschaft mit den großen Damen der bonapartistischen Partei wieder anzuknüpfen! . . . Ich kenne keine großen Damen bei dieser Partei, — erwiderte ich, — wohl aber solche, die man anders bezeichnen würde. Übrigens sind alle diese Damen, — groß oder klein, wie man's nimmt, gegenwärtig auf dem Lande . . .“

Als ich Guizot vor längerer Zeit besuchte, brach er plötzlich von unserem politischen Gespräch ab, um auf die Angelegenheit seines Sohnes zu kommen, der sich in einem Moment trauriger Verirrung an den Kaiser Napoleon gewandt, damit dieser eine Spielschuld zahle. — „Meine Familie hat unrecht gehabt,“ — sagte er, — „mir diese Sache zu verheimlichen, die heute 17 Jahr alt ist. — Sobald ich davon erfuhr, bot ich der Kaiserin an, ihr den Betrag samt Zinsen zurückzuerstatten, sie weigerte sich indes standhaft, und ich sah mich gezwungen, diese Summe zu ihren Gunsten im Depositenamt zu hinterlegen . . . Das war mir ein trauriges Familienereignis!“ — Während er so sprach, verließ ihn keinen Augenblick seine gewöhnliche Ruhe. Nach dem Kanzler Metternich habe ich keinen Staatsmann gekannt, bei dem die geistige und moralische Kraft sich mehr im Gleichgewicht hielten als bei Guizot. — —

Guizot ist gestorben! Durch seinen Tod hat Frankreich einen schweren Verlust erlitten. Mehr als vierzig Jahre hindurch habe ich mit dem ausgezeichneten Manne auf vertrautem Fuße gelebt. Unter der Juliregierung weihte er mich in die heftlichsten und geheimsten Angelegenheiten ein und während der stürmischen Februartage übergab er mir seine wichtigsten Papiere, um sie zu sondern und zu retten. — Als er in London in der Verbannung lebte, hatte ich Gelegenheit, ihn dem verstorbenen Fürsten Metternich vorzustellen und der ersten Zusammenkunft dieser beiden berühmten Männer beizuwohnen.

Unsere freundschaftlichen Beziehungen dauerten auch nach dem Sturze des Kaiserreiches fort, welchem niemand so feind war wie Guizot. —

Er hat sich nie einem Spezialstudium der Philosophie hingeeben wie sein Meister Royer Collard, aber sein Geist war ein eminent philosophischer, in allen Dingen suchte er den innersten Sinn und die allgemeinen Prinzipien, während er als Staatsmann oft zu sehr die Details der Angelegenheiten vernachlässigte. Die Angriffe, welchen heutzutage das Christentum ausgesetzt ist, brachten Guizot auf, — es ist daher selbstverständlich, daß der Kampf des Fürsten Bismarck gegen die katholische Kirche keine Gnade in den Augen eines Protestanten fand, der ein Hauptverteidiger der religiösen Freiheit war. —

Guizot glaubte nicht viel an die Allianz der drei Kaiserhöfe. „Die Ereignisse“ — meinte er — „werden früher oder später kommen, wenn sie etwa die Präntionen Bismarcks nicht dennächst auseinanderbringen!“ Für Frankreich wollte er keine andere Verbindung als die mit England.

Guizots Haushalt machte einen strengen und gesücht einfachen Eindruck. Er war in allem und jedem sehr nüchtern und dabei ein äußerst genauer Mann, sowohl im Privat- als auch im öffentlichen Leben. Nur selten sprach er von dem, was in ihm vorging, und selbst im Schoß seiner Familie, die ihn ebenso fürchtete, wie sie ihn vergötterte, war er wenig mittheilhaft. Der Tod seiner zweiten Tochter Pauline ist seit jeher ein schwerer Schlag für ihn gewesen.

Der Herzog Decazes sagte mir, daß der verstorbene Minister außer seinen bereits veröffentlichten Memoiren nichts aus seiner historischen Vergangenheit hinterlassen hat.

Das mündliche Testament, welches er seinen politischen Schülern, unter anderen auch dem Herzog Decazes und dem Herzog von Broglie, sowie seinem Schwiegersohn hinterließ, geht darauf hinaus, weder der republikanischen Form noch dem allgemeinen Stimmrecht Opposition zu machen, sondern sich in der gegenwärtigen Strömung treiben zu lassen, die er für einen einfachen Übergang zur Monarchie hält. — Auf diese Art sollte die Gewalt in den Händen der Elite der Durchschnittsgesellschaft bleiben, bis daß der Herzog von Annale zur Präsidenschaft gelangte, um sodann den Weg für die Krone, d. h. für den Grafen von Paris zu bahnen. Bei diesem letzteren mußte wohl der Verstorbene, — wenn auch ungeru, — eine große Unfähigkeit zu regieren zugeben, aber nichts destoweniger hielt er ihn als zukünftigen König für einen guten Regulator des

konstitutionellen Regierungsmechanismus, — für die Zeit nämlich, wenn die Nation zur Ruhe und zur monarchistischen Ordnung gelangt sein würde. —

Er zweifelte nie an des Grafen einstiger Thronbesteigung, und er ist auch mit dieser Überzeugung gestorben.

Hente war ich beim Herzog von Broglie auf Besuch. Meine Zusammenkunft mit dem Grafen Chambord bildete die Einleitung unseres Gespräches, und der Herzog hält in anbetrachter der sonderbaren Verirrungen des Grafen eine Restauration der Legitimität für ganz unausführbar. Dann kamen wir auf die äußere Politik zu sprechen. Der Herzog sagte mir, daß sein System darin bestünde, sich ausschließlich in freundschaftlicher Verbindung mit England zu halten und sich in nichts in die kontinentale Politik zu mengen. — Freilich wäre Thiers für eine Annäherung an das russische Kabinet, aber er, der Herzog, denke in dieser Sache anders: er mache sich über den totalen Mangel an Charakter und an eigener Politik des Zaren nicht die geringste Illusion, der Frankreich im Unglück sitzen ließ und der eine Zerstückelung des französischen Gebietes zugab, ohne sich darum zu kümmern, oder nur ein vermittelndes Wort zu gunsten des Landes auszusprechen!

Guizots Tod hat dem Herzog einen tiefen, schmerzlichen Eindruck hinterlassen: „Er war mein Meister;“ sagte er, — „mein bester Freund und mein politischer Kompaß. — Hente stehe ich allein in der Bresche!“ . . .

Der Marschall-Präsident und seine ultramontanen Minister sind ganz glücklich! Da sie die Einwilligung des Papstes zur Zurückberufung des Drinoco¹⁾ erhalten, ist ihr Gewissen nach dieser Richtung hin beruhigt. Nur gestatten ihnen ihre politischen Strupel noch nicht, das Schiff vor den Parteiwahlen zurückzubehalten. In solchen Mäßen sind eben alle Parteiregierungen verurteilt!

Die Großfürstin Marie ist wieder mit ihrem Bruder, dem Großfürsten Constantin, in Paris eingetroffen. Sie hat im Grand-Hotel Wohnung genommen, besucht mit ihrem Begleiter alle Theater, unterhält sich ausgezeichnet und wird nicht müde zu wiederholen, daß sie Paris anbete! Gewöhnlich ist sie in schwarz gekleidet und trägt sehr viel Schmuck, scheint aber bedeutend gealtert und hat an Körperfülle sowie an — Häßlichkeit ziemlich zugenommen. —

Die Glanzzeit der Russen in Paris ist vorbei, sie machen jetzt nicht mehr wie früher Regen und schönes Wetter, — und man weiß ja, daß der Zar mit Leib und Seele Deutscher ist, während doch die gegenwärtige Regierung immer nach England zustrebt. — Man kümmert sich also nur wenig oder gar nicht um die Großfürstin und ihren Bruder, schon allein deshalb, weil sie die Parteigenossen Thiers' sind, — der bête noire der Orleanisten und Legitimisten. — Auch Fürst Orlov wird nirgends in der Gesellschaft besonders vermisst, da er sich weder einer politischen noch einer persönlichen Zuneigung erfreut. —

¹⁾ Das französische Kriegsschiff, welches dem Papste zur Disposition gestellt wurde. —

Der Vicomte Walsh hat kürzlich einen Brief von General Ellio erhalten, welcher sich nach Bordeaux zurückgezogen hatte, und der ihm ankündigt, daß er zu Don Carlos berufen worden sei, um dort das Kriegsministerium wieder zu übernehmen. Ich kenne den General Ellio persönlich; während seines letzten Aufenthalts in Paris hat er bei mir gespeist. Ich mag mich täuschen, aber ich halte ihn für zu alt, um mit Erfolg einem ähnlichen Posten in einer ähnlichen Situation vorzustehen. —

Der Haß gegen Preußen ist in Frankreich noch immer ein unverföhnlicher; man kann ihn in allen Gesellschaftskreisen finden. Ich glaube kaum, daß der Name Pitt zur Zeit der ersten Revolution weniger beliebt war, als der Name Bismarck es heute ist. Graf Arnim war durchaus nicht gern gesehen, und er wurde fast nirgends empfangen, während er in Paris als Gesandter fungierte, allein jetzt, nachdem er vom Fürsten Bismarck gerichtlich verfolgt wird, nimmt man für ihn allgemein Partei! —

Was Fürst Hohenlohe und die Fürstin betrifft, so dürften sie ihren Winter in Paris gerade so verbringen, als wären sie nach China oder Japan verbannt. Bis jetzt hat niemand ihre Visitenkarten beantwortet. —

In den verschiedenen politischen Kreisen von Paris spottet man über die „Norddeutsche Zeitung,“ welche die Nachricht eines Attentates gegen das Leben Don Carlos' infolge einer Militärrevolte in seinem Lager ernst genommen und daraufhin das Ende der karlistischen Insurrektion verkündet hat. Die ganze Nachricht war nichts als ein Pariser Börsenstreich! —

Jetzt liegen sich auch die legitimistischen Blätter in den Haaren! Herr Janicot, Herausgeber der „Gazette de France“, beneidet schon längst seinen Kollegen Majol de Lupé, Redakteur der „Union,“ welches Blatt das bevorzugte Organ des Prätendenten ist. Ersterer klagt heftig über den Grafen Chambord, der, nach seiner Ansicht, nur immer verneinende Instruktionen an seine Parteigenossen ergehen läßt, indem er sich soviel als möglich außerhalb aller Verantwortlichkeit hält, „was,“ wie Herr Janicot sagt, — „den Fürsten nicht hindert, die Sache der erblichen Monarchie durch seinen Brief vom 27. August aus Salzburg zu Grunde zu richten. Das Schach unserer Monarchie ist das freiwillige Werk des Königs!“ —

Herr von Lupé verteidigte die Politik des Grafen und die der „Union,“ aber Herr Janicot entgegnete: „Nach der Zerstörung des monarchischen Prinzips widersehe ich mich nun wenigstens der Zerstörung unserer Partei. Ich begreife die legitimen Prätensionen, aber ich mache mir auch keine Illusion über die Gefahren unserer modernen Gesellschaft, ich will nicht, daß sich die Royalisten mit gebundenen Händen und Füßen den Republikanern als Opfer darbringen, — ich trage kein Verlangen danach ein Petroleumbad zu nehmen, und deshalb stelle ich mich nun an die Seite des Marschalls. Ich werde das Septennat durchaus nicht angreifen, sondern mich nur an den Herzog Decazes wegen seiner re-

volutionären Politik in Spanien und seiner feigen Zurückbeorderung des „Drinoco“ halten. Ich will von nun an bis zur Einberufung der Kammern diesem Minister mit seiner verdächtigen Politik einen Krieg aufs Messer erklären und nicht eher ruhen, als bis er stürzt!“ —

Nach diesem Ansfalle sagte sich die „Union“ vom ehemaligen Kollegen los, und der Bruch zwischen den beiden Blättern ist nun ein vollständiger. —

Als ich noch zu Lebzeiten Guizots mit diesem und dem Herzog Decazes die äußere Politik besprach, meinte letzterer, man müsse sich drei Punkte vor Augen halten: Erstens, daß Preußen fortfahre, der Feind und noch dazu der einzige Feind Frankreichs zu sein, — ferner, daß das zerrüttete und alleinstehende Frankreich keine eigene Politik haben könne, — und endlich, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten laviere und den Toten machen müsse, damit um jeden Preis ein neuer Konflikt mit der furchtbaren Nachbarmacht vermieden werde. — Dem Herzog fehlt es weder an Intelligenz noch an Geschmeidigkeit für eine solche Rolle, die um so peinlicher ist, da sie unter den gegebenen Umständen die einzig patriotische sein dürfte. —

Die italienische Frage, die Religionsfrage und schließlich die spanische Frage verlangten demzufolge eine ganz spezielle Aufmerksamkeit. Zu den beiden ersten hat sich der Herzog züenlich glücklich herausgewunden, nicht so aber in der letzten, wo es zweier Dinge bedurfte, die dem Minister fehlen: ein festbestimmtes politisches System, das streng aufrecht erhalten und befolgt würde, — und eine rechtzeitige Resolution. — Schon längst hatte ich den Herzog aufmerksam gemacht, daß unter jeder Bedingung eine strenge Neutralität an der spanischen Grenze geboten sei, um die Würde der Regierung aufrecht zu erhalten und eine Verwicklung mit Deutschland zu vermeiden, insbesondere da ein solcher Vorgang nach meiner innersten Überzeugung beiden kriegführenden Parteien zum Nutzen gereichen würde, — sogar vielleicht mehr noch den Karlisten, die nichts so sehr zu fürchten hatten als eine Einmischung Preußens. —

Der Minister gab mir damals im Prinzip recht, aber in Wirklichkeit that er nichts, um diese Politik zu verfolgen. — Unterdessen näherte sich die Gefahr von deutscher Seite immer mehr, je offener die französische Regierung für die Sache des Don Carlos Partei ergriff. — Fürst Hohenlohe verhehlte trotz seiner süßlichen und verdeckten Sprache dem Herzog nicht die Annäherung eines Ungewitters; er unterließ nicht zu wiederholen, daß er zwar dem Minister keinen Rat zu geben habe, aber dabei ließ er doch den anderen durchblicken, daß das deutsche Cabinet sich über die parteiische Art ungehalten fühle, mit welcher die französische Regierung die Neutralität an der spanischen Grenze beobachtete. — Der Gesandte beschuldigte besonders Herrn von Nabailac, Präfekt der Nieder-Pyrenäen, als der Madrider Regierung besonders feindlich gesinnt und von der Parteilichkeit für die Sache des Infanten ergriffen. — Gleichzeitig beklagte sich der Gesandte darüber, daß Frankreich der Prinzessin Margarethe den Aufenthalt in Pan gestatte.

Der Herzog Decazes protestierte. Er entschuldigte und verteidigte sein Beaufsichtigungssystem, das so schwer an der ausgedehnten Grenze und auf ungemein ungleichartigem, abgestücktem Boden auszuüben wäre; er nahm für den Präfekten Partei, der einer seiner größten Günstlinge ist, und bemerkte schließlich, daß die Infantin eine Prinzessin aus dem Hause Bourbon sei, und daß er, der Herzog, ein zu guter Monarchist und Edelmann wäre, um die Gendarmen hinter einer so hohen Dame herzuschicken! —

Es versteht sich von selbst, daß derlei Ausreden nicht geeignet waren, die Heftigkeit des deutschen Reichskanzlers zu dämpfen. Mittels Meß und Straßburg hielt er Frankreich an der Kehle und er machte sich nun daran, denselben den Doldh in den Nacken zu stoßen. — Wie es heißt, hätte Fürst Bismarck einmal folgenden Gedanken Ausdruck verliehen:

„Frankreich ist das Übel, — das ideale Übel, denn es ist die Hauptstütze und der größte Pfeiler des ganzen katholischen Gewölbes; was aber das Übel zerstört, das ist gut; demnach muß dieses Land nach der Seite der Pyrenäen noch mehr isoliert werden, so wie es schon gegen den Rhein hin isoliert ist, — dann muß man den Bürgerkrieg zu gunsten der Madrider Regierung ersticken, sich diese schwache Regierung zur verpflichteten und zum Werkzeug Deutschlands machen und so die Dinge für einen letzten Krieg gegen Frankreich vorbereiten, einen Krieg, der die letzten Kräfte dieses großen Bracks zersplittert und gleichzeitig die geistige Macht des Papsttums untergehen machen wird.“ — Die Idee der Anerkennung der Exekutivmacht des Marschalls Serrano soll aus dieser Berechnung hervorgegangen sein. Im Augenblick, wo das Berliner Cabinet diese sonderbare Schwenkung machte, die bald von den andern Großmächten befolgt wurde, fand sich Frankreich an einen der gefährlichsten Abhänge gestoßen. Einerseits war es zu schwach, um sich in dieser Frage von Europa zu isolieren, und andererseits war es zu wenig Vertrauen einflößend und von den Herren des Tages in Madrid zu ungerne gesehen, um dort mit Erfolg gegen den neuen Einfluß Deutschlands ein Gegengewicht einlegen zu können. — In dieser Situation riet ich dem Herzog Decazes auf das dringendste, die Thatsache mit kaltem Blute abzuwägen, das System der kompromittierten Neutralität zu reformieren und damit Spanien vom guten Willen seiner neuen Politik zu überzeugen. — Indes wäre eine Hauptbedingung dieser Reform eine Massenabberufung der Beamten und Agenten von der spanischen Grenze gewesen, denn es war offenbar, daß man in Spanien ohne eine solche Änderung niemals an eine neue Ordnung der Dinge glauben würde. — Allein der Herzog Decazes und der Minister des Inneren weigerten sich meinen Vorschlag anzunehmen und beharrten darauf, in dieser Beziehung nicht die geringste Konzession zu machen. — Natürlich verlängerte sich dadurch das Mißverständnis, während die deutschen Agenten an der Bidassoa fortfuhren, das Feuer der Zwietracht der beiden Nachbarstaaten zu schüren. — Fürst Bismarck bedient sich Spaniens gegen Frankreich, wie die alten Römer sich des Königs Massinissa gegen die Karthager bedienten! —

Der Gesandte des Marschalls Serrano in Paris ist durch die deutsche Allianz

ganz sinnlos geworden. Obwohl er von einem Staat geschickt ist, der sich in der Auflösung befindet, nimmt er einen herrischen Ton an, gerade so als wäre er ein Repräsentant aus der Zeit Karls V. oder Philipps II. — Von heftigem und unbefonnenem Charakter, wendet er die sonderbarsten Mittel an, um zum Ziel zu gelangen. —

Rochefort läßt sich wieder einmal über den Marschall gehörig aus; er sagt: „Herr Mac-Mahon, der behauptet, in grader Linie von den Königen von Irland abzustiegen, und der nie von etwas andern als vom Pferde abgestiegen ist, steht nun im Begriffe seinen allertiefsten Abstieg zu machen: Er hat von Deutschland in bezug auf seine karlistische Freundschaft eine gereizte und impertinente Depesche erhalten, die dieser Held nun ganz erbärmlicher Weise in die Tasche gesteckt hat, überzeugt wie ein Strauß, der er ist, es genüge den Kopf in den Sand zu stecken, um die Gefahr abzuhalten! — Dank der Protektion, welche der Marschall von Sedau dem Gemekel in Spanien gewährt, — das ihm ohne Zweifel jenes von Paris in Erinnerung bringt, — sind wir nun mit einer preussischen Garnison an unserer Grenze der Pyrenäen bedroht! So wie der Freund Herrn von Broglies nicht verstanden, uns gegen eine erste Invasion zu schützen, ebenso werden wir ihm nun wahrscheinlich eine zweite verdanken. — Deutschland ist's, das, nachdem es uns geschlagen, heute gegen uns die Verteidigung der Völker in die Hand nimmt, die wir ruhig abschlachten lassen! Wir haben mit der Schande begonnen und fahren mit dem Verbrechen fort; schwer ist's zu sagen, wie wir enden werden . . . Der biedere Soldat mag zufrieden sein: seine falsche Wunde ist nun durch eine richtige Ohrfeige ersetzt. Er, dem so darum zu thun war, daß man seine Macht organisiere! Deutschland wird sich vielleicht mit dieser Organisation befassen! —

Hätte man, statt diesem erbärmlichen Carlos Hilfe zu bringen, die spanische Republik protegirt, indem man ihren Feinden die Grenzen absperrete, so wären hunderte von Dörfern von der Brandschakung und tausende von Menschen von dem Tode bewahrt geblieben. Freilich hätten wir nicht das Septennat, aber wir hätten auch nicht die deutschen Depeschen, in welchen man zum Oberhaupt des Staates spricht, wie er es verdient, — d. h. wie zu einem Schmuggler, den man in dem Moment festnimmt, wo er mit den Weinflaschen, die er nicht angegeben, am Schranken vorüberhuscht. —

Kein Zweifel, daß gegenüber der nunmehrigen Haltung des Königs von Preußen der ruhrende Gehörte sich entschließt, seine Madailles aufzuheben und von seiner Verbindung mit den karlistischen Insurgenten abzulassen. — Was nun wir von allem Anfang an aus Liebe zur Freiheit und aus Respekt vor dem Völkerrecht gethan hätten, wird er heute aus Niedrigkeit und Angst vor den Schlägen thun! — Vor drei Tagen hing die Kriegserklärung zwischen uns und Deutschland, — letzteres durch Italien und Spanien verstärkt, — an einem Haar. — Ohne eine neuerliche Kapitulation von seiten der Regierung, die den „Drinoco“ aus den Wässern von Civitavecchia zurückberufen hat, und ohne ihr

feierliches Versprechen, die Präfekten der südlichen Departements zu wechseln, war es um uns gesehen!" —

Der geheime Grundgedanke der spanischen Politik des Herzogs Decazes ist die Restauration des Prinzen Alfons; dies das Universalmittel, das er für die transpyrenäischen Länder gefunden zu haben glaubt, und welches gleichzeitig die spanische und die deutsche Krankheit heilen soll! —

Als Herr von Chaudordy nach seinem Madrider Posten abging, erhielt er Instruktionen, die in diesem Sinne waren. Die ersten Berichte dieses Diplomaten lauteten sehr befriedigend, voll schöner Hoffnungen: er sah alles in rosigem Lichte, so sehr, daß er in einer seiner Depeschen soweit ging, zu versichern, daß „der Stern des deutschen Reichskanzlers im Erblaffen sei!“ — Als mir der Minister diese Nachricht mittheilte, gestand ich ihm offen, daß mir derlei Behauptungen nur wenig Vertrauen einflößten, dabei bemerkte ich aber gar gut auf seinem Gesichte, daß meine Äußerung nicht nach seinem Geschmacke war. — Nun änderte jedoch Herr von Chaudordy urplötzlich seine Anschauungsweise und modifizierte ganz bedeutend seinen optimistischen Ton. Der Gesandte hat seinem Chef eine Depesche übermittelt, die einen vollen Widerruf und ein förmliches Dementi alles dessen enthält, was er ihm vorher mitgeteilt hat. — In diesem neuen Rapport heißt es, „daß die Sache des Prinzen Alfons nur wenig oder gar keine Hoffnung habe, daß die Geistlichkeit und das Gros der Armee, mit Ausnahme einiger Generale, gegen eine Restauration dieses jungen Prinzen wären, — daß der Marschall Serrano sich nicht im mindesten darum bekümmere, sondern nur an sich selbst denke! (Genau so wie es beim Marschall Mac-Mahon der Fall ist.) — Ferner daß er einzig und allein bestrebt sei, seine Stellung durch ein immer mehr zur Schau getragenes Anklammern an die modernen Ideen und durch ein inniges Anschließen an den deutschen Reichskanzler zu festigen, der aus ihm gleichzeitig seinen Günstling, seine Puppe und das Werkzeug der Verfolgung der Kirche sowie einer anti-französischen Politik gemacht habe; — daß diese beiden Persönlichkeiten von nun an durch die gleichen Interessen auf das engste vereint wären, daß der Marschall Mac-Mahon unglücklicherweise Herrn von Chaudordy die Gesandtschaft von Madrid um sechs Monate zu spät anvertraut habe, und endlich, daß die Politik Frankreichs jenseits der Pyrenäen für lange Zeit verdorben und zugrunde gerichtet sei! . . .“

Der Herzog Decazes ist ganz verblüfft über diesen diplomatischen Luftsprung und er hat einen seiner Vertrauensmänner mit einer Spezialmission an Herrn von Chaudordy beauftragt, um diesem den Kopf zurecht zu setzen. —

Herr von Chaudordy ist eine Kreatur des Herzogs von Broglie; er ist mehr Klauenmacher als gründlicher Mann und erfahrener Diplomat. In Bern war er vielleicht am Platze, aber er hat augenscheinlich nicht genügend starke Schultern für die Arbeit, die er gegenwärtig ausführen soll. — Das traurige Debut, das er auf seinem neuen Posten zum besten giebt, beweist es zur Genüge! —

Nachdem ich gestern erfahren, daß der Herzog Decazes im Begriff sei, auf

Urlaub zu gehen, begab ich mich zu ihm. — Lord Lytton verließ eben den Minister, und ich trat ins Kabinet, wo ich den Herzog ermüdet, nervös und sehr übelkautig fand. Infolge dessen blieb unsere Unterredung eine ganze Stunde auf etwas gespanntem Fuße. Zuerst sprach der Minister über Dänemark und über den immervährenden Anprall der Nachbarnationen im Norden Schlesiens, indem er hinzufügte, daß nach neuesten Berichten nie von seiten des Berliner Kabinetes die Rede war, Dänemark dem neuen Deutschen Reiche einzuverleiben.

„Diese Nachricht halte ich für vollkommen richtig,“ war meine Antwort, „Nach allem, was ich erfahren, war es nicht Preußen, — wohl aber Dänemark, welches 1867 die Idee gehabt hat. Deutschland einen Teil Schlesiens einzuverleiben, aber ich glaube, daß man in Kopenhagen dieser Idee nicht Folge gegeben hat.“ Ich ging auf die innere Politik über, und nachdem ich mit dem Herzog mich eine Zeit lang gestritten, begann er bitter über die Unannehmlichkeiten und endlosen Hindernisse zu klagen, die ihm der deutsche Reichskanzler, „der sich in alles mengt,“ in Madrid und an der spanischen Grenze bereitet.

Ich erinnerte den Minister an die Ermahnungen, die ich vor Zeiten laut werden ließ, und welche nicht berücksichtigt wurden: „Man hätte eben besser gethan, die Madrider Regierung anzuerkennen, indem man offen gegen die Karlisten Partei nahm, und gleichzeitig wäre es angezeigt gewesen, sich mit dem italienischen Kabinet auszuföhnen, was leicht geschehen wäre, wenn man schon längst den Drinoco zurückberufen hätte. Es war begreiflich, daß der deutsche Reichskanzler die Initiative einer Anerkennung der Madrider Regierung ergriff, während gleichzeitig Italien ohne Unterlaß Vorstellungen betreffs des Kriegsschiffes machte, dessen langer Aufenthalt in Civitavecchia gleichzeitig eine Verletzung des Völkerrechtes und ein beleidigender Argwohn gegen die Regierung des Königs Viktor Emanuel war.“ —

„Sie wissen doch, daß ich nicht der Herr war und daß der Rat, mit dem Herzog von Broglie an der Spitze, sich gegen diese Vorschläge erklärt hat!“ — war die trübselige Antwort des Ministers. —

Schon seit längerer Zeit haben sich die offiziellen und öffentlichen Sympathien in Frankreich ganz und gar der Türkei zugewendet. Infolge dessen kehrten sie Griechenland, Egypten und den hervorragendsten Vasallen der Pforte: Serbien und Rumänien, welche die Suzeränität des Sultans bedrohen, den Rücken. — Im Departement der äußeren Angelegenheiten behauptet man, daß keiner dieser Staaten für die Sicherheit und die politische Zukunft der Pforte gefährlicher sei als Serbien, indem es auf die Bevölkernng Bosniens und der Herzegovina einen starken Einfluß ausübt und demzufolge leicht mit deren Hilfe die Brandfackel der Insurrektion in das Herz der Türkei tragen könne. Auch ist nach den Mittheilungen des Grafen Vogué die Pforte hauptsächlich gegen Serbien auf ihrer Hut, rechnet jedoch immerhin sehr auf den innern Zwiespalt dieses Landes, — auf das geheime Wählen der Partei Karageorgiewitsch — und insbesondere auf die immer

mehr zunehmende Unpopularität des Ministeriums Marinewitsch, sowie auf die Opposition Ristitsch's, des gewaltigen Gegners jenes Ministers. — Ich weiß nicht, ob die Reise des Prinzen Milan nach Konstantinopel ein Fehler war, — sicherlich war es aber sein Besuch in Frankreich, — und nebstbei eine unnötige Auslage. Die Person des Prinzen hat hier keinen günstigen Eindruck hinterlassen und noch viel weniger seine Politik. Herr von Bogué glaubt nicht an die Festigung der Macht des Prinzen Milan, der unfähig, das sogenannte Programm des Prinzen Michael durchzuführen, früher oder später den Platz einem anderen werde einräumen müssen. — —

Der Herzog Decazes hat dem Marquis von Noailles, Minister Frankreichs in Rom, einen derben Verweis für das Rundschreiben erteilt, das dieser Diplomat an die Wähler des nordwestlichen Kantons von Bayonne gesandt hat und in welchem er ihre Stimmen als Kandidat des Generalrates mit folgenden Worten zu erlangen sucht: „Da der Marshall-Präsident während seiner letzten Rundreise an eine Vereinigung aller Männer der gemäßigten Parteien appelliert hat, wäre es nur um diesen Preis möglich, eine definitive Politik einzusetzen, welche allenthalben Sicherheit und Ruhe gewähre!“ Der Herzog Decazes hat in seinem Verweis dem Marquis zu wissen gegeben, „daß er unsehlbar aus der Liste des diplomatischen Corps gestrichen werden würde, wenn er sich noch einmal öffentlich für die Republik erkläre.“ — Der Marquis von Noailles ist demokratischer Republikaner, und seine Frau, besser bekannt unter dem Namen Gräfin Schwelowska, — die ihn beherrscht, ist es noch mehr. —

Die deutsche Politik jenseits der Pyrenäen soll vorläufig keine besonderen Fortschritte machen. Die Gegenwart der beiden deutschen Kanonenboote an der spanischen Küste wird als ein Schwertstreich ins Wasser bezeichnet; wie es heißt, gehen die Engländer und Amerikaner den Deutschen um den Bart, indem sie den Karlisten Kriegsmunition ausschiffen, ohne sich stören zu lassen. Der ganze Ap-provisionierungsschmuggel der Truppen des Don Carlos wird vom Meere aus durchgeführt; in den Häfen Antwerpens, Hollands, Englands, — und was das stärkste ist, — in Hamburg selbst schifft man Waffen und Munition für Rechnung der Karlisten ein unter dem Vorwande, daß sie für Japan und China bestimmt seien; dann schwenken diese Fahrzeuge von der angeblichen Linie ab und steuern der spanischen Küste zu. Don Carlos mangelt es nicht an Geld; er erhält solches mit Leichtigkeit aus England, Holland und Amerika. Auf diese Art kann der Krieg noch lange dauern, und nichts berechtigt zu dem Glauben, daß die Madrider Regierung, die auf ihre eigene finanzielle Kraft angewiesen ist, damit fertig werden könne. — Der Marshall Serrano ist sehr wenig geachtet, aber er bleibt auf seinem Platz aus Furcht vor einer großen Umwälzung, wenn er sich seitwärts stellte. — —

Als Disraeli bei seiner ersten Zusammenkunft mit der Königin dieser die Liste der neuen Kabinettsmitglieder unterbreitete, wurde er vonseiten der hohen Frau auf das schmeichelhafteste empfangen und erhielt sogar für seine Person wie

für seine Politik die Versicherung des unbegrenzten königlichen Vertrauens. — Nur in betreff Lord Derby's bemerkte die Königin, daß sie hoffe, der zukünftige Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen werde es für gut befinden, „sich immer entweder mündlich oder schriftlich über das zu erklären, was er in einem gegebenen Falle zu thun beabsichtige, damit sich die Königin über das klar werde, was sie zu sanktionieren berufen würde.“ — Gleichzeitig sprach Ihre Majestät den Wunsch aus, zu geeigneter Zeit Mitteilung der Depeschen zu erhalten, die vom Auslande kämen, eben so wie Kopien jener, welche abgesandt werden sollten, und denen erst ihre Zustimmung beigegeben werden müsse. — Diese Anordnung ist durch das veranlaßt, was sich zwischen der Königin und Lord Derby in der Angelegenheit des Privatvermögens des Königs von Hannover zugetragen hat, indem nämlich Lord Derby sich damals weigerte, offiziell in Berlin dieser Frage wegen zu intervenieren und der deutschen Regierung eine Depesche zukommen ließ, ohne die Krone früher davon benachrichtigt zu haben. —

In derselben Unterredung mit Disraeli gab die Königin dem ersten Lord der Schatzkammer zu wissen, daß sie gesonnen sei, wie bisher sich der Fieder der Prinzessin Helene, ihrer Tochter, für ihre besonderen Mitteilungen an das neue Kabinet zu bedienen.

Fürst Orlow ist augenblicklich wieder in Paris. Er wird vorläufig seinen Posten nicht verlassen, „da der Kaiser“ — sagte er — „dem alten Grafen Brunow nicht den Schmerz bereiten will, ihn abzufertigen, solange er nicht selbst seine Pensionierung verlangt.“ — Der Fürst gestand mir, daß das neue englische Ministerin in Petersburg nicht sehr gern gesehen sei. — „Man traut bei uns nicht recht dem Minister Indiens, — aber die Königin benimmt sich vorläufig uns gegenüber vortrefflich, und es ist zu hoffen, daß der bevorstehende Besuch des Kaisers in London die Ungewißheit und die Befürchtungen der englischen Politiker in bezug auf unsere Stellung zu Zentral-Asien beheben wird. Die Zeiten der Kaiserin Katharina sind vorbei! Wir denken nicht einmal mehr an Konstantinopel, und da wollte man uns Angriffsprojekte gegen Indien unterschieben; welche Narrheit!“

Der Fürst teilte mir auch mit, daß der Czar den Fürsten Gortschakow aufgefordert habe, ihn nach England zu begleiten, daß sich jedoch dieser entschuldigt habe. „Wehr denn ja“ — sagte der Fürst — „verabscheut der Kanzler die große Welt und die Festlichkeiten; er sehnt sich nach nichts anderem als nach seinem Urlaub, um wieder zu seinem Sohn in die Schweiz reisen zu können, und dort den Sommer in der gewohnten Frauengesellschaft zu verbringen.“ — Nach den Reden Orlow's scheint es, daß der Kanzler gerne seinen Sohn, der in Bern ist, zum Minister am italienischen Hofe hätte ernennen lassen, und daß er den General Ignatiow als Gesandten nach Wien schicken wollte, aber dieser Plan ist daran gescheitert, daß man in Wien den Wunsch ansprach, Herrn von Nowikow zu behalten, und daß übrigens der Czar seinem Gesandten in Konstantinopel wenig gnädig gesinnt ist und von den diplomatischen Vorzügen des jüngeren Gortschakow keine

besonders hohe Meinung hat. Fürst Orlow meint, daß man gut gethan hätte, den General Ignatiev nach seiner famosen bulgarischen Politik und seinem heftigen Bruch mit der griechisch-orthodoxen Kirche zurückzuberufen — „aber“ — fügte er hinzu — „der Kanzler hat schon genug Feinde und will sich nicht noch mehr machen.“ —

„Sie wissen doch,“ — versetzte ich — „daß Fürst Bismarck behauptet, alle Ihre Diplomaten würden in Konstantinopel verrückt, und daß man mithin gut zwischen ihrer Politik und der ihres Souveräns unterscheiden müsse?“ —

„Bismarck hat recht;“ — war die lachende Antwort — „der Kaiser will keine Übertreibung, — ebenfowenig in Konstantinopel wie anderswo.“ —

Wie es heißt, mißbilligt ein Teil des russischen Hofes die Heirat der Herzogin von Edinburgh und zeigt wenig Vertrauen für die Person ihres Gatten, dessen Vorleben in Petersburg genau bekannt ist. Zu entscheidenden Moment soll sich auch Graf Brunnow gegen die Heirat ausgesprochen haben. —

Die Familie der neapolitanischen Bourbonen ist in bezug auf die spanische Thronfolge in zwei Meinungen geteilt: Der Erzkönig von Neapel ist für die Sache des Don Carlos, und der Graf von Trapani für die des Don Alphonso; der Graf von Trapani lebt sehr zurückgezogen und bescheiden in Paris, desgleichen Franz II., der in Vincennes wohnt. —

Die Königin Isabella ist mit dem Marschall Serrano sehr unzufrieden und beschuldigt ihn des Verrats gegen ihren Sohn. Der Janbourg (St. Germain¹⁾) und die hohe Aristokratie Englands fahren fort, der carlistischen Unternehmung Subsidien zukommen zu lassen, damit der Kampf fortgesetzt werde. Wenn es den Carlisten gelingt, Bilbao zu nehmen, sollen diese Subsidien verdoppelt werden, und der spanische Parteiführer wird die Möglichkeit haben, in England ein Ansehen zu machen.

Man glaubt, daß sich ungefähr 5—600 Franzosen zu der Großjährigkeits-erklärung des kaiserlichen Prinzen nach Chislehurst begeben werden. — Der Graf von Coiffé-Briffac, Erzkammerherr der Kaiserin und Gatte der Herzogin de la Mothe-Houdancourt, reißt morgen mit dem Witoute Ollivier Walsh, ehemaligem Kammerherrn des Kaisers, ab. Rouher samt Gattin und Tochter ist bereits unterwegs, ebenso der General Fleury. Auch der fanatische Bonapartist Paul de Cassagnac hat sich mit Degen und Feder nach Chislehurst begeben. Man kann sich nun in den bonapartistischen Blättern auf eine Masse von Thorheiten und Übertreibungen in bezug auf die Komödie, die sich in Chislehurst abspielen wird, gefaßt machen. —

Die Kaiserin Eugenie hat nicht mehr als 250 000 Frauks Einkommen. Nach der Liquidation der Zivilliste wird sie, wie Rouher behauptet, das doppelte haben. —

Unlängst, als vom König von Italien die Rede war, that der Papst inmitten des 19. Jahrhunderts folgenden großen Ausspruch: „Es thut mir wahrhaftig

¹⁾ Aristokratenviertel in Paris.

leid um den armen Menschen, — denn ich bin sicher, daß er einst verdammt sein wird!“ . . .

Eben erfuhr ich durch Fürst Orlow, daß Kaiser Alexander die Absicht hegt, bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in England einen Besuch in Chislehurst abzustatten; er glaubt sich von diesem Schritt der Höflichkeit nicht dispensieren zu können, ist jedoch fest entschlossen, mit der Kaiserin weder auf ein politisches Gespräch über Frankreich noch auf ein solches über ihren Sohn einzugehen. Er schrieb seinem Gesandten in Paris: „Verständigen Sie die französische Regierung von meiner Absicht. Ich bin zwar gefaßt, daß der Parteigeist in Frankreich meinen Besuch ausbeuten wird, aber daran liegt mir nichts; ich will die Konvenienzen nicht verlegen.“

Der Präsident der Republik hat wohl nur wenig Takt und kann sich nebstbei seiner Rolle nicht anpassen: Als Fürst Orlow zu ihm ging und ihm das Vorhaben seines Souveräns mittheilte, antwortete der Marschall: „D, persönlich macht mir das ein großes Vergnügen.“ —

Ein zweiter Zug bezeichnet noch besser den schwachen Kopf des Marschalls: Nachdem Fürst Orlow vor kurzem ein Telegramm an die Fürstin Bismarck gerichtet, um über das Befinden des Fürsten Erkundigungen einzuziehen, und das Telegramm nach seiner Expedition der Polizeipräfektur mitgeteilt worden, ging der Marschall am selben Abend auf den Gesandten zu und frug ihn: „Haben Sie eine Antwort vom anderen?“ —

„Von welchem anderen?“ —

„Nun, vom anderen in Berlin.“

„Nein, — außer der Polizeipräfekt hätte vor mir die Antwort erhalten.“ Und der Marschall zog mit langer Nase ab. . . .

Der Vizekönig von Egypten beabsichtigt, im Mai nach Wichy zu kommen. Sein diplomatischer Agent, Herr Barrot, hat dem großen Galadiner in Chislehurst beigewohnt, er ist ein Parteigenosse des Kaiserreichs, aber ein Parteigenosse ohne Fanatismus. Er hat die Kaiserin Eugenie gealtert gefunden, dabei aber immer noch leidenschaftlich und indiscret, sowie sie in den Tuileries war. Was ihren Sohn betrifft, so theilte mir Barrot mit, daß er ihn nicht sehr mit unatürlichem Verstande begabt finde. —

Fürst Gortschakow hat in einem an den Grafen Brunow gerichteten Schreiben die vollkommene Einigkeit zwischen England und Rußland in der zentralasiatischen Frage betont. Die russische Diplomatie bedient sich in dieser Sache immer derselben honigsüßen Sprache; sie thut, als sähe sie nicht die mindeste Schwierigkeit, — besonders in solchen Augenblicken, wo sie durch ihre Eingriffspolitik am meisten die Beziehungen verwickelt, und sie heuchelt die größte Mäßigung, — verspricht auch das beste Einverständnis, wenn sie eben am wenigsten genötigt

ist, dasselbe zu bethätigen. Das ist das alte System des Grafen Nesselrode, das man übrigens in England schon längst und richtig durchblickt hat. —

Das russische Kabinet hat bereits einmal den Vorschlag gemacht, eine Demarkationslinie zu bestimmen, die von keiner der beiden Mächte überschritten werden dürfe; nachdem dieser Vorschlag damals von Lord Northbrooke zurückgewiesen worden, der die asiatischen Völker nicht mit Rußland als Nachbarmacht bekannt machen wollte, kommt jetzt Fürst Gortschakow wieder auf dieses Projekt zurück, indem er speziell Afghanistan als neutrales Territorium bezeichnen möchte. Der Kanzler spricht von nichts anderem als von den Turkomanen und ihren möglichen Angriffen, mit denen sie Kabul bedrohen, — aber er hütet sich wohl, von Persien und dem Königreich Herat zu sprechen, welch' letzteres der Schlüssel zum Hindostan ist. Es wäre also betreffs dieser Seite, und nicht betreffs der jener elenden kleinen Turkomanen-Banden, daß Petersburg, wenn es ehrlich sein wollte, dem indo-britischen Kaiserreiche Garantien geben müßte. — Heute beherrscht wohl England noch den russischen Einfluß, aber es kostet immerhin schwere Opfer. Ich erinnere mich noch, wie Lord Palmerston zur Zeit des Krimkrieges zu mir sagte: „Rußland wird früher oder später der Herr des ganzen asiatischen Nordens bis nach China sein, — aber das kann erst das Werk von Jahrhunderten werden. England und Rußland werden sich mithin in Asien nähern, doch sie können sich ins Unendliche nähern, ohne mit den Köpfen aneinander zu rennen, — vorausgesetzt, daß sie es weise und vorsichtig anstellen!“ —

Was würde Lord Palmerston heute sagen, wenn er den neueren Ereignissen in Zentralasien hätte beiwohnen können! Es ist mehr als ein Jahrhundert her, daß das französische Banner aus Indien verschwunden ist, im 20. Jahrhundert wird die russische Fahne dortselbst die englische ersetzen! Alle großen Seemächte seit Karthago bis auf Venedig sind immer durch ihre Landarmeen erlegen. Die Engländer haben nur die äußere Eroberung Indiens gemacht; sie leben nicht in jenem verzehrenden Klima, sie kampieren nur dortselbst; wenn die Russen eines Tages dorthin kommen, werden sie sich sicherlich besser mit dem Lande verschmelzen. Indien ist wie der Ozean; nichts rührt sich unter seiner Fläche; aber es wird einmal in seiner kriegerischen Rasse aufleben, deren Uneinigkeit bisher die Rettung des indo-britischen Kaiserreiches war! —

(Schluß folgt.)



Der Franzosenbauer.

Eine Geschichte aus Steiermark

von
P. K. Kofegger.

Es war im Sommer des Jahres 1809, als beim Bauer Thomas in den Stanzgräben eines Frühmorgens der Alnhalter Rochus zum Fenster hereinrief: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's!“

Schon lange hatte man davon geredet, auf dem Kirchplatz, im Wirtshaus, und auch die Hausierer hatten es gesagt, die als Zeitungen mit zwei Füßen herumgingen: „Der Franzos ruckt wieder an.“ Der Pfarrer hatte auf der Kanzel davon geredet, und der Richter in der Gemeindestube, was zu thun, wenn die „Blauen“ wieder da seien. Jeder soll vorher in Sicherheit bringen, so viel er kann, Weib und Kind und Vieh ins Gebirg' hinauf. Die Männer beim Haus bleiben, dem Feind geben, was er verlangt, sich nicht widersetzen. Er ist nun einmal der Herr im Land, da kann man nichts machen. Mit ihm auskommen, so gut es geht. Es muß ja wieder einmal besser werden.

Das waren saubere Vorschriften, aber die Holzleute in den Wäldern und die Hirten auf den Almen, die Jäger und Wildschützen, ja sogar die Soldatenfrüchtlinge, die sich dem Militärdienst durch die Flucht entzogen hatten und in den Wildnissen umstreiften, die waren anderer Meinung als der Richter und der Pfarrer, sie hielten dafür: die Wölfe und die Franzosen müsse man totschlagen, das sei das einzige Mittel; denn daß diese Raubtiere Herren im Lande wären, dazu mußten auch Gott im Himmel und die Waldmänner auf Erden ja sagen. Und so hielten diese Waldleute ihren besondern Krieg gegen die Welschen; wenn sie ihnen auch just keine offenen Schlachten lieferten, so wußten sie durch Abbrechen von Brücken und Stegen, durch Loslassen angestauter Bergwässer, durch Niedervälzen von Felstrümmern, durch Flintenschüsse aus dem Hinterhalt u. s. w. den Feind weidlich zu ärgern. Sie machten es damit wahrlich nicht besser, und mancher Hausgejessene beschwor die Wäldler: „Wir bitten euch mit aufgehobenen Händen! Seid nicht ihr unser größter Feind! Was ihr ihnen anthut, wir müssen es entgelten! Ihr versteckt euch in der Wildnis und habt nichts zu verlieren; aber unsere Häuser zünden sie an und uns henken sie auf. Wenn ihr's so fortmacht, müssen wir gegen euch aufstehen! Wir sagen euch's!“

Es war nahe daran, daß eine wirkliche Fehde ausgebrochen wäre zwischen den friedliebenden Bauern und den kampflustigen Wäldlern. Und wenn der Amtmann auf die Gemeindefasel nagelte: Die Truppen des Kaisers von Frankreich sind nicht unsere Feinde. Seid ihnen nicht feindlich. Der Kaiser von Österreich will es so haben! so predigte der Halter Rochus im Walde: „Was Kaiser! Die Wällischen gehören nicht ins Steirische herein. Sie haben ihr eignes Land, und wir geben unseres nicht her! Kreuzverfluchte Zeit, wo das Heimatland nicht mehr sicher geht!“

So sprachen die Männer, die besitzlos waren, denen das Heimatland nichts gegeben als den grünen Wald und den Himmel darüber. Und sie liebten es doch.

Der Halter Rochus hatte noch seine besondere Ursache gegen die Franzosen: ihm hatten sie bei einem früheren Einfall den Bruder erschlagen, der sein Weib vor den Nachstellungen der Welschen schützen wollte.

Also schrieb an jenem Morgen der Rochus dem Bauer Thomas zum Fenster herein: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's. Sie sind schon im Mürzthal.“

„Fahr' ab, Unglücksrabe!“ knurrte der Bauer Thomas, während er seine Schuhe zusammenriemte.

„Geh, Bauer!“ sagte der Kochus, „ruf' deine Knechte, nehmt Sensen und Hacken und Stallgabeln her und kommt mit. Wir verjagen sie.“

„Haben nicht Zeit, heut' wird ein schöner Tag. Müffen Heu machen.“

„So sollt es auch freffen,“ brummte der Kochus und ging davon.

Ja freilich, der Bauer Thomas hatte es genötigt. Die ganze Buchwiese war abgemäht. „Ein wunder schönes Heu, wenn wir's derwischen. Zehn Schöber und drüber, wenn wir's derwischen. Ist Kleeheu, riecht wie Thee, wenn wir's derwischen und kein Regen kommt. Also auf, Leut', mit Gabeln, Rechen und Stangen, ins Heu!“

„Das Vieh in den Wald jagen. Fleisch und Speck in die Krautgruben versenken und zudecken mit Reifig. Das Haus gut zusperren. Im Mürtzthal sollen sie schon unten sein. Wer weiß, ob's wahr ist, es wird so arg nicht sein. Ins Heu!“

„Wenn's dem Kaiser recht ist. Uns kann's alles eins sein. Die Franzosen sind keine Türken, werden uns nicht freffen. Bringen Geld ins Land, die Franzosen. Und jezt auf, Leut', ins Heu!“

Das sind die Erwägungen, und das ist das Kommando gewesen beim Bauer Thomas in den Stanzgräben.

Die Weidmagd Barberl und die Haustochter Agnes gingen voraus, jede über der Achsel einen Rechen und die Weidmagd am Arm noch einen großen Trinkfrug. Die Buchwiese lag weit drinnen in einem Engthal, rings von Wald umgeben und die Ränder und Raine bewachsen mit Hageknüssen und Himbeersträuchern. Auch anderes war da, und die leckere Agnes, ein kreuzlauberes Dirndl, stieg hochgeschürzt im Gebüsch um, zu sehen, ob nicht die Stachelbeeren schon reif wären. Ja, da hatte sie schon eine großbauchige mit braunen Adern und zarten Härchen über und über. Sie biß das Knorpelchen ab, preßte mit zwei Fingern die Beere zusammen und sog sie aus.

In demselben Augenblicke stüßte die Weidmagd durch das Gestrüpp der Agnes zu: „Du, schau, dort auf der Wiese ist ein Mann!“

Sie lugten zwischen dem Blattwerk hinaus. „Kommst du ihn? Ich kenne ihn nicht. Von unseren Knechten ist's keiner. Unsere Mannereut sind nicht so groß. 's ist auch von der Nachbarschaft keiner; ihrer steht keiner so gerad'. Und was er für ein Gewand hat! Die engen Hosen jezt in der Hitz'. Gar keine Schuh' hat er an; die Füße mit Lappen verbunden. Und seine Pfaidenärmlinge, die schauen schön aus. Der Ellenbogen guckt schon nach einer Flickerei herfür. Und das Gesicht schau dir an! Na, so einen braunen, barteten Kerl möcht' ich nicht haben. Wetten will ich nichts, das ist ein Krawat! Und wie er das Heu aufwideln kann! Einen gabligen Baumast hat er dazu. Was das nur für einer ist!“

Die beiden Mädchen eilten zurück, bis sie den nachkommenden Leuten begegneten. Allsogleich erzählten sie dem Bauer, auf der Buchwiesen thät' ein fremder Mann Heu machen.

„Wird gewiß ein diebischer Kohlenbrenner sein,“ meint der Bauer.

„So schaut er nicht aus,“ sagt seine Tochter.

Als sie hinkamen, sahen sie es selbst. Eufig krante er das Heu auf, und so fremdartig er ausah, die Arbeit ging ihm handlich. Der Bauer Thomas schaut eine Weile auf ihn hin, sagt aber nichts. Das war ganz recht. War's wer immer und von wem inuner geschickt, man kann nicht zu viel Leut' haben im Heu. Der Fremde seinerseits sagte auch nichts. Er blickte nicht einmal ordentlich beiseite, sondern arbeitete flink weiter und bald war er zwischen den Knechten und Mägden und arbeitete wie sie.

Die Sonne wurde heiß, aus dem Heu duftete ein würziger Geruch auf. Als es auf der ganzen Wiese umgekehrt war, begann man es vom Wiesenrand, wo immer noch etwelcher Schatten lag, hinweg zu rechen und auf sonnige, trockene Plätze zu streuen. Der Fremde that wie alle anderen, aber er schwieg, und sie sagten nichts zu ihm. Schon standen ihm die Schweißtropfen auf der sonnengebräunten Stirne. Er lüftet seine braune Mütze und trocknet sich mit dem Armling den Schweiß, des weiteren hantierte er mit seinem gabeligen Baumast flink voran, bis ihm der Bauer eine wohlgeformte, stattliche Hengabel hinwarf; s'ist schad' um einen solch baumstarken Kerl, wenn er kein ordentliches Zeug in der Hand hat. Der Fremde warf seinen Baumast weg, nahm die ordnungsmäßige Gabel auf und arbeitete wie die anderen, blickte nicht viel um sich und schwieg.

Als das Heu nun so recht unter der Sonne lag, rief der Bauer Thomas die Leute zum Mittagsmahl. Dasselbe hatte die Bäuerin vom Hause mitgebracht und unter dem Schatten einer alten Buche bereitet. Die Knechte und Mägde kamen herbei, der Fremde mit ihnen. Er trocknete sich noch fortwährend den Schweiß, krante mit seinen Fingern den verwilderten Bart zurecht, daß zur Not der Mund frei wurde, und setzte sich unter die Reihe der übrigen auf den Rasen zur Schüssel.

Der Bauer teilte die Löffel aus, auch dem Fremden einen. Eins um das andere sprach ein Wort über die Hitze, über das schöne Heu, auch über die Heuschrecke, die in die Schüssel gehüpft war.

„Wenn du schwimmen könntest, statt hupfen, jetzt wär' es gescheiter,“ sagte ein Knecht und langte das hilflose Tier mit dem Löffelstiel heraus.

Der Fremde schwieg, und die anderen thaten, als ob er nicht da wäre, obwohl die Weibslente ganz im heimlichen Beobachten des seltsamen Gefellen aufgingen. Als das Kraut und die Knödel kamen, handhabte er Löffel und Gabel dabei nicht ganz in der landläufigen Weise, wie früher die Hengabel, aber nichts destoweniger er handhabte sie gut. Übrigens war er nicht häßlich. Man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß er häßlich wäre, dachte die Weidbirne bei sich. Das geringelte, fuchsbraune Haar — wer sich daran einmal gewöhnt — macht sich nicht übel. Die scharfen Augensterne und das viele Weiße in den Augen, die anderen Knechte haben es nicht so. Die Nase ist schreckbar groß und hat einen Sattel wie ein Kamel, aber wenn Nasen zu klein sind, das ist noch garstiger. Und Zähne! Wenn der Meinige solche Zähne hätt'! Wie Por-

jellan so weiß, und kein einziger fehlt. Ich sehe keinen, der fehlt! Den Händen sieht man's nicht an, daß sie gar viel arbeiten; so feine schlanke Finger! Ring hat er keinen dran. Sonst hat er mancherlei funkelndes Zeug am Leib. Knöpfe Schnallen und einen verwunderlich glänzenden Reifen am schwarzen Ledergürtel. Hinter dem Gürtel steckt ein eisernes Heft. Jesus Maria, das ist ja ein großes Messer! — Vor Schreck hatte die Agnes den Löffel weggelegt, als sie bei einer leichten Lüftung seines Wamses dieses Messer hatte hervorblicken gesehen. Sie sagte es aber nicht. Wenn ich den Mund aufthu', dachte sie, so bin ich die erste, die er niedersticht.

Als sie nach dem Essen das Tischgebet beteten, faltete auch der Fremde die Hände über seinem Knie und schlug über Gesicht und Brust ein Kreuz wie die anderen. Das beruhigte die Agnes erklecklich. — Und nun wieder ins Heu! Der Bauer Thomas trug lange Stangen und steckte sie an verschiedenen Stellen der Wiese senkrecht in die Erde. Um diese Stangen begannen die Leute nun das Heu zusammenzutreiben, die einen mit Gabeln, die anderen mit Rechen, und wo größere Heuschichten beisammen waren, da setzten einzelne oder ihrer mehrere die Gabel- und Rechenstiele an und schoben sie an die Stange. Der fremde Arbeiter machte alles wie die andern, und als auch die Agnes einmal ein solche Heuschichte vor sich herschob und es nur kümmerlich weiter ging, merkte sie an ihrer Seite plötzlich einen Gehilfen — und es war der Fremde. Sie that nichts dergleichen, beide schoben, und der Heuhaufen glitt rasch vor ihnen her. Ohne daß sie sich weiter anschauten, ging eins dahin, das andere dorthin, und krante im Heu, und schob und rechte, und es ging alles wohl von statten. Der Bauer Thomas warf mit seiner Gabel das Heu um die Stange, ein Knabe lief um dieselbe herum und trat es fest, und über alles brannte die funkelnde Sonne herab vom hohen Himmel. Als der eine Heuschober fertig war, ging es an den zweiten, und immer von neuem glitten die Heuschichten über die glattgemähte Wiese hin; hie und da eine barsche Anordnung, ein derbes Witzwort, ein munteres Lachen, denn es ist eine lustige Arbeit, das Heuen. Bisweilen hüpfte ein Frosch über den Fuß — kreischten die Weiber; dann und wann sprang ihnen eine Heuschrecke an die Nase, kreischten sie wieder und lachten sich selber aus. Wo es gerade nicht unter den Augen des Bauers Thomas war, da kugelte sich wohl einmal ein übermütiger Bursche ins Heu und rechte alle Biere von sich und schob den Weibsleuten seinen Gabelstiel unter die Füße, daß sie stolpern sollten. Und als es so seinen fröhlichen Lauf hatte, knallte im nahen Walde ein Schuß — mit einem ächzenden Laut taumelte mitten unter den Arbeitern der Fremde und stürzte zu Boden.

Die Leute standen wie erstarrt da, und der Bauer Thomas sagte: „Was sind das für Geschichten?“ Dann trat er zum Fremden hin und sah, wie zwischen den braunen Rockfalten der linken Brustseite das Blut herausquoll. Die Weiber, anfangs unentschlossen, ob sie nicht fliehen sollten, kamen nun mit frischem Wasser, mit Anpferblättern, um das Blut zu stillen, und die Agnes riß ihre blaue Schürze ab, um die Wunde zu verbinden. Die Wunde war unter der Achsel, und als sie die Kleider herabgerissen hatten, riefen sie: zw e i L ö c h e r w ä r e n ! Der Schuß war vorn hinein

und hinten unter dem Schulterblatt hinausgegangen. Das Antlitz des Mannes war blaß wie Lehm geworden, und als Agnes nun seine Stirne, seine Lippen mit Wasser benetzte, erhob der Fremde ein wenig seine Hand, um nach ihrem Arme zu tasten und hauchte: „bien merci!“

„Heiliger Sebastianus!“ rief die Bäuerin, „das ist ja ein Franzos!“

„So ist's halt einer,“ sagte der Bauer Thomas.

„Nur gleich totmachen, ist das Beste,“ riet einer der Knechte und machte Anstalten dazu. Der Bauer stieß ihn weg: „Was giebt's denn da viel zu schreien! Ein Mensch wird's doch wohl sein, sonst hätt' er nicht so brav heuen können. Macht's, tragt's ihn dort in den Schatten hinüber, eins soll bei ihm bleiben und aufpassen, daß nicht wieder Blut kommt. Die andern sollen sich schlauen lassen, daß wir wieder zum Heu kommen.“

Es war eine höchst unliebfame Unterbrechung, und schon gar als die Bäuerin wollte, der arme Angeschossene solle ins Haus gebracht und es müsse der Bader gerufen werden. Sei es wer immer, so könne man ihn doch nicht unkommen lassen. — Da fluchte der Bauer. Ein sauberer Gehilfe das beim Heuen, der auch andere abhält von der Arbeit. — Lange könne es nicht mehr anhalten, das Wetter, und nachher das saure Heu über den Winter, und da solle man ein braves Vieh züchten!

Bald war es laut in den Stanzgräben: Ein Franzose erschossen! Die Knechte des Bauer Thomas waren in den Wald gegangen um zu spähen, wer geschossen habe. Gegen Abend, als der Fremde endlich in den Bauernhof gebracht worden war, ging aus dem Walde der Halter Rodius hervor, mit dem Kugelstutzen in der Hand und den Finger an den Hahn gelegt — so auf den Bauer Thomas zu.

„Ergieb dich!“ schrie er den Bauer an.

„Was macht für Dummheiten?“ rief der Bauer, „arbeiten! ist gescheiter.“

„Thomas,“ versetzte der Halter und hob sein Gewehr, „du bist unser offener Feind worden, Die Franzosen, die unser Heimatland verderben, nimmst du zum Heimmachen, gottverdammter Wucherer, und giebst ihnen Unterstand.“

„Hast halt du auf ihn geschossen?“ fragte der Bauer.

„Aber dich treff' ich besser, mein lieber Thomas. Rühr' dich nicht. Solche Feinde, wie du bist, sind noch gefährlicher wie die fremden. Ist kein Wunder, wenn wir die Franzosen nimmer loskriegen, wenn es ihnen so gut geht bei uns. Reu und Leid mach, Franzosenbauer!“

Man weiß es nicht, wie es dem Bauer vor dem wütigen Halter Rodius ergangen wäre, wenn nicht plötzlich der Wald ein eigentümliches Leben bekommen hätte. Es trabte und schrillerte und gliberte zwischen den Bäumen her; grelles Geschrei, Pferdegewieher — die Blauen waren da.

Der Halter machte sich davon; der Bauer Thomas glaubte bei dem Feinde Schutz zu finden vor seinen eigenen Landsleuten. Da kam er aber an! Ein paar derbe Franzosenkerle sprangen auf ihn zu, packten ihn an dem Unterarm und in einem schlechten Deutsch gaben sie ihm zu verstehen, daß er ihnen gefälligst

den Baum bezeichnen möge, an dem er hängen wolle. — „Aber um Gotteswillen, warum denn das wieder! Eben hat mich einer niederbrennen wollen, weil ich es mit den Herren Franzosen halte?“ — Das sei ihnen einerlei, sagten sie, sie wollten nur ihren Kameraden rächen, der an diesem Tage hier erschossen worden wäre. Vorher wollten sie nur noch wissen, wo man den Ermordeten hingebracht hätte.

Da vergaß der Bauer Thomas sein Heu und all' seine geistigen Kräfte spannte er an, um den Franzosen begreiflich zu machen, daß der Mann mit ihm auf der Wiese gearbeitet und mit ihm zu Mittag gegessen habe, daß er dann plötzlich vom Walde her angeschossen worden sei, er wisse selbst nicht, von wem, er schwöre es bei der heiligsten Mutter Gottes, von ihm oder seinen Leuten aus wäre es nicht geschehen. Tot wäre er aber nicht, ihr Herr Kamerad, er läge in seinem Hof und würde gepflegt wie ein Bruder vom Haus. Die Herren könnten sich ja überzeugen.

Sie gingen und ritten mit ihm, und er war ihr Gefangener. Auf dem Wege gegen seinen Hof war ihm gar übel zu Mut. Er sah es schon vorweg, wie sie den verwundeten Welschen finden würden: In der Strohkammer, oder im Stall, auf Streuhaufen, ohne Kissen und Decke, allein und verlassen hinliegend, im Fieber verschmachtend, ohne Labe und Trost. Hatten es ja die Knechte auch nicht besser, wenn sie krank waren, wie sollten sie es dem Franzosen besser machen wollen! Und wenn nun die „Herren,“ wie der Bauer seine paar Duzend Begleiter unterwegs nannte, den Kameraden in solcher Lage sänden, würden sie Rechenschaft verlangen. Und wie derlei ausgeht, weiß man. In das Haus tretend gab der Bauer Thomas Befehl, allsogleich ein gutes Mahl zu bereiten, das Beste und Letzte nicht zu sparen für die „Herren Gäste.“ Freilich blutete ihm das Herz, wenn er daran dachte, daß heute all sein Speck, Fleisch und Rindsfett verkressen werden würde; aber noch lieber war ihm dieses Herzensbluten als ein anderes . . .

Der Bauer atmete auf, den verwundeten Franzosen fanden sie in der „guten Stuben,“ in wohl eingerichteten Handwerkerbett, auf schneeweißem Leintuch und Kissen und mit hellroter Decke sorgfältig zugehüllt. Ohne zu ahnen, daß eine gestrenge Inspektion erscheinen würde, hatten die Weibsteute den armen Menschen dorthin bringen lassen. So fremd und so hübsch und so hilflos und so durchschossen sein — welches Frauenherz möchte einem solchen Burtschen nicht das beste Bett des Hauses gönnen!

Die herben, härtigen Gefellen, die mit dem Bauer Thomas gekommen waren, untersuchten jetzt den Verwundeten, wechselten mit ihm welsche Worte, ließen ihn liegen und gingen hinab in die große Gesindestube, um zu verzehren, was zu verzehren war. Der Bauer trug auf, die Knechte bedienten, indem sie das Eßbesteck reinigten, Brotlaibe zerschnitten, Trinkkrüge füllten. Wein hatten die Herren verlangt; da hatte der Bauer das leere Faß unter den Hausbrunnen gestellt, hatte Essig dazu gegossen: Auf ihr Wohl, einen Besseren hätte er nicht. Dann bedienten die Knechte auch die Köffer, welche draußen angebunden waren und gar nicht genug Heu und Hafer fressen konnten. Das viele

gute Heu! Und diese verfluchten Schindmähren! Dem Bauer war ach und weh.

Die Weiber hatten sich in der Scheune versteckt. Die Haustochter Agnes weinte. Sie weinte aus Furcht vor den Franzosen, meinte ihre Mutter. Wir wissen es besser und sagen es frei: Sie weinte aus Angst um den Franzosen. Da liegt er jetzt allein. Die Knechte müssen bedienen, die Weibsleute dürfen sich nicht herüber wagen. Der Bader ist noch nicht da. Er kann verbluten und sterben. Und stirbt er nicht, so werden ihn die Franzosen mitschleppen, und diese Raubkerle, das sind keine Krankenträger. Der Feldobelwagen ist kein Bett für einen mit einer solchen Wunde, oder sie lassen ihn liegen auf der heißen Straßen. Wie doch so mancher Mensch gar so arm muß sein auf der lieben Welt!

Als die Welschen satt waren, hieb einer derselben dem Bauer Thomas die flache Hand auf die Achsel und schlug dazu ein lautes Gelächter. Das bedeutet Zahlung und Dank. Dann gingen sie davon und die Reiter bestiegen ihre Pferde. Den Verwundeten ließen sie, wo er war. Der ginge sie nichts an, war ihre Meinung. Der Thron wäre es keiner mehr. Die Knechte stellten sich auf die Lauer, ob die Rotte wohl auch die kürzesten Wege nahm. Und als endlich in den Wäldern das Gejohle verhallt war und die Truppe weit draußen im Thal bunt und ordnungslos dahinzog, atmeten sie erst auf im Hofe des Bauers Thomas.

„Natürlich!“ rief der Bauer, „den Verstorbenden lassen sie uns da.“

„Er kann wieder gesund werden,“ sagte der Bader. „Die Wunde ist zwar schwer, die Kugel ist ihm durch und durch gegangen. Aber Pflege und Ruhe bedarf er, den Transport könnte er jetzt nicht aushalten. Ich werde jeden Tag kommen.“

„Daß es der Herr weiß,“ rief der Bauer, „ich zahle keinen Kreuzer. Ich begehre noch meine Vergütung!“

„Was man dieses Franzosen wegen für Geschichten macht!“ meinten die Knechte untereinander. „Dummer Rochus, daß er nicht einen Zoll tiefer hat gezielt.“

Jede der Mägde wollte die Christenpflicht übernehmen und den Kranken pflegen, aber die Haustochter Agnes war der Meinung, einen so harten und verantwortlichen Dienst, der Tag und Nacht keine Rast und keine Ruh' gunnt, könne man den guten Mägden nicht aufbürden, sie seien für die gewohnte Bauernarbeit aufgenommen und müßten in der Nacht ihren Schlaf haben. Eins müsse aber doch das saure Geschäft übernehmen, und so wolle sie selber es mit Gottes Hilfe versuchen.

„O gutes Kind!“ rief die Mutter, die Hausfrau, gerührt, „zum Krankenwarten muß eine erfahrene Person sein. Wen wird's treffen als wie mich! In Gottesnamen!“

Aber das gute Kind ließ es sich nicht nehmen, der Mutter bei dem christlichen Liebesdienst wenigstens behilflich zu sein. Nach zwei Tagen war die Fiebergefahr

beseitigt, und einmal als Agnes ihm ein Glas Milch reichte, hub er zu sprechen an. Es war wohl kein landläufiges Deutsch, aber es war verständlich, und mehr war es die Unbeholfenheit in den Gedanken als die in den Worten, wenn er stotterte, Befangenenheit zeigte und nicht weiter kam. Es waren Worte des Dankes, die er zuerst sprach, dann Worte der Bitte, man möge doch noch ein paar Tage mit ihm Geduld haben, hernach werde er seinen Weg weiter suchen können. Fast herrisch rief ihm das Mädchen zu, daran sei jetzt nicht zu denken, vorerst habe er gesund zu werden! — Gesund zu werden, das ließ er sich freilich gern gefallen, aber einmal sagte er, es wäre ihm besser, noch lange invalid zu sein, noch lange in diesem Hause verbleiben zu dürfen. Wohin er sich auch wenden würde, so wohl würde ihm nirgends geschehen wie hier. Seit seine Mutter gestorben, sei ihm nicht mehr so gut gewesen als hier. Und wenn er denke, daß ihm all' das in Feindesland geschehe, so könne er es nicht begreifen und nicht fassen, warum denn die blutigen Kriege sein müßten zwischen den Menschen, wenn sie hätten und drüben so gut seien.

Als die Agnes wieder einmal der Anrede wegen verlegen war, sagte der Fremde: „Zules! Zules heißen.“ So hießen sie ihn Zules. Und saßen denn — es war Regenzeit gekommen und die Arbeit im Heu eingestellt — Mutter und Tochter öfters am Bette des langsam Genesenden und plauderten mit ihm. Es war doch ein gutmütiges Gesicht, das ihnen da aus der Bartwildnis entgegen schaute. Wenn es ernsthaft blickte, da war eine schöne, ruhige Maunhaftigkeit in ihm; aber wenn es lächelte, da war es ein so wehmütiges, betrübtes Lächeln, daß es der Haustochter Agnes durch Mark und Bein ging.

Und nun geschah etwas, das schon am ersten Tage hätte geschehen müssen, wenn es der Vater nicht so streng verboten. Es hatte den Weibskenten ohnehin schon schlaflose Nächte gekostet, nicht zu wissen, was es mit dem Fremden doch für eine Bewandnis hätte. Dem Halter Rochus hatte die Agnes einmal, als er des Weges vorbeiging, zugerufen: „Mörderknecht! Auf den du geschossen, das ist ja gar kein Franzos gewesen!“ „Narr kleiner!“ hatte der zurückgeschrien, „wenn's kein Deutscher ist, muß es wohl ein Franzose sein. Es gibt keine anderen Leut' mehr auf der Welt hentzutag.“

Und nun, als eines Morgens der Zules auf seinem Bette saß und die Wunde begutet war — die Agnes machte es schon so gut wie der Vater — und als der Fremde die warme Weinbrühe getrunken hatte — er bekam sie heimlich, der Bauer Thomas durfte davon nichts wissen — fragte die Bäuerin, was es denn mit ihm eigentlich sei.

„Ja, ich gehe schon, ich will gleich gehen,“ entgegnete der Fremde.

„Nicht so,“ rief die Bäuerin und hielt ihn auf dem Bett zurück, „nicht vom Fortgehen ist die Rede, aber wie es mit Euch von Kind auf ist und wie ihr auf unsere Wiesen gekommen seid, möchten wir gern wissen. Die Leut' haben nichts auf der Welt als sich einander selber, sie sollen sich an einander halten und sich schön Hilfe geben und Hilfe nehmen, wenn's von nöten ist. Wenn Ihr uns Vertrauen schenken wollt, wir meinen es gut mit Euch, ihr seid auch ein Mensch

und deswegen nicht fremd bei uns.“ Die Rede war nicht übel gefeßt, und so gut konnte es der Jules nicht. Allemal wenn er sprach, hub er deutsch an und allemal kam er ins Weilsche, daß sich die Weibsleute nur so anschauten. Aber die Hauptsache haben sie nach und nach doch erfahren.

Jules war im Jahre 1780 in einem Dorfe des Elsaß geboren. Seine Eltern waren Gärtnerleute in einem Schloß gewesen. Es waren ihrer zwei Brüder, der Jules und der Charles. Der Jules war der Stille und der Nachgiebige, dem andern, dem Mutterföhulein, untergeordnet und manchmal den Hang hegend nach der weiten Welt. Der Charles war der jüngere, ein lieber, feiner, blasser Junge. Wie nun der Buonaparte immer und immer frische Soldaten brauchte, es war, als ob sie die Erde verschlinge, traf es eines Tages bei der Losung den Charles. Das war ein großer Jammer. Der Charles war zart und der Liebling der Eltern und er lag tagelang auf dem Anger und weinte und sollte nun fort ins heiße Spanien. Da entschloß sich der Jules: Bruder, du bist kränklich und weichherzig, bleibe du daheim, ich gehe für dich. Das war freilich ein heller Freundschaftsrei, und die Eltern segneten den braven Jules und versprachen, recht für ihn zu beten, daß er gesund wieder heimkehre. Aber — um schon alles zu sagen — wer anderer lebte im Dorf, und dem war es gar nicht recht, daß Jules fortging. Hermine war sie geheißn, ihre Eltern waren aus Schwaben, eingewanderte Weberleute. Es war zum Erbarmen, wie das liebe Kind an seiner Brust lag und schluchzte, als er mit dem Tornister am Rücken das letzte-mal vor ihr stand. Ewige Treue er, ewige Treue sie — und adieu Jules, adieu Hermine! sonst vermochten sie nichts zu sagen. Dann ging's davon und hinab ins wilde Spanien, und ins ferne Portugal, wo die Welt aufhört. Soldatenleben! es ist weiter nichts zu sagen. Aber nach zwei Jahren ging sein Regiment zurück, und er durfte heimziehen. Ei Schade! riefen ihm die Forstleute entgegen, Jules, wärest du zwei Tage früher gekommen, du hättest mittanzen können bei deines Brudes Hochzeit. Jetzt hatte der Charles die Hermine geheiratet. —

Er habe weiter nichts gemacht — erzählte Jules weiter — er habe sich auch nicht aufgezeigt im Dorfe, um so weniger als auch seine Mutter schon auf dem Kirchhof gelegen, er sei wieder zu den Soldaten gegangen, weil dabei die beste Hoffnung war, bald erschossen zu werden. Der Buonaparte habe sie dann ins Deutschland gejagt, und so oft er — der Jules — auf den Feind geschossen habe, sei es ihn gewesen, der Charles stünde dort, und also sei auch immer einer gefallen. Aber endlich sei der Haß gelöscht gewesen gegen seinen Bruder, den er in andern hundertmal erschossen. Dann sei es ihm aber in den Kopf gekommen und Tag für Tag lebhafter drin umgegangen: was habe denn die Schießerei für einen Sinn? Es sind ja lauter Landsleute von der Hermine, auf die er schießt! Es hat auch mancher seine Brant daheim. — Da habe sein Arm gezittert, wenn es zum Schießen gewesen. Einen guten Kameraden habe er gehabt, einen Piemontesen, der sei in wenigen Monaten von seiner Seite weg aufgestiegen bis zum Oberlieutenant, er selber sei unten geblieben im schlechtesten Kanonensutter. Das habe ihn geärgert. Und wie sie da in die schöne Styria gekommen wären — er hätte schon früher

gehört von diesem Land — und wie er die frischen Wiesen und schönen Landgüter habe gesehen, da sei ihm wieder sein Elßaß zu Sinn gekommen und er habe sich gedacht, wenn er freiwillig zu den Soldaten sei gegangen, so könne er auch freiwillig wieder von ihnen gehen. Es sei doch ein höllisches Handwerk, der Leute Feind sein zu müssen, die einem nichts gethan haben. Und wenn er gesehen, wie sie auf den Feldern und in den Gärten arbeiteten, die Hand voller Erden und kein Blut daran und vernügt dabei — ja da sei es über ihn gekommen, er habe seine Waffen und Abzeichen von sich geworfen. Der Eidschwur, den er dem Buonaparte geleistet! ah pah! „Der Buonaparte hat hundert Eidschwüre gebrochen zu der Leute Unglück! Wenn ich gehe, ist's keinem zum schlechten. Von Gloire verstehe ich nichts, das Leben ist kurz, ich will Frieden haben, will mein Brot verdienen und nicht rauben.“ — So sei er im Gebirg dahingezogen, und wo er arbeitende Leut angetroffen, da habe er sich zu ihnen gesellt und mitgearbeitet und mit gegessen, bis sie ihn davongejagt, oder bis die Arbeit vollbracht und er selber weitergegangen. Und so sei er auf die Wiese gekommen, die drinnen im Wald liegt — das weitere hätten sie selber gesehen. Den französischen Soldaten, die in den Hof gebrochen, habe er sich abgeleugnet, und so hätten sie ihn in Frieden gelassen. Er sei nun gesund, er werde dieses Hans verlassen, wo er so gute Menschen gefunden, die er wohl sein Leben lang nicht werde vergessen können.

Wohin er wolle? fragte alsdann die Haustochter Agnes.

Das wisse er nicht.

Ins Elßaß zurück?

Dort habe er nichts zu suchen. —

Nun kam die schöne Früherbftzeit, es kam das Spätheu.

„Fort will er, der Tagedieb!“ rief der Bauer Thomas. „Das müßt' auch mir recht sein. Er bleibt da und dient mir seine Schuld ab. Das Bett, die Stuben, die Wartung, das Essen und Trinken, was er bei mir hat gehabt! Die Verandleinwand, das Kerzenlicht bei der Nacht! Und was ich sonst für Geschichten hab' gehabt seinetwegen. Hin wär' er, wenn mein Haus nicht ist! Sein Leben, wenn ich böß sein will, ist er mir schuldig! Den Spitznamen Franzosenbauer, wer wäscht mir ihn weg? Mein Lebtag kann ich ihn schleppen. Und der Kerl will das alles umsonst haben und fortlaufen? Dierweilen bleibt er, bis wir das Heu drin haben, nachher reden wir weiter!“

Die Haustochter Agnes dachte für sich: Mein Vater hat ganz recht, der Jules soll bleiben, bis wir das Heu drin haben.

Und als sie das Heu drin hatten, war er munter, der Jules, und sprach schon besser deutsch, daher war es leicht reden mit dem Bauer Thomas. Der Jules blieb als Knecht im Hof fürs nächste Jahr. Er arbeitete tüchtig und begehrt keinen Lohn. „Ist brav,“ sagte der Bauer Thomas aus Vergnügen über den billigen Knecht, „sollst mir wie das Kind vom Haus gehalten sein.“

Es war ein unbedachtes Wort und es war ein prophetisches Wort. Der Jules blieb im Bauernhof, und es wor vom Fortgehen keine Rede mehr. Gerade in dem Jahr, als der Buonaparte bei Leipzig seinen Lohn erhielt, bekam dessen ehemaliger

Soldat, der Jules, den seinen — die Haustochter Agnes. Über dem Bauer Thomas wuchs damals schon das Heu.

Als das Brautpaar zwischen den lustigen Hochzeitsgästen von der Kirche her über die Wiese ging, fiel ein Schuß, der Jules zuckte zusammen. Der alte Halter Rochus hatte geschossen, aber diesmal in die blaue Luft hinauf zu Ehren des Paares. Ein Hochzeitschuß!

Noch heute heißt jener Waldhof „beim Frauozosenbauer.“ Es ist eine stattliche Wirtschaft und ein gesundes Geschlecht. Als vor Jahren unser Vaterland von dem Feinde bedroht wurde, rückten alle Männer des Hofes, die alten wie die jungen, freiwillig aus. „Anfangen,“ sagten sie, „anfangen thun wir nicht. Aber wehren, wenn der Feind unser Heimatland angeht, wehren können wir uns. Vorwärts!“

Recht brav das. Allein die Familieneigentümlichkeit zeigt sich auch in allen Nachkommen des Jules: mehr als im Kriege leisteten sie im Frieden.



Serben und Bulgaren in ihren Wechselbeziehungen.

Von

G. Rosen.

III.

Nachdem vorstehendes bis Ende October vorigen Jahres zur Veröffentlichung vorbereitet war, trat für die serbisch-bulgarischen Beziehungen eine neue, wegen der Beziehungen König Milans zu den Mächten Central-Europas unerwartete Phase ein, welche ein momentanes Zurückstellen des Aufsatzes wünschenswert machte. Zwischen beiden Völkern brach ein Krieg aus und zwar nicht, worauf man sich früher gefaßt machen zu müssen geglaubt hatte, durch einen bulgarischen Angriff auf Serbien, sondern umgekehrt, einen serbischen auf Bulgarien. Der Klagen Serbiens über unnachbarliches Verhalten des östlichen Grenzstaats haben wir erwähnt; wir leugnen auch nicht, daß, wenngleich die Beleidigungen von einer in letzterem herrschenden, nichtbulgarischen Regierung ausging, doch das Land dafür die Verantwortlichkeit zu tragen hatte. Auch glauben wir gern, die Richtigkeit der wiederholt gemeldeten Grenzverletzungen vorausgesetzt, daß hüten und drüben eine Mißstimmung Platz gegriffen haben mochte. Nichtsdestoweniger waren die Anlässe zu gering, um eine diplomatische Erledigung auszuschließen, um die über beide Völker verhängte Kalamität eines Krieges zu rechtfertigen. Auch sehen wir, daß die serbische Regierung im Anfange ihrer plötzlichen Kriegsvorbereitung keineswegs aus jenen Reibereien ihren Vorwand hernahm. Es ist bei den verwickelten Erscheinungen nicht leicht, ihren geheimen Zusammenhang klar zu stellen; die südslawische Presse, ganz von den Regierungen

abhängig, läßt uns in dieser Beziehung völlig im Stich, und während die russischen Blätter Osterreich-Ungarn beschuldigen, durch Versprechungen und Geldvorschuß die Serben vorwärts getrieben zu haben, geben die österreichischen Rußland den Vorwurf zurück und sprechen von dem reisenden Rubel, d. i. Befestigung markanter Personen und von tulaer Waffenlieferungen. Bei dem Frontwechsel, den Serbien im Laufe der Ereignisse vorgenommen, könnte ein gewisses Recht auf beiden Seiten sein.

Es wäre thöricht in der Politik einer Großmacht, bei der es sich um die Interessen, um Wohl und Wehe von vielen Millionen handelt, die Uneigennützigkeit und Offenheit zu erwarten, welche den Privatmann ziert; wenn aber ein Staat Ziele verfolgt, zu denen er sich schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht zu bekennen wagt, und er die Mittel, die ihn dazu führen sollen, durch nichts zu maskieren versteht als durch das einfache und ungeschickte Manöver der Ableugnung, dann ist begreiflich, daß man unter allen Umständen seine Versicherungen auf die Waagschale einer prüfenden Kritik legt. Wie wir gesehen, hatte Rußland vor aller Welt Augen jahrelang durch seine Agenten an der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien gearbeitet und sich genügen lassen, jene Agenten gelegentlich zu verleugnen; die Vereinigung aber vollzog sich ohne Rußland. Dies ohne war naturgemäß identisch mit gegen; Rußland war aufrichtig entrüstet, aber man glaubte die Entrüstung nicht, man hielt sie für erheuchelt. Es schien unmöglich, daß Fürst Alexander ohne Billigung und heimliche Förderung Rußlands einen solchen Schritt gewagt haben würde. War aber jene vorhanden, so standen wahrscheinlich in kurzen Zwischenräumen ähnliche Aktionen in Makedonien und in Teilen des Vilajet von Adrianopel bevor, Aktionen, welche unter alleiniger Verantwortlichkeit der Bulgaren den vorwiegenden Teil der Balkanhalbinsel unter die versteckte Botmäßigkeit Rußlands gebracht haben würden. Es ist begreiflich, daß die Mächte, in solchen Irrtum befangen, nicht ungerne sahen, wenn den vermeintlich russischen, großbulgarischen Plänen Steine in den Weg gerollt wurden. Damit erklärt es sich auch, daß der wunderliche Entschädigungsanspruch Serbiens und Griechenlands wegen des durch die Vereinigung der beiden Bulgarien gestörten Gleichgewichts — als ob die Herstellung eines solchen Gleichgewichts überhaupt in der Absicht der Berliner Kongreßmächte gelegen hätte — das Licht der Welt erblicken konnte. Wenn aber mit der bulgarischen Bewegung ein neuer Lösungsversuch der orientalischen Frage eingeleitet wurde und die Besorgnis austauchte, Rußland werde demnächst durch eine bulgarische Okkupation Makedoniens seinen Einfluß bis an die bosnisch-herzegowinische Grenze ausdehnen, so konnte Osterreich, welchem Serbien erst seit seiner Lossage von dem dominierenden Einflusse Rußlands ein erträglicher Nachbar geworden war, dem Gedanken, das serbische Königreich südwärts über Makedonien auf Kosten der — so glaubte man — zerfallenden Türkei auszu dehnen und somit zwischen Bulgarien und Bosnien einen befreundeten christlichen Staat als Schutzmauer vorzuschieben, unmöglich mit Mißfallen begegnen. Serbien hatte also, wie es scheint, die Überzeugung, daß es bei Aneignung von maked-

donischen Gebietsteilen nicht von Österreich gehindert werden würde; mehr bedurfte es nicht, um den innere Schwierigkeiten gern mit auswärtigen Erfolgen übertündenden und daneben zur Selbstüberschätzung geneigten Staat in Flammen zu setzen. Daß Serbien weitere Zusagen verlangt habe, ist nirgends ernstlich behauptet worden; dieselben würden unbedingt abgelehnt worden sein.

Zu der ersten Oktoberhälfte wurde die serbische Armee mobilisiert und nach Nisch übergeführt. Die Blätter überboten sich in Ausdrücken der Bewunderung für die enthusiastische Promptheit, womit sich die Serben zu einem Volk in Waffen gestalteten. Bis aber der Aufmarsch sich vollzogen, hatten sich die Verhältnisse in mehrfacher Beziehung geändert. Es war klar geworden, daß Rußland keineswegs hinter den bulgarisch-rumeliotischen Unionisten stehe, daß demnach der europäische Besitzstand der Türkei vorläufig keine Gefahr laufe, daß aber die Pforte zur Verteidigung ihrer Immediatgrenzen eine ansehnliche Truppenmacht auf die Beine bringe. Von einer bloßen promenade militaire war nun nicht mehr die Rede, es war nicht unglücklich, daß man sich wie 1876 im Kampfe mit den Türken blutige Köpfe statt der Lorbeeren holen werde, und doch lagen die Dinge so, daß nur die steten Siege, welche die serbischen Blätter antizipando eskomptierten, einigermaßen Verzeihung für den unmotivierten Friedensbruch verhießen. Andererseits bestand ja mit den Bulgaren bereits ein diplomatisches Zerwürfniß, welches sich vielleicht als Kriegsgrund verwerten ließ. Dazu kam, daß der Kaiser von Rußland seinen Zorn über den ost-rumelischen Handel durch Abberufung aller seiner in bulgarischen Diensten weilenden Offiziere Ausdruck gegeben hatte, ohne diese sächien die bulgarischen Truppen wertlos, und ein baldiger Ausgleich des Konflikts, der sie hätte zurückführen können, war nicht zu erwarten. Alles dieses eröffnete den Serben, welche seit 25 Jahren nicht nur die Ausbildung eines aktiven Heeres, sondern außerdem eine allgemeine militärische Volkserziehung sich hatten angelegen sein lassen, wie sie wohl nicht bezweifeln, bei einem Kriege die vorteilhaftesten Aussichten. Wie es heißt, wäre außerdem Peter Karadjordjewic mit Geldmitteln, (etwa dem reisenden Rubel?) bereit gewesen, die im Volke nach so hoch gespannten Erwartungen aus einer deshalb, weil der Krieg wider die Türkei aussichtslos geworden, angeordneten Abrüstung sich ergebende Niedergeschlagenheit für sich auszunutzen, so daß König Wilau, schon um sich auf dem Throne zu behaupten, auf der einmal eingeschlagenen Bahn hätte fortfahren müssen.

Demgemäß wurden die alten Beschwerden gegen Bulgarien wieder aufgewärmt, und endlich ein angeblicher Übergriff bulgarischer Grenzsoldaten zur causa belli gestempelt. Schon längst, während noch an den Vorbereitungen gearbeitet wurde, hatte man der Kriegserklärung entgegen gesehen, und diese Zwischenzeit war nicht ohne Interesse. Serbien hatte die Genugthuung wahrzunehmen, daß sein geräuschvolles Auftreten in Europa imponiere. Aufgefordert, doch vor der Aktion das Ergebnis einer in Konstantinopel zusammentretenden Diplomatenkonferenz abzuwarten, welches auf die Wiederherstellung des status quo ante lauten dürfte, erwiderte es, der status quo genüge ihm nicht mehr, es müsse

Garantien gegen eine Wiederholung der bulgarischen Übergriffe suchen. Auch verweigerte König Milan die Annahme eines Briefes, den Fürst Alexander im Interesse friedlichen Ausgleichs an ihn richtete und durch einen bulgarischen Staatsmann überreichen lassen wollte.

Am 14. November endlich rückten die Serben, nach ihrer eigenen Angabe ungefähr 107 500 Mann stark, über die Grenze. Sie waren in drei Kolonnen geteilt, deren nördliche vom Timok-Thale aus gegen Widdin, die mittlere und südliche aber vom Nischawa-Thale und dem über der linken Seite dieses sich erhebenden Berglande aus gegen Sofia operieren sollte. Bei der mittleren, stärksten, befand sich der König. Die Bulgaren hatten in den Grenzortschaften nur schwache Garnisonen aufgestellt, welche dem serbischen Angriff nicht gewachsen waren. So folgte dann der viertägige Siegeslauf der serbischen Armee, welcher, telegraphisch ausgiebig verwerthet, das staunende Europa mit einer Reihe nie gehörter Namen von bulgarischen Dörfern und Flecken bereicherte und die höchsten Erwartungen rege machte. Dem gegenüber hatte Fürst Alexander einen schweren Stand. Nicht nur, daß seine deutsche Erziehung ihn zu der von seinem Gegner so meisterlich gehandhabten Reklame-Trompete anders stellt als den König Milan seine französische, mußte er, mit dem Vorwurf des Bruches der Vasallenpflicht und noch mehr mit demjenigen eines Vergehens wider das öffentliche Recht Europas belastet, auch in seiner Aktion, um nicht in den Ruf rücksichtslosen politischen Ehrgeizes gebracht zu werden, die Initiative durchaus den Serben überlassen. Der Abberufung der russischen Offiziere aus seinem Heere haben wir erwähnt; niemand ahnte, wie sie würden ersetzt werden können. Für Rußland aber war es nicht genug, dadurch seinem Zorne Ausdruck gegeben zu haben; Anfangs November, während die Bogen der serbischen Ruhmredigkeit so hoch gingen, erfuhr man noch, daß der Kaiser den Fürsten der Inhaberschaft des 13. russischen Schützenbataillons enthoben und ihn aus der Liste der russischen Armee, in welcher er als General à la suite geführt wurde, zu streichen befohlen habe. Auch eine ihm von Rußland gewährte Subsidie von 150 000 Rubel jährlich wurde ihm entzogen. Damit sollte die Sache des guten bulgarischen Volks von derjenigen des ungehorjamen Fürsten getrennt, dem ersteren sollte zu Gemüthe geführt werden, daß das Unglück der Abberufung der Offiziere es nur betroffen, weil und solange es einen vom Zar Befreier Geächteten an seiner Spitze dulde. Auch außerhalb Rußlands war man geneigt, die moralische Wirkung der dem Fürsten vor seinem Volke in solchem Augenblick widerfahrenen Kränkung sehr hoch anzuschlagen. Man glaubte nicht, daß die Serben einen ernstlichen Widerstand finden würden, und beschäftigte sich schon mit den politischen Folgen ihres Einzugs in Sofia, dem man um so mehr in kurzer Frist entgegen sah, als man nicht bezweifelte, daß König Milan der Pforte gegenüber mit der ihr in Ostrumelien widerfahrenen Unbill seinen Angriff beschönigt und als ihr Rächer ihre geheime Zustimmung erlangt habe. An alle dem war aber nur richtig, daß die Serben von allen den Schwierigkeiten der Lage Alexanders vollkommen unterrichtet, mit der Überzeugung sichern und raschen Erfolges in Bulgarien einrückten. Auf

Groberungen bedacht, welche die Verletzung eines, wenn auch nicht mehr wie vor einem Monat unmittelbaren, so doch mittelbaren Pfortengebiets zur Voraussetzung hatten, unterließen sie weislich in Konstantinopel diplomatische Schritte, deren übler Ausgang ihnen nicht zweifelhaft sein konnte; aber sie verließen sich auf die Macht der vollendeten Thatfachen und schmeichelten sich, daß die Pforte schließlich in die Abtretung der von ihnen gewonnenen bulgarischen Distrikte willigen werde, indem ihr, so hoffte man in Belgrad, ein starkes Serbien weniger unlieb sein müsse als ein starkes Bulgarien. Andererseits empfand Fürst Alexander, welcher nie die Fühlung mit der Pforte ganz zu verlieren sich bemüht hatte, nunmehr das Bedürfnis, nach dieser Seite hin in eine korrekte Lage zu gelangen; er zeigte dem Sultan als seinem Souverän die Verletzung des Pfortengebiets in Bulgarien durch die Serben an und bat um seinen Beistand, ja er erklärte telegraphisch, daß er und das bulgarische Volk sich der Pforte unterwerfe, und daß Rumelien von bulgarischen Truppen geräumt werden solle. Das damit wieder hergestellte gute Einvernehmen brachte ihm zwar keine materielle Hilfe, aber einen um so größeren Nutzen dadurch, daß nun das bulgarische Kriegsheer, welches viele wackre Türken in seinen Reihen zählte, ohne Besorgnis betreffs der Haltung der Türkei im Rücken zur Verteidigung des heimischen Bodens sich wider den fremden Eindringling aufmachen konnte. Auch die von Petersburg gegen den Fürsten ergangene Beleidigung blieb wirkungslos; sie wurde, so scheint es, im bulgarischen Volke gar nicht verstanden. Da es sich um Verletzung des Pfortengebiets handelte, so zogen, ohne daß ein Widerspruch von der Pforte erfolgte, die ostrumelischen Truppen zusammen mit ihren bulgarischen Brüdern; der Vereinigung beider Länder wurde also durch diesen Krieg gleichsam die Weihe gemeinschaftlich vergossenen Blutes zuteil.

Schon hatten die Serben das letzte, die Niederung von Sofia nach dieser Richtung beschützende natürliche Bollwerk, die Wasserscheide zwischen der Nischawa und den Quellbächen des Iskar, mittels des Dragoman-Passes überschritten, als ihnen den 17. November Fürst Alexander, welcher tags zuvor an die Spitze der bulgarischen Operationsarmee getreten war, den Weg verlegte und bei Slivniza einen Sieg über sie erfocht, welcher, geschickt benützt, ihnen eine rückgängige Bewegung bis über den Dragoman-Paß hinaus aufstößte. Weitere Erfolge des Fürsten zwangen die Serben sich auf ihr eigenes Gebiet zurückzuziehen, wo sie an der acht Jahre früher von ihnen eroberten besetzten Stadt Pirot und den diese umgebenden Defileen einen Stützpunkt zu finden hofften. Auch hierher folgte ihnen Alexander, brachte ihnen wiederholte Niederlagen bei und erzwang den 27. November die Übergabe der genannten Stadt. Der vorher so redselige serbische Telegraph war nun plötzlich fast stumm geworden, denn auch bei der Timokdivision blieben die erwarteten Großthaten aus, und die Donaufestung Widdin, wenn auch nur höchst mangelhaft armiert, konnte nicht genommen werden.

In der Verteidigung Pirots hatte sich der Kriegseifer der Serben völlig erschöpft. Sie, die sich selber als Helden und ihre bulgarischen Brüder als unkriegerische Feld- und Gartenbauer zu betrachten gewohnt waren, sie, die seit

Wochen in dem erst zu gewinnenden Ruhme geschwelgt hatten und, nachdem es ihnen durch ihre großen Worte gelungen, Europa von ihrer Unwiderstehlichkeit zu überzeugen, am Ende selber an diese geglaubt hatten, waren vollkommen gebrochen, als ihnen mit schmerzlichen Hieben bewiesen worden war, daß sie, weit entfernt, in der feindlichen Hauptstadt den Frieden zu diktieren, nicht einmal die heimischen Engthäler und Befestigungen gegen den so gering geachteten Feind zu verteidigen vermochten. Auch um die Intendantur war es elend bestellt; hatte man doch einem kurzen Zuge durch Feindesland entgegengesehen, wo energische Requisition das Fehlende ersetzen sollte. Jetzt galt es für zahlreiche Kranke und Verwundete mit eigenen Mitteln zu sorgen; es fehlte an allem, selbst an Lebensmitteln und an Obdach für die erschöpften Kombattanten. Auch die Bulgaren, wenn gleich Sieger, hatten in dem geringe Hilfsmittel bietenden Lande viel zu leiden. Bei den Serben brachen Meutereien aus, von deren drakonischer Niederdrückung trotz der in Verhüllung unliebsamer Thatsachen von der Belgrader Regierung bewiesenen Strenge einiges in die europäische Presse gedrungen ist. Einem Vorrücken Alexanders in das reichere Morawa-Thal sich mit gewaffneter Hand zu widersetzen, wären die Serben nicht imstande gewesen. Unter diesen Umständen war es ein wohlfeiles Opfer, daß König Milan schon den 24. November den um Beendigung des Blutvergießens sich bemühenden Mächten anzeigte, daß er die Einstellung der Feindseligkeiten angeordnet habe. Lobte doch damals um Pirot der Krieg noch fort; gleichwohl war damit ein viel bedeutungsvollerer Entschluß der österreichischen Regierung zur Beendigung der Kämpfe möglich. Am 27. November, als eben Pirot in bulgarische Hände gefallen war, erschien der k. k. Gesandte Graf Rhevenhüller im Auftrage seiner Regierung im Hauptquartier des Fürsten Alexander, den er mahnte, die Feindseligkeiten nunmehr einzustellen, mit dem (bulgarischerseits als Drohung aufgefaßten) Hinweis, daß ein weiteres Vordringen in Serbien den Fürsten mit Oesterreich-Ungarn in Konflikt bringen würde. Dem Fürsten Alexander wurde also, nachdem er die mittels unprovokierten Angriffskrieges in sein Land gedrungene Feinde zurückgewiesen, da er in rechtmäßiger Verfolgung seiner Siege den Angreifer auf seinem eigenen Boden zum Frieden zwingen wollte, ein Halt zugerufen — es ist nicht anders möglich, als daß er nach der seinem Gegner gewährten Freiheit die ihm auferlegte Beschränkung als eine Vergewaltigung bitter empfand. Gleichwohl wußte er den für ihn ungünstigen Verhältnissen Rechnung zu tragen und bewies, indem er die österreichische Zumutung über sich ergehen ließ, eine kluge Mäßigung. Andererseits hielten es die Serben für politisch, hinter dem österreichischen Schutze her die Faust zu zeigen, d. h. mit Erneuerung des Krieges zu drohen und noch Konzessionen zu verlangen, wodurch der Abschluß eines Waffenstillstandes, um den es sich zunächst handelte, sehr erschwert wurde. Allerdings occupierten im Osten des Timok die Serben noch ebensowohl bulgarische Gebietsteile wie die Bulgaren im Nischawa-Thal serbische; dennoch wäre es ungerecht gewesen, daraus eine Gleichheit der nunmehrigen Lage zu folgern. Die Bulgaren hatten im Nischawa-Thale den Kern der serbischen Armee vor sich hergetrieben und waren

nur durch das Einschreiten einer Großmacht von weiterem Vorrücken abgehalten worden, während die Serben nur deshalb noch ihre Positionen behaupteten, weil zu ihrer Zurückdrängung über den Timok die materielle Zeit gefehlt hatte. Es war demnach erklärlich, daß die Bulgaren nur nach erfolgter Räumung ihres Gebiets einen Waffenstillstand als Einleitung eines sie für das geopfert Gut und Blut entschädigenden Friedens gewähren wollten. Es folgte nun eine unerquickliche Zeit ohnmächtigen Widerstreits, indem Serbien im Vertrauen auf die für dasselbe aus den allgemeinen politischen Verhältnissen sich ergebende günstige Lage bei seiner anspruchsvollen Haltung verblieb, und Fürst Alexander aus bulgarischem Patriotismus den Rechten seines Volkes nichts vergeben zu dürfen glaubte. Da aber im Interesse des Weltfriedens die Beseitigung der Wirren auf der Balkanhalbinsel dringend wünschenswert schien, so einigten sich die Großmächte über Entsendung einer internationalen militärischen Kommission auf den Kriegsschauplatz, um nach technischen Gründen die Bedingungen des Waffenstillstandes festzustellen. Auch in diesem Falle hatte Fürst Alexander die Gewalt widerwärtiger Verhältnisse über sich ergehen zu lassen, und somit erfolgte den 21. Dezember der Abschluß des für den Frieden nicht präjudizierenden Waffenstillstandes, in welchem der Lage von Siegern und Besiegten nur dadurch Rechnung getragen wurde, daß die beiderseitig angeordnete Räumung des feindlichen Gebiets seitens der Serben zwei Tage früher als seitens der Bulgaren ansgeführt werden sollte. Die Detailbestimmungen haben für uns keine Bedeutung. Der Waffenstillstand dauert bis zum 1. März 1886; zu den Friedensverhandlungen sollten sofort Delegierte ernannt werden.

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Aufzählung des Verlaufes des somit beendigten Streites, welcher den ersten Beleg für die Richtigkeit der in der Diplomatie bei früheren russisch-türkischen Kriegen vielfach aufgestellten Behauptung liefert, daß die Brüdervölker am Balkan, von der Pfortenherrschaft befreit, nicht können würden sich einander an die Kehle zu springen. Wie wir aber in den Mitteilungen über den ältesten Krieg, dessen in den Annalen der Menschheit gedacht wird, nicht allein von den Thaten und Geschicken der irdischen Helden, sondern auch von den auf jene bezüglichen Zerrwürfnissen und den oft recht kleinlichen Verdrißlichkeiten der Olympischen vernehmen, so haben wir uns auch hier um die Auffassungen, die Hoffnungen und Befürchtungen der höheren Regionen, d. i. der Großmächte, zu bekümmern. Wir erlauben uns da an unserem alten akademischen Faden weiter zu spinnen.

Wir haben des ersten Eindruckes, den Fürst Alexanders Zug nach Otrumelien machte, gedacht. Nahm man an, daß das Unternehmen von Rußland eingegeben worden sei, so war unstreitig die Überraschung bei den Höfen groß. Dieselben glaubten zu wissen, daß Rußland sich nicht für einen neuen Orientkrieg vorbereitet habe, sie mochten auch zweifeln, ob es nach so kurzer Zwischenzeit zu einem solchen Unternehmen werde instande sein. Indessen war, was in Philippopol geschah, das Ergebnis der Antriebe russischer Beamten, und das gab zu denken. Einer erschöpfenden Kenntnis der Aktionsmittel Rußlands

konnte man sich nicht rühmen; vielleicht wollte es erst später eintreten. Nur das dürfte überall als unzweifelhaft betrachtet worden sein, daß, wenn wieder die russischen Heeresfluten sich über die Balkanländer ergießen, das goldne Horn ihr Ziel sein werde. Wenn aber die Pforte als europäische Macht untergehen sollte, dann ist es zu verstehen, daß auch Österreich an seine Interessen dachte und für einen Vorstoß nach Saloniki in der Tagespresse Stimmung zu machen suchte. Sobald Rußlands Verhältnis zu der That Alexanders klar geworden, war weder von einem Vorschieben der schwarzgelben Grenzpfähle an das ägeische Meer noch auch von serbischen Gelüften nach makedonischen Gebietsstücken mehr die Rede. In Österreich war die Frage offenbar rein hypothetisch ventilirt worden, die ganze Sache war nunmehr wie nie gewesen. Serbien aber hatte den Krieg vorbereitet und hätte abrüsten müssen. Statt dessen waffnete es weiter, und zwar jetzt gegen Bulgarien, dessen Fürst dringend den Krieg zu umgehen wünschte und deshalb einen schände zurückgewiesenen Brief schrieb. Dieser Zustand dauerte gegen drei Wochen, und mit Recht fragt man: warum legten die Großmächte, welche nachher, als der Sieg sich an die bulgarischen Fahnen geheftet, soviel Zartgefühl wegen des vergossenen Blutes zeigten, warum, fragt man, legten diese Mächte nicht von vornherein ein energisches Veto gegen den unmotivierten Angriff der Serben ein? Daß ein solches seine Wirkung nicht verfehlt haben würde, dürfte, nachdem ein Sieger in gerechter Sache sich dadurch aufhalten ließ, niemand bestreiten wollen, und wenn auch, die ungefähre Richtigkeit der serbischen Zahlenangaben über die ins Feld gesandten Truppen einer- und die Gefallenen und Verwundeten andererseits vorausgesetzt, man über den geringen Prozentsatz der letzteren staunt,¹⁾ so ließ sich doch voraussehen, daß ein Krieg in den dürftigen Plateauländern der Balkanhalbinsel viel Elend heraufbeschwören würde. Selbstverständlich würde dies Veto nur von den beiden zunächst beteiligten Kaiserhöfen gemeinschaftlich zu erwarten gewesen sein, und wenn es nicht erfolgte, so hat man den Grund in der alten Gegnerschaft derselben auf der Balkanhalbinsel zu finden. Rußland verleugnet zwar gelegentlich den wegen seiner humanitätwidrigen und revolutionären Tendenz mit Recht verabscheuten Panlawismus; aber einen Beweis, daß ihm dieser politische Hebel fremd sei, hat es nie erbracht. Als einen solchen Beweis würden wir ihm gelten lassen, wenn es den von ihm aus der Türkenherrschaft befreiten Bulgaren mit wohlwollendem Interesse, aber ohne alle Einmischung, ihr Volksleben als die Quelle ihres zukünftigen Wohls ganz nach eigenem Gutdünken zu gestalten gestattet hätte. Aber die panslawistische Strömung duldet eine solche Selbstlosigkeit nicht. Dieselbe strebt bekanntlich die Vereinigung aller Slawen zu einem großen, weltbeherrschenden Reiche und, nach russischer Auffassung, zu einer einzigen Nationalität an. Diese letztere würde nur die russische sein können, weshalb man statt Pan-

¹⁾ Auch die von den Russen früher gegen die Türken in offener Feldschlacht gewonnenen Siege waren immer unblutig, wegen der Hast, mit welcher die undisziplinierten Massen außerhalb Schußweite Deckung suchten. Ein solcher Sieg vernichtete eine Armee, ließ aber deren Material leben.

slawismus richtiger Paamoskowitzismus sagen würde. Die Stellung, welche Rußland in der ihr zu Danke verpflichteten Bulgaren-Nation nach dem Kriege einnahm, schien ihre Angliederung an Rußland zu ermöglichen; dazu aber mußte die wider 1000jährige Beeinflussung des Griechentums, wider 500jährige Angriffe des Türkentums tren behauptete bulgarische Nationalität geopfert werden, denn nur wenn der Bulgare in Rede und Gesinnung Russe geworden, konnte man von ihm Mitwirkung zu den dem russischen Volke gestellten schweren Aufgaben, zunächst Zertretung der zentralasiatischen Sondercivilisation, erwarten. Hatte aber das Aufgehen des Bulgarentums in das Russentum sich vollzogen, dann war die halbe Balkanhalbinsel russisch und Konstantinopel nur eine Insel im russischen Ozean, dann war für die Behandlung aller andern nichtrussischen Slawen ein leuchtendes Beispiel aufgestellt, dann mochte man hoffen, werde auch das Serbentum sich nicht halten können, dann nahte der Augenblick, wo es auch für Österreich heißen werde: Innen Slawen und außen Slawen! Schon längst begegnet sich auf der Balkanhalbinsel das österreichische Interesse und das russische, das letztere angreifend, das erstere abwehrend; daß Österreich auf dem Berliner Kongreß kraft europäischen Mandates Bosnien in Administration genommen und thatsächlich festen Fuß auf der Balkanhalbinsel gefaßt, ändert an dem besagten Verhältnisse nichts. Österreichs Waffe ist die schönere, es ist die Verbreitung von Bildung und Kultur, die Entwicklung von Handel und Gewerbe unter den Balkanchristen, die Förderung ihres Wohlstandes, ihre Erziehung zu wahrem Patriotismus und Fortschritt. Von solchen Bestrebungen will Rußland nichts wissen; daselbe fördert einen krankhaften Nationalitätskultus, Fremdenhaß und politische Begehrlichkeit; das Herbeiführen von Zuständen, welche für seine bewaffneten Interventionen den Vorwand gaben, ist ihm seit einem halben Jahrhundert zur Erhaltung und Hebung seines Einflusses notwendig erschienen. Wie Österreichs Mission auf der Balkanhalbinsel eine friedliche, so ist diejenige Rußlands eine kriegerische; die das Interesse ihres Volks im Auge habenden, für Frieden und staatliche Ordnung eintretenden südslawischen Fürsten haben sich immer der Mißgunst Rußlands zu erwehren gehabt. Zu diesen Fürsten gehört auch König Milan. Mag derselbe wegen seines neuesten Auftretens noch soviel Tadel verdienen, so ist er doch derjenige serbische Herrscher, welcher zuerst offen seine Zustimmung zu einer außerrussischen Politik, nämlich der zentralen europäischen Friedenspolitik, zu erklären gewagt hat. Ohne Rußland war auch hier gegen Rußland, und da Rußlands keinen nationalen Fortschritt in Serbien duldende Bevormundung sich in Kistice verkörperte, so fiel mit ihr auch dieser russische Staatsmann. Die Quieszierung Kistices kam den freundschaftlichen Verhältnissen zu Österreich und namentlich der bosnischen Administration zugute; aber der besagte Staatsmann sitzt im Kreise anderer Unzufriedenen in Belgrad, eines andern Windes wartend; der König kann, in eine Zwangslage versetzt, ihn in die Regierung zurückberufen. Ein solches Ereignis würde für Österreich Erneuerung der Wühlerei unter den Bosniern bedeuten, es würde dadurch die Frucht jahrelanger, mit Fleiß und Geschick betriebener Arbeiten zur allmählichen Gewöhnung der Bosnier an staat-

liche Ordnung, an Achtung vor dem Gesetz in Frage gestellt werden. Man kann danach begreiflich finden, daß, wenn Österreich den König Milan zu dem Kriege, mittels dessen er seinen Thron zu festigen dachte, einmal entschlossen sah, es Bedenken fand, ihm entgegenzutreten, um ihn sich nicht zu entfremden und dem unliebhamen Ristic in die Arme zu treiben.

Aus ganz anderen Gründen ließ sich von Rußland kein Einschreiten gegen den serbischen Kriegsplan erwarten. In Petersburg waren Fürst Alexander und König Milan, der eine wie der andere, unliebame Personen, da sich in ihnen das antirussische — hier bulgarische und dort serbische — Slaventum, der Widerstand gegen das russische Herrschgelißt auf der Balkanhalbinsel, verkörpert darstellte. Sie waren ein Übel, das die russische Politik vor der Hand nicht beseitigen, aber doch verringern konnte, und dazu, meinte man, würde der Krieg dienlich sein. Siegte, wie man in Petersburg wohl erwartete, König Milan, so ließ sich gegen den „unsfähigen und undankbaren“, schon aus der russischen Armee gestoßenen Alexander eine neue Agitation ins Werk setzen, der vielleicht seine Absetzung und Verjagung gegliückt wäre. Siegte Alexander, so war Ristic zur Hand, um mit seinen Genossen dem „unslawischen Vasallen Österreichs,“ dem König Milan ein Bein zu stellen. In dem einen Falle wie in dem andern eröffnete sich für Rußland wieder eine Möglichkeit, seinen Pensionär Peter Karadjordjewic mit einem Throne zu versorgen, und Peters gehorsamster Schwiegervater erklärte auch gegenüber den Siegen des Fürsten Alexander, daß er dabei nicht ruhig bleiben könne und sich Serbiens (nicht des König Milan) annehmen müsse. Als Fürst von Bulgarien aber ebensowohl wie als König von Serbien bedeutet Peter Karadjordjewic nichts anderes als den Krieg mit dem Nachbarlande zu jeder Zeit, wo das Bedürfnis der russischen Politik denselben erheischen mag. Die Deklamationen in der russischen Presse gegen den serbischen Friedensbruch hatten demnach einen lediglich platonischen Wert und konnten Milan nicht aufhalten, wenn auch die Drohung, man werde ihn trotz des Schutzes Österreichs, auf den er sich verlasse, zur Wiederherausgabe seiner Eroberungen nötigen, ohne Zweifel ernst gemeint war.

Dagegen müssen wir die Mission Rhevenhüllers, ob derselbe, wie nachträglich versichert wurde, seine Instruktion mißverständlich überschritten oder nicht, als einen Akt rechtzeitiger politischer Einsicht bezeichnen. Wohl lag darin für den Augenblick eine Ungerechtigkeit gegen den Sieger, doch dürfte sich auch Fürst Alexander bereits damit ausgeföhnt haben. Seine Leistungsfähigkeit hatte er vor seinem Volke und der gesamten zivilisierten Welt bewiesen, und ein anderer Nutzen würde sich weder für ihn ergeben haben noch für seinen Gegner, im Fall dieser siegreich gewesen wäre. Es war demnach gut, daß der Krieg zu Ende kam, in welchem sich die Parteien wie Gladiatoren für die Unterhaltung anderer zerfleischten. Österreich hat sicher keine Abneigung gegen Alexander ebensowenig wie gegen ein freies und starkes Bulgarien; einer der ersten Kenner jugoslawischer politischer Verhältnisse, der österreichische Finanzminister Kalla y, hat noch vor kurzem in offener Rede sich für die Vereinigung der bulgarischen

Länder auf beiden Seiten des Hämus ausgesprochen — aber ein Vordringen Alexanders in das Herz des Königreichs Serbien würde einer vielleicht erfolgreichen Wühlerei Peters das Thor geöffnet haben, und daß dieser nicht den Konak von Belgrad beziehe, ist ebenso gut ein bulgarisches wie ein österreichisches Interesse. Ja, Rußland ausgenommen, ist dem gesamten Europa daran gelegen, daß die jungen Throne der Balkanhalbinsel nicht mehr wie seither periodischen Katastrophen erliegen, daß sie hinfort den ihnen zu ihrem Schaden bis jetzt anhaftenden Charakter des Unstäten verlieren. Die Bedeutung des durch Khevenhüller erlangten österreichischen Erfolges läßt sich am besten an den russischen Blättern abmessen, welche, anstatt über das Aufhören des von ihnen so phrasenreich beklagten Bruderkrieges sich zu freuen, ihrem Mißmut in den heftigsten Artikeln wieder die friedensstiftende Großmacht Luft machten.

Über dem Kriege war die ostrumelische Angelegenheit in den Hintergrund getreten, auch hatte die Erklärung des Fürsten Alexander, daß er sich der Autorität des Sultans unterwerfe, die Erledigung in ebenere diplomatische Bahnen gelenkt. Bei den Verhandlungen im Räte der Mächte war außer Rußland hauptsächlich England hervorgetreten. Wir haben früher gesehen, daß Rußland, von plötzlicher Schwärmerei für den Berliner Vertrag ergriffen, auf Grund desselben die vollständige Wiederherstellung des status quo ante, d. h. die Rückgängigmachung der ostrumelischen Union verlangt hatte. Dieser Maßregel, zu deren Ergreifen Einhelligkeit der Mächte erforderlich war, widersetzte sich England und machte sie dadurch unmöglich. Frankreich, wenn auch wie Deutschland wenig in der Angelegenheit hervortretend, hielt sich zu England, während die beiden deutschen Höfe und Italien sich mit Rußland auf den Boden des Traktats stellten. Da aber den sämtlichen Mächten bekannt war, daß Rußland selber gegen den Preis der Abjehung Alexanders für die Union hatte eintreten wollen, und daß bei ihm die Vertragstreue nur als pis aller aufgefeimt war, so ließ sich von vornherein eine besondere Wärme bei ihnen für diesen korrekten Standpunkt nicht erwarten. Was Rußland anbetrifft, so verleugnete es so sehr seine Überzeugungen von 1877, sein für Christentum und Humanität vergossenes Blut, daß es gern zur Rückgängigmachung der Union in das christliche Ostrumelien eine muselmanische Soldateska einmarschieren gesehen hätte; die Pforte aber lehnte die ihr zugemutete, wenn auch nicht militärisch, doch sicher politisch gefährliche Aktion ab, wahrscheinlich dem Räte Englands folgend, welches ihr klar machte, daß für sie unter keinen Umständen ein Gewinn aus dem Unternehmen zu erwarten sei. Überhaupt machte sich in dem Benehmen der Pforte eine große Unentschlossenheit bemerklich, die sich allerdings aus den in dem letzten Kriege gemachten Erfahrungen wohl erklärte. Geräuschvoll wurden von ihr Truppenmassen zusammengezogen, um dann Gewehr am Fuß still zu stehen — vielleicht wartend, ob etwa in Makedonien oder Thessalien das Immediatgebiet angegriffen würde. Nicht nur daß die innern Vorgänge in den beiden Bulgarien sie nicht bewegten, ließ sie sich auch durch den äußern Angriff auf ihr mittelbares Staatsgebiet, den serbisch-bulgarischen Krieg, nicht einmal zu

einer Demonstration gegen Serbien aufstacheln, obwohl Fürst Alexander sie als Vasall um Beistand angegangen. Wenn sie, von der unaufhörlichen russischen Wählerarbeit sich in ihrem Fortbestand bedroht fühlend, in der ostrumelischen Angelegenheit von Anfang an auf seiten Alexanders gestanden hätte, und die Unterwürfigkeitserklärung des letzteren nur ein abgekartetes Spiel gewesen wäre, um ihr zur Ablehnung der russischen Zumutungen einen Vorwand zu schaffen, hätte sie kaum anders handeln können. Sie ernannte Kommissarien zur Erfassung der wahren Volksstimmung in Ostrumelien, berief sie aber gleich nach ihrem Eintreffen in der Landeshauptstadt nach Konstantinopel zurück; sie ernannte sogar einen interimistischen Generalgouverneur für die Provinz, ließ ihn aber gar nicht nach seinem Bestimmungsort abreisen. Andererseits durfte, wie wir gesehen, Fürst Alexander ungehindert die ostrumelischen Truppen gegen die Serben führen und wurde um thatächliche Beweise seiner schriftlich ausgesprochenen Unterwerfung keineswegs angegangen. Auch der Anspruch, als souveräne Macht in den serbisch-bulgarischen Friedensverhandlungen für das Fürstentum einzutreten, dürfte sie auf den Widerspruch Alexanders fallen lassen, wenn auch ihre Beteiligung nur ein formaler Akt sein würde, da der Frieden mehr den Willen Europas als der zunächst Beteiligten zum Ausdruck zu bringen haben wird. Es wird versichert, daß der Divan sich bereits ernstlich mit dem völligen Freigeben des durch Ostrumelien vergrößerten Fürstentums Bulgariens beschäftigte und daß keine Abneigung gegen einen Verzicht auf die unfruchtbare Souveränität bestehe, falls Bulgarien den diese Provinz betreffenden Teil der türkischen Staatsschuld übernehme. Allerdings würde ein den Schutz des Völkerrechts genießender und unter die Verpflichtung dieses tretender, das russische Gebiet von demjenigen der Pforte trennender christlicher Staat für letztere mehr Sicherheit bieten als ein Vasallenland, welches Rußland bei abermaligem Kriege als türkische Provinz behandeln und wider seinen Souverän ausnutzen würde, ohne daß letzterer wagen könnte es auch nur gegen den Feind zu besetzen. Gegen einen solchen Plan war freilich von einer Seite der heftigste Widerstand zu erwarten, nämlich von derjenigen Rußlands, weil demselben damit die Möglichkeit schwände, die Pforte unter günstigen äußeren Umständen zur Abtretung des begehrenswerten Landes zu zwingen und sich in dieser Weise einen wohl der Approbation Europas unterliegenden, aber in solchen Händen sehr bedeutamen Besitztitel zu schaffen.

Deutschland hat binnen dreier Lustren dem europäischen Orient zwei hervorragende Männer gegeben, den König Karl von Rumänien und den Battenberger. Ersterer hat längere Zeit bedurft, um bei der in seinem Lande bestehenden Verbildung und eingewurzelten Verderbnis zur Geltung zu kommen; die Versicherung, daß in Rumänien für Redlichkeit jedes Verständnis fehlte und demnach der Hohenzoller bald seines Vorgängers Schicksal teilen werde, gehörte lange Jahre hindurch zu den stehenden Artikeln der Journale. König Karl weiß, von wo ihm die meisten Steine in den Weg geworfen worden sind; nichts destoweniger ist Rumänien vor unserer aller Augen ein ganz anderes Land geworden. Auch orakelt jetzt niemand mehr. Fürst Alexander fand wohl barbarischere, aber auch einfachere

Verhältnisse vor; es gelang ihm viel rascher sein Volk zu überzeugen, daß er sein Bestes und nur sein Bestes wolle. Das bulgarische Volk zeigte sich lenksam, die einzige Schwierigkeit bestand in der russischen Beteiligung an der zivilisatorischen Arbeit. Doch hat das Volk bei aller Anerkennung von Rußlands Verdienst um seine Befreiung den Unterschied zwischen den Bestrebungen seines Fürsten und denen Rußlands mit richtigem Takt ausfindig gemacht und demgemäß seine Wahl getroffen. In den Konflikten zwischen beiden stand es einmütig auf der Seite des Fürsten. Wir haben die wichtigsten dieser Konflikte im Verlauf unserer Auseinandersetzung namhaft gemacht; zu erwähnen bleibt noch die Bemühung Rußlands, zuerst nach Abberufung der russischen Offiziere in Bulgarien und dann bei Gelegenheit des Besuchs der Pfortenkommissäre in Ostrumelien, als beide Male Gerüchte eines drohenden Türkenkrieges die Gemüter beschäftigten, das Volk durch Agenten zu Kundgebungen gegen den Fürsten und für den Zaren zu bewegen, Bemühungen, welche beide Male vollkommen fehlschlügen. Jeder der Erfolge Alexanders ist eine Niederlage der russischen Politik gewesen, und leider müssen wir aus diesem Grunde befürchten, daß die bewährte Charakterfestigkeit und Pflichttreue des Fürsten noch fernere schwere Proben zu bestehen haben wird. Rußland genießt nicht des Rufes der Versöhnlichkeit in politischen Dingen, und es wird dem Fürsten wenig nützen, daß er in den angeführten gegen Rußlands Wünsche und Erwartungen ausgefallenen Geschehnissen nie die Initiative ergriffen, nie bei der Abwehr eine thätige und somit verletzende Rolle gespielt. Allerdings hat Rußland einen Schritt zurückthun müssen. Die Begeisterung über Alexanders Kriegserfolge hatte, wie Deutschland, England und Frankreich, so auch Rußland ergriffen, und der einflußreiche Publizist Askakoff schleuderte in einem Artikel seines Rus gegen die Petersburger Regierung die Anklage einer „Politik erbitterten Impotenz, welche Rußland vor ganz Europa prostituiert habe.“ Ohne Zweifel drückte er damit die Ansicht der gebildeten Kreise seiner Nation aus. Es kam dazu die öffentliche Meinung der gesamten zivilisierten Welt betreffs der Liebe des Bulgarenvolkes zu seinem Herrscher und dessen im Kriege wie im Frieden erprobte Tüchtigkeit; dies alles bestimmte wohl die russische Politik, den Widerspruch gegen die Vereinigung von Bulgarien und Ostrumelien unter Alexander, soweit dafür eine in den Rahmen des Berliner Vertrages passende Form gefunden werden könne, fallen zu lassen, so daß man der Genehmigung der Neugestaltung seitens sämtlicher Großmächte entgegensehen zu können glaubte. Wenn man aber die Hoffnung hegte, der Kaiser werde auch betreffs der Person seines Vetteres mildere Saiten aufziehen, so sah man sich bald getäuscht. Der Kaiser sprach sich zwar belobigend über die bulgarische Kriegstüchtigkeit aus, aber er vindizierte das gesamte Verdienst den in bulgarischen Diensten gewesenen russischen Militärpersonen, deren vorzügliche Instruktion den Bulgaren zu gute gekommen, ohne des Fürsten zu gedenken. Eher als ein Entgegenkommen gegen den Fürsten ist in jenem Lobe ein abermaliger Versuch zu erkennen, seine Wirksamkeit herabzusetzen, als ob der Ruhm lediglich der

Truppe, nicht auch dem Führer gebühre. Die Bulgaren selber wissen, daß ihre Siege erst mit dem persönlichen Eingreifen des Fürsten begannen.

Nicht geringe Bedenken macht daneben noch rege, daß Rußland fortfährt, für sich besondere Vorrechte in Bulgarien in Anspruch zu nehmen, weil dasselbe innerhalb seiner Machtphäre liege. Welcher Art diese Vorrechte, erfahren wir nicht; will es vielleicht nach eigenem Gutdünken Truppen in das Land schicken können, wie im Jahre Jahre 1848 nach Bukarest, als die wallachischen Patrioten den Beistand des Sultans gegen den russischen „Schuß“ angerufen hatten? Es ist schwer zu sagen, welche Rechte sich überhaupt durch die „Machtphäre“ begründen lassen. Serbien, dessen wichtigste Grenzen an Österreich stoßen, von dessen auswärtigem Handel 85 Prozent nach Österreich gehen, welches durch Österreich von aller Berührung mit den tonangebenden Ländern Europas abgeschnitten werden kann, liegt unzweifelhaft in der Machtphäre Österreichs; gleichwohl haben wir nie gehört, daß dieses dem kleinen Nachbar etwas anderes zugemutet, als sich nicht zum Herde von Intriguen gegen österreichische Staatsinteressen zu machen. Bulgarien hat keine Grenzverbindung mit Rußland, und sein Handel dahin kann, da beide Länder die gleichen Produkte auf den Weltmarkt senden, immer nur ein unbedeutender, von zufälligen persönlichen Beziehungen abhängiger sein. Man muß dem Begriff der Machtphäre eine recht weite Bedeutung geben, um Bulgarien Rußland gegenüber hineinzubringen. Dennoch geben wir gern zu, daß, wie Serbien gegen Österreich, so Bulgarien gegen Rußland gerichtete Wühlereien nicht auf seinem Territorium dulden darf. Ein Mehr ist unzulässig. Der Wunsch ein Land zu besitzen und die Überzeugung, daß sich von demselben aus die reichste politische Erbschaft am leichtesten werde erreichen lassen, giebt ebensowenig wie Stamm- und Konfessionsverwandtschaft ein Recht. Was wir wollen, ist das Recht freier Entwicklung für die Bulgaren wie für die Serben, und wir hoffen, es werde der auf die öffentliche Meinung von ganz Europa sich stützenden Diplomatie gelingen, den Ausspruch Rußlands, es habe seinen letzten orientalischen Krieg nur für Christentum und Humanität unternommen, zur vollkommenen Wahrheit zu machen.



Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Herminie von Hillern.

(Fortsetzung.)

Als nun Lamey zum Minister ernannt wurde, da zog ein nicht endenwollender Jubel durchs ganze Land, ein Jubel, in welchen auch seine Freunde, zu denen meine Eltern zählten, einstimmten. Kurze Zeit nach seiner Ernennung kam Lamey, dessen Haus und Familie noch in Freiburg waren, in diese Stadt, bei Gelegenheit eines Sängerfestes, und meine Mutter beschreibt seinen

damaligen Aufenthalt in folgendem Brief: „Unser Sängerefest war brillant, und Lameys Aufenthalt traf in der schönsten Weise damit zusammen. — Am Samstag kam er an.

Vor seinem Hause hatte ihm die Stadt eine Ehrenpforte gebaut, am Balkon hing ein Transparent mit einem Distichon, und abends brachten ihm die hiesigen Singvereine ein Fackelständchen, und der Oberbürgermeister hielt eine Rede an das Volk, worin er Lamey die Huldigung der Stadt Freiburg darbrachte.

Neunmaliges, sage, neunmaliges Hoch donnerte die ganze Straße entlang, die gedrängt voll Menschen stand. Am Sonntag zogen vormittags die Sänger ein, und nachmittags trank Lamey bei uns den Kaffee. Er ist ganz der Alte. Aber in seinem häßlichen und doch so geistig schönen Gesicht sieht man die Spuren der innern Kämpfe eines Mannes, der entschlossen ist, sein Alles an seine Überzeugung zu setzen, der aber auch für seine Überzeugung alles gewinnen will. — Nun, er hat es gewonnen, und seine ruhige, fast stoische Siegesgewißheit zeigt ihn wieder ganz als den überlegenen, sicheren Mann, der mir immer so imponierte.

Lamey hat unter seiner scheinbar gleichgültigen Außenseite und körperlichen Faulheit gewaltige zündende Elemente und jenen edeln Ehrgeiz, der nicht nach persönlicher Befriedigung strebt — sondern mit aller Kraft eine große Sache fördern und mit dieser steigen oder fallen will. Seine Mitteilungen waren äußerst interessant. Die Proklamation, die in ganz Europa Aufsehen gemacht hat, ist im wesentlichen und ganzen vom Großherzog selbst verfaßt. Er hält den Großherzog für einen edeln, jeder großen Idee zugänglichen Mann. Den Abschluß des Konkordates hält er für einen unüberlegten Akt zu großer Opferfähigkeit, wie auch seine Umkehr und Lameys Ernennung zum Minister ein Opfer ist, das er freiwillig aus gutem Herzen seinem Volke gebracht. So sei er auch mit aufrichtiger Sympathie für Preußen — wahrhaft für die deutsche Einheit erglüht und bereit, hierin jedes Opfer zu bringen.¹⁾

Im persönlichen Verkehr sei er verschlossen, aber artig und einer freien Sprache nicht ungnädig. Lamey selbst findet sich als Stoiker in das komplizierte und zeitraubende Zeremoniell des Hofes. — — — — —

Am letzten Abend seines Hierseins bekam er ein Studentenständchen mit Fackelzug und da hielt er vom Balkon herunter eine prachtvolle Rede, worin er die Studenten ermahnte, die Hoffnung des Vaterlandes, die mit auf ihnen ruhe, zu erfüllen und versprach die Bestrebungen der akademischen Jugend in Jahren nach Verdienst zu lohnen u. s. w. — — — — —

Das sind die wenigen Momente größerer, geistiger und seelischer Erregungen, im übrigen schickten jene ersten Jahre bis zum Jahre 64 nichts Bemerkenswertes, als was das Leben jeder Privatperson bietet: Haushaltungsforgen und Dienstenbenerger, geselligen Verkehr, jedes Jahr einen kurzen Aufenthalt in Berlin bei ihrer Mutter, nach welchem es Wilhelmine von Hillern doppelt schwer wird, sich

¹⁾ Ann. d. S. Wie richtig hat sich dies Urteil im Jahre 70 bewährt!

wieder an das Leben in der kleinen Stadt zu gewöhnen, hin und wieder einen Besuch aus der Heimat, z. B. Prinz Georg von Preußen, Sydow, Felix Dahn, selten eine Erscheinung aus der Kunstwelt, wie z. B. der Violinvirtuose Bazzini, von dem wir hören, daß er ein eben so großer Künstler als liebenswürdiger und edler Mensch gewesen sei. Im übrigen aber ist jene Zeit hauptsächlich mit Arbeit ausgefüllt.

Als das Buch „Doppelleben“ fertig ist, wird es Freytag zur Beurteilung geschickt, der sich sehr günstig darüber ausdrückt: „Es sei eine beachtenswerte Leistung — in vielen Momenten großartig, wenn auch nicht immer schön!“ Ferner, Wilhelmine von Hillern sei „eine pathetische Natur.“ Ihr Talent sei „gehaltvolles, schwerflüssiges Metall, das aber erst durch längere Lebensglut zum Schmelzen kommen werde“ u. s. w. Das Buch wird nun noch einmal gründlich überarbeitet.

„Diese unselige Idee ist stärker als ich. Sie muß ihr Recht behaupten, und ich muß über mich ergehen lassen, was sie bringt,“ schreibt Wilhelmine von Hillern im Jahre 62 an ihre Mutter. Eine ganz interessante Erklärung ihrer Idee finden wir in demselben Briefe. — — — — —

„Ebenso sprichst du wieder immer vom Sieg des Bösen über das Gute, oder umgekehrt. Wie oft muß ich es denn wiederholen, daß es sich in meinem Buche nicht um den verbrauchten Gegensatz zwischen „Gut und Böse,“ nicht um einen schlechten und einen guten Heinrich handelt, sondern um den Dualismus zwischen Geist und Sinnlichkeit als die Ursache des ersteren, und folglich nur um einen sinnlichen und einen geistigen Heinrich, die beide gleich „gut“ und gleich „schlecht“ sind. — Wie aber kann ich das anschaulich machen ohne das Symbol der persönlichen Teilung. Du mußt so gut sein und Freytags Gleichnis mit dem weißen Lichtstrahl noch einmal lesen, dann wirst du die Antwort, die ich ihm darauf gab, verstehen: „des Symbols der persönlichen Teilung bediente ich mich nur als des Werkzeuges (prismatischen Glases) zur Foliierung der verschiedenen Farben des Sonnenstrahles. Diese Brechung hält allerdings lange an, aber am Schlusse fließen ja die Farben ineinander, und die Einheit des weißen Lichtes ist hergestellt.“ —

Ein kurzer Besuch in Straßburg mit Betrachtung seines Münsters giebt Veranlassung, sich mehr und mehr in die Erhabenheit der Gotik zu vertiefen, die sie teilweise schon an dem herrlichen Münster Freiburgs studiert und deren überwältigende Großartigkeit sie empfunden hatte. In einer Beschreibung jener Partie nach Straßburg lesen wir:

„Es ist etwas unbeschreiblich Erhebendes um solch ein Riesenwerk von Menschenhand. Man fühlt sich geschmeichelt, daß man auch zu der Gattung gehört, die so großes vollbringt; man ist stolz um seines Menschseins willen! Es ist ja nicht das Kolossale, was so imponiert, eine ägyptische Pyramide ist auch kolossal und wird kein Auge entzücken, durch ihren Anblick keine Brust weiten. Es ist das künstlerische Gesetz, das Ebenmaß, das die rohe Steinmasse zur harmonischen Form gestaltet: der Sieg des ordnenden Gedankens über die ungefüge Materie.“ —

Der weitere Inhalt dieses Briefes erinnert mich an eine Thatsache, die ich in dem Bestreben, möglichst interessantes zu bringen, ganz vergessen hatte, die aber für mich doch von großem Interesse ist, da ich ohne ihr Bestehen heute nicht diese Zeilen schriebe. Ich habe allerdings den Leser in die seltsame Täuschung gewiegt, als habe ich überhaupt von Anbeginn an existiert, und es würde mich durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn einer meiner Leser in der Zerstretheit sich zu der irrigen Ansicht veranlaßt fühlte, als sei ich eigentlich vor meiner Mutter auf der Welt gewesen, eine Annahme, die mir, so wenig ich sonst zur Eitelkeit neige, doch in sofern sehr unangenehm wäre, als sie mir die Berechtigung abspräche für eine Menge hübscher und angenehmer Dinge, die ich noch im Leben zu erreichen hoffe und deren Erlangung ein Vorrecht der Jugend ist. Ich muß also hier eilends berichten, daß im Laufe der Jahre nach und nach drei Mädchen angelangt waren, deren eines die Schreiberin dieser Blätter ist. Daß unsere Existenz, obgleich wir nach Aussage von Vater, Mutter und Großeltern natürlich höchst merkwürdige und einzig dastehende Exemplare der menschlichen Rasse waren, doch für meine Eltern und besonders für die geistige Arbeit meiner Mutter mancherlei Störungen und viele Sorgen mit sich brachte, läßt sich denken, besonders, da meine ängstliche und gewissenhafte Mutter nicht nur unsere Pflege und Erziehung allein übernahm, sondern auch jedes Kleidchen selbst für uns nähte und Stunden und Tage an der Nähmaschine zubachte. So hat Wilhelmine von Hillern ihr ganzes Leben hindurch nicht nur ihre häuslichen und Mutterpflichten getreu in des Wortes strengstem Sinne erfüllt, sie hat es auch verstanden, in der nüchternen Alltagsarbeit des gewöhnlichen Lebens sich die Objektivität für ihr geistiges Schaffen zu sammeln, — sich in der Geistesarbeit die Frische zu wahren, die sie auch dem Kleinlichsten und Alltäglichsten einen gewissen Reiz abgewinnen ließ. —

Eine der freudigsten Überraschungen und große geistige Anregung brachte ein Besuch Gustav Freytags bei der eng mit Wilhelmine von Hillern befreundeten Familie des durch sein Lehrbuch der Physiologie in wissenschaftlichen Kreisen bekannten Professors Funke, der im gleichen Hause mit ihr wohnte. Von der großen Pietät und Verehrung, mit der der geistvolle Dichter bei Wilhelmine von Hillern aufgenommen wurde, geben mehrere Briefe Zeugnis, die alle das Ereignis in jugendlich überschwenglicher Weise besprechen. Einmal vernehmen wir folgendes, in seiner Kürze doch höchst inhaltreiche Wort:

„Freytag ist wirklich eine Art von Engel. So was Liebenswürdigen habe ich nie gesehen.“

In einem andern Briefe wird der Begegnung nur flüchtig und ziemlich kurz erwähnt:

„Ich kann heute darum nicht schreiben, weil ich diese Nacht bis 2 Uhr auf war und zwar bei Funkes mit Freytag — der von Karlsruhe herauf fuhr, um uns und insbesondere mich, wie er an Treitschke schrieb, zu sehen. Er kam morgens mit dem 11 Uhr-Zug an und ging heute mit dem Schnellzug 10 Uhr wieder ab. — Er war entzückend lebenswürdig. Er sprach auch eingehend über mein Buch

mit mir und zwar mit großer Anerkennung. Mit meinen Änderungen ist er außerordentlich zufrieden. „Sehr viel besser,“ sagte er. Sein Urteil, über seine „verlorene Handschrift“ ist großartig objektiv. Er hat sich nicht nur über deren Mängel ausgesprochen, sondern mich vor der Nachahmung derselben gewarnt!“ —

Ausführlicher ist ein anderer Brief, der auch noch von einem anderen Manne berichtet, welcher zu den edelsten Erscheinungen der deutschen Nation gehört: Heinrich von Treitschke. — Der Bericht über Freitag beginnt: „Eine wahre Freude ist das heitere, einfache und zufriedene Gemüt des Mannes! Da ist keine Spur von dem verzehrenden Ehrgeiz, von dem unerquicklichen Selbstgefühl vieler Literaten. Er schlürft sein Gläschen Wein mit dem Behagen eines Lebemanns und sucht sich gemächlich ein Plätzchen aus, auf welchem er in Ohnmacht fallen kann, wenn er hört, daß der Wein nur 80 Pfennig die Flasche kommt. — Dabei sagt er wehmütig:

„Kinder, Ihr habt's gut! Ich möchte auch bei Euch leben — aber es geht nicht, bei Euch ginge mein bißchen Bescheidenheit flöten! Ihr verzieht mich zu arg!

Ihr müßt mich schlechter behandeln, sonst komme ich ganz entmenscht vor Eitelkeit nachhause!“

Dabei ist er Apfel und knackt sich Haselnüsse auf; mit einem Genuß, als wäre er noch 8 Jahre alt. Wenn ich hustete, legte er seine volle, weiche Hand auf die meine und sah mich besorgt an: „Ich empfehle Ihrer ärztlichen Obhut diese liebe Freundin,“ sagte er zu Funke. „Sorgen Sie mir dafür, daß sie nicht mehr hustet.“ — Mit besonderer Vorliebe sprach er sich über die — Schweine aus, die er kluge und anhängliche Tiere nennt, und erzählt von einem „Schöß-Schweinchen,“ welches seine Frau besessen, mit so vieler Anmut, als improvisierte er eine Idylle! —

Etwas, worauf er sich viel zugute thut, ist, daß er seinem Hund, oder besser, seiner Frau ihrem Hund täglich das Fressen selber richtet, obgleich ihn der scheußliche Binscher mit schüdem Undank lohut. Als ich ihm sagte, daß mich sein schwarzer Tract aus der Fassung gebracht habe, gestand er, daß er nur noch einen Rock besitze, welcher nicht mehr recht zugeht — und da aber auch seine Weste nicht mehr ganz präsentabel sei, so habe er doch für den ersten Augenblick keinen so schäßigen Eindruck machen wollen. —

Ein erhabener Moment war es, als ich ihm sagte, daß ich ihn schon vor 19 Jahren bei dir zu Tisch gesehen hätte: er faltete mit mitleidigem Entsetzen die Hände und sagte: „Ach lieber Gott, das Wurm waren Sie?“ — Wir schüttelten uns vor Lachen! — Du seist sehr liebenswürdig gewesen, aber er sei an jenem Tage verstimmt gewesen, weil er einen Zorn auf Künstler gehabt hätte, der seinen Kunz von der Rosen nicht gegeben und ihn so da haut en das behandelt habe, — erzählte er. —

Ernst habe ich ihn nur gesehen, als er mit mir allein war und über mein Talent und dessen Richtung sprach; da war er der strenge, gewissenhafte Lehr-

meister, dem seine Schülerin am Herzen liegt, und jedes Wort hatte Bedeutung und wurde mit Überlegung gesprochen. — Den Inhalt dieses Briefes schrieb ich euch schon. Es bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß er mir am Schluß derselben sagte:

„Sie werden Bedeutung und Anerkennung gewinnen, — aber Sie haben es schwerer als andere, die nicht so begabt sind wie Sie. Um eine so große Kraft zu bilden, bedarf es ganz anderer Anstrengungen und anderen Fleißes, als ihn das kleine Eintagstalent bedarf, das leicht ein leichtes, aber gefälliges künstlerisches Ganze zu Tage fördert und von der Masse verstanden wird. Erst wenn Sie lernen, Ihre großartigen Ideen in ein populäres Gewand zu kleiden und das Leben, wie es sich dem Blicke jedes Unbefangenen zeigt, darzustellen, garantiere ich den Erfolg! —

Hierzu aber werden Sie erst durch redliches Mühen gelangen, Ihre große, leidenschaftliche Natur wird sich immer nach den höchsten Konfisten und der stolzesten Form hindrängen. — Sie werden erst nach dem ersten Sturm und Drang dahinkommen, wo kleinere Naturen beginnen — zur Einfachheit! —“

Dies ist so ungefähr der Inhalt seiner Rede und stimmt vollkommen zu dem, was Vater mir auch schon sagte. Ich verzweifle auch keineswegs daran, das zu erreichen, was er sagte, und mein nächster Stoff soll nach dieser Richtung zielen. —

Eine andere interessante Erscheinung, von der ich euch schon lange erzählen wollte, ist: Heinrich von Treitschke. Ich weiß nicht, ob Vater etwas von seinen Antezedenzen kennt, deshalb will ich vorausschicken, daß er Professor der Geschichte in Leipzig war, wo er bereits hundert Zuhörer hatte. Er wurde hierher berufen, um (was er auch redlich thut) die Stelle eines Agitators für Preußen zu spielen und gilt für das, was man hier einen „kleindeutschen Hund“ nennt.

Einer von seinen Gegnern war auch Hermann, bis er ihn persönlich kennen lernte. Aber Hermann ist eine zu noble und gute Natur, um sich absichtlich dem Eindruck eines großen und edeln Wesens zu entziehen, und so gewann ihn Treitschke gänzlich und ist jetzt ein Glied unseres Kreises geworden. Dieser junge, in jeder Hinsicht ungewöhnliche Mensch, von dem auch Freitag sagt, daß er das Zeug zu einem großen Manne habe, — ist eine hohe, schlanke Gestalt, mit einem dunkeln, schönen Puritanerkopf, feurigen und dabei gutmütigen, braunen Augen, hat die Manieren eines Weltmannes, eine glänzende Redegabe, eine herzliche Theilnahme, ein großartiges Verständnis für die Kunst — aber eines fehlt ihm, das Gehör! Er ist völlig taub. Nur ein starkes klangreiches Organ oder eine sehr langsame, scharfe Sprechweise kann durch ein Rohr, welches eine halbe Elle lang ist, zu seinem Ohr dringen. Viele Menschen versteht er absolut nie, und ein Ohr ist innerlich ganz zerstört. Das Wenige aber, was man ihm auf so mühsame Weise mitteilen kann, und was er sich auch noch durch Ohrenschmerzen erkauft, denn wenn er das Rohr lange gebraucht, thut es ihm weh; — das Wenige aber erfreut ihn so sehr, und er knüpft so reichen Stoff aus sich

selbst daran, daß er hundertfach zurückgiebt, was er empfängt und die Unterhaltung mit ihm ein wahrer Genuß ist. —

Als er neulich bei uns aß, erlebten wir indessen einen Spaß mit ihm, den er selbst herzlich belachte, obgleich er auch seine sehr wehmütige Seite hatte. — Er neigte sich auf dem Stuhl sitzend zu mir, weil ich ihm was ins Ohr sagen wollte. Diesen Augenblick benützte Charlotte, die sein Liebling ist, packte mit beiden Händen das Rohr, steckte ihr gauzes, dickes Köpfschen hinein und schrie aus Leibeskräften:

„Gemin hat der Pupp' 's Bei abbrosche!“ — Ein homerisches Gelächter von uns, Funke und Oberbürgermeister Fauler erhob sich; er selbst lachte mit. Als wir ihn fragten, ob er sie verstanden habe, sagte er:

„Nein, aber das freundliche Kinderstimmschen drang doch an mein Ohr,“ und dabei glänzte ihm etwas in den Augen, was ausfah wie eine Thräne. Das hat uns alle so gerührt. — Es entspann sich nun eine ausführliche Unterhaltung zwischen ihm und Charlotte, die jedoch trotz ihrer Bemühungen zu keinem besseren Resultat führte. Auch beging Charlotte einmal den Fehler in das Rohr zu schreien, als er es auf dem Schoße statt am Ohre hatte! Auf alle solche kleine Intermezzos geht er mit dem Humor großer Naturen ein, die es verstehen, auch ein Gebrechen anmutig und liebenswürdig zu gestalten.“ —

Im Jahre 65 erschien daun endlich „Doppelleben“ und hatte für ein Erstlingswerk einen ungewöhnlichen Erfolg, wurde auch von der Kritik freundlich aufgenommen. Aber schon beschäftigte ein anderes Problem zu einem neuen Werke den Geist Wilhelmine von Hillerns, ein Problem, welches sie im 17. Jahre ihres Lebens nach einem Gespräch mit Wilhelm Jordan, dem geistvollen Dichter der Nibelungen und des Demiurgos, gefaßt und ob der Schwierigkeit seiner Ausführung lange verschoben, aber mit der ihr eigenen Zähigkeit immer im Auge behalten hatte, bis sie Mittel und Wege fand, um es zum Ausdruck zu bringen. Dieser Gedanke war das Studiren der Frauen, und nun muß ich hier noch einmal auf einen Mann zurückkommen, den ich schon öfter erwähnte und den ich bei Gelegenheit dieses Buches eingehender behandeln will, denn er ist es, der es Wilhelmine von Hillern ermöglichte den Arzt der Seele zu schreiben. Professor Otto Funke war als Lehrer der Physiologie an der Universität Freiburg. Er und seine Frau bewohnten den untern Stock des gleichen Hauses wie wir, und dadurch bildete sich zwischen den einsamen, kinderlosen Leuten und der innerlich vereinsamten Frau eine Freundschaft, die nahezu durch 20 Jahre in allen Wechselfällen des Lebens gleich geblieben ist.

Funke war eine ganz genial angelegte Natur, er war zuhause in jeder Kunst — spielte meisterhaft Klavier, war durch und durch musikalisch, sein Zeichen- und Maltalent war bedeutender als das eines Dilettanten, und dabei dichtete er wunderhübsch, war ein gewaltiger und geistvoller Redner und trotz all' dieser künstlerischen Anlagen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft eine hervorragende Erscheinung. Dabei von großer Seelengüte, sprudelndem Humor und hinreißender Liebenswürdigkeit. Bei ihm fand Wilhelmine von Hillern

volles Verständniß für alle ihre geistigen und künstlerischen Interessen. Ob sie nun mit ihm Beethovensche Sonaten spielte oder sich in ein Gespräch über ein Thema der bildenden Kunst vertiefte, ob sie ihm und seiner Frau den Gedanken zu einem neuen Werk entwickelte — bei Funke wurde alles besprochen, und auf jedem Gebiet fand man geistiges Verständniß und warme, innige Teilnahme. Dabei waren sie beide von einer großartigen Aufopferung in der Freundschaft, mit der sie Wilhelmine von Hillern so manches Schwere erleichterten. Wo ein trübes Geschick ein Opfer verlangte, sei es bei der Krankheit eines Kindes, sei es in sonst einer schwierigen Lage — da waren Funke ohne Besinnen bereit es zu bringen. Ihre Freundschaft war ein ewig sprudelnder Quell unerföhplicher Güte. Sie ruhen nun auch schon lange unter der Erde, die guten Menschen, deren Haus uns eine zweite Heimat war, und lange nach ihrem Tode danke ich ihnen für alle ihre Liebe, mit der sie die fremden Kinder wie eigene behandelten, für all' die kleinen Anmerkungen, mit denen sie uns trösteten, wenn wir krank, erheiterten, wenn wir traurig waren, ja selbst für manche tüchtige Schelte, mit der sie unsere Unarten bestrafte.

Funke also war es, der Wilhelmine von Hillern bei der Gestaltung ihres Romans „Arzt der Seele“ insofern half, als sie ihm die naturwissenschaftliche Bildung verdankt, die sie haben mußte, um eine Gestalt wie die der Ernestine zu schaffen. Er war es, der ein vollständiges privatissimum der Physiologie für sie hielt und ihr zu gründlichen Kenntnissen in den Naturwissenschaften verhalf.

Die erste Form, in die das Problem gefaßt wurde, war seltsamerweise die dramatische. Vielleicht weil die dramatische Künstlerin in Wilhelmine von Hillern die Gestalt der Ernestine als künstlerische Aufgabe noch mehr interessierte als das Werk an sich. Bald jedoch sah Wilhelmine von Hillern ein, daß die breit angelegte Charakteristik, die Fülle von Reflexionen sich nicht für das Drama eignen würden, daß die Auseinandersetzung philosophischer und physiologischer Ideen entweder den dramatischen Wert abschwächen oder selbst darunter leiden müßten. Und seltsamerweise, sobald Wilhelmine von Hillern das Reffusgewand der dramatischen Form ausgezogen hatte, arbeitete sie mit immer größerer Freiheit und Leichtigkeit, und ein wahres Behagen erfüllte sie, als sie nun auf der breiten, freien Straße des Romans ungehemmt und ungebunden dahin schreiten konnte. Übrigens dauerten die Vorstudien zu diesem Werke über ein Jahr, und neben den physiologischen waren es philosophische Studien, denen Wilhelmine von Hillern mit großem Eifer oblag. Hier war es der große Geist Runo Fischers in Heidelberg, der Wilhelmine von Hillern besonders fesselte, und sie schreibt in jener Zeit an ihre Eltern:

„Ich habe nun ein Buch von Runo Fischer über Kant gelesen, das mich entzückte. Dieser Runo Fischer ist ein genialer Kopf und dabei ein Mensch voll Wärme! Das ist ein Genius, vor dem ich die Knie beuge. Ich gäbe ein Jahr meines Leben darinn, wenn ich mit diesem Mann in Relation treten könnte.“

Der Krieg von 66 mit seinen Wirren unterbrach leider ihre Arbeit, so daß das Buch erst im Jahre 69 erscheinen konnte.

Das Jahr 66 verfezte das ganze badische Land in große Aufregung, die entfesselte Zwietracht des Krieges brachte selbst in die Familien hinein Unfrieden. Die Freiburger, tren ihren frühern österreichischen Traditionen, erwarteten ihr Heil nur von Esterreich, zu ihnen gehörte auch mein Vater. Der Haß gegen Preußen war so tief und allgemein, daß man in jenen Tagen das Wort „lieber französisch als preußisch.“ auf den Straßen hören konnte und das Lied: „s'giebt nur ein' Kaiserstadt, s'giebt nur ein Wien, s'giebt nur ein Raubnest und das ist Berlin,“ in allen Tonarten gesungen und gepfiffen wurde. Ein kleines Häuflein nur gehörte der Hspartei der „Gothaer“ an und schloß sich in diesen trüben Tagen, wo die Preußenfreunde ihres Lebens nicht sicher waren, eng zusammen. Zu diesen gehörte meine Mutter, die von jeher das Wohl Deutschlands nur in einer preußischen Oberherrschaft erblickt hatte: dahin gehörte Frau von Gayling, die geniale Schwester des Ministers von Roggenbach, dann die Familie von Woringen-Schleiden, von Bodmann, die nachmaligen Schwiegereltern Treitschkes, die Professoren Schmidt, de Bary, von Mangold und vor allem Treitschke selbst.

Die Briefe vom Jahre 66 geben ein ganz interessantes Zeitbild, sie zeigen aber auch, mit welchen Gegnern die deutsche Einheit zu kämpfen hatte und wie vorsichtig man sein muß, jene schwer errungenen Verbrüderungen der deutschen Stämme nicht durch eine unkluge Handlung wieder zu dem Haß aufzureizen, wie er vor 20 Jahren, ja sogar noch bis zum Jahre 70 in den süddeutschen Ländern herrschte.

Aus dem Jahre 66 stammt auch eine Schilderung eines Charfreitagabends im Münster, die ich noch vor jenen Kriegsnachrichten bringen will, da ich mich bestrebe möglichst in chronologischer Ordnung zu Werke zu gehen. Jene Schilderung giebt einen deutlichen Beweis des langsamen, aber sichern Fortschrittes, den das Wesen des Katholizismus, ohne jedes absichtliche Zuthun, in ihrer Seele machte. Sie beschreibt jenen Charfreitag folgendermaßen:

„Ich war heute vier Stunden in der protestantischen Kirche, um das Abendmahl zu nehmen, und saß heute Abend noch zwei Stunden im Münster, um das erleuchtete Kreuz in der Emporkirche herunterkommen zu sehen, was unbeschreiblich erhaben ist! Denkt Euch, daß aus der hohen Kuppel, der Emporkirche, wenn es dunkel wird, unter Klagechören ein mannesgroßes Kreuz, von hunderten von kleinen Flammen zusammengesetzt, herabkommt. Nach und nach verstummen die Chöre, es wird immer dunkler in der Kirche, zauberhaft grenzen sich die riesigen Bogen von dem einen strahlenden Punkt ab, den sie für den Beschauer gleichsam einfassen, das Menschengewühl verschwindet unten im Dunkel, und hoch oben über dem Hochaltar schwebt frei in der Luft, still und strahlend das mächtige Kreuz.

Sonst kein Licht in dem ganzen ungeheuren Dom, geisterhaft ragen die dunkeln, ungeheuren Pfeiler empor, kein Laut verrät die betende Menge; es ist ein erhabenes Schauspiel, das man sehen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Was sich mir daran wieder für Gedanken knüpften, brande ich nicht erst zu wiederholen, ich habe es schon oft genug ausgesprochen. Ich bleibe dabei,

daß wir nicht gegen den Katholizismus aufkommen, so lange er mit solchen Waffen kämpft!“

Zu dieser friedlichen Charfreitagsbetrachtung bilden die leidenschaftlichen politischen Raisonnements einen eigenen Kontrast.

Die politischen Ereignisse, die denselben zu Grunde liegen, kann ich leider nicht im Detail angeben, da ich sie nicht kenne und mein politischer Verstand nicht ausreichend ist, sie mir nachträglich aus dem vorhandenen Material zu rekonstruieren. Gleich zu Anfang des Krieges heißt es: „Du hast keinen Begriff von der Parteileidenschaft, die hier wüthet und inmitten deren ich mit wenigen Ausnahmen isoliert stehe. Das streift allen Blütenstaub der Empfindung von der Seele, man wird bitter und freudlos und dreht sich wie ein Tier auf dürrer Haide immer im Kreis um denselben Gedanken. Ich muß es indessen Hermann zum Lobe nachsagen, daß er der Einzige ist, mit dem man doch wenigstens noch sprechen kann, die andern alle sind völlig wahnsinnig! Nun, es wird ja auch vorübergehen — gebe es nur Gott, ohne tiefer greifenden Schaden für unser ganzes engeres und weiteres Vaterland. Der arme, edle Treitschke hat seine Entlassung eingereicht, weil er es hier nicht mehr aushält. Neulich fand eine große Volksversammlung hier statt, wo ausgemacht war, wenn Treitschke spräche, so solle er von der Rednerbühne geworfen werden. Auch wollten sie ihm die Fenster einwerfen, so daß man Polizei aufstellen mußte. Die Aufregung im ganzen Lande ist so, daß die „Gothaer“ ihres Lebens nicht mehr sicher sind, und gegen den Hofrat Schmidt ist die ganze Universität aufgestanden“ und hat im oberrheinischen Courier erklärt, daß sie seine Gesinnungen verwürfe.

Es ist eine furchtbare Zeit, und man muß alle seine Kräfte zusammennehmen, um noch etwas zu arbeiten, was, seit der Krieg ausgebrochen, fast unmöglich ist. Die ganze Menschheit zusammen hat nicht so viel Köpfe, als dem Bismarck hier in Gedanken und Reden heruntergeschlagen werden — „Brudermörder“ u. s. w. sind die gelindesten Namen, die den Gothaern, Treitschke, Bluntschli, u. s. w. gegeben werden. In den Wirtschaftshäusern geht es zu wie in Ställen voll ungezügelter Pferde. Daß diese schmutzigen, hochgehenden Wogen auch in die Häuser hineinspritzen und die intimsten Freundschaften abkühlen, könnt Ihr Euch denken — und wäre ich nicht durch so viele Bande innigster Freundschaft und Dankbarkeit mit Funkes verknüpft, so wären diese und ich schon lange in alle vier Winde zerstreut. Da habt Ihr nun ein ergötzliches Bild meines hiesigen Lebens; laßt es Euch indessen nicht betrüben, ich bin doch ruhig und hoffe das Beste.“

Ein ausführliches politisches Glaubensbekenntnis bildet aber folgender Brief, der im Jahre 66 geschrieben und von meiner Mutter jetzt selbst als unreif belächelt, doch merkwürdig prophetisch erscheint. Jedenfalls hat es etwas, was einen eigentümlich berührt, wenn man sieht, wie sich die politischen Ereignisse im Kopfe einer Dichterin gestalten. Sicher kann man Wilhelmine von Hillern nicht den Vorwurf machen, daß sie über ihrem poetischen Schaffen gleichgültig geworden sei gegen die Geschehnisse ihres Vaterlandes.

„Ich bleibe nach wie vor dabei, daß eine preussische Hegemonie das einzige

heil für Deutschland ist — aber ich wünsche, daß Preußen auf einem reinem Wege zu diesem Ziele gelange. Unter einem reinem Wege verstehe ich den ehrenhaften Krieg, den es führt und führen soll, bis der Geist des Particularismus niedergeschlagen ist. — Unter einem unreinen Weg verstehe ich die Herbeiziehung fremder Mächte in eine deutsche Sache, das Liebäugeln mit den Ungarn, die Aufwiegelung der Unterthanen der bekriegten Macht und den Apell an Volksgewalten, die man im eigenen Lande mit Gewalt durch Jahre niederhielt. Es ist niemandem zu verdenken, wenn er ein Parlament, das Bismarck gab, mißtrauisch ansieht, man hat ja zuletzt keine Garantie dafür, daß derjenige, dem der Vorwurf gemacht wird, er habe die Verfassung des eigenen Landes dreimal verletzt, die des weiteren Vaterlandes achten würde. Ich, für meine Person halte ein Parlament aus Bismarcks Hand für besser als gar keines — und ich glaube und hoffe, daß er nach Erreichung seiner Ziele auch im stande ist, auf einem gesetlichen Boden fortzuwirken, — aber ich kann es auch denen nicht so schwer zum Vorwurf machen, die, aufgeschreckt von dem gewaltigen Stoß, der von diesem Manne ausging, ihn für einen Vulkan halten, auf dem sich keine friedliche Saat und keine sichere Hütte aufbauen ließe. Ich kann ihm nicht zürnen, denn ich muß als Preußenfreundin den lieben, der Preußen groß macht, aber ich bin auch objektiv genug, um mich in die Seele derer zu denken, die nicht an Preußen, sondern an einer der vernichteten, kleinen Dynastien hängen — und ich wünschte, daß Preußen neben seinen großartigen Siegen auch nicht verschmähen möchte, das Vertrauen zu erwerben, ohne welches es kein deutsches Parlament, wie es sein soll, zustande bringt. Das sind alles Dinge, die keiner noch so gut-preussischen Gesinnung zu nahe treten.

Um ein deutsches Parlament zu schaffen, mit dem Preußen auf die Dauer auskommt, das nicht als eine ewig feindliche Phalanx Preußens Plänen gegenüber steht, muß Preußen zuerst den fanatischen Haß und das Mißtrauen auch der Besseren in Sünden bekämpfen, — es muß zuerst jenen Geist der Verbrüderung wiederherstellen, den dieser Krieg vollends verschwendet hat. Jetzt mit Gewalt die Wahlen zu einem Parlament durchsetzen, erscheint mir so nutzlos wie das Beginnen jenes Göttenkönigs, der seine Feinde mit der Peitsche zur Taufe ins Meer trieb, um sie zu Christen zu machen. Wo der Geist einer Sache fehlt, — da hilft es nichts, die Sache der Form nach zu erzwingen.

Ein Parlament ist der unmittelbare Ausdruck der Verbrüderung eines Volkes, wo aber diese Verbrüderung, wie bei uns, fehlt, — da wird es ein Wirrwarr wie bei dem Turmbau zu Babel. Ich sehe für Preußen nur einen Weg sein Ziel zu erreichen! — es müßte ganz Deutschland mit samt Oesterreich, wenn nicht gutwillig, so doch mit Gewalt vereinigen, müßte sich die Kaiserkrone aufsetzen und ein paar Jahre lang die widerspenstigen Stämme in ihrem Blut zusammenheilen lassen, unter dem starken Verband einer einheitlichen Gewalt, — dann, wenn sie sich als ein großes einiges Volk fühlten — dann ein Parlament! — und der König von Preußen (resp. Kaiser von Deutschland) wäre der Hohepriester der modernen Zivilisation und stünde sicher gegen eine Welt. — Bei solchen Trümmereien springt

mir das Herz empor, wie die Glasugel, die ein spielender Wasserstrahl emporreibt, — aber es fällt auch eben so schnell wieder, — denn alles ist nicht möglich — wenn selbst unser starker Mann, Bismarck, solche Gelüste hegt; Europa ist zu besorgt um sein „Gleichgewicht,“ als daß es eine so gefährliche Zentralisation Deutschlands duldet. Deshalb sage ich, daß Preußen alles thun muß, um seine faktischen Eroberungen durch moralische Eroberungen zu unterstützen, deshalb wünsche ich, daß es der öffentlichen Meinung des Südens größere Konzessionen mache, mit einem Wort: daß, solange Deutschland nicht preußischer geminnt, Preußen deutscher geminnt sei! — Ich denke, diese Anschauung läßt keinen Zweifel einer ehrlichen Gesinnung mehr zu.

Ich will Preußen, das ganze große Deutschland durch seine Macht vereinigen, aber ich will Deutschland nicht durch preußische Eroberungen zerreißen sehen — ich will, daß Preußen aufsaugt, was deutsches Blut ist, aber ich will nicht, daß es einen Tropfen deutschen Blutes ausstößt.

Mein Herz zittert mir in der Brust, wenn ich an ein Losreißen Oesterreichs aus Deutschland denke, das alte Reich ist mit zu vielen Banden geheiligter Tradition an uns geknüpft, als daß dieser Riß nicht durch die Seele jedes Einzelnen gehen sollte. Es ist doch ein gar zu großes Stück frischen, deutschen Fleisches und Blutes, das lachende, singende, leblustige Erzherzogtum, als daß wir nicht alle den Schnitt spüren sollten, der es von unserm Staatskörper trennt. Es wird kein guter Mensch ohne Wehmut seine Schulbücher verbrennen und keiner ohne Wehmut mit den Überlieferungen seiner Kindheit brechen. Die Überlieferungen unserer Kindheit binden unser aller Herzen an das Land, das mit der Geschichte unseres Vaterlandes so innig verknüpft ist — und wenn ich diejenigen auch teils fürchte, teils bedaure, die so fest in dem sumpfigen Boden einer vergangenen Epoche stecken, daß der Strom der weiterschreitenden Entwicklung sie nicht mit fortzureißen vermag — so kann ich doch auch nimmer mit denen einverstanden sein, die schmerzlos, kampftlos die Poesie einer tausendjährigen Vergangenheit hinter sich werfen und ohne Erschütterung Abschied nehmen von einem so großen Teile unserer deutschen Völkerfamilie.“ —

Später aber, nach Abschluß des Waffenstillstandes heißt es:

„Die bewußte Adresse, die du mir schickst, hat hier in allen Zeitungen gestanden. Thatfachen von solcher Bedeutung können sie ja nicht verschweigen. Sie bringen auch alle die fulminanten Artikel der Presse gegen die Regierung, selbst Auszüge aus der kürzlich unterschlagenen Nummer, die fabelhaft sind. Die Wut gegen Oesterreich ist mit dem Waffenstillstandsabschluß, ohne Einbegriff der Bundestruppen, in raschem Wachstum begriffen.

Ihr glaubt nicht, welch' ein Umschlag in der Stimmung seit dieser neuesten Verfidie des edeln Bundesgenossen stattgefunden. Aus allen Teilen des Landes laufen Petitionen an den Großherzog um das ein, um was man ihn noch vor vierzehn — noch vor acht Tagen zerrissen hätte, wenn er es freiwillig that!

Jetzt fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen, daß sie hilflos preisge-

geben sind, wenn sie nicht in den norddeutschen Verband mit aufgenommen werden.“ — — —

Das Jahr 67 bringt in erneuter Arbeit in doppelter Ruhe die Erholung von den Aufregungen des vergangenen Jahres.

Ein Besuch bei den Eltern in Berlin, ein Aufenthalt Ch. Birch-Pfeiffers in Freiburg sind die wichtigsten Ereignisse dieses Jahres. Im übrigen enthalten die Briefe viel Kindergeschichten, wie denn überhaupt jeder kleine Zug im Leben der Kinder genau beobachtet und den Großeltern zutraulich berichtet wird. So finde ich heute noch ein genaues Verzeichniß aller Wörter, die ich sprach, als ich ein Jahr alt war, woraus ich die angenehme Beobachtung mache, daß sich mein Wortreichthum im Laufe der Jahre doch in angemessener und zufriedenstellender Weise vermehrt hat. Daß jedes von uns ganz verschieden vom andern und schon von frühest Kindheit an eine ausgeprägte Eigenart war, geht aus den Berichten hervor. Daß ich mich früh durch eine große Wißbegier und das Talent Fragen zu stellen, deren Beantwortung die Menschen in Verlegenheit brachte, meine Schwester Charlotte sich durch ein äußerst gediegenes, ruhiges und gutmütiges Wesen, meine jüngste Schwester Amalie durch ein sehr lebhaftes, drolliges Naturell voll komischer und origineller Einfälle kennzeichnete, ist ungefähr alles, was von uns gesagt werden kann. Im übrigen werden wir wohl so ziemlich die gleichen Unarten und Manieren gehabt haben wie andere Kinder auch. —

Von dem innigen Zusammenhang, der zwischen Wilhelmine von Hillern und ihren Eltern herrschte, kann man sich schwer einen Begriff machen.

Sonst wenn ein Kind aus dem Elternhause wegheiratet, vollzieht sich innerlich und äußerlich eine Trennung. Eine neue Welt bildet sich um dasselbe, deren Interessen und Sorgen das ganze Sein in Anspruch nehmen, das Verhältnis zu den Eltern wird mehr und mehr zur Pietätssache, die bei guten Menschen streng heilig gehalten, bei weniger guten nur zu häufig vernachlässigt wird.

Bei Wilhelmine von Hillern hat sich diese Trennung nie vollzogen. Das Vaterhans war ihr zu allen Zeiten der Antänzboden, aus dem ihr geistiges Sein seine Nahrung zog.

Zuerst und vor allem kamen immer die Eltern, sie waren stets die ersten Faktoren, mit denen zu rechnen war, sie waren die heilige Quelle, aus der alles Schöne, Edle und Gute im Leben meiner Mutter floß. —

Und mit welcher Sehnsucht wurde das Frühjahr erwartet, welches den Besuch bei den geliebten Eltern brachte und damit zugleich wieder einen kurzen Aufenthalt in der Welt des Vaterhauses!

Wie friedevoll, wie heilig waren die Stunden, die sie in tiefem, ernstem Gespräch im stillen Krankenstübchen des geliebten Vaters zubachte, wenn ihr dann der ehrwürdige, blinde Greis die Schätze seines Geistes erschloß und ihr aus der Fülle seiner reichen Erlebnisse erzählte.

Er hatte alle berühmten Männer seiner Zeit gekannt und war mit ihnen im Verkehr gewesen. Er hatte alle Länder Europas gesehen und war überall mit den Kreisen großer Staatsmänner und Gelehrter bekannt, besonders in Paris, wo er

sich, um das Leben Louis Philipps zu schreiben, lange aufhielt und hauptsächlich am Hofe des Königs verkehrte.

Er vereinigte die Objektivität und Milde eines geläuterten, abgeklärten Naturells mit der schönen graziösen Form des Weltmannes und der Tiefe und Gründlichkeit eines Mannes der Wissenschaft. — Jetzt noch haben mir Menschen der verschiedensten Art versichert, daß es ein wahrer Genuß gewesen sei, eine Stunde bei meinem alten blinden Großvater zuzubringen.

Man sei zu ihm gekommen in der Absicht ihn zu erheitern und man sei von ihm gegangen bereichert und gestärkt durch seine geistvollen und amüsanten Mitteilungen.

Von dem beschaulichen, abgeschlossenen Dasein des Vaters ging es dann wieder zu der rastlos schaffenden, mitten in Aufregungen aller Art sich bewegenden Mutter.

An dem Arbeitstisch der fleißigen Frau wurde so manches Thema geistigen Schaffens besprochen, an dem seelenguten Winterherzen so manche schwere Sorge vergessen.

Die bitteren Thränen, welche die fleißige, gute, rastlos arbeitende Frau, so oft wieder ein Stück von ihr erschien, über die Verfolgungen einer rücksichtslosen und boshaften Kritik weinte, fielen als brennende Tropfen in das Herz der Tochter, wo sie vielleicht den ersten Grund jener Verbitterung den Menschen gegenüber bildeten, die im Lauf der Jahre im Charakter Wilhelmine von Hillerns eine gewisse Härte erzeugten, die seltsam mit ihrem sonst so weichen und gutmütigen Naturell kontrastiert.

Dem Einfluß Wilhelminens von Hillern gelang es auch, eine Versöhnung zwischen Auerbach und ihrer Mutter zustande zu bringen, mit dem Charl. Birch seit jenem großen Prozeß wegen der Dramatisierung von Dorf und Stadt verfeindet war.

Der edle und geistvolle Freund des Hauses, Julius Rodenberg, vermittelte die erneute Freundschaft der beiden eigensinnigen „Schwabenköpfe“!

Ich werde später noch einmal auf Auerbach und Rodenberg zurückkommen, die beiden Männer haben im Geistesleben meiner Mutter eine zu große Rolle gespielt, um sie nur so en passant zu behandeln, und der chronologischen Ordnung halber fehlt mir hier der Raum für eine längere Schilderung.

Daß Charlotte Birch das ausblühende Talent ihrer Tochter vollauf würdigte, obgleich es so ganz entgegengesetzt dem ihren war, ist bei dem innigen Verhältnis der beiden Frauen nicht anders denkbar.

Als ihr Wilhelmine von Hillern im Sommer des Jahres 68 bei ihrem letzten Aufenthalt in Freiburg die Szene aus dem „Arzt der Seele,“ wo der greise Schullehrer Leonhardt erblindet, vorlas, da umarmte sie Charlotte Birch unter Thränen der Freude und sagte:

„Jetzt kann ich ruhig sterben, du bist ein großes Talent.“

Sechs Wochen später war Charlotte Birch eine Leiche.

Sie hat den vollen Ruhm ihrer Tochter nicht mehr erlebt. —

Das war der zweite große Abschnitt im Leben Wilhelmine von Hillerns, der Tod der beiden Eltern.

Das war ein Schlag so plötzlich, so jäh, so vernichtend, daß er ihr Leben beinahe mit zerstört hätte. Es war im Hochsommer, meine Großmutter hatte wie alljährlich ihre Kur in Karlsbad beendet und war dann nach einem längeren Aufenthalt bei uns mit meiner Mutter und mir zur Nachkur nach Nauheim gereist. Während des Aufenthaltes dort bekam sie die Nachricht von einer schweren Erkrankung ihres Gatten, die sie veranlaßte, sofort heimzukehren. Sie bekam den Brief morgens in der Frühe und machte sich gleich fertig, um mit dem nächsten Zuge zu fahren. Meine Mutter lag seit mehreren Tagen an einer heftigen Neuralgie krank und hatte, da alle Mittel nicht mehr halfen, eine Morphiumeinspritzung bekommen, auf welche sie gegen Morgen in einen tiefen, totenähnlichen Schlaf verfallen war.

Meine Großmutter wollte sie darum schonen, und ohne sie zu wecken, abreisen; aber als ob mitten im Schlaf Wilhelmine von Hillern den Abschied der geliebten Mutter gefühlt hätte, so wacht sie mit einem Schrei und dem schmerzlichen Anruf: „Mutter, Mutter, so wolltest Du ohne Abschied von mir gehen,“ auf, und weinend liegen sich Mutter und Tochter noch einmal in den Armen, als ahnten sie, daß es der letzte Abschied sei, den sie auf dieser Welt nehmen sollten. Im gleichen Augenblick spielte die Bademusik vor dem Hause einen Choral. Meine Großmutter reiste ab, und meine Mutter telegraphierte sofort an meinen Vater mich abholen zu lassen, damit sie, sobald sie wohl genug war, ihrer Mutter nach Berlin folgen könnte.

Mein Vater jedoch, der einesteils die Aufregung für meine Mutter, andernteils die zu lange Unterbrechung ihres Romans für sie fürchtete, außerdem auch nicht an eine wirkliche Gefahr im Zustande meines Großvaters glaubte, schickte Funke mit der strengen Weisung nach Nauheim, meine Mutter auf jeden Fall nach Hause zu bringen.

Mit schwerem Herzen gehorchte meine Mutter, aber eine namenlose Angst peinigte sie, die noch erhöht wurde durch allerhand trübe Ahnungen und schlechte Vorzeichen, die ihre bange Seele noch mehr quälten. So war, als sie nach Freiburg kam, die Thür ihres Eisenbahnkonvoes mit keiner Gewalt aufzubringen, und es blieb nichts Anderes übrig, als die Thür, die nach der entgegengesetzten Seite zu öffnen war, aufzumachen und auf einem großen Umweg über die Schienen zwischen Brügen und Lokomotiven endlich an den Ausgang zu gelangen. Als sie in ihr Zimmer trat, war das erste, was ihr in die Hände fiel, ihr eigenes Telegramm an meinen Vater, welches auf dem Telegraphenbureau in schauerlicher Weise verstümmelt worden war. Es sollte lauten: Mutter zum sterbenden Vater heimgereift u. s. w. Der Inhalt der Depesche, wie er jetzt vor ihr lag, hieß wörtlich: „Mutter zum sterben vor Vater heimgereift.“ Ein Zufall, der so in schauerlicher Weise das Ereignis voraussagte, das wenige Tage darauf stattfand. Eine Woche nachher starb meine Großmutter an einem Lungenschlag, den sich die vollblütige Frau infolge von

Überanstrengung bei der Pflege ihres Gatten zugezogen hatte. Ein Telegramm meldete meiner Mutter die schwere Erkrankung, sie reiste sofort, nachdem sie es erhalten, ab. Am Bahnhof in Berlin empfingen sie zwei Freundinnen des Hauses in der Absicht, sie auf das Schreckliche vorzubereiten, aber die treuen Seelen bringen es nicht übers Herz, der angstvollen Frau das Messer in das Herz zu stoßen, sie verschieben die Aufklärung von Minute zu Minute, und endlich hält der Wagen am elterlichen Hause. In einer Minute ist Wilhelmine von Hillern die Treppe hinaufgestiegen nach dem Salon ihrer Mutter. Unter der Thür tritt ihr mit verweinten Augen die alte, treue Nanni entgegen, keines Wortes mächtig und will sie zurückhalten, wird aber mit der Gewalt der Verzweiflung auf die Seite geschoben, Wilhelmine tritt ins Zimmer, wo still und bleich der Freund des Hauses, Georg Horn, sitzt, und im nächsten Moment stürzt die Tochter an der Leiche ihrer Mutter besinnungslos zu Boden. — — — — —

Von dem Seelenzustand meiner Mutter kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie noch vier Tage lang die Aufgabe hatte, den sterbenden Vater über den Tod seiner treuen Lebensgefährtin hinwegzutäuschen.

Zum Glück war der Greis ganz erblindet und fast taub, so war man imstande ihm die Vorbereitungen zum Begräbniß und die ganze schreckliche Wahrheit zu verheimlichen, die sein erkörter Geist ja doch wenige Tage nachher im Lichte erfahren mußte. Bis zum letzten Augenblicke bei klarer Besinnung galt seine einzige Besorgnis immer nur der, wie er glaubte, schwer erkrankten Gattin, und seine beständigen Fragen nach ihrem Befinden zerrissen das Herz seiner Umgebung. Am 29. August hauchte auch er seine edle, milde Seele aus. —

„Wenn der Tod die Lippen geschlossen, die dich Kind nennen mußten, ist dir ein Lebensatem verschwunden, der nimmer wiederkehrt,“ sagt Auerbach in seinem Barfüßele. Arm und verwaist in des Wortes traurigster Bedeutung kehrte Wilhelmine von Hillern wieder in die Heimat zurück. Der reiche Born der Liebe war versiegt, in dem sie, so oft es ihr weh ums Herz war, hatte untertauchen können! Die Fülle geistiger und künstlerischer Gesichte war entschwunden, und die Welt ihres Vaterhauses, in der ihre Seele beständig wurzelte, hatte sich verschlossen. — Das Grab, das sich über den Herzen der treuesten, zärtlichsten Eltern wölbte, begrub auch den Halt, die Stütze ihres Lebens, begrub alle die Traditionen ihrer Jugend, begrub diese selbst und die Blüten ihrer Kindheitsträume, denn die Kindheit bleibt dem Menschen, er möge so alt werden als er wolle, so lange, als noch ein Mund atmet, der gewohnt ist ihn „Kind“ zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Wandern und Schwanken der Meere.

Von

Franz Toula.

(Schluß.)

Die Vorstellung der Alten, daß die Erde eine vom Okeanos umflutete Scheibe sei — ist längst überwunden durch den gewaltigen Schritt zur Annahme der Kugelgestalt (schon Pythagoras im 6. Jahrh. v. Chr.) und in der Neuzeit durch Newtons Annahme der an den Polen abgeplatteten sphäroidalen Form.¹⁾ Die Gegenwart hat nun noch weiter gespürt und ist zu der Erkenntnis gelangt, daß die Form der Erde nicht so einfach anzugeben sei, da selbst die auf Grund der Gradmessungen gefundenen Resultate nicht vollkommen entsprechen, wie Phil. Fischer (1868) dargethan hat, der auf die Bedeutung der lange bekannten störenden Einwirkungen anziehender Massen auf die Lotbestimmungen hinwies („Lotablenkungen“). Später hat J. B. Listing (1872) die in ihren Details noch sicherzustellende Form der Erde als das Geoid bezeichnet und darauf hingewiesen, daß dieses nicht unbeträchtliche Abweichungen von dem idealen Erdsphäroid aufweise. Nach dieser neueren Ansicht müssen wir nun annehmen, daß die Form der Erdoberfläche, zum mindesten jene des diesen anziehend wirkenden Kräften unbedingt Folge leistenden, frei beweglichen Theiles der Erdoberfläche, die Niveauläche des Meeres, bedingt sei durch die Einwirkung der auf jeden einzelnen Punkt derselben wirkenden Kräfte: Schwerkraft im allgemeinen, Fliehkraft und die Massenanziehung, wie sie aus der ungleichen Verteilung der Festlandmassen folgt. H. Bruus hat später (1878) die Bedingungen festgestellt, welche zu der Bestimmung der „Gleichgewichtsfigur“ der Erde führen könne. Er hat auch, um eine Vorstellung von den Abweichungen dieser Niveauläche des Geoides von dem Sphäroide zu geben, die Verhältnisse für gewisse Annahmen der Verteilung von Festland und Meer auf der Erdoberfläche dargelegt und ist dadurch zur Überzeugung gekommen, daß diese Abweichungen bis 1000 m und darüber betragen mögen.

Schon im Jahre 1849 hatte Stokes die Form der Niveauläche erklärt als ein Resultat der durch die Massenverteilung beeinflussten Richtung und Intensität der Schwerkraft.

Eine Anwendung dieser Erwägungen auf die Niveauläche der Meere hat vor allen J. Hann gemacht (1875. Mitt. d. geogr. Gesellsch. in Wien).

Schon vor fast 150 Jahren hat Bouguer bemerkt, daß die Korbilleren störend auf die Lotrichtung einwirken, Maskelyne hat dann (1771—1774) mit Hutton

¹⁾ Diese Abplattung beträgt nach der neuesten Darstellung durch C. S. Peirce auf Grund der Bestimmung der Änderungen der Schwere mit Hilfe des Pendels $\frac{1}{291,5}$, während nach den Ergebnissen der Gradmessungen nach Bessel (1841) auf $\frac{1}{290}$, nach Clarke (1866) auf $\frac{1}{295}$ geschlossen wurde, Ph. Fischer (1868) hatte nach den Pendelmessungen $\frac{1}{285,6}$ und Listing (1872) auf demselben Wege in naher Übereinstimmung $\frac{1}{288,46}$ gerechnet.

am Berge Shehallion in Berthshire experimentell die Einwirkung der Masse dieses Berges auf das Pendel festgestellt, und es wurden die störenden Einflüsse der Massenanziehung im Verlaufe der Zeit noch vielfach in den Alpen sowohl als am Harz und am Kaukasus studirt. Aber auch Störungsercheinungen, die auf verschiedene Massenverteilung im Innern der Erde selbst schließen lassen, sind sichergestellt. So fand Schweizer für Moskau Abweichungen, die in verschiedenen Punkten der Umgebung verschiedene Größen zeigen.

Auf recht verschiedenartige Dichtigkeitsverhältnisse auf räumlich wenig ausgedehntem Gebiete haben auch die Untersuchungen der „Lotablenkungen in und um den Harz“ hingewiesen, ausgeführt von seiten des königlich-preussischen geodätischen Institutes (1873), und Lossen hat mit Erfolg den Versuch gemacht den Zusammenhang der Ablenkungen mit den räumlichen und Dichtigkeitsverhältnissen des Gebirges zu finden (1881).

Daß den über den Meeresgrund als gewaltige Plateamassen anfragenden Kontinenten anziehende Einwirkung auf das Bewegliche zugeschrieben werden müsse, wurde daher seit langem angenommen, und es fehlt nicht an frühen Versuchen das Maß dieser Einwirkung zu bestimmen. Hann führt an, daß W. Saigen schon 1842 in einem kleinen Lehrbüchlein Angaben diesbezüglich gemacht habe.

Die infolge dieser Anziehung eintretende Hebung des Meeresniveaus sollte betragen: an den Küsten von Europa Asien Afrika Nord- und Süd-America

36	144	116	54	76 m,
----	-----	-----	----	-------

Zahlen, welche nach Hann viel zu niedrig sind, da Saigen auf die unterseeischen Teile der Kontinentalmassen keine Rücksicht genommen hat. Auch Stokes (1849) hat, wie Hann zeigt, dem Einfluß der Kontinente auf das Meeresniveau Rechnung getragen. Nach Ph. Fischer betrüge die Erhebung 600—800 m!¹⁾ Um so viel dürfte also das Niveau des Meeres an den Küsten höher stehen als weitab von den Ländermassen, inmitten der Ozeane.

Diese Unregelmäßigkeiten können auch mit Hilfe der Schwerebestimmung mittelst des Pendels gefunden werden, wie Stokes und unabhängig von diesem Ph. Fischer gezeigt haben, da die Wirkung der Schwere geringer wird mit der zunehmenden Erhebung. Die Thatsache, daß an den Küsten der ozeanischen Inseln die Einwirkung der Schwere eine weitaus größere ist als an den Borden der Kontinente, beweist nach diesem Gedankengange nur, daß daselbst das Niveau des Meeres tiefer gelegen ist als an den kontinentalen Küsten.

Die Beobachtungen haben ergeben, daß an den nachfolgend verzeichneten Stationen größere Zahlen von Pendelschwingungen²⁾ während der Zeit eines

¹⁾ Man erhält nach Ph. Fischer dieses Maß des Ansteigens in Metern, wenn man die Lotablenkung (im Mittel nach demselben Autor 60—70 Sek.) mit 8 multipliziert (560—640). Listing schätzte die Vertiefung der Meeresoberfläche unter die Ellipsoidfläche auf 120 m, Ph. Fischer auf 450 Toisen!

²⁾ Dabei muß in Berücksichtigung gezogen werden, in wie weit dabei die Vokal einflüsse in Folge der Dichtigkeit der Gesteine störend wirken können, weiter aber muß auch des Umstandes gedacht werden, daß bei allen derartigen Pendelbeobachtungen der Wert derselben von der vollkommensten Übereinstimmung der Längen der an den verschiedenen Punkten in Anwendung

Tages zu verzeichnen sind, als zu beobachten wären, wenn sie auf dem idealen Ellipsoide liegen würden.

Auf Spitzbergen	um	1,96
" St. Helena	"	7,68
" den Bonin-Inseln (südwestl. v. Japan)	"	11,83
Dagegen ergaben sich geringere Schwingungszahlen		
für Königsberg	um	0,84
" Paris	"	2,42
" London	"	1,07
" Maranhau (Insel an der Ostküste von Brasilien)	"	5,12 (5,8 nach Ham)

(Eine Pendelschwingung weniger würde nach Listig ca. 110, nach Ham 119, nach Ph. Fischer 122 m Erhebung über das ideale Ellipsoid gleich kommen). Den ersten drei Stationen entsprechen Depressionen im Betrage von 217, 847, 1309 m; den letzteren Stationen aber Erhöhungen des Niveaus um 93, 118, 268 und 567 m.) Es mögen dabei immerhin gewisse Annahmen z. B. bezüglich der Dichtigkeitsverhältnisse der Massen modifizierend und abschwächend wirken, so daß die gegebenen Zahlenwerte also etwas ungenau sein mögen, die Thatsache aber, daß die Landmassen auf die bewegliche Wasserhülle der Erde anziehend, also Niveau verändernd wirken werden, wird dadurch nicht alteriert werden können. Es fehlt nicht an Autoren, welche besonders auf die nicht genauer bestimmbareren Dichten der Erbrinde unter den Ozeanen hingewiesen haben, (so Faye [1883] und früher schon A. Fischer [1876]). Über die Höhenlage der Meere Europas erhalten wir aus den Präzisions-Nivellements in Berücksichtigung zu ziehende Angaben.

Dr. F. R. Helmert giebt in einem großen Werke „die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie“ (Leipzig 1884, II. Thl. 4. Kap.) auch ausführliche Darlegungen über die Einflüsse der Massen auf die Niveauflächen.

Massenzuwachs und Massendefekte werden in Betracht gezogen in ihren Beziehungen auf die Störungen der Richtung und Intensität der Schwerkraft.

Für den Kontinent Europa-Asien berechnet er eine mittlere Erhebung der Niveaufläche innerhalb des Kontinentes im Betrage von 344 m und eine tiefste Senkung des Meeresniveaus in der Nähe der Kontinentränder mit 190 m.

Für Australien kommt er auf 341 m mittlere Erhebung bei einer größten Senkung auf — 40 m. Für Afrika erhält er + 384 und — 116 m, für Nordamerika + 384 und — 96 und für Südamerika + 375 und — 74 m.

Helmert legt weiter dar, daß, unter den gewöhnlichen Annahmen für mittlere Dichte und mittlere Erhebung der Kontinente, diese nach den Ergebnissen der Rechnung weithin überschwemmt sein müßten. Um auf die thatsächlichen

gekommenen Pendel abhängt, sowie auch von der genauesten Berücksichtigung der in neuester Zeit konstatierten Fehlerquellen (Mitschwingen des Stativs etc.).

¹⁾ Die Zahlenangaben entsprechend den von Listig gerechneten Beträgen nach der Darstellung Klein's: „Zweck und Aufgabe der europäischen Gradmessung.“ Monatsbl. d. wissenschaftl. Klub. Wien 1882.

Verhältnisse zu gelangen, müßte man die mittlere Höhe der großen Kontinentalmassen, vom Meeresgrunde an gerechnet, höher annehmen um 1000 m, bei einer mittleren Dichte = 2,5 oder um 1560 m, bei einer Dichte von 1,8. Nach Berechnung der Schwerestörungen auf Grund der angenommenen Massenverteilung kam er zu dem mit der Thatfache im entschiedensten Widerspruche stehenden Ergebnisse, daß die Pendellängen am Festlande größer als auf dem Meere sein müßten. Diesen Widerspruch vermag er nur zu lösen unter der Annahme „daß die Wirkung der Kontinentalmassen mehr oder weniger kompensiert wird durch Verminderung der Dichtigkeit der Erdkruste unterhalb der Kontinentalmassen.“

Es ist dies ein Ergebnis, welches mit den vor allen von Faye wiederholt vertretenen Anschauungen übereinstimmt. — Massendefekte unterhalb des Kontinents hat schon Pratt (1855) angenommen, um die Anomalien in den Lotablenkungen am Himalaya zu erklären.

Diese Depression des Meeresspiegels wird auch berücksichtigt werden müssen, wenn es sich um Bestimmung des Rauminhaltes der von den Ozeanen eingenommenen Kolossal-Mulden handelt. Ist doch diese Tiefenlage des Spiegels gegenüber der Küstenwasserhöhe für den südatlantischen Ozean mehr als $\frac{1}{3}$, für die Südsee aber weit mehr als $\frac{1}{4}$ der durch Lotung oder Flutwellenbrechung gefundenen mittleren Tiefen (M. vergl. die Eingangsbemerkungen über die Volumenverhältnisse).

Eine oberflächliche Darstellung der Präzisions-Nivellements, wie sie von Seiten der Regierungen von Deutschland, Österreich, der Schweiz, Holland, Frankreich und Spanien durchgeführt wurden, hat Herr Ingenieur Fr. Klein in der Wochenschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins (1885 Nr. 42) gegeben. Dieselben erlauben die gegenseitige Lage der Mittelwasserstände der europäischen Meere zu ermitteln. Diesbezüglich muß bemerkt werden, daß die Flutgrößen der europäischen Meere ungewein verschieden sind. Während beispielsweise die Niveauschwankungen infolge der Fluterscheinungen in der Ostsee kaum meßbare Beträge vorstellen, von West nach Ost abnehmend, von 0,1—0,01 m, betragen dieselben an der Nordseeküste 2,7—3,5 m und an den freien Küsten des atlantischen Ozeans 3,8 m; im Kanal dagegen steigen sie auf 8—9 m.

Die Unterschiede in den Mittelwasserständen an den deutschen Küstenpunkten der Ostsee, verglichen mit jenen von Swinemünde, betragen zwischen + 0,32 m (Memel) und - 0,27 (Eckernförde), der größte Unterschied beträgt demnach 0,59 m.

Der Mittelwasser-niveau-Unterschied zwischen Swinemünde, dem höher gelegenen, und Marseille, dem tieferen Niveau, also zwischen Ostsee und Mittelmeer, aus zwei nur um 0,006 m abweichenden Nivellements, einerseits über Basel und Genf, andererseits über Ostende, beziffert sich auf 0,661 m. Aus dem französischen Nivellement geht hervor, daß die Mittelwasserstände der Hafenerorte am Kanal und am atlantischen Ozeane 0,84 bis 1,09 m höher liegen als jene bei Marseille; bei Nizza ergibt sich ein Minus gegen Marseille von 0,15, bei Cetta aber ein Mehr von 0,23 m. Die höchsten Stände ergeben sich für Brest (in einer gegen West offenen, fjordartigen Bucht gelegen) und für die Hafenerorte am Kanal.

Aus den spanischen Nivellements ergibt sich eine Tieferlage des Wasserspiegels des Mittelmeeres (bei Alicante) gegenüber jener an den atlantischen Küsten (und zwar um 0,663 m bei Santander, um 0,38 m bei Cadix).

Bezüglich der Adria hat sich ergeben, daß der Mittelwasserstand bei Triest um 0,499 m tiefer steht als jener bei Ewinemünde. Es folgt hieraus als wichtiges Schlußergebnis eine auffallende Tiefenlage des Wasserspiegels des Mittelmeeres gegenüber den anderen in Betracht gekommenen Meeren, in einem extremsten Betrage von 1,24 m für Nizza mit dem tiefsten, und für Brest mit dem höchsten Wasserstande. Es folgt weiter als eine Thatfache, ein höherer Stand für die Nordsee, gegenüber der Ostsee und ein beträchtliches Ansteigen in dieser gegen Osten hin.

Ganz abgesehen nun von den Versuchen die Ursachen dieser verschiedenen Wasserstände zu erklären, die man in der Lage der betreffenden Küstenpunkte gegen die herrschenden Windrichtungen (Ostsee), oder gegen die Flutwelle (Brest und die Hafennote am Kanal), oder aber in den verschiedenen Dichtigkeits-Verhältnissen infolge der stärkeren Verdunstung, bei verlangsamtenu Erfaß vom Ozeane her (Mittelmeer) finden mag, ganz abgesehen davon interessieren uns in hohem Grade die im ganzen und großen geringfügigen Unterschiede in den Wasserständen an den Küstenpunkten.

Wie viel die Verdunstung der Meere unter Umständen zur Niveaufenkung beitragen könne, zeigt die Angabe Theob. Fischers in seiner Arbeit zur Entwicklungsgeschichte der Küsten (Petermanns Mitteilungen 1885, Nr. XI), wonach im Becken des Mittelmeeres alljährlich eine Schicht von zum mindesten 3 m Mächtigkeit verdunstet, welche Minderung jedoch vor allem (mit 58%) vom Ozeane aus ersetzt wird.

Die durch Nivellements gewonnenen Zahlen sind freilich nicht vollkommen sicher, doch übersteigen die Fehler kaum $\pm 10-14$ mm. Alle diese durch genaueste Arbeit gewonnenen Höhenunterschiede sind — dies muß wiederholt betont werden — geringfügig und lassen von einer Einwirkung der über das Meeresniveau aufragenden Höhen, so beispielsweise der gewaltigen Gebirgsmassen der Alpen, nichts Merkliches wahrnehmen, ist ja doch das Mittelmeer das tieferliegende.

Daß auffallend niedere Niveaustände des Meerespiegels rein durch lokale Einwirkungen bedingt sein können, zeigt als Beispiel die Beobachtung eines überaus tiefen Wasserstandes im westlichen mittelländischen Meere (ligurisches Meer), welcher durch lange andauernden Nordwind erklärt wird. (Januar und Februar 1882.)

Um an einem Beispiel zu zeigen, welche überaus große Vorsicht in der Benützung der Beobachtungsdaten geboten ist, um vor Trugschlüssen bewahrt zu werden, sei die interessante Arbeit über das Mittelwasser der Ostsee bis Ewinemünde (Berlin 1881) von W. Seibt hervorgehoben. Während Hagen aus den Pegelbeobachtungen zu Ewinemünde auf Bewegungen der Küste schließen zu sollen glaubte und die Ergebnisse mehrerer Nivellements dies zu voller Sicherheit festzustellen schienen, zeigten die genauen Nachforschungen, welche Seibt anstellte,

daß die betreffenden Abweichungen auf die Veränderungen des Pegelnullpunktes (zweimalige Versetzung desselben) zurückzuführen seien, Veränderungen, welche glücklicherweise auf das genaueste festgestellt werden konnten, sodaß die von Seibt veröffentlichte Wasserstauds-Kurve um keinerlei auffällige Form aufweist.

Ein interessanter Beleg für die überaus geringe lokale Veränderlichkeit des Meerespiegels hat van der Saude-Bakhuizen dadurch erbracht, daß er für die seit zwei Jahrtausenden in Beobachtung stehenden Wasserstände an den Fixpunkten der großen niederländischen Schleusen die mittleren Hochwasserstände bis auf 8 mm genau übereinstimmend gefunden hat.

Von ganz besonderem Interesse für unsere Frage ist gewiß die Arbeit Dr. Albr. Penck's über die „Schwankungen des Meerespiegels,“ (1882). Wir können es uns nicht versagen, die Ausführungen dieses Autors in den folgenden Erörterungen in ihren Hauptzügen zu verfolgen.

Penck steht ganz auf der Basis der durch die Untersuchung der Schwerkraftwirkungen gefundenen Ergebnisse, vor allem also stützt er sich auf die thatsächliche Beobachtung, daß die Schwerkraft an der Strandlinie der ozeanischen Inseln eine größere ist als an den Küsten der Festlandsmassen, woraus Theob. Fischer, wie wir gesehen haben, im ersten Falle auf eine Annäherung, im zweiten Falle auf eine Entfernung der Niveaufläche des Meeres vom Erdmittelpunkte geschlossen hat.

Diese Niveaufläche wird solange im Gleichgewicht verbleiben, als das gegenseitige Massenverhältnis von Wasser und Land daselbe bleibt, sie wird sich jedoch jeder Veränderung in der Massenverteilung anpassen müssen, so daß wir damit ein neues Mittel gefunden hätten, um die Frage nach der Variabilität der Meeresoberfläche zu erörtern.

Nachdem Penck der Verminderung der freien Wassermenge infolge der Bindung bei den unleugbar sich vollziehenden Umwandlungen der Mineralsubstanzen gedacht und die hierauf sich gründende Anschauung Trautscholds¹⁾ auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und bewiesen hat, daß diese Bindungsprozesse, auch mit Trautschold'schen Massen messend, weitaus nicht hinreichen könnten, um die beobachteten Niveauschwankungen zu erklären, kommt er zu dem Schlusse, daß nur Veränderungen in der Gravitation den Gleichgewichtszustand stören können. Außer der Veränderung der Verteilung des Festen und Flüssigen auf der Erde kommen noch die kosmischen Einwirkungen, vor allem der Sonne und des Mondes, in Betracht. Ebbe und Flut geben uns einen Maßstab für diese Einwirkungen. Bekanntlich hat Schmilch mehrere Schriften herausgegeben, (1869—1881), welche sich mit der Frage beschäftigen, ob, und wenn, in welchem Maße infolge der im Laufe großer Zeitabschnitte für die Nord- und Südhälfte der Erde abwechselnd größeren und kleineren Wirkungen dieser anziehenden Kräfte Verschiebungen in der Verteilung der Festländer und Ozeane eintreten können. Das von Schmilch selbst gegebene Maß der Niveauveränderungen ist in den

¹⁾ Über säkulare Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche, 1869 und später in mehreren Streifchriften, die letzte gegen Penck 1882. —

auseinanderfolgenden Schriften Schmitts von 437 $\frac{1}{2}$ Fuß in der ersten, auf 33 Fuß in einer seiner späteren Schriften für die 10 $\frac{1}{2}$ tausendjährige Periode geschwunden, doch wurde vor allem durch Zöppriß eine solche ansammelnde und niveauperändernde Wirkung der Fluten überhaupt als eine völlig unhaltbare Annahme dargelegt. Daß auch aus einer periodisch vermehrten oder verminderten Umdrehungsgeschwindigkeit unserer Erde eine Verminderung oder Vergrößerung der Schwere resultieren müßte, in Folge der veränderten, der Schwere entgegenwirkenden Fallkraft, ist selbstverständlich, doch hat schon Zöppriß (Behn: geogr. Jahrbuch 1882, S. 18) hervorgehoben, daß eine periodische Ab- und Zunahme der Rotationsgeschwindigkeit mit keiner kosmogonischen Hypothese in Einklang zu bringen sei. Wenn ein derartiger Vorgang als thatsächlich und abwechselnd sich vollziehend angenommen werden dürfte, so wäre ein Zufließen des Wassers der Meere gegen die Pole bei abnehmender, ein Fluten gegen den Äquator dagegen bei zunehmender Winkelgeschwindigkeit die natürliche Folge. Penck hebt übrigens mit vollem Rechte hervor, daß sich auch die feste Erde den anhaltend wirkenden allgemeinen Variationen anpassen würde.

Vor wenigen Jahren hat Sney die Frage nach der wahren Ursache der großen und sich wiederholenden Formveränderungen der Meeresoberfläche in einem überaus anregenden Vortrage behandelt, indem er auf eine Reihe von Erscheinungen hinwies, welche ihm dafür zu sprechen schienen, daß die Niveau-Veränderungen auf die Annahme eines Äquatorwärtsströmens der Meeresgewässer zurückzuführen seien. Weiter spricht er die Meinung aus, daß es scheine, als ob der südlichen Erdhälfte „von vornherein und unter allen Umständen“ ein Übergewicht der Wassermenge gesichert sei. (Verhandlungen des k. k. Geol. R. A. 1880 S. 171—180.) Wir dürfen gespannt sein auf die Schrift, welche uns das ganze Beweismaterial bieten wird. In der kurzen Anzeige wird nur auf Schwankungen in den Tageslängen als die mögliche Ursache jener Erscheinungen hingewiesen.

Penck weist dagegen auf die lokalen Veränderungen der Meeresoberflächen als Ursachen der Niveauschwankungen hin und schlägt damit denselben Weg ein, den schon etwas vor ihm Zöppriß betreten hat, der die Schwankungen des Meerespiegels als durch Massenverfegung bedingt betrachtete und berechnete, daß eine Anhäufung von Gesteinsmassen in der Form von Sedimentabfäßen, in einer gleichförmigen Mächtigkeit von 100 m, als eine Kugelfalotte innerhalb des 70. Breitengrades, ein Steigen des Meeres (positive Bewegung des Niveaus nach Sney) am Rande der Kalotte von 4—9 m zur Folge haben würde.

Zöppriß geht nämlich von der Überzeugung aus, daß durch geologische Vorgänge: Abtrag (Erosion und Denudation) und Sedimentablagerung, „ferner durch säkulare Hebungen und Senkungen zum Ausgleich innerer Spannungen der Erdrinde“ Massenverschiebungen hervorgebracht werden, die sich hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung an vielen Stellen annähernd berechnen lassen. Für eine innerhalb des 70° nördl. Br. angenommene allgemeine Meeresbedeckung z. B. ergäbe sich, ein den ganzen Boden bedeckendes Sediment von 11 m Mächtigkeit angenommen, ein Steigen der See um 1 m, für 550 m Dicke der Ablagerung ein Steigen

um 50 m. Als allgemeines Resultat seiner Berechnungen ergibt sich der Grundsatz, daß durch Versetzung von Massen aus dem Innern der Kontinente nach den Rändern an den letzteren der Meeresspiegel steigt und zwar um so bedeutender, je weiter im Innern der Ursprung der Sedimente liegt.

Ein 3000 m tiefes Meer und eine 300 m hohe Kontinentalmasse, von Pol zu Pol sich erstreckend, in Form eines Aequalweieckes von 45° Breite, auf der westlichen Erdhälfte angenommen, bei gleichmäßiger Massenverteilung auf der östlichen Hemisphäre, würde bei einer Erhebung oder Senkung dieser Landmasse um 10 m, für einen Punkt am Äquator ein Nachfolgen des Meeresspiegels im Betrage des dritten Theiles dieser Bewegung (3,3 m) zur Folge haben. Eine Hebung, um 10 m vorgehend gedacht, würde also einen Niveauunterschied des früheren und des neuen Seestrandens um 6,7 m bedingen, oder es ließe sich bei einem Anzeichen eines alten Strandens etwa in 200 m Höhe über dem dermaligen auf eine Hebung der Landmasse um 300 m schließen.

Penck berechnet auf Grund wahrscheinlicher Annahmen, daß etwa 1,1% der gesamten Meerwassermasse in der Form von Eis die Festländer bedeckt und weiter, für vergangene Zeit, Eiszeit, daß nicht weniger als 1,9% der Meeressmasse in solcher Weise, der Hauptsache nach, dem Meere entzogen waren. In der Gegenwart „mögen“ 40 000 □ Meil. auf der nördlichen und 250 000 □ Meil. auf der südlichen Hemisphäre mit Eis bedeckt sein, auf erster mit 500 m auf letzterer mit 1000 m Mächtigkeit veranschlagt. Während der Eiszeit sollen dagegen 380 000 □ Meil. der Festländer und 110 000 □ Meil. der seichten Meere, also in Summa 490 000 □ Meil. eisbedeckt gewesen sein. Die mittlere Mächtigkeit des Eises wird mit 1000 m angenommen. Daraus wird ein allgemeines Sinken des Meeresspiegels um 66,5 m oder mindestens um 50 m gerechnet.

Aus der durch die Eisbedeckung sich ergebenden Massenvergrößerung der Festländer dagegen resultiert eine Vergrößerung der die Schwerkraft beeinflussenden Momente, die Massenanziehung wird vermehrt und das Meeressniveau an den Rändern der vergrößerten Festlandmassen wesentlich erhöht. Die letzte Wirkung als eine lokalisierte wird die erstere (allgemeine Senkung) überwiegen. Penck nimmt an, daß eine Lotablenkung von ungefähr 11 Sek. das Resultat sein würde, welcher zufolge eine Hebung des Meeresspiegels an den Festländerrändern um mehr als 100 m eintreten würde, die Eismasse als einer Gesteinsdecke von 300 m gleichwertig angenommen. Die Schätzungen der beiden verdienstvollen Geographen Zöppritsch und Penck differieren demnach nicht wenig,¹⁾ was nur aufs neue besagt, wie sehr mathematisch vollkommen fest begründete Schlüsse zur Vorsicht auffordern müssen, weil es ja immer die Annahmen sind, auf welche es ankommt und diese nur allzu sehr von dem subjektiven Ermessen beeinflusst werden.²⁾

¹⁾ Unter den Annahmen, wie sie Penck macht, müßte eine Hebung des Meeresspiegels um ca. 26 m, also beiläufig das vierfache der von Zöppritsch gerechneten, angenommen werden.

²⁾ In einem Vortrage „über Änderungen der Geoidflächen durch die Einwirkung polarer Eismassen und die damit zusammenhängenden Schwankungen des Meeresspiegels“ (Tageblatt der 58. Vers.

Vollkommen zutreffend ist sicherlich die Folgerung, daß infolge der Wandlungen in den Mächtigkeiten der Eismassen, sowohl allgemein, als auch lokalisiert, Oscillationen in den Meeresspiegelständen eintreten mußten. Penck sieht allenthalben Thatfachen zur Bestätigung seiner Annahmen. Er verweist in erster Linie auf die besonders in neuerer Zeit intensiver in Betracht gezogenen Strandlinien an den nordischen Küsten, sowohl in Grönland als auch in Skandinavien. Die auffallenden Verschiedenheiten in dem Auftreten der Anzeichen alter Brandungsregionen über dem heutigen Meeressniveau zu erklären, wird „durch die Annahme eines lokal in seiner Stärke wechselnden, durch Pausen unterbrochenen Rückzuges der Eisbedeckung“ versucht. Nach unserer Ansicht sind die Unterschiede, wie sie an den norwegischen Strandlinien konstatiert sind, doch zu groß, um derartige Variationen an verhältnismäßig nahe gelegenen Lokalitäten ohne Schwierigkeit zu erklären. Auch Hellands geistreiche und gewiß bestechende Schlüsse auf Grund der in verschiedenem Grade gegen das Meer vordringenden Gletscher, welche thatsächlich im Stifte Bergen bis unmittelbar ins Meer gereicht haben mögen, während im Norden und Süden davon ihre Zungenenden weiter ab vom Ufer gelegen haben sollen, lösen die Rätsel der Niveauverschiedenheiten noch nicht zur Zufriedenheit. Aus der Karte Kjerulfs geht übrigens hervor, daß die Echeuerstreifen oder Gletscherschliffe am Ausgange des Christiania Fjordes in großer Zahl auftreten. Nach Kjerulfs Darstellung (Geologie von Norwegen 1880) ist die Skandinavische Masse von vier Bruchlinien-Systemen durchsetzt und in große prismatische Schollen zerstückt, welche in verschiedener Höhenlage sich befinden und durch Zerstörung und Abtrag im Detail modelliert worden sind. Senkungerscheinungen in Südwest-Grönland selbst im Betrage von 2 m im Laufe eines Jahrhunderts würden sich nach Penck unter der Annahme erklären lassen, daß eine Vergrößerung der Inlandeismasse um 25 m Mächtigkeit erfolgt sei. Um dieser Annahme Beweisraft zu geben, müßte eine solche Zunahme der Vereisung nachgewiesen werden können. Daß durch eine Vermehrung der Massen auch eine Vergrößerung der Massenattraktion erfolgen muß, kann, wie gesagt, nicht bestritten werden, es entspricht dies einem Naturgesetze, nur das Maß, mit dem zu messen, ist noch nicht ganz sicher gestellt. Auf jeden Fall haben wir es hier mit einer besser be-

der deutschen Naturforscher und Ärzte zu Straßburg 1885 Seite 194) kommt Herberger zu folgenden Resultaten: Die Erhebung der Geoidflächen und damit die des Meeresspiegels durch alleinige Wirkung der dem festen Lande aufliegenden Eismassen sei bisher bedeutend überschätzt worden. Schwankungen des Meeresspiegels infolge Wechsels in der Größe der Berggletscherungen werden höchstens die Amplitude von 20 m erreichen, in demselben Niveau aber nur den Maximalwert von 10 m erreichen, wenn sie durch ungleiche Wirkung der Gravitationskräfte gedacht werden sollen.

Da die Schwankungen sowohl in lokaler als in zeitlicher Hinsicht vielwerts größere Werte erreichen, könne die Pencksche Theorie nicht zur Erklärung hinreichen.

In demselben Organ findet sich Seite 167 ein Vortrag Steinmanns über Südamerika, worin er Terrassenbildungen mit Muschelbänken in der Höhe von 600—700 m über dem heutigen Stande des Meeres bespricht, indem er aus der ungestörten Lagerung derselben auf ein Zurückziehen des Meeres an diesen Küsten schließt.

gründeten Erklärung der Seespiegelschwankungen zu thun, als jene sind, welche positive Meeresniveauveränderungen auf Schmelzwasser-Zufuhr, (Perry 1870) oder durch Annahme von Einsenkungen des Festlandes unter der Last der anwachsenden Eismassen (Samicson 1865 — Pilar 1876) und einem Wiederauftauchen nach dem Abschmelzen derselben erklären wollen, oder gar jene, welche in einer allgemeinen Verminderung des Wassers durch Verbrauch desselben bei Zerfetzungsprozessen (Trautschold 1869—1882) die negative Bewegung des Meerespiegels in hohen Beträgen erklären wollen.

Es ist thatsächlich noch nicht möglich gewesen die zahlreichen sicher bestimmten Strandlinien in ein System zu bringen. Betrachtet man jedoch die von Lehmann (1879) gegebene Zusammenstellung von 120 verschiedenen Lokalitäten, so ergibt sich doch so viel, daß, während im Süden zwischen $59^{\circ} 42'$ und 62° n. Br. die Strandlinien der Mehrzahl nach unterhalb 50 m liegen und keine über 90 m. ansteigt, dieselben zwischen 63° und $66^{\circ} 14'$ Höhen bis und über 100 m, ja bis 170 m einnehmen.

Weiter nordwärts liegen sie zumeist zwischen 20 und 45 m, und nur an wenigen Punkten, so im Hintergrunde des Altenfjords, erreicht eine Strandlinie 70 m und im Varangerfjord, im nordöstlichsten Teile Norwegens (Finnmarken), wird eine Strandlinie in 86,3 m Meereshöhe angegeben. Von all' diesen zahlreichen Marken werden gewiß viele der Zeit nach in Übereinstimmung stehen. Nehmen wir nun an, daß die wenigen höchsten Marken im Süden und Norden mit ca. 90 m Höhe gleichzeitig mit dem Mittelwerte der hochgelegenen Wasserstandszeichen, diese etwa mit 135 m angenommen werden, so ergäbe sich ein Meeresniveaunterschied im Betrage von beiläufig 45 m, das würde auf einen Lotablenkungsunterschied im Betrage von $5\frac{1}{2}\%$ Sekunden (nach den von Pent adoptierten Annahmen Th. Fischer's) schließen lassen, was wieder auf die Folgerung führen würde, daß in dem Bereiche der höchsten Meerespiegelerhebung, in der schmalsten und heute durchaus nicht mächtigsten Region Scandinaviens gelegen, eine zum mindestens 500 m mächtige Eismasse vorhanden gewesen sein müßte, wenn es überhaupt erlaubt sein sollte anzunehmen, daß eine räumlich so wenig beträchtliche Masse so gewaltige Unterschiede im Seespiegelstande erklären könne. — Auch dies sind freilich nur Annahmen, die sich wieder auf andere Annahmen stützen. — Wenn man bedenkt, daß die Wirkung der Alpen nach den neuesten Gradmessungsarbeiten (Präzisions-Nivellement) sich mit keinerlei wahrnehmbarer Einwirkung auf die Niveauverhältnisse äußert, ja daß gerade die tiefsten Stände der Mittelwässer in unmittelbarer Nähe der West-Alpen gelegen sind (z. B. Nizza), so wird durch diese Thatsache die angeregte Schwierigkeit, die großen Ungleichheiten in den Hebungsercheinungen zu erklären, durchaus nicht vermindert.

Die von Bravais vor 1839 angestellte und nachher in bezug auf ihre Richtigkeit vielfach angezweifelte Beobachtung des landeinwärts konvergierenden

7) Lehmann, Strandlinien 1879. Strandlinien bis gegen 170 m Meereshöhe. Akeruf: Geol. v. Norwegen 1880. Strandterrasfen bis 600' schwedisch bei Christiania und Throntjem und 250—400' schw. im Stifte von Bergen.

Ansteigens zweier Strandlinien im Altenfjord (bei Hammerfest) würde offenbar für die von Penck vorgetragene Ansicht sprechen, von einer Niveauveränderung infolge Massenanziehung und von Variabilität derselben, bedingt durch Änderung der Massenverhältnisse.

Schließlich kommt Penck auch selbst auf die Schwierigkeit zu sprechen, daß die positive Bewegung des Meeresniveaus erst beginnt nach dem Maximum der Vereisung, und sucht diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären durch die eben erwähnte, notwendigerweise anzunehmende negative Tendenz — infolge der Entziehung des Wassers aus dem Meere, behufs Eisbildung. Der Betrag werde unter gewissen Annahmen so groß werden, daß die positive Bewegung infolge der vermehrten Anziehung nicht nur kompensiert, sondern selbst übertroffen werden könne, besonders dann, wenn die Vergletscherung nicht nur im Norden über große Räume sich ausdehnte — denn dann würde immer, und wenn die Eismassen auch noch so mächtig würden, der zweite Faktor überwiegen — sondern wenn, wie von Wallace als möglich hingestellt wurde, auch die südliche Hemisphäre gleichzeitig mit der nördlichen einer Vereisung ausgesetzt würde. Geschehe dieses, so unterbliebe die Wasserzufuhr nach den Nordmeeren infolge des gewaltigen Eistauens in den antarktischen Meeren, und nun würde die Richtung thatsächlich ein Überwiegen der Senkungsercheinung des Meeresspiegels zur Zeit des Maximums der Vereisung ergeben und zwar im Betrage von beiläufig 10 m. Alles kommt auch hierbei auf die Annahmen an, wie es aber mit diesen bestellt ist, soll in Kürze dargelegt werden. Während heute, infolge der Exzentricität der Erdbahn, die Erde im Perihelium der Sonne um 700 000 Meilen näher steht als im Aphel und infolgedessen der Unterschied zwischen Sommer- und Winterlängen auf der Nord- und Südhälfte der Erde 4 Tage und 13 Stunden beträgt, so zwar, daß für die nördliche Hemisphäre der Sommer um diesen Betrag, oder Frühling- und Sommerhalbjahr um 8 Tage länger ist als der Winter oder das Herbst- und Winterhalbjahr, wird im Jahr 6680 der Unterschied gleich Null und nach weiteren 5300 Jahren das Verhältnis ein umgekehrtes sein, d. h. dann wird die Nordhemisphäre den kürzeren Sommer bei größer Annäherung an die Sonne haben.

Da nun die Exzentricitäten im Laufe der Jahrhunderttausende weitaus größere waren und sein werden und die Unterschiede in den Längen der Jahreszeiten sich bis auf 36 Tage steigern können, so hat James Croll (1875 „Climate and time“) daraus, in gewiß höchst geistreicher Weise, auf abwechselnd auf der Nord- und Südhälfte der Erde herrschende Perioden der Vereisung, vor allem in den Polar-Regionen, geschlossen, während A. R. Wallace (1880 Island Life) dahin sich ausgesprochen hat, daß in Perioden größter Exzentricitäten beide Hälften der Erde Vereisung aufweisen werden, da die enormen Eismassen, welche während der länger andauernden Winter dieser Zeitläufe entstanden, auch durch die während weiterer Jahrtausende herrschenden längeren Sommer auf der betreffenden Hälfte nicht hinweggeschafft werden sollen. —

Hören wir nun, wie sich — wohl der berufenste Fachmann in solchen Fragen, — Dr. Julius Hann (Direktor der Wiener meteorologischen Zentral-

Anstalt) darüber äußert (Allgemeine Erdkunde 1886). Er weist darauf hin, daß heute die klimatischen Verhältnisse der beiden Erdhälften sich gerade umgekehrt verhalten, als sie sich nach den oben geschilderten Exzentrizitäts-Verhältnissen verhalten sollten.

Die Nordhälfte hat trotz der längeren Dauer der Sommerhalbjahre und trotz der Annäherung an die Sonne im kürzeren Winter: „heiße Sommer und strenge Winter“, während man auf kühle Sommer und durch die Sonnennähe gemilderte Winter schließen möchte. Hann erklärt diese auffallende Thatsache dadurch, daß er sagt, es kommt dies „offenbar daher, daß der Einfluß der größeren Wasser- und Landbedeckung einer Hemisphäre mächtiger ist als die Unterschiede der Insolation, die aus dem gegenwärtigen Unterschiede der Entfernung der Sonne im Perihelium und Aphelium folgen.“ Aber auch für die extremsten Fälle der Exzentrizität sei — die gegenwärtige Verteilung von Wasser und Land voraussetzt — „kein allgemeines Anwachsen der Gletscher“ anzunehmen, „wenn dieselben auch etwas in südlichere Breiten vordringen möchten.“

„Überhaupt — so schließt er den betreffenden Abschnitt — muß man bei Schlußfolgerungen auf bedeutendere Änderungen in der Verteilung der Klimate, die aus den oben erwähnten periodischen Änderungen der Elemente der Erdbahn hervorgehen, große Vorsicht walten lassen, nachdem wir aus den jetzigen klimatischen Verhältnissen ersehen, daß selbe geradezu im Gegensatz stehen können zu jenen, welche nach den astronomischen Bedingungen stattfinden sollten.“ —

(Eine kritische Erörterung der älteren Arbeiten über Niveauveränderungen hat der Verfasser in den Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien 1880 S. 621—717 gegeben.)

Wie aus den vorstehenden-Betrachtungen erhellt, die nichts anderes bieten wollen als eine kurze und, wie erhofft wird, einigermaßen orientierende Übersicht über die Bestrebungen, eine der nur zu zahlreichen ungelösten Fragen ihrer Lösung näher zu führen, ist soviel sicher, daß wir die Verteilung von Fest und Flüssig auf der Erdoberfläche als etwas dem Wandel Untervorfenes zu betrachten haben und daß wir für die festen Bestandteile der Oberflächenteile der Erde zur Annahme von in ihrer Großartigkeit alles übertreffenden Kreisläufen geführt werden.

Niveauschwankungen in Beträgen bis zu den extremsten Höhenunterschieden, die wir auf dem Erdrelief kennen (in Summe als bis über 16000 m), haben sich vollzogen, und zwar müssen wir als unbestreitbar, weil sicher erkannt, Niveauverschiedenheiten des Meeresspiegels der Gegenwart hinstellen. Wir haben diese aus den Höhenunterschieden zwischen den Strandniveaus aus den Festlandsmassen einerseits und aus den ozeanischen Inseln andererseits erkannt in Beträgen, die sich in ihren größten Werten bis auf 1300 m und darüber belaufen mögen.

Wir werden auf Grund dieser Thatsache auch auf Variabilität der Meeresflächen infolge von Änderungen in den aus veränderter Massenverteilung resultierenden Attraktionen schließen müssen.

Unabweislich erscheint uns aber auch die Erkenntnis, daß auch das Festland gewaltigen Höhenveränderungen ausgesetzt ist, die, wie aus den wenigen Beispielen

erhellet haben dürfte, in ganz beträchtlichen Beträgen thatsächlich in Vollzug gekommen sind, und die wir früher als säkulare, heute vielleicht besser und zutreffender kurzweg als tektonische Niveauperänderungen bezeichnen können. Dieselben vollzogen und vollziehen sich nach beiden Richtungen und werden ebenso wie die Meeresniveauschwankungen als positive und negative bezeichnet werden können. Die letzteren werden als vorwiegend anzunehmen sein, die ersteren zu negieren erscheint uns nach dem dermaligen Stande unseres Wissens nicht zulässig. Vieles ist an den Vorgängen noch räthselhaft, gar manche Geistesarbeit wird noch aufgewendet werden müssen, um noch befriedigendere Resultate zu erhalten. Hoffen wir, daß es bald möglich sein werde über gelungenere Lösungen zu berichten.

[Vor wenigen Tagen erschien ein Vortrag F. Löwl's (Brag 1886) über „die Ursache der säkularen Verschiebungen der Strandlinie,“ in welchem der Autor die betreffenden Erscheinungen positiver und negativer Art im Sinne des Suez'schen Gedankens von dem allgemeinen Zusammenbruche des Erdballes oder „des fortgesetzten Einbruchs der Meeresräume“ zu erklären versucht, indem er die Anschauung mitteilt und detaillierter darlegt, daß durch das Einsinken der Ozeanischen Grundflächen ein Zurückweichen der Strandlinie, also die negative Bewegung des Meeresniveaus „in der Regel“ herbeigeführt werden müsse. Da diese Einbrüche aber auch über die Meer- und Festlandsgrenzen in die letzteren hineingreifen und Teile derselben in verschiedenem Maße zur Tiefe streben, unter Umständen selbst rascher als der Meeresgrund, so würden auch die „positiven Meerespiegelbewegungen“ erklärlich. In letzter Zeit hat auch Penck, in einem Vortrage in der k. k. geogr. Gesellschaft zu Wien, die Frage der Senkung und Hebung der Meeresböden zur Erklärung der Variabilität der Verteilung von Festland und Wasser auf der Erdoberfläche herbeigezogen. Damit ist nun sicherlich wieder ein relativer Fortschritt zu verzeichnen, der eigentlich ein Zurückgreifen auf ältere Annahmen bedeutet. Denn damit ist die Niveauschwankung des Meerespiegels wieder auf Veränderungen der festen Krustenteile zurückgeführt, und damit würden die Erwägungen wieder festen Grund fassen können, den sie nahe daran waren zu verlieren. Die „Änderungen der Gleichgewichtsfigur“ aber erfolgen sicherlich als eine Folge der Änderungen in den Niveauflächen und Massenverteilungen der festen Kruste. —

Die Berechtigung der Einbruchstheorie an und für sich wird wohl von keiner Seite bestritten werden, nur die alles andere ausschließende Anwendung wird Zweifel und Erweiterungen notwendig werden lassen. Die geotektonischen Thatfachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen. Falten — und wenn man sie auch als Resultate des infolge Nieder sinkens gewaltiger Schollenmassen geweckten Seitendruckes erklären wollte — Falten und Faltengebirge giebt es nun einmal, und Suez selbst hat in seinem schon zitierten Vortrage „über die vermeintlichen säkularen Schwankungen“ am Schlusse, wo er in dem Satze gipfelt: „es giebt keinerlei vertikale Bewegungen des Festen“, hinzugefügt „mit Ausnahme jener, welche etwa mittelbar aus der Faltenbildung hervorgehen,“ und an anderer Stelle

sprach er von einer Emporhebung der skandinavischen Halbinsel als Folge der Emporwölbung einer Falte von großer Amplitude. (Entstehung der Alpen 1875.)

Diese „Ausnahmen“ bestehen, mögen sie nun mehr oder weniger zahlreich sein, und sie lassen uns bedauern, daß Löwl sie stillschweigend überging; freilich wäre dadurch die Frage weniger einfach geworden. —

Wer sich ein vorzügliche graphische Veranschaulichung der (übrigens uralten) Schollentheorie vor Augen führen will, der betrachte die Figur auf Seite 173 in Sueß' „Ankiz der Erde“ I. (Eine etwas verkleinerte Copie aus Powell's Uinta Mountains. Fig. 5 zu S. 17.)



Erinnerungen an Ober-Ammergau

VON

W. Wereschagin.

Ich glaube, daß wohl viele Deutsche dieses im gebirgigen Bayerland gelegene Dörfchen und die dort alle zehn Jahre wiederholten Vorstellungen des Leidens und Sterbens Jesu Christi kennen. Von diesen Vorstellungen (1870) will ich eine Schilderung machen.

Der Anfang derselben datiert vom Jahre 1633, wo eine furchtbare Epidemie in den dem Ober-Ammergau benachbarten Thälern wüthete, besonders aber in Partenkirchen, Ettenlau und Koltrübe. Massenhaft starben die Menschen dahin, und die Bewohner des Ober-Ammergau legten das Gelübde ab die Passion Christi darzustellen und dieselbe alle zehn Jahre zu wiederholen, wenn die Epidemie aufhören sollte. Und die Epidemie verschwand, ohne weitere Fortschritte zu machen. — Wie weit wir der Tradition Glauben schenken dürfen, mag dahingestellt bleiben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vorstellungen viele Menschen angelockt haben und nicht ohne pekuniäre Vorteile waren. Heute sind sie sogar sehr einträglich geworden.

Ohne besondere Schwierigkeiten und Zufälle kam ich mit dem Zuge bis Weilheim. Hier erlitt ich eine kleine Unannehmlichkeit, die ich zu Ruß und Frommen aller derjenigen meiner Leser, die nach Ober-Ammergau gehen sollten, hier niederschreiben will. Die guten Gebirgsbewohner verstanden es ausgezeichnet zu schwindeln. — Auf der Eisenbahnstation sagte man mir nämlich, daß es keine Omnibusse gäbe, daß aber Lohnfuhrwerke für zwanzig, vielleicht auch fünfzehn Gulden zu meiner Verfügung ständen. Ich nahm diesen Vorschlag nicht an, sondern begab mich auf die Post des Städtchens, wo sich eine große Anzahl von Personen befand, die ebenfalls den Wunsch hegte, nach dem „neuen Jerusalem“ zu kommen. Aber auch hier zeigte sich der Schwindel. Es sind zwar Omni-

busse da, diese aber fahren von der Eisenbahnstation aus ab, und überdies sind bereits alle Plätze besetzt. Es bleibt also nichts anderes übrig als einen Wagen für 20, mindestens 15 Gulden zu nehmen u. s. w. Endlich übernahm es ein Freiwilliger, mir gegen ein Trinkgeld einen Platz im Omnibus zu verschaffen, denn es fahren nicht nur einer, sondern drei Omnibusse, und Platz war genügend vorhanden.

Gegen Abend verließen wir das Städtchen, kamen nachts im Dorfe Ammergau an und bestiegen einen neuen Omnibus, der uns bis zu einem kleinen Orte führte, dessen Namen ich vergessen habe, und nun nahm ich und ein Mitreisender, ein Ungar, einen Stellwagen zu 3 oder 4 Gulden und fuhren nach Ober-Ammergau. Es waren zwei Stunden Wegs, und viele zogen es vor, mit ihrem Ranzen auf dem Rücken die Strecke zu Fuß zurückzulegen.

„Nun da sind wir in Jerusalem,“ sagten wir, als wir zwischen zwei Reihen Häuser dahinfuhren, die mit allen möglichen Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen bedeckt waren. Unter den Leuten, die an uns vorübergingen, zeigte uns der Kutscher eine hübsche junge Frau: „Das ist Maria, die Mutter Gottes bei der nächsten Vorstellung,“ sagte er ungeniert. Die zukünftige Maria trug einen Milchkrug in der Hand und lächelte uns liebenswürdig an, als wir ihr Kußhände zuwarfen.

Ein unumstößliches Gebot verlangt, daß nur Gemeinde-Angehörige bei den Aufführungen mitwirken dürfen, und weder Perücken noch falsche Touren noch das Malen von Runzeln wird gestattet, so daß die Mitwirkenden ihr langes Haar selbst bei ihren alltäglichen Arbeiten, beim Pflügen und Ackern tragen. Dies allein genügt schon, um sie von den übrigen Banern zu unterscheiden. Abends sah ich zum Beispiel unter der vor der Schenke versammelten Menge einen ältlichen Mann, „das war der Mörder Barrabas.“ Er spazierte mit den Händen in den Taschen seiner kurzen Jacke umher und rauchte eine abscheuliche Zigarre. Mein Reisegefährte erzählte mir, daß er Christum (selbstverständlich den theatralischen) in seinen Alltagskleidern gesehen habe. Ich weiß nicht, wie dieser bayrische Christus aussieht, aber Barrabas konnte ich nicht ohne Lachen ansehen, weil man mir mitteilte, daß er früher in der Gendarmerie gedient hatte.

Gegen mein Erwarten fand sich zu den Vorstellungen ein Publikum von ungefähr 5000 Personen ein. Alle Winkel nicht nur in den Wirtschaftshäusern, sondern auch in den Privat-Wohnungen waren besetzt. Viele, die kein wenn auch noch so beschränktes Unterkommen gefunden, schliefen in den Wagen, in denen sie gekommen waren. Dieses Zusammenströmen so vieler Menschen, besonders Ausländer, mußte den Einwohnern mehr eintragen als die Vorstellungen selbst, die nur einmal alle zehn Jahre veranstaltet werden. In der Zwischenzeit ist sehr wenig zu verdienen, und darum finden sich auch keine Unternehmer zum Bau großer, gut eingerichteter Gasthöfe. Die Einnahmen für Wohnung und

Kost bleiben auf diese Weise in den Händen der Eingeborenen des Ober-Ammergau's. Die Einnahmen für die Vorstellungen sind nichts weniger als gering, denn während des ganzen Sommers und eines Theiles des Herbstes wird wöchentlich zweimal gespielt, und das Theater ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Einnahmen des letzten Jahres ergaben einen Reinertrag von 300 000 Mark.

Für einen kleinen Winkel, in dem kaum ein Bett stehen konnte, bezahlte mein Reisegefährte täglich 3 Mk. Ich selbst erstand einen Verschlag, für den ich das Doppelte zahlen mußte, weil ich ein zweischläfriges Bett hatte. In dem Augenblicke aber, in dem ich über den Preis verhandelte, geriet ich in eine so kritische Lage, daß ich nicht nur sechs, sondern auch den zehnfachen Preis gezahlt hätte, nur um einen lästigen Mitbewohner loszuwerden. In der Nacht wurde ich von heftigem Lärm in meinem Zimmer erweckt. Ich öffnete die Augen und sehe einen Engländer, der sich eben entkleidet, um sich zu mir ins Bett zu legen. Nur mit großer Mühe gelang es mir ihm zu beweisen, daß ich das ganze Bett gemietet und dafür bezahlt hätte, und daß die Wirtin ihm irrtümlich die zweite Hälfte angeboten. Unter den herbeigeeilten Fremden waren sehr viele Engländer sowie auch Amerikaner und eine ziemlich große Anzahl von Geistlichen aus aller Herren Ländern. Man zeigte mir zum Beispiel Priester aus Irland und Nordamerika.

Am folgenden Morgen, dem Tage der Vorstellung, waren wir schon um sechs Uhr früh im Theater, um unsre Plätze zu belegen, obgleich die Vorstellung erst um acht Uhr begann. Das Theater ist groß und für ungefähr 5000 Zuschauer berechnet. Es ist ein hölzerner, oben offener Bau, und nur der größere Teil der Bühne, auf dem vorzugsweise gespielt wird, ist überdeckt. Auch haben die ersten Plätze den Vorzug, mit einem hölzernen Schutzbach versehen zu sein.

Die Seiten der Bühne sind offen und stellen die Straßen Jerusalems vor. Der Vorhang der Hauptbühne bietet eine Ansicht der Stadt Jerusalem.

Die ganze Aufführung ist in drei Abteilungen geteilt und jede Abteilung wieder in drei Akte. Jeder Akt besteht aus einem oder zwei lebenden Bildern aus der Geschichte des alten Testaments und Handlungen, welche der Reihe nach Szenen aus der Passion Christi nach den Evangelien darstellen und die den vorhergehenden symbolischen Bildern und ihren durch die Kirche festgesetzten Deutungen entsprechen: denn die Begebenheiten des alten Testaments sollen ja nur Symbole und Vorbilder für das neue sein. Außerdem erscheinen in den Zwischenakten und szenischen Darstellungen unbärtige Jünglinge und Mädchengestalten, die ihrem Kostüme nach Genien darstellen, auf dem Vordergrunde der Bühne. An der Spitze schreitet ein hübscher, in den besten Jahren stehender Chorführer einher. In ruhigem Schritte treten sie aus den Seitenkonflissen heraus, stellen sich in Reihen auf und beginnen mit klagender Stimme die Erklärung der lebenden Bilder und ihre Beziehung zu der dramatischen Handlung

abzusingen. Vor dem Beginn der wirklichen Handlung verschwinden sie dann. Die Melodien erinnern in ihren Motiven an die Wagnerschen „Dialoge,“ aber sie werden ziemlich falsch gesungen und durch die sie begleitende Mimik noch geschmackloser gemacht. Im Chor singen sie etwas besser. Das Orchester ist ein einheimisches, dem man seine Anerkennung nicht versagen kann, da es ziemlich erträglich ist.

Der Vorhang ging auf, und das lebende Bild stellte Adam und Eva vor, die durch den Engel mit dem flammenden Schwerte aus dem Paradiese vertrieben werden. Adam und Eva waren im Trikot, und sehr breite Gürtel aus Blättern fielen von der Taille über die Hüften herab. Der Eindruck dieses ersten Bildes auf das Publikum war augenscheinlich ein günstiger. Als der Vorhang gefallen war, erhoben sich von allen Seiten beifällige Stimmen: Schön! Hübsch! . . .

Das folgende Bild stellt einen Engel dar, welcher, indem er den Fuß eines Kreuzes umarmt, dieses einer Gruppe knieender Kinder zeigt.

Endlich kommt die erste Szene.

I. Der Einzug Christi in Jerusalem.

Schon vor dem Aufgehen des Vorhangs hört man den Lärm vieler Stimmen, welche den einziehenden Christus begrüßen. Das Volk, groß und klein, umdrängt ihn mit Palmenzweigen in den Händen und in allen möglichen bunten Gewändern in den mannigfachsten Formen. Die Muster zu diesen Kostümen sind anscheinend den alten Meistern entlehnt, aber nicht treu nachgeahmt.

Jesus erscheint auf der Eselin in violetten Gewande und rotem Mantel, mit weit vorgebeugtem Haupte und ausgestreckter Hand, mit der er das Volk segnet. Er war der allen bekannten Gestalt Christi auf den Heiligenbildern treffend ähnlich. Ihm folgten dann mit ihren Apostelstäben die Heiligen Petrus und Johannes, die ebenfalls durch die Ähnlichkeit überraschten.

Die Prozession geht von der Mitte der Bühne nach der einen Seite hinüber: Christus kommt langsam in den Vordergrund, steigt von der Eselin herab und verschwindet in einer entgegengesetzten Straße, von dem jubelnden Volke umringt.

Diese Szene ist sehr reich an Personal und in dieser Form auch sehr naturwahr. Nur schade ist es, daß das Volk zu sehr im Takte schreit, und daß manche Kostüme zu geschmacklos und gewöhnlich sind.

Der Reihe nach kommen nun folgende Szenen.

II. Szene. (Lebendes Bild.) Die Kinder des Patriarchen Jakob beschließen ihren Bruder Joseph zu verkaufen. — Entsprechende Handlung. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten beratschlagten, wie sie Christum gefangen nehmen können. —

Auch diese Szene ist genügend belebt, aber das Zimmer, in dem dieselbe sich

abspielt, sowie die Dekorationen sind so roh und plump, daß sie die Meisterschaft der Ober-Ammergauer in kein gutes Licht stellen.

Dritte Scene. (Lebendes Bild.) Der junge Tobias nimmt Abschied von seinen Eltern. — Entsprechende Handlung: Christus in Bethanien. Maria Magdalena salbt seine Füße mit Öl. (Das Begießen mit einem leeren Gefäß ist etwas lächerlich.) Judas murrte über diese unerklärliche Verschwendung. Christus nimmt Abschied von seiner Mutter und seinen Freunden Lazarus, Martha, Simon u. s. w.

Die vierte Scene. (Lebendes Bild.)

Der persische König verstößt die Königin Basthi und setzt Ester an ihre Stelle.

(Lebendes Bild.) Gott verstößt die Synagoge und nimmt die Kirche als Braut an. Dies Bild ist wirklich mißlungen und häßlich und enthält nichts als den Namen. Darauf folgt die Handlung. Christus kehrt mit seinen Jüngern nach Jerusalem zurück. Er weint beim Anblick des sündigen Volkes. Hierauf sendet er zwei seiner Jünger, um das Passahfest zu bereiten. Judas faßt den Entschluß seinen Meister zu verraten.

Hier will ich gleich bemerken, daß Christus während der ganzen Aufführung durchaus nur die Worte aus den Evangelien anwendet. Der Darsteller der Rolle sprach sehr gut und ganz im Geiste des Textes.

Fünfte Scene. (Lebendes Bild.) Der Herr schickt dem israelitischen Volke Mannah in der Wüste.

(2. lebendes Bild.) Die Späher bringen die Weintraube aus Kanaan.

Die Handlung. Jesus feiert mit seinen Jüngern das Passahfest und setzt zu seinem Gedächtnisse das Abendmahl ein.

Diese Scene war wirklich so rührend, daß sich die Taschentücher sämtlicher Frauen und Mädchen in Bewegung setzten und man hier und dort lautes Schluchzen hörte.

Sechste Scene. (Lebendes Bild.) Die Söhne Jakobs verkaufen ihren Bruder Joseph für 20 Silberlinge.

Handlung. Judas Ischarioth erscheint vor dem Hohen Rat der Priester und Schriftgelehrten und verspricht, seinen Herrn für dreißig Silberlinge auszuliefern. Der Rat verurteilt Christum zum Tode. Nur Joseph von Arimathia und Nicodemus protestieren gegen diesen Beschluß, doch gelingt es ihnen nicht, denselben umzustossen. Sie verlassen den Ratsaal, um nicht an einem ungerichten Urtheile teilzunehmen.

In dieser Scene ist der Dialog natürlich erdichtet, aber er wird nicht schlecht geführt, sondern entwickelt sich oft zu großer Lebendigkeit. Hier sowie in anderen dramatischen Szenen werden überall, wo sie zulässig sind, wortgetreue Aussprüche des Evangeliums zu Grunde gelegt.

Siebente Scene. (Lebendes Bild.) Adam wird für seinen Ungehorsam verdammt, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu verdienen. (Die Arbeit und Leiden sind als Strafe und Mittel zur Sühne der Sünde aufzufassen.)

(2. lebendes Bild.) Jakob stößt unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Kusses dem Amasse sein Schwert ins Herz.

Handlung. Christus betet und leidet auf dem Ölberge. Judas tritt ein und verrät ihn durch einen Kuß. Die Wache ergreift Jesum und führt ihn ins Gefängnis ab. Diese Stelle war nicht ganz gelungen, denn wenn sich die Betenden auch noch so vortrefflich gehalten haben, so war doch die Handlung schlecht arrangiert. Als man dann Christo in roher Weise die Hände band und ihn als Gefangenen fortschleppen wollte, erhob sich unter den Zuschauern lautes Jammern und Wehklagen. Eine meiner Nachbarinnen, ein junges Mädchen, weinte leise vor sich hin, und im weiteren Verlaufe der Anführung flossen ihre Thränen immer reichlicher.

II. Abtheilung.

Achte Szene. (Lebendes Bild.) Der Prophet Micha erhält einen Backenstreich, weil er in Gegenwart König Ahabs die Wahrheit gesagt hat.

Handlung. Christus wird dem Hohenpriester Hannas vorgestellt und geschlagen. Diese Szene wird auf einem der zwei zu beiden Seiten errichteten Balkone dargestellt.

Neunte Szene. (1. lebendes Bild.) Der Unschuldige wird infolge falschen Zeugnisses zum Tode verurteilt.

(2. Lebendes Bild.) Hiob duldet und erträgt die spöttischen Reden seiner Frau und seiner Freunde.

Handlung. Christus vor Kaiphas. Er wird verhört, man erklärt ihn für des Todes schuldig. Die Verleugnung Petri. Die Diener des Hohenpriesters beleidigen und schlagen Jesum.

Die Verleugnung Petri wurde nicht übel gespielt, aber der Darsteller des trähenden Hahnes hat alles verdorben. Er krächte so kräftig, daß die Zuschauer in lautes Lachen ausbrachen.

In Parenthese möchte ich hier noch bemerken, daß der Schauspieler, welcher Petrum spielte, dem Publikum ein allgeneines Argerniß bereitete, indem er in Zwischenakt in der Schänke erschien und trotz dem Eindruck, den seine biblische Gestalt machte und machen sollte, ein Seidel Bier nach dem anderen trank. Dabei saß er auf einem Fasse, ranchte seine Pfeife und unterhielt sich lachend. Zuweilen kamen auch einige von den anderen Aposteln und die Hohenpriester Hannas und Kaiphas in ihren Kostümen in die Wirtsstube, um ein Seidel Bier zu trinken. (Kaiphas war aber ohne Mühe.)

Zehnte Szene. (Lebendes Bild.) Der Brudermörder Kain.

Handlung. Der versammelte Rat der Hohenpriester und Ältesten verkünden dem hereingeführten Jesus das Todesurteil. Der reuige Judas erscheint vor dem Räte, wirft die Silberlinge hin und hängt sich an einem Baume auf. Judas spielte sehr schlecht, deklamirte mit verzweifelten Gesten und wiegte sich wie ein Betäubter von einer Seite zur andern. Selbstverständlich erhängte er sich nicht

auf der Bühne. Er nahm nur seinen Gürtel ab, warf das eine Ende auf den Baum, machte in das andere Ende eine Schlinge, dann fiel der Vorhang.

Elfte Scene. (Lebendes Bild.) Daniel erscheint vor Darius und wird verurteilt in die Löwengrube geworfen zu werden.

Handlung. Christus erscheint vor Pilatus und wird angeklagt. Pilatus erklärt ihn für unschuldig und befiehlt ihn zu Herodes zu führen. Die Verurteilung des Pilatus war eine sehr vernünftige, denn er wendete sich an das Volk und sagte, daß er, da er kein Jude sei, sich nicht in ihre religiösen Streitigkeiten mischen wolle, daß es ihn aber wundere, daß dasselbe Volk, welches ihm vor kurzem entgegengejubelt, jetzt seinen Tod so hartnäckig verlange u. s. w.

Zwölfte Scene. (Lebendes Bild.) Simson, der in die Gefangenschaft der Philister geraten ist, wird beordert, die Teilnehmer an einem Schmause durch sein Saitenspiel zu erheitern. (Durch Erschütterung bringt er die Säulen des Tempels zum Wanken.)

Handlung. Herodes behandelt Jesum mit großer Verachtung und schickt ihn zu Pilatus zurück. Jesus, der während der ganzen Zeit mit Gelächter, Spott und Hohn verfolgt wird, erwidert kein Wort und rächt sich dadurch gewissermaßen für die Beleidigungen.

Dreizehnte Scene. (Lebendes Bild.) Jakob wird das blutbefleckte Kleid Josephs überbracht, und er weint untröstlich.

(2. lebendes Bild.) Abraham sieht den Widder, der sich mit seinen Hörnern im Gesträuch verwickelt hat, und opfert ihn an stelle seines Sohnes.

Handlung. Christus erscheint zum zweitenmale vor Pilatus. Dieser fragt das Volk, ob er ihm Christum oder Barrabbam frei geben solle. Hierauf befiehlt er Christum zu geißeln und ihm ein Purpurgewand anzulegen.

Während der Szenen, in denen der verteidigungslose Christus hinausgeführt beleidigt wird, fing das Publikum und fingen sogar die Männer an, sehr verdächtig mit den Augen zu zwinkern und versuchten mit Anstrengung ihre Rührung zu verbergen, die Frauen wischten sich wiederholt die Thränen ab. Da fing ein Nachbar an zu lachen. Sofort aber wurden empörte Stimmen laut: „Was für ein roher Mensch! Jetzt ist doch nicht der Moment zu lachen.“

Vierzehnte Scene. (Lebendes Bild.) Joseph wird auf Befehl des Pharaos dem Volke feierlich als Vater des Vaterlandes vorgestellt.

Handlung. Pilatus stellt Jesum im Purpurgewand und mit der Dornenkrone auf dem Haupte dem Volke als dessen König vor. Dieses fordert drohend den Tod Christi; Pilatus schwankt und schließlich, um seine Unschuld an diesem Todesurteile zu bezeugen, wäscht er öffentlich seine Hände und spricht dann das Urteil.

Als die Zuschauer Barrabbam sahen, wie er von den Wächtern hinausgestoßen wurde, brachen sie in tolles Gelächter aus. Das durch die Reden der Hohenpriester und Ältesten aufgeregte Volk schreit und wütet, ohne daß ihm ein Zügel anferlegt wird. Diese Scene ist sehr belebt, aber wie die früheren wird sie gleichfalls durch das taktmäßige, gleichzeitige Schreien des Volkes verdorben.

Zugleich erscheinen die mit Christus verurteilten Mörder.

III. Abteilung.

Fünfte Szene. (1. lebendes Bild.) Izaak steigt mit Opferholz beladen auf den zum Opfern bestimmten Berg.

(2. lebendes Bild.) Moses richtet die eiserne Schlange auf.

(3. lebendes Bild.) Die Juden, welche gläubig zur Schlange aufblicken, werden sofort von den Bissen der giftigen Schlangen geheilt.

Handlung. Der mit dem Kreuze schwer beladene Christus wird nach Golgatha geführt. Er begegnet seiner Mutter. Die Weiber Jerusalems beweinen sein unseliges Geschick.

Sechste Szene. (Handlung.) Ein Kreuz mit daraufgenageltem Jesus wird errichtet, und man lacht über den Gekreuzigten.

Die letzten Worte Jesu.

Die Hohenpriester und Ältesten kommen überein, daß man eine Wache aufstelle, damit die Jünger das Grab nicht bestehlen. Das Annageln Christi und der Mörder an die Kreuze und das Aufrichten derselben wird sehr natürlich gemacht und stimmt genau mit den Angaben der Evangelien. Während Christus den Todeskampf kämpft, ergießen sich von allen Seiten Spott- und Hohnreden über ihn. Blut dringt aus der Seite, als diese von der Lanze durchbohrt wird. Meine Nachbarin, wie gesagt ein junges Mädchen, floß über von Thränen. Trotzdem konnte sie die Bemerkung nicht zurückhalten: „Ach, das ist ja nicht wahr! das kann nicht sein!“ . . . Die Wache wirft das Loos über den Mantel und das Hemd des Gekreuzigten. Schreckliche Donnerschläge erschallen, Erdbeben machten die Erde erzittern und begleiten die letzten Seufzer, das Publikum ist von Entsetzen ergriffen. . . . Aus Jerusalem stürzen Menschen herbei mit der wunderbaren Kunde, daß die Toten auferstehen.

Siebte Szene. (Lebendes Bild.) Jonas kommt aus dem Bauche des Walfisches an das Ufer.

(2. lebendes Bild.) Der Durchgang der Israeliten durch das rote Meer, die Ägypter werden von den Wellen verschlungen.

Handlung. Auferstehung Christi. Die Wachen fallen schreckensbleich zu Boden. Gottesfürchtige Frauen kommen zum Grabe, wo der Engel ihnen die Auferstehung verkündet. Maria Magdalena tritt auf, und Christus erscheint ihr. Der Rat, die Hohenpriester und die Ältesten bestechen die Wachen, damit sie falsches Zeugnis ablegen möchten.

Bei der Auferstehung Christi wird der Stein mit Lärm und Krachen vom Grabe gewälzt. — Christus steigt daraus hervor in einem durchsichtigen silbernen, mit goldenen Strahlen besetzten Gewande.

Zum Schluß:

Apotheose.

Christus, mit einer Fahne in der Hand, segnet die Gruppen der Jünger und solcher, die sich auf dem Berge und in seiner Nähe befanden. Er verläßt die Erde, steigt ohne seine Haltung zu verändern zum Himmel empor, und der Klang von Engelschören, welche Hallelujah singen, begleitet ihn. —

Das Publikum ging größtenteils sehr befriedigt auseinander. Man hörte von allen Seiten: „Sehr gut! Ausgezeichnet! Wunderbar! Vorzüglich!“

Im allgemeinen war die Vorstellung gelungen, doch darf man den ziemlich oft herunterrieselnden Regen nicht in Anschlag bringen. Dieser gab den Witzlingen Veranlassung, ihren Witz sprühen zu lassen, und bald hörte man die lose Bemerkung, daß man Christus bei der nächsten Vorstellung nicht ohne Regenschirm an das Kreuz hängen solle. —



Epistolarische Findlinge. ¹⁾

Alexander von Humboldt an Frau Caroline von Wolzogen:
Über Helene, Prinzessin von Mecklenburg und den Hof Louis Philipps.
Alexander von Humboldt an Sömmering.

Mitgeteilt von
J. Löwenberg.

Schon in den heiteren Tagen des ersten Zusammenlebens der beiden Humboldts und Schillers in Jena, seitdem Schiller sich mit Charlotte von Lengefeld (20. Februar 1790) und Wilhelm von Humboldt mit Caroline von Dacheröden (im Juli 1791) vermählt hatten, war auch Alexander von Humboldt in diesen Fremdenkreis getreten und mit der Schwägerin Schillers,

¹⁾ Als Nachtrag zu dem Briefe Humboldts über Schiller im Dezemberheft 1885 teilt Herr Dr. Löwenberg uns noch nachstehendes mit:

Überraschend ist die Verschiedenheit der Äußerungen Humboldts und Schillers gelegentlich des Artikels: Die Lebenskraft oder der „rhodische Genius.“ Humboldt hatte denselben für die „Horen“ (1795. V. Stück) geschrieben und ihn später auch in die „Ansichten der Natur“ aufgenommen. In der Vorrede zu den letzteren sagt er: „Die Vorliebe, welche Schiller für den rhodischen Genius hatte, den er in seine Zeitschrift der Horen aufnahm, gab mir den Mut, ihn wieder abdrucken zu lassen.“

Dem entgegen aber schrieb Schiller in den Verhandlungen mit Goethe über die Xenien (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II. 4): „Er lese eben eine Rezension der Horen von Reichardt in dessen Journal „Deutschland“ (I. 8. 9.) . . . Das 5. Stück, das schlechteste von allen, ist als das interessanteste dargestellt; Hoffens Gedichte, „Der rhodische Genius,“ von Humboldt sehr herausgestrichen, und was des Zeugs mehr ist.“ Wie reimt sich nun die angebliche Vorliebe Schillers für den rhodischen Genius zu seinem abfälligen Urteil „und was des Zeugs mehr ist.“

Schließlich wäre es einseitig, würden hier nur die abfälligen Urteile Schillers erwähnt; es ist vielmehr sachgemäß, auch die hoffnungsreiche Anerkennung anzuführen, die Schiller über Humboldts Fähigkeiten und Talent aussprach.

Derselbe schrieb am 12. September 1794 an Körner: „Von Humboldts Bruder, Alexander von Humboldt, der preussischer Oberbergmeister ist, haben wir über Philosophie des Naturreichs sehr gute Aufsätze zu erwarten. Er ist jetzt in Deutschland gewiß der vorzüglichste in diesem Fache und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist.“

Freilich schrieb Schiller diese Worte, als er das Manuscript zum rhodischen Genius noch nicht hatte.

der Frau Caroline von Wolzogen, befreundet geworden, eine Verbindung, die bis zum Tode der Letzteren von beiden Seiten mit wärmster Zuneigung gepflegt wurde und in lebhaftem Briefwechsel ihren Ausdruck fand.

Der hier mitgetheilte Brief ist aus einer noch nicht herausgegebenen Sammlung im Nachlasse der Frau von Wolzogen und hatte seine Veranlassung in der bevorstehenden Vermählung der Prinzessin Helene von Mecklenburg mit dem Prinzen von Orleans, dem ältesten Sohne Louis Philipps.

Es war damals kein Geheimnis, daß der Großherzog von Mecklenburg, der Bruder der Prinzessin, dieser Verbindung anfangs wenig geneigt war, daß er Bedenken hatte, die Schwester einem Throne nahe treten zu lassen, der so verhängnißvoll für deutsche Fürstentöchter gewesen. Es war sehr offenstibel, daß auch am nahe verwandten preußischen Königshofe eine Partei, theils aus systematischer Opposition gegen die neuen Ideen von 1830, theils aus Abneigung gegen das Haus Orleans „im stillen räsonnierte.“ Ähnlicher Zwiespalt mochte auch am Hofe zu Weimar obwalten, dem die Prinzessin als Enkelin Karl Augusts nahe verwandt war. Aber König Friedrich Wilhelm III. war persönlich von den Vorzügen des Herzogs von Orleans eingenommen und begünstigte die Verbindung.

Alexander von Humboldt und Frau von Wolzogen in Weimar hatten nunmehr die Aufgabe, den Boden zu festigen, die Wege zu markieren und zu sichern, welche die liebenswürdige Prinzessin am Hofe der Tuilleries zu betreten im Begriff war. Frau von Wolzogen bat Humboldt, den feinen Beobachter und Kenner des Pariser Hofes, den hochgeehrten Freund und stets willkommenen Gast im engsten Familienkreise Louis Philipps, um Fingerzeige, um Informationen über Personen und Verhältnisse, denen die fremde Prinzessin nahe treten sollte. Und so schrieb denn Humboldt den folgenden Brief, der in gewissem Sinne als Führer für die Prinzessin am Hofe Louis Philipps heute von um so größerem Interesse sein dürfte, als des Grafen von Paris deutsche Abstammung mütterlicherseits gerade in neuester Zeit mehrfach in den politischen Vordergrund gezogen wurde.

Der Brief lautet:

Potsdam, 6. Mai 1837.

Wenngleich ich auch nur ein einziges Mal und auf sehr kurze Zeit die Freude genossen habe, die Prinzessin Helene allein zu sehen, so war der Eindruck doch so tief und bleibend, daß auch ich den wärmsten Anteil an ihrem Schicksal nehme. Alle Athernheiten tiefgewurzelter Vorurtheile und historischer Vergangenheit haben sich bei dieser Gelegenheit in den nordischen Höfen auf das Leidenschaftlichste geäußert und die Verbindung einer liebenswürdigen und geistreichen Prinzessin mit einem feingebildeten, durchaus edlen, vornehmen Fürsten ist eine Ursache tiefen Grolls geworden. Alles ist vollbracht, Mutter und Tochter haben Stärke und moralische Würde dabei gezeigt, und in dem Königspalaste wird die Braut bald alle die Aufregung vergessen, die gemüthlose Stupidität und Neid erregt haben. Für das innere Glück der Prinzessin Helene, eine der reizendsten Erscheinungen, die mir je vorgekommen, bin ich keineswegs besorgt. Sie tritt in

einen Familientreis, der sie mit Wärme empfangen wird. Sie ist des Eindrucks, den sie machen wird, gewiß. An physische Gefahren und besonders für eine Gemahlin des Herzogs von Orleans glaube ich gar nicht.

Die, welche so gern daran erinnern, suchen listig andere Gründe des Mißfallens zu benämeln. Die Braut kommt dazu nach Frankreich in einer Epoche, wo ein neues, farbenloses Ministerium wenigstens den Vorzug hat, frei zu sein von dem Intimidations-System der zwar geistreichen und rechtlichen, aber, als dogmatifizierende, stets drohende Pädagogen, dem französischen National-Charakter ganz antipathischen Doctrinärs. Man kann viele Jahre lang die Majorität der Kammern haben und deshalb doch nicht des Laudes gewiß sein, weil bei einem so eingeschränkten Wahlrechte (selbst im Vergleich mit dem alten England) die Kammern nur einige höhere Volksklassen repräsentieren. Ein ewiges Streben, das Arsenal der Beschränkungs- und Strafgesetze zu vermehren, hat unter den unteren Volksklassen das Vorurteil verbreitet, die Regierung wolle jetzt ihre Macht brauchen, stromaufwärts zu schiffen. Zur Begründung dieses Vorurtheils hat schon die Leidenschaftlichkeit von dem viel zu viel gepriesenen Casimir Perrier beigetragen, der (den Barrikaden so nahe) viel zu unvorsichtig zu intimidieren suchte. Die Gewohnheiten des militärischen Despotismus tragen auch täglich zu solcher Unvorsichtigkeit bei, und der Zwang, der das National-Ehrgefühl an den Besitz des elenden, doch nur Korn und Öl hervorbringenden Algier knüpft, giebt den Militärpersonen oft einen verderblichen Einfluß. Sie werden, teure Freundin, die letzte großmüthige, mongolisch-unmenschliche Proklamation des Generals Bugeaud gelesen haben. Algier macht die Nation unmoralischer durch die Administratoren, die dort betrogen, erpreßt und geprügelt haben. Algier donne aussi de la férocité à l'armée.

Die junge Fürstin, unter sehr schlauen Verwandten lebend, wird lange sich jeder tiefer eindringenden politischen Äußerungen enthalten; in ihrem Innern aber, davon bin ich überzeugt, wird sie sich bald liberaler vorkommen, als viele der Personen, welche sie umgeben. Es würde nicht gut sein, ihr eigenes Urtheil zu leiten, gleichsam demselben vorzugreifen. Ich weiß bestimmt von Bresson, daß sie den Schauplatz, in dem sie auftritt, vollkommen kennt, daß sie dem Gange der Begebenheiten auf das Scharfsinnigste gefolgt ist. Ihrem Takt entgeht nichts, und wenn man sie auf die Schwächen gewisser Personen vorbereitete, so würde sie weniger unbefangenen auftreten, ihre herrliche Erscheinung könnte dann von ihrem milden Glanze verlieren. —

Zum Ruhme der Königin, der personifizierten Güte, etwas zu sagen, wäre unnütz. Die eine Tochter hat neben ihrem plastischen Kunstgenie auch viel Anmut gefelliger Lebendigkeit. Doch im ganzen sind die Sitten des Hauses still, an das Einförmige grenzend, nicht aus Zwang, sondern aus Liebe zum Maße in Geberden und Reden. Das gilt von der Abendgesellschaft, wo alles um einen runden Tisch arbeitet, während die Besuchenden kommen und gehen. Dieser Anblick der Ruhe wird anfangs die Prinzessin Helene in Erstaunen setzen. Ich hoffe, daß sie nicht die Vorurtheile gegen Madame Adelaide hegt, die in Deutsch-

land und unter den niederen Klassen von Frankreich über Härte des Charakters, Herrschsucht und ausgeübten Einfluß verbreitet sind. Madame Adelaide ist eine der feingebildetsten Frauen ihres Geschlechts, voll Kunstkenntnis, voll Sinn für Litteratur und intellektueller Beweglichkeit. Jede Stärke des Charakters ist nicht Herbigkeit. Sie ist die wichtigste Person in der Liebe und dem Vertrauen des Königs.

Ich freue mich, daß die Marschallin Lobau (geborene Arenberg) die erste Hofdame wird. Sie ist sanft und sehr liebenswürdig, kennt genau den Hof und ist nicht abgeneigt, die Hofleute zu schildern. Die Duchesse de Broglie, in einer religiösen, schwärmerischen Stimmung, entzieht sich leider! sehr der Gesellschaft. Sie gehört zu dem Edelsten, das Paris aufzuweisen hat. Die Hofdamen der Königin und der Madame Adelaide, die Marquise de Dolomieu und ihre Schwester, die Gräfin Montjoye, sind in Braunschweig erzogen, sehr deutsch gesinnt, lebhaft, gebildet und unterhaltend. — Die zwei politischen Mächte, die Fürstin Lieven und Gräfin Flahaut (einst Miß Keith) werden ihre Neze ausstellen. Viel Menschenkenntnis und Schlaueit, aber die niedrigste Temperatur der Gefühle. — So ist nicht die Duchesse de Dino, welche die Prinzessin Helene hoffentlich viel sehen wird. In dieser hat das politische Interesse (und eines, das sich über die Kenntnis der Personen erhebt) der Zartheit weiblicher Gefühle und Leidenschaften nicht geschadet. Sie ist unendlich liebenswürdig. — Die Frau des jetzigen Polizei-Präsidenten Gabriel Delessert ist die Tochter der durch Schönheit auch einst berühmten Komtessa de la Borde und des spanischen und kleinasiatischen Reisenden Comte Alexandre de la Borde. — Der Bruder von Gabriel Delessert ist in Kassel, Verfasser der *Voyage pittoresque à Petra* (en Arabie). Die ganze Familie ist sehr ausgezeichnet, voll Kunstsinne und kunstausübend. Sie selbst, teure Freundin, erinnern sich des ganzen Delessertschen Hauses. Der Chef, Baron Benjamin Delessert, und seine Schwester Madame Gantier (dieselbe, welche für Rouffeau die *Lettres sur la Botanique* geschrieben) stehen an der Spitze fast aller Wohlthätigkeits-Anstalten. Diese Familie übt durch Edelmut, Patriotismus und eigenen Reichtum einen großen Einfluß auf das Pariser Gemeinwesen aus, alle Protestanten. Die liebenswürdige Madame Delessert, deren Schwestern auch durch große Schönheit berühmt sind, besucht viel die Tuilleries.

Mit Madame Gantier wird die Prinzessin Helene (hoffe ich) später bei Wohlthätigkeits-Vereinen zusammenkommen. Madame de Saint Aulaire und ihre geistreichen, mit deutscher Litteratur sehr vertrauten Töchter, sind leider jetzt (wie die sanfte und höchst musikalische Gräfin Apponi, der einzige Glanzpunkt der diplomatischen Welt) in Wien.

Wollten Sie nicht bei dem Vertrauen, das Ihnen die Prinzessin schenkt, diese Gelegenheit benutzen, ihr (durch eine geschriebene Note) das Glück von Steuben an das Herz legen? Glück heißt in Paris eine Aufmerksamkeit, die ihm die neue Kronprinzessin schenkt. Er hat wunderschöne Porträts in Lebensgröße von Frauen gemacht. Man beschäftigt ihn wohl bisweilen bei Hofe (der König

kennt ihn persönlich) aber man hat ausschließliche Vorliebe für Horace Vernet, Scheffer und Laroche, die (nach Künstlerart) Steubens eben nicht lieben. Steubens eigenes Talent und die Bande zwischen Steubens Eltern und Schiller und Wolzogen könnte wohl die Prinzessin Helene rechtfertigen, wenn Sie (ohne sich kalt gegen die vorgenannten Drei zu zeigen) eines Morgens Steuben zu sich bescheiden ließe, besonders in den ersten Wochen, wo man jeder ihrer Fantaiefen zuvor-kommen wird. Erfüllen Sie, Teure, diese meine Bitte. Bei der Achtung, welche die liebenswürdige Prinzessin Helene Ihnen seit so vielen Jahren schenkt, wäre die Protektion für Steuben ja leicht durch das Wort „ältere Versprechungen“ motiviert und entschuldigt. Die Prinzessin wird den 16. hier erwartet. Sie will bloß beim König speisen, nicht hier schlafen. Verzeihen Sie die Unordnung dieser Zeilen. Ich hatte wenig Zeit, und Sie befehlen schnelle Antwort. Dazu bin ich fieberartig schnupfig und etwas leidend.

Dankbarst Ihr

A. Humboldt.

Humboldt an Sömmering über sein Leben und seine Studien in Hamburg.¹⁾

Hamburg, den 28. Januar 1791.

Fünf volle Monate sind nun schon verfloßen, seitdem ich die Rhein-ufer verließ. Wenn Sie aus der Art, wie ich mich damals an Sie drängte, aus der frohen Stimmung, in die mich jede Äußerung Ihres Vertrauens und Ihrer liebevollen Zuneigung versetzte, auf Wärme und Herzlichkeit des Charakters in mir schlossen, so muß es Ihnen jetzt um so räthelhafter sein, daß Sie seit fünf Monaten keine Zeile von mir sahen, daß ich eine Erlaubnis nicht benutzte, die Sie mir selbst freiwillig erteilten. Nicht jugendliche Eitelkeit allein (von der ich mich übrigens nur zu wenig frei fühle!), sondern die Empfindung durch die Achtung guter und edler Menschen geehrt zu sein, läßt mich wünschen, daß Ihnen mein Stillschweigen nicht gleichgültig und unbemerkt gewesen ist. Ich möchte die Schuld nicht gern vermehren, weil ich es doch nicht unternehme, mich zu rechtfertigen. In der That, mein Bester, die Ursachen meiner Nachlässigkeit sind so einfach, daß sie gewiß einem jeden andern als Ihnen geringfügig scheinen

¹⁾ Samuel Thomas von Sömmering, geboren zu Thorn 1755, war einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen seiner Zeit, seit 1784 Professor der Anatomie in Kassel und mit Georg Forster brüderlich befreundet. Durch Forster wurde Humboldt mit Sömmering bekannt. Sömmering und Humboldt korrespondierten viel über die galvanischen Versuche und ihre Anwendung auf die Physiologie des Nervensystems. Welche Achtung und Liebe Humboldt für Sömmering hegte, beweist die Zuneigung einer seiner frühesten und interessantesten Schriften; „die Versuche über die gereizte Muskelfaser“ sind „dem großen Zergliederer in dankbarer Verehrung und Freundschaft“ gewidmet. Die Briefe Humboldts konnten von Wagner in seinem Leben Sömmerings nicht benutzt werden, da Humboldt sich die Veröffentlichung seiner Briefe bei Lebzeiten verboten hatte.

Die Originale sind zwar abhanden gekommen, glücklichlicherweise aber erhielten sich von Wagner „besorgte und revidierte Abschriften“, die derselbe im August 1860 mir zur Benützung für eine Biographie Humboldts überlassen hat.“

Diesen Briefen ist der nachstehende entnommen.

3. Röwenberg.

würden, der Sie wissen, daß Einfachheit und Wahrheit immer am nächsten mit einander verwandt sind.

Ich verließ Aichaffenburg (das mir Müllers geistvolle Unterhaltung und Gallizins ungekünstelte Gutmütigkeit in der That sehr, sehr lieb gemacht hatten) mit dem festen Entschlusse, Ihnen, sobald ich Hamburg erreicht haben würde, so manches auszuschiütten, wovon mein Herz schon damals voll war. Ich glaubte so manches beobachtet zu haben, woraus ich frohe Aussichten in die Zukunft ahne, und ich glaubte dies alles noch einmal inniger und froher zu genießen, wenn ich es einem teilnehmenden Freunde mittheilte. Eine unglückliche Tour, die ich bald zu Fuß, bald zu Wagen, in dem unfreundlichsten Wetter, durch das Vogelsgebirge und durch einen Teil der Rhöne machte, knüpfte bald eine neue Gedankenreihe an jene an. Die gesammelten Mineralien sollten geordnet, manche kleine Beobachtung (Sie wissen wohl, was man in meiner. Alter für einen Wert auf so etwas legt!) aufgezeichnet werden. Der neue Aufenthalt in Hamburg und hunderterlei kleine Geschäfte, welche mit jeder Einrichtung unzertrennlich verbunden sind, zerstreuten mich noch mehr. So war, ohne daß ich es mir selbst bewußt war, eine lange Zeit verflossen, und fast meine ganze Korrespondenz blieb unterbrochen. Ein vernachlässigter Brief liegt einem zentnerschwer auf dem Herzen, er ist immer drückender, je weniger man sich durch ein höfliche Entschuldigung rechtfertigen darf. Man wartet aus einer Art Rechthaberei ein Hindernis ab, auf das man ex post die ganze Schuld schieben könne, und so vergeht eine Woche nach der anderen, bis die Scham sich darin mengt und einen völlig verstummen macht. Wenn es gegründet ist, daß diese Scham und Gewissenhaftigkeit von einer allzugroßen Leber herrühren, so leide ich wahrlich stark an der Leberkrankheit, und die einzige Kurmethode, die ich Ihnen vorschlagen kann, ist, daß Sie mir für mein offenherziges Geständnis Verzeihung schenken und mir die Freundschaft und Liebe wiedergeben, in deren Besitz ich mich so glücklich schätze. Außer dem, was meine individuelle Lage betrifft und die Sie vielleicht durch Forster kennen, darf ich Ihnen von hieraus wenig verkünden. Ich lebe in Hamburg zufrieden, aber nicht froh, weniger froh selbst als in Göttingen, wo der Umgang von ein oder zwei Freunden und die Nähe moosbewachsener Berge mich für die Einförmigkeit meiner Lage entschädigten. Zufrieden, das heißt durch Überlegung zufrieden bin ich überall, wo ich meinem Zwecke näher komme. Ich lerne auf der hiesigen Handelsakademie und durch Büschens Umgang sehr viel. Alles Merkantilische war mir neu, und ich liebe es, weil ich es für nützlich halte. Eigentliche Kollegen höre ich wenig, desto fleißiger suche ich für mich zu sein. Ebelings große Bibliothek kommt mir schön zu statten. Philologie, Reisebeschreibungen, Geschichtsbücher besitzt Ebeling, alles Mathematische und Physikalische Büsch, und das Naturhistorische Reimarus sehr vollständig, und denken Sie sich den freiesten Gebrauch aller dieser Hilfsmittel, ein enges Zimmer in einem Garten, keine Störung als eine Glocke, die zum Mittag- und Abendessen läutet — und Sie müssen gestehen, mein Lieber, daß man in Hamburg trotz Göttingen studieren kann. Mineralogie und Botanik (beide

aus Büchern!) füllen meine Nebenstunden aus. Dazu habe ich angefangen dänisch und schwedisch zu lernen, weil die Gelegenheit dazu hier sehr bequem ist. Ein 7 oder 8 Monat ist so ein Leben erträglich, aber nach diesen sehnt man sich auch nach einem freieren Wirkungskreise.

Au Umgang, nämlich Zusammenessen nennt man hier Umgang, fehlt es mir bei dem allen nicht. Ich bin in allen Zirkeln, in den bürgerlichen und adeligen, die sich nach der löblichen indianischen Methode kastenmäßig von einander getrennt haben. Da aber hier alles Karten spielt, so besuche ich keine Gesellschaft vor dem Abendessen, wo dann der physische Genuß freilich sehr groß ist. So viel man am Rhein auch immer über den Adelsstolz klagen mag, so möchte ich doch behaupten, daß der Übermut des hiesigen Bentinckischen (nicht Schimmelmannischen) Zirkels jenen weit übertrifft. Die Vernunft unserer westlichen Nachbarn wird dieses Jahrhundert überleben, aber Deutschland wird noch lange anstaunen, prüfen, vorbereiten — und den entscheidenden Augenblick versäumen.

Ist Ihnen die Berliner Monatschrift und H. von Rhambors Verteidigung des Adels in die Hände gefallen? Ich kann dem nichts als Plattners Dedikation an den Kurfürsten vor der neuen Anthropologie entgegenstellen! Von einem Leipziger Professor ließ sich so etwas erwarten. Plattner kennt nur zwei Wege, entweder in den Stand der Natur zurücktreten, à la Rousseau auf allen Vieren gehen, und wie die Philosophen (unleserlich) von Dijon Erdschwämme suchen; oder unter den Ministern eines Kf. von Sachsen zu stehen, das Abendmahl wie ein moralisches Purgiermittel gebrauchen zu müssen, dabei aber eine Audienz bei einem Fürsten haben, es dem Publikum öffentlich sagen zu können . . . Das sind unsere Philosophen, und dabei fürchten die Despoten unser philosophisches Jahrhundert! Es ist nun ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn Männer wie Garve, Plattner, Zimmermann niederreißen, was andere so mühsam aufgeführt haben. Es giebt derer, welche mehr auf Glauben wie auf Überzeugung, auf Autorität mehr wie auf eigenes Nachdenken bauen, so viele, und darin liegt der Grund einer Wahrheit, deucht mich, die so oft verkauft wird, daß die großen Charaktere allgemein bewunderter und gefeierter Menschen durch ihre Schwachheiten oft mehr Böses für die Nachwelt stiften, als ihre Tugenden Segen und Wohlthat verbreiten. —

Campe hat ein Projekt, nach Amerika zu reisen. Ob er es ausführt, ist noch ungewiß. Denken Sie sich aber, Lieber, die Veranlassung, die er angiebt, nicht etwa um die verständige Jugend mit einem Transport seiner Kinderbibliotheken, Robinsonaden zu beglücken, nicht um den Wilden seinen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu predigen, nicht um das Tanzen in Philadelphia nach den Regeln der Keuschheit zu regulieren, — nein, um die Verfassung des nordamerikanischen Freistaats in der Nähe zu studieren, sie nach einem Jahre (denn so lange soll ihn Europa entbehren) der alten Welt laut zu verkündigen und so Freiheit und Wahrheit über die Menschheit zu verbreiten. Ist je eine drolligere Idee in eines Menschen Kopf gekommen? Ich erwarte täglich den Brief, worin Campe mir das Mitreisen anbietet. — . . .

Den 20. Februar.

So weit schrieb ich diesen Brief vor etwa 3 Wochen. Ich wollte ihn nicht unvollendet abschicken und ich wurde einige Tage nachher krank. Verschleimungen waren wahrscheinlich wieder die Ursachen eines ziemlich heftigen Flußfiebers. Ich fürchtete ein Faulfieber, das hier wie eine allgemeine Epidemie war. Aber ich kam diesmal besser davon und bin jetzt ganz hergestellt. — Von unserm trefflichen Jacobi habe ich lange nichts vernommen. Durch Claudius weiß ich, daß Sie diesen Herbst bei ihm waren. Schreiben Sie mir doch ja von ihm, von seinen jetzigen Arbeiten.

Ich lege diesem langen Briefe eine Zeichnung von einer sogenannten versteinerten Kinderhand bei, welche in Riegelsdorfer Schiefer gefunden ist. Die Phalangen zeigen hinlänglich, daß die Laxe keinen menschlichen Geschöpfe angehört hat. Vielleicht wissen Sie mir zu bestimmen, was es sei, etwa eine Otter? Das wäre nicht unpassend. Denn 30 Lachter vom Tage liegt in Riegelsdorf ein mächtiges Lager verfiester Fische und zwar gekrümmter. Ist Sickingen Forstern noch nicht näher? Wenn Sie sie doch zusammen bringen könnten. Forster würde gewiß den Grafen sehr lieb gewinnen. Versichern Sie ihn doch meiner innigsten Hochachtung und sagen Sie ihm, daß ich die Versuche mit dem Phosphoresciren der Kartoffeln nachgemacht, vielfältig wiederholt habe und daß es mir mit dem Leuchten geglückt habe. Wenn wir die Entdeckung von Fourcroy, daß viele Pflanzen Eiweißmateriaen enthalten, den tierischen Leim der Cerealien, das flüchtige Alkali der Tetradyndynamisten, das Leuchten der Kartoffeln (das sich beim Rindfleisch und Lachs ja auch findet) zusammen nehmen, so kommen wir den Übereinstimmungen zwischen Tier und Pflanze immer näher. — Noch eine Frage, mein Bester! Wo lese ich wohl etwas Ausführliches über die Entstehung der tierischen Knochen, der doch wahrer Kalkstein mit Phosphorsäure gesättigt, Wernersche unkrystallisierte Apatiten? Ich möchte gern wissen, woher die Kalkerde, bei der wenigen Nahrung des Kindes, entsteht.

Leben Sie wohl, mein Bester! Grüßen Sie Forsters und vergessen Sie nicht Ihren
Humboldt.



Das Signalwesen auf den Eisenbahnen.

Die im Eisenbahnbetriebe erforderliche schnelle und sichere Verständigung zwischen den Beamten des äußeren Dienstes kann nur zum kleinsten Theile auf mündlichem Wege erfolgen, da die menschliche Stimme viel zu schwach ist, um bei den hier meist in Betracht kommenden weiten Entfernungen und dem mit diesem Betriebe verbundenen starken Geräusche verstanden zu werden und weil auch die Geschwindigkeit der Züge meist eine so bedeutende ist, daß mündliche Befehle und Benachrichtigungen während der Fahrt nicht entgegengenommen werden können.

Ungehört und deshalb unbeachtet würde die Stimme des Bahnwärters verhallen, welcher den vorbeibrausenden Schnellzug vor einer ihm drohenden Gefahr durch Zuruf warnen wollte, aber die dem Zug entgegengeswenkte, rot leuchtende Laterne wird den Lokomotivführer mit Blitesschnelle über die ihm drohende Gefahr unterrichten und ihn veranlassen, das ihm gewordene Haltesignal durch gellende Pfliffe mit der Dampfpeife an das Zugpersonal weiter zu geben und gleichzeitig alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um den ihm anvertrauten Zug so schnell als möglich zum Stehen zu bringen.

Je dichter der Verkehr und je größer die bei den Zügen zur Anwendung kommende Geschwindigkeit ist, um so mannigfaltiger müssen die zur Anwendung zu bringenden Signale sein, und mit um so größerer Gewissenhaftigkeit müssen dieselben von den beteiligten Beamten beachtet werden, wenn Unfälle der bedrohlichsten Art vermieden werden sollen. Die Betriebstechniker sind unausgesetzt und mit bestem Erfolge bemüht gewesen, den gesteigerten Anforderungen des Verkehrs entsprechend, auch das Signalwesen auf den Eisenbahnen auszubilden, so daß selbst auf den dichtest befahrenen Strecken und Bahnhöfen die Möglichkeit einer schnellen und zuverlässigen Verständigung zwischen den den Dienst leitenden resp. überwachenden und den ausführenden Beamten gegeben ist. Die für den Eisenbahnbetrieb in Anwendung befindlichen Signale sind theils akustische, theils optische; erstere kommen in den Fällen zur Anwendung, in welchen die Entfernung zwischen den auf gegenseitige Verständigung angewiesenen Beamten nicht über die normale Hörweite hinausgeht, während die letzteren zum Teil auf weite Entfernungen hin zur Benachrichtigung dienen. Im nachfolgenden sollen die jetzt in Deutschland allgemein gebräuchlichen resp. vorgeschriebenen Signale, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, zur Darstellung kommen, wobei gleichzeitig bemerkt wird, daß in den übrigen Ländern nahezu dieselben Grundsätze Geltung haben, wenn auch die einzelnen Signale nicht immer gleichbedeutend sind.

Auf den Stationen müssen die abzulassenden Züge zunächst aus den einzelnen Wagen zusammengesetzt werden, und verständigt sich hierbei das Rangierpersonal untereinander durch den Gebrauch der Mund- resp. Lokomotivpeife, wobei ein langer Pfiff oder Ton mit der Mundpeife oder dem Horn dem Lokomotivführer die Weisung zum Vorziehen, zwei mäßig lange Pfliffe die Weisung zum Zurückdrücken und drei kurze Pfliffe das Zeichen zum Halten erteilen. Der Lokomotivführer benachrichtigt das Zug- oder Bewachungspersonal durch einen mäßig langen Pfiff darüber, daß Achtung gegeben werden soll, durch 3 kurze, schnell hintereinanderfolgende Pfliffe, daß die Bremsen angezogen und durch zwei mäßig lange Pfliffe, daß dieselben losgelassen werden sollen. Aber schon bei diesen, in den engen Grenzen eines Bahnhofes vorzunehmenden Rangierarbeiten reichen die vorbeschriebenen akustischen Signale nicht mehr aus und giebt deshalb der Bremser gegebenen Falles bei Tage das Signal zum Vorziehen durch eine senkrechte Bewegung des Armes von oben nach unten, das Signal zum Zurückdrücken durch eine wagerechte Bewegung des Armes hin und her und das Signal zum Halten durch eine

kreisförmige Bewegung des Armes. Bei Dunkelheit werden dieselben Signale mit der Handlaterne gegeben.

Bevor ein Zug von der Station abgelassen wird, müssen die mit der Beaufsichtigung der Bahn und deren Übergänge betrauten Bahnwärter von dem Abgange durch die elektrischen Läutwerke benachrichtigt sein. Das betreffende Personal soll zwar den Fahrplan kennen und mit einer richtig gehenden Uhr ausgestattet sein, da aber die Züge und namentlich die Güterzüge nicht immer genau nach dem Fahrplan fahren, so ist die besondere Benachrichtigung des Personals über den bevorstehenden Abgang eines Zuges trotzdem erforderlich. Das Signal besteht aus einer bestimmten Anzahl von Glockenschlägen, welche je nach der Fahrtrichtung ein oder zweimal gegeben werden. Bei außergewöhnlichen Ereignissen wird das Glockensignal sechsmal hintereinander gegeben, um den Wärter besonders aufmerksam zu machen. Außer durch die Glockensignale wird das Herannahen des Zuges bei einigen Bahnen durch Hornsignale der Bahnwärter verkündet, um den Nachbarwärter oder das in der Nähe des zu befahrenden Gleises beschäftigte Arbeiterpersonal auf den herannahenden Zug aufmerksam zu machen.

Auch während der Fahrt eines Zuges werden dem Bahnbewachungspersonal von demselben aus besondere Signale gegeben. Jeder Zug hat an der Hinterwand des letzten Wagens bei Tage eine rote Scheibe und bei Dunkelheit eine rot leuchtende Laterne in der Höhe der Buffer und außerdem am oberen Teile des Wagens noch zwei, nach hinten rot und nach vorn grün leuchtende Laternen, um dem Bahnbewachungspersonal kenntlich zu machen, daß der Zug vollständig und nicht etwa ein Teil desselben abgerissen und auf der Strecke stehen geblieben ist. Bei Dunkelheit erkennt das Bahnbewachungs-Personal den herannahenden Zug an 2 über den Buffern angebrachten hell leuchtenden Laternen, welche außerdem den Zweck haben, den zunächst vor der Lokomotive befindlichen Teil des Bahnkörpers und namentlich die Gleise zu beleuchten. Die am oberen Teile des letzten Wagens angebrachten, nach dem Zug hin grün leuchtenden Laternen dienen auch dazu, dem Zugpersonal kenntlich zu machen, daß der Zug noch vollständig ist. Ist bei Tage am letzten Wagen eine grüne Scheibe aufgesteckt, oder zeigt bei Dunkelheit eine der beiden oberen Laternen am letzten Wagen grünes statt rotes Licht, so bedeutet dies, daß dem Zuge ein nicht fahrplanmäßiger Zug folgt; ist vorn an der Maschine eine grüne Scheibe bzw. grün leuchtende Laterne aufgesteckt, so bedeutet dies, daß ein nicht fahrplanmäßiger Zug in entgegengesetzter Richtung kommt; das Ausstecken weißer Scheiben beauftragt den Wärter, die Telegraphenleitungen zu revidieren, weil Störungen an denselben bemerkt worden sind.

Bei zweigleisigen Bahnen wird jedes Gleis im gewöhnlichen Betriebe nur für eine Fahrtrichtung benutzt, so daß Züge auf demselben Gleise zwar folgen, aber sich nicht begegnen können. Bei Gleisperrungen durch Unfälle u. dgl. kann es aber notwendig werden, ein Gleis der zweigleisigen Bahn in verkehrter Richtung zu befahren, und werden dann bei Dunkelheit die beiden Laternen vorn an der Maschine rot geblendet, um die Wärter auf die Abweichung aufmerksam zu machen

und solchen Zügen und Maschinen, welche etwa infolge eines Mißverständnisses in demselben Gleise entgegenkommen, das Haltzeichen zu geben.

Soll der fertig gestellte Zug von der Station abfahren, so giebt der Stationsvorsteher durch Schläge mit der Stationsglocke die Signale, daß eingestiegen werden kann resp. daß abgefahren werden soll. Während der Fahrt des Zuges erhält das Zugpersonal und namentlich der Lokomotivführer Weisungen des Bahnwachungs- und Stationspersonals meist durch optische Signale, welche besonders zur Nachtzeit, wenn der Lokomotivführer nur ein kurzes Stück des zu befahrenden Gleises vor sich erkennen kann, von großer Bedeutung sind. Diese Signale werden an Masten gegeben, und es gilt als Grundsatz dieser Signalgebung, daß bei Dunkelheit weißes Licht freie Fahrt, grünes Licht Vorsicht und rotes Licht Gefahr und Halt vor dem Signal bedeutet. Das letzte Signal kann noch dadurch verstärkt werden, daß das rote Licht hin und her geschwenkt wird, was den Befehl zum sofortigen Anhalten ausdrückt. Am Tage werden diese Signale durch Arme gegeben, wobei die Stellung des rechtseitigen Telegraphenarmes schräg nach oben — freie Fahrt — das vorstehende Signal und eine runde Scheibe am Telegraphenmast — Vorsicht und die wagerechte Stellung des rechtsseitigen Telegraphenarmes — Gefahr und Halt vor dem Signal bedeutet.

Um bei der Einfahrt der Züge in die Bahnhöfe Zusammenstöße derselben mit den in den Bahnhöfen sich bewegenden Maschinen und Rangierzügen zu verhindern, werden alle Bahnhöfe durch optische Telegraphen für gewöhnlich gegen die freie Strecke abgesperrt und wird nur dann die Einfahrt frei gegeben, wenn der Zug naht und außerdem die von dem Zuge zu befahrenden Gleise von allen Zügen, Maschinen und Wagen befreit sind.

Die große Zahl von Unfällen, welche dadurch herbeigeführt worden sind, daß zwar die von den Zügen zu befahrenden Gleise frei, die in denselben liegenden Ausweichvorrichtungen (Weichen, Wechsel) aber eine unrichtige Lage hatten, so daß die Züge durch dieselben auf andere besetzte Gleise abgelenkt wurden, oder daß der Wärter, welcher den Abschlußtelegraphen zu bedienen hatte, dem Zuge Einfahrtsignal gegeben, ohne hierzu von dem dienstthuenden Stationsbeamten ermächtigt worden zu sein, haben dazu geführt, solche Vorrichtungen zu treffen, daß nur dann ein Fahrtsignal an dem Abschlußtelegraphen des Bahnhofes gegeben werden kann, wenn der dienstthuende Stationsbeamte den gewöhnlich festgelegten Signalhebel auf elektrischem oder mechanischem Wege freigegeben hat und außerdem alle Weichen, welche der Zug befahren muß, für seine Fahrt richtig liegen und so lange in dieser Lage festgehalten werden, als an dem Abschlußtelegraphen ein Fahrtsignal gegeben ist.

Die Abhängigkeit zwischen den Weichen und Signalen wird meist in der Weise ausgeführt, daß die am Eingange des Bahnhofes liegenden Weichen vermittlest Stangen- oder Drahtzugleitungen von derselben Stelle aus bewegt werden, von welcher auch die Signale gegeben werden und daß durch die Bewegung eines Signalhebels bei richtiger Lage der zugehörigen Weichen nicht nur das betreffende Signal gezogen, sondern außerdem Schließvorrichtungen der verschied-

sten Art bewegt werden, welche in entsprechende Schlitze zc. der Weichenzugstangen eingreifen und jede Bewegung der letzteren verhindern. Liegen die Weichen nicht richtig für die Fahrt, welche das Signal frei geben soll, so stoßen die Schließvorrichtungen bei der geringsten Bewegung des Signalhebels gegen den vollen Kern der Weichen-Zugstangen zc. statt in deren Schlitze, können mithin nicht bewegt werden und verhindern ihrerseits wiederum jede weitere Bewegung des Signalhebels. Da auf größeren Bahnhöfen nicht alle Züge im Hauptgleise verbleiben, ein Teil vielmehr planmäßig in Nebengleise abgelenkt wird, so erhalten die Abschlusstelegraphen dieser Bahnhöfe mehrere Arme resp. Laternen übereinander, und es bedeutet alsdann die schräge Stellung eines Armes resp. das Erscheinen einer grün leuchtenden Laterne, daß der Zug in das erste bezw. Hauptgleis, zwei Arme resp. zwei grüne Lichter, daß der Zug in das zweite und drei Arme resp. drei grüne Lichter, daß der Zug in das dritte Einfahrtsgleis eingelassen werden wird. Der Lokomotivführer kann mithin schon am Signal des Abschlusstelegraphen erkennen, ob dasjenige Gleis frei gegeben ist, in welcher sein Zug nach der ein für allemal festgesetzten Fahrordnung einlaufen soll, und muß halten, wenn dies nicht der Fall ist und er ein Mißverständnis und mithin eine Gefahr voraussetzen kann.

Die Signale an den Bahnhofs Abschlusstelegraphen sind dem Lokomotivführer für gewöhnlich weit genug sichtbar, so daß ihm nach dem Erscheinen des Signals noch Zeit genug verbleibt, um den Zug vor dem etwa vorhandenen Haltsignal zum Stehen zu bringen. Behindern örtliche Verhältnisse die Möglichkeit des rechtzeitigen Erkennens der Signale am Abschlusstelegraphen, so wird in entsprechender Entfernung vor dem Abschlusstelegraphen ein mit demselben selbstthätig verbundenes Vorsignal aufgestellt, welches dem Lokomotivführer anzeigt, ob Halt oder Fahrsignal am Abschlusstelegraphen gegeben ist.

Bei Nebel, Schneegestöber zc. werden bei geschlossenem Bahnhofe in genügender Entfernung vor dem Abschlusstelegraphen zur Benachrichtigung des Lokomotivführers Knallsignale auf den Schienen befestigt, welche beim Befahren durch die Lokomotive mit lautem Knall pläzen. Auch die Elektrizität hat man zu diesem Zwecke zur Anwendung gebracht, indem in entsprechender Entfernung vor dem auf Halt stehenden Abschlusstelegraphen eine Vorrichtung angebracht ist, welche bei der Berührung durch eine gleiche Vorrichtung an der Maschine hergestellt und durch einen elektrischen Kontakt ein Läutewerk auf der Maschine in Gang setzt.

Damit auch das Zugpersonal die Aufmerksamkeit des Lokomotivführers während der Fahrt erregen kann, ist bei den Personenzügen eine Zugleine über dem ganzen Zuge gespannt, welche an dem Hebel der Lokomotivpfeife befestigt ist und es ermöglicht, von den einzelnen Brennsesseln aus die Pfeife durch Anziehen der Zugleine zum Tönen zu bringen. Um auch den Passagieren die Möglichkeit hierzu zu geben, ist diese Leine über den Koupeethüren durchgeführt, so daß dieselbe auch von einem Reisenden des Zuges durch das geöffnete Fenster gezogen werden kann. Die Verbindung zwischen den Reisenden und dem Lokomotivführer ist noch in mancher anderen Form durch Luftdruck und Elektrizität in Verbindung mit Klingel-

werken hergerichtet, doch befinden sich diese Einrichtungen meist noch in der Entwicklungsperiode. Bei kontinuierlichen Bremsen, d. h. solchen, welche gleichzeitig von einem Punkte — meist der Lokomotive — aus in Wirksamkeit gesetzt werden können, sind Einrichtungen getroffen, daß auch aus den Packwagen und den einzelnen Koupees die Bremse zur Wirkung und somit der Zug zur langsamen Fahrt, resp. nachdem die Lokomotive von dem Lokomotivführer außer Thätigkeit gesetzt ist, zum Stehen gebracht wird.

Wie aus Vorstehendem ersichtlich, sind diejenigen Signale, welche überall und bei jedem Zuge zur Anwendung kommen, einfach sowie den äußeren Verhältnissen und auch dem Begriffsvermögen des gewöhnlichen Arbeiters angepaßt und geben so Gewähr, auch allezeit sofort von den Beteiligten verstanden zu werden, um so in erheblichem Maße zur Sicherheit des Verkehrs auf den Eisenbahnen beizutragen.



Die Parnell-Bewegung in England.

Von

Thomas A. Fischer.

Die irländische Frage hat seit Jahrhunderten die englische Politik beschäftigt; seit Jahrhunderten gleichsam als „Versuchsstation“ englischer Vorschläge und Gegenanschläge angesehen, hat die unglückliche Insel nie auf lange Zeit die Vorzüge einer geregelten, starken, einheitlichen Regierung empfunden. Aus der Schlla der Zwangsmaßregeln geriet sie in die Charybdis der Zugeständnisse. Wie ein unglückliches Schiff, das von dem Sturme wechselnder Parteien bald hierhin, bald dorthin geworfen wird, ohne einen einsichtigen Kapitän, und mit einer Mannschaft, in der jeder Schiffsjunge mit lautester Stimme seine Meinung über die Leitung des Schiffes abgab, ohne oft auch nur von den vier Himmelsgegenden genau unterrichtet zu sein, trieb sie mit zerschmettertem Mast und zerkauster Takelage vor dem Winde, Hunger und Menterei an Bord.

Bisher jedoch war die „irländische Frage“ lediglich, oder doch zum größten Teil, ein Dorn im Fleische der inneren Politik Großbritanniens. Heutzutage ist aber, eben durch die Aussicht auf Erfolg, ein europäisches Interesse hinzugekommen: die irländische Frage ist zu einer europäischen geworden; es handelt sich um den Ausstrag sozialer Prinzipien, welche, durch keine natürliche Grenze beschränkt, die ganze Welt bewegen und in Aufregung versetzen.

Ein Zugeständnis der „Home-Rule“, wie es zu erwarten steht, bedeutet nichts anderes als den Triumph der Sozial-Demokratie; und eben darum dürfte es im Interesse aller liegen, sich die neuesten Phasen einer Bewegung zu vergegenwärtigen, die sich an den Namen des einflußreichsten und ohne Zweifel begabtesten Politikers knüpft, den Irland je besessen.

Es ist eine wunderbare Thatsache, man möchte es fast eine Ironie der Geschichte nennen, daß der Mann, der heutzutage die Geschicke der Irländer in Händen hält, selbst Grundbesitzer und Protestant ist, auf englischen Schulen und Universitäten seine Bildung erhielt und seine Familie aus hohen englischen Beamtenkreisen herleitet. Die Familie Parnell stammt aus Congleton in Cheshire; ein Zweig derselben, der in den Reichsadelsstand erhoben wurde, führt den Titel Baron Congleton. Schon vor 150 Jahren wurde ein John Parnell zum Mitglied des irländischen Parlamentes erwählt. Sein Sohn, Sir John, wurde im Jahre 1787 zum Finanzminister erhoben, diente als solcher mit Auszeichnung, gab aber seine Stellung auf, als die Vereinigung Englands und Irlands vorgeschlagen und durchgeführt wurde. Ebenso eifrig verteidigte sein Sohn Henry die Rechte der irländischen Nation. Daneben wirkte er energisch für die Abschaffung der Korngesetze, für die Ausdehnung der Wahlberechtigung, für geheime Abstimmung und für die Abschaffung der Prügelstrafe in der Armee und bei der Flotte. Im Jahre 1832 wurde er Kriegssekretär unter dem Ministerium des Lord Grey und 1842 erhielt er den Titel eines Baron Congleton.

Der Nefse dieses letzteren war John Henry Parnell von Avondale, der Vater des dermaligen Führers der irischen Partei. Auf einer Reise in Amerika machte er die Bekanntschaft einer gewissen Miss Stewart, der Tochter eines in dem amerikanischen Freiheitskriege hervorragenden Seeoffiziers, des Kommodore Stewart. Diese Mutter hat auf den Sohn alle diejenigen äußeren und inneren Eigenschaften vererbt, die wir als amerikanisch zu bezeichnen pflegen: eine schwächliche, bleiche, aber unskulöse und zähe Natur, eine bei großer Schlagfertigkeit doch gleichmütige Stimmung und ein scharfes, aber leidenschaftsloses Urtheil. Charles Stewart Parnell wurde im Jahre 1846 zu Avondale in der Grafschaft Wicklow (Irland) geboren. Wie schon bemerkt, erhielt er seine Erziehung in England und zwar in Privatschulen; später studierte er in Cambridge. Sein Lieblingsstudium war und blieb das der Mathematik und des Ingenieurwesens, während seine Mutter und seine Schwester, beides eifrige Kämpfer für die nationale Sache in Irland, sowie der Eindruck dessen, was er um sich her und auf Reisen in Amerika sah, seinem Geiste bald diejenige Richtung anwies, die ihn zum Führer der irischen Partei machten. An historischer Kenntniß, parlamentarischer Gewandtheit und Mäßigung der Sprache übertrifft er seine Parteigenossen bei weitem, und seine diplomatische Gewandtheit hat ihn mehr als einmal den Sieg über englische Staatsminister davontragen lassen.

In welchem Zustande fand nun Parnell die national-irische Partei vor, in welchem Zustand Irland selbst? Man darf bei der Beantwortung dieser Frage nicht einseitig zu Werke gehen; es wurde gefündigt *et extra et intra muros*. Der leicht erregbare, zu Übertreibungen geneigte Charakter des Irländers, seine Trunksucht, seine Ruhelosigkeit, sein Mangel an Ordnungsliebe, Reinlichkeit und Sparsamkeit u. s. w. haben ohne Zweifel mehr zu den schreienden Übelständen, unter denen das unglückliche Land seit Jahrhunderten leidet, beigetragen, als die Darstellungen von national-irischer Seite vermuthen lassen. Daneben kann aber

nicht geleugnet werden, daß England, — daselbe England, das mit einer verschwindend kleinen europäischen Macht das viele Millionen zählende indische Kaiserthum in so bewunderungswürdiger Weise in Schach zu halten weiß, das sich in Australien durch weise Gewährung der Unabhängigkeit in der Regulierung innerer Anlegenheiten, eine Generation dankbarer und ergebener Söhne und Enkel groß gezogen hat, — daß daselbe England, sage ich, in einem Lande, das in einer Nachtreise von London aus erreicht werden kann, durch jahrelange, beinahe sprichwörtlich gewordene Mißwirtschaft seine Herrschaft untergraben, sich die Gemüter entfremdet und in den Augen des unbefangenen Lesers irischer Geschichte mit Schande anstatt mit Ruhm bedeckt hat.

Bis zum Jahre 1829 durfte kein Katholik in Irland Land besitzen, keine Schulen oder Universitäten existierten für ihn, und die Beamtenkarriere war ihm verschlossen.

Bis zum Jahre 1834 mußten die ohnehin schon armen katholischen Bauern jährliche Abgaben zum Unterhalte der protestantischen Staatskirche zahlen; waren sie dazu nicht im Stande, so stand es den Zehnteneinnehmern (proctor) frei, sich einer Kuh, eines Schweines, der zehnten Garbe oder eines Steines Kartoffeln zu bemächtigen.

Es ist das Verdienst D'Connells, der katholischen Emanzipation endlich zum Siege verholfen zu haben, nachdem sich auch der Herzog Wellington im Oberhause und Lord Palmerston im Hause der Gemeinen dafür ausgesprochen hatten.

Die schreiendsten Übelstände fanden sich jedoch auf dem Gebiete des Landbesitzes. Die Iren sind, wie jedermann weiß, ein vorwiegend ackerbautreibendes Volk; sie haben eine fast lächerliche Anhänglichkeit an das Land als solches. Ein Stück Grund und Boden, das sie ihr eigen nennen können, selbst wenn ihnen die Mittel zur Bearbeitung und Bebauung fehlen, ist ihr höchster Stolz. Ist es nicht groß genug eine Kuh zu erhalten, so ernährt es eine Ziege, und Kartoffeln lassen sich auch pflanzen, wo kein Korn gedeihen will.

Um so tiefere Erbitterung riefen die vielen, oft völlig grundlosen, gerichtlichen Ausweisungen der kleinen Pächter, in den meisten Fällen bloßer Köthner, hervor. Konnten dieselben doch bis zu den neuen Landgesetzen Gladstones keinerlei Entschädigungen für gemachte Verbesserungen (Baulichkeiten, Zäune u. s. w.) beanspruchen; ihre Häuser wurden vor ihren Augen der Erde gleich gemacht, sie selbst oft dem Hungertode überlassen. Daneben hatte der Gutsherr das Recht im Falle gar nicht oder ungenügend einlaufender Pacht sich des Kornes des Pächters zu bemächtigen und daselbe zu verkaufen;¹⁾ er konnte die sogenannten „evictions“ sofort, ohne irgend einen Termin abwarten zu müssen, in Ausführung bringen,²⁾ und für die kleinsten Übertretungen, z. B. für die Beherbergung einer nicht auf dem Gute ansässigen Person, das Irregehen eines Pferdes oder Esels oder Schweines, das Verlegen eines Fensters von einer Seite des Hauses auf die andere, um mehr Licht zu bekommen, u. s. w. wurden Geldstrafen bis zu zwölf Schillingen und

¹⁾ 56 George III. cap. 88. (power of „distrain“).

²⁾ 1 & 2 William IV cap 31.

darüber auferlegt¹⁾; Heiraten unter den Pächterfamilien durften bis vor dreißig Jahren nur mit Erlaubnis des Gutsherren stattfinden, ja selbst von dem „droit de Seigneur“ oder dem aus der Rechtsgeschichte bekannten „jus primae noctis“ werden uns Beispiele erzählt.

Zu allen diesen Übelständen gesellte sich nun das schreckliche Gepeinert der Hungersnot. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts haben wir Aufzeichnungen über diese periodisch wiederkehrende, schreckliche Plage.²⁾ Die Jahre 1725, 1726, 1727 und 1728 weisen Mizernten auf; 1740—41 sollen 400 000 Personen während der Hungersnot umgekommen sein.³⁾ 1822 folgte eine abermalige Hungersnot, und die Armut wuchs zu einem entsetzlichen Grade. In der Grafschaft Cork lebten z. B. im Monat Juli dieses Jahres 122 000 Personen von täglichen Almosen. Nach offiziellen Untersuchungen betrug die Anzahl von arbeitslosen und bedürftigen Personen im Jahre 1835 über zwei Millionen.

Am schlimmsten wütete jedoch die Hungersnot in den Jahren 1846—1848. Die direkte Ursache derselben war der Ausbruch der Kartoffelkrankheit; und die Regierung mit Lord John Russell an der Spitze (einem enthusiastischen Anhänger des Freihandels) vermochte es nicht, selbst jetzt nicht, wo die außerordentliche Not außerordentliche Gesetze zu erheischen schien, ihrer Lieblingstheorie zuwider zu handeln. So wanderte denn nach wie vor das Korn in unzähligen Schiffs-ladungen aus dem Lande, und die Häfen blieben nach wie vor der Einfuhr fremden Kornes verschlossen. Natürlich fehlte es auf der andern Seite nicht an Versuchen dem Übel zu steuern. Regierungsarbeiten wurden angeordnet, hatten aber aus Gründen, auf die wir nicht näher eingehen können, nicht den gewünschten Erfolg; erst das Suppenkuchengesetz machte dem Elend einigermaßen ein Ende, freilich erst, nachdem Irland in wenigen Jahren Millionen von Einwohnern an Krankheiten aller Art, Hunger und Auswanderung verloren hatte.^{4) 5)}

Unterdessen näherte sich O'Connell, der schon seit längerer Zeit von einem Gehirnleiden gepeinigt wurde, dem Ende seines Lebens. In seiner Partei war durch die Gründung und unvorhergesehene Verbreitung der Zeitung „Nation“, die bald zum Organ der sogenannten „Jung-irischen“ Partei wurde, eine Spaltung eingetreten. Die „Jung-Irländer“, die in parlamentarischer Agitation keine Hilfe sahen, appellierten an die rohe Gewalt. Im Jahre 1847 wurde wirklich eine Art

¹⁾ S. O'Connor, *The Parnell-Movement*, London 1886. Seite 169 u. Anm.

²⁾ Man sehe auch Swift, *Modest Proposal for preventing the Children of the Poor etc.* (1729).

³⁾ Lecky, *History of England II.*, 218. 219.

⁴⁾ Die Ausweisungen nahmen gerade während der Hungerjahre bedeutend zu. Der Marquis von Sligo wies zu verschiedenen Zeiten etwa 2000 Familien von seinen Gütern, ein Mr. Pollock, der seine Güter in Weideland verkehren und seine irischen Pächter durch schottische ersetzen wollte, 5000 Seelen.

⁵⁾ Eine wahrhaft erschreckende Zahl von Auswanderern starb während der Überfahrt. Auf den Schiffen selbst waren keine sanitärischen Maßregeln in Anwendung. Von 493 Passagieren des Schiffes „Queen“ starben 136, von 476 auf dem Schiffe „Virginia“ 267. Nahezu 90 000 Personen wanderten (1847) nach Canada aus. Von diesen starben über 6000.

melodramatischer Putz in Szene gesetzt. Ein Polizeigebäude in Ballingarry wurde vom Pöbel unter Anführung eines gewissen O'Brien, des Abkömmlings eines altadeligen Geschlechtes, angegriffen; doch wurde die Ordnung bald wieder hergestellt und die Hauptanstifter zur Transportation verurteilt. Damit war äußerlich wenigstens die Bewegung zu Ende, aber auch nur äußerlich. James Stephens, ein Freund und Genosse O'Briens, der nach Amerika geflohen war, wurde im Verein mit O'Donovan Rossa der Hauptleiter der irisch-amerikanischen Bewegung, die als Ziel die Herstellung einer irischen Republik im Auge hatte und in ihren Mitteln zur Erreichung derselben vor keinem Verbrechen zurückschreckte. Die Bewegung fand namentlich auch unter dem irischen Militär großen Anflug, wurde aber durch das prompte Einschreiten der Regierung unterdrückt. Der Versuch Clerkenwell, ein Gefängnis von London, in dem sich ein Feuer als Gefangener befand, in die Luft zu sprengen (1869), und die Ermordung eines Polizeisergeanten in Manchester, der einen Gefangenentransport leitete, waren die beklagenswerten Resultate einer Bewegung, die Irland auf dem Wege der Gewalt „vom englischen Joch befreien wollte,“ wie die Phrase lautete.

Der unruhige irische Geist konnte aber nicht lange ohne eine „politische Bewegung“ bleiben. Es ist dies ein Punkt, der der Beachtung wert ist. Hätte der Irländer die Tugenden der Geduld und des Fleißes, wie viele tausend Stunden hätte er damals auf seine Ausbildung, seinen Broterwerb u. s. w. verwenden können! Aber es sollte nicht so sein, und es war auch, nach den oben geschilderten Mißverhältnissen und nach jahrelanger, englischer Mißwirtschaft kaum anders zu erwarten. Selbst gerechte Gesetze, wie Gladstone's Abschaffung der Staatskirche in Irland, Einführung geheimer Abstimmung und anderer Reformgesetze, machten die Irländer nur noch habfüchtiger. Auf das Landgesetz von 1870 antworteten sie mit der Begründung der Home-Rule-Liga; auf Gladstones zweite Landbill vom Jahre 1881 mit der Ermordung des Lord Cavendish im Phenix-Park zu Dublin. So wahr ist es, daß die böse That fortzuegend Böses muß gebären.¹⁾

Mit der Begründung der Home-Rule-Liga (oder wie der genaue Name damals lautete: „The Home Government Association of Ireland“) sind wir dem Zeitpunkt näher gerückt, wo Parnell die politische Bühne betrat.

Der traurige Zustand seines Landes, wie wir ihn im obigen kurz angedeutet haben, lag ihm vor Augen. Die irische Partei im Parlamente war in sich uneinig; ihr Leiter, der greise, milde und vorsichtige Isaac Butt, war dem Ende seiner politischen Laufbahn nahe. Der erste neue Schritt, den nun Parnell nach seiner Wahl als Parlamentsmitglied im Jahre 1874 that, und der ihn schließlich mit Butt in Konflikt geraten ließ, war seine rücksichtslose Obstruktionspolitik. Nur auf diese Weise glaubte er sich und seiner Partei Gehör verschaffen zu können. Viele nützliche Gesetze wurden durch Reden ohne Inhalt, Amendments ohne Zweck und sonstige technische Kunstgriffe von einem Tag zum andern

¹⁾ Man sehe auch Froude in seinen vortrefflichen Short Studies on Great Subjects, Band II. S. 250 ff. und 515—563.

hinausgeschoben; die Debatten arteten in gemeine Klopffechtereien aus, bei denen schließlich der den Sieg davon trug, welcher über die besten Lungen zu verfügen hatte. Die Sitzungen verlängerten sich bis zur ungebührlichen und unerhörten Dauer von 26, ja 42 Stunden, und nur durch die Suspendierung der betreffenden Mitglieder und durch Einführung neuer geschäftlicher Regeln konnte endlich Ruhe geschafft werden.

Den Irländern gefiel aber gerade diese rethorische Raubalgerei und diese Mißachtung aller, auch der höchsten Autorität. Parnell wurde ihr Abgott; und als nun gar die Regierung bald darauf (1858) das bekannte Volksschulgesetz (Intermediate Education Bill) erließ, wiesen sie triumphierend auf diese Maßregel, die jedenfalls früher oder später ohne Parnells Zutun ebensogut zu stande gekommen wäre, als ein durch seine Politik von der Regierung erpreßtes Resultat hin, und derselbe Irländer, dessen Armut ihm weder Selbstbildung noch Zahlung der Pacht noch gemeinnützige Unternehmungen irgend welcher Art gestattete, hatte jetzt Geld genug, seinem erwählten Leiter 42000 Pfund zu Agitationszwecken zu überweisen.

In dieser Übertragung des Kampfes auf das Gebiet der Debatte liegt ein Hauptunterschied der Parnellbewegung von früheren Bewegungen in Irland.

Ein weiterer Unterschied ist Parnells Zuhilfenahme des amerikanisch-irischen Elementes. Die sogenannte Landleague war zwar in ihren wesentlichen, obschon damals noch gemäßigten Grundsätzen schon vor Parnells Auftreten gegründet; aber erst in den letzten fünf oder sechs Jahren machte sich dieselbe unter der Leitung dieses unermüdblichsten aller Agitatoren als eine Macht fühlbar. Um es nun dahin zu bringen, die Grundsätze der „League“ durch den Druck und Zweigvereine über die ganze Insel zu verbreiten, um seine Partei gehörig zusammenzuhalten, und um zu verhindern, daß irgend ein Mitglied derselben unter irgend einer Partei ein Amt annahm, brauchte man Geld. Parnell, dem schon durch seine mütterliche Abstammung ein günstiger Empfang von Seiten Amerikas gesichert war, begab sich deshalb nach New-York, gründete die „amerikanische Land-League,“ wurde von Ehrenbezeugungen überschüttet, erhielt, — wie vor ihm Kossuth, — die Erlaubnis, das Haus der Representatives in Washington anreden zu dürfen, sammelte 72000 Pfund für seine Zwecke und kehrte im Jahre 1880 im Triumph nach Irland zurück. Auf dem Fuße aber folgten ihm Doldz und Dynamit, er hatte unabsichtlich der irischen Bewegung die Elemente des Mordes beigemischt. Nicht weniger thätig zeigte sich Parnell nach einer andern Richtung hin. Das System des „Boycotting“ oder der sozialen In-die-Acht-Erklärung breitete sich immer mehr aus und führte zu zahlreichen agrarischen Verbrechen. Es war in einer Versammlung in Ennis, am 19. September 1880, wo Parnell eine Rede folgendermaßen schloß:

„Was sollt Ihr nun mit einem Pächter thun, der für ein Grundstück ein Gebot thut, von dem ein anderer Pächter vertrieben ist?“

Verschiedene Stimmen: „Schießt ihn tot.“

Mr. Parnell: „Ich glaube, ich hörte jemand sagen: „Schießt ihn tot!“ Ich

möchte Euch aber eine weit bessere Methode vorschlagen, eine christlichere und barmherzigere Methode, die dem Verlorenen eine Gelegenheit zur Reue läßt: Wenn jemand ein Grundstück in Besitz nimmt, von dem ein anderer ungerechterweise vertrieben wurde, so müßt ihr ihn kennzeichnen auf dem Wege, wenn Ihr ihn begegnet; ihn kennzeichnen auf den Straßen der Stadt; ihn kennzeichnen im Laden; ihn kennzeichnen auf der Jahrmarktsweide und auf dem Marktplatz, ja, im Hause der Andacht; dadurch nämlich daß Ihr ihn allein laßt; ihm moralisch die Kammeradschaft aufkündigt, und das übrige Land von ihm fern haltet, als wäre er ein Unfähiger des Altertums. Ihr müßt ihm den Abscheu des von ihm begangenen Verbrechens beweisen."

War es ein Wunder, daß die Regierung im Angesichte solcher Reden und der zunehmenden agrarischen Verbrechen endlich wieder zu Zwangsmaßregeln griff, die „Land-League“, die sich den neuen Gesetzen Gladstones gegenüber feindselig verhielt, aufhob und Parnell und andere Häupter der Bewegung festnehmen ließ? Alle Versuche, die Irländer zu versöhnen, schienen vergeblich. Gladstones zweites Landgesetz (1881) gab dem Pächter das Recht seine Ansprüche öffentlich zu verkaufen, und er setzte einen sogenannten Land-Court (Gerichtshof) zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Gutsherren und Pächtern und zur Festsetzung einer Pachtsumme, die 15 Jahre lang zu gelten hatte, ein. In den meisten Fällen fand eine Verminderung des früheren Pachtvertrages, oft um 25% statt. Trotzdem war Parnell nicht befriedigt. Sein Rat war jetzt nicht mehr wie früher „fair rent“, = „mäßige Pacht;“ sondern: „no rent“ = „gar keine Pacht.“ Und als die Regierung infolge eines unbegreiflichen Umschwunges, im Anfang des Jahres 1882, die politischen Gefangenen plötzlich freiließ, um es noch einmal wieder mit Zugeständnissen zu versuchen, antwortete Irland am 9. Mai desselben Jahres, wie schon erwähnt, mit der Ermordung des Lord Cavendish im Phoenix-Parc zu Dublin. Direkt trifft zwar weder Parnell noch die übrigen Leiter der irischen Bewegung die Schuld an jenem entsetzlichen Ereignis.¹⁾ Lord Cavendish war bei allen Parteien des Parlamentes beliebt, und die Hoffnungen des Landes konnten, wie Männer von geringerem Scharfblick als Parnell voraussehen mußten, durch eine solche Schreckensthat nicht gefördert werden. Dennoch haben die Häupter der Bewegung in Irland weder vorher genügend gewarnt, noch später ihren Abscheu vor der Gewaltthat genügend zu erkennen gegeben. Ihnen, denen die ungerechte Ausweisung eines Pächters ein Verbrechen war, erschien die Ermordung des Staatssekretärs für Irland höchstens ein „beklagenswertes Ereignis,“ das man so viel wie möglich mit Stillschweigen übergehen müsse.

Die Aufregung in England war dagegen eine allgemeine und leidenschaftliche. Die Minister sahen sofort, daß sie sich, ohne die strengsten Maßregeln in Irland zu ergreifen, keine 24 Stunden länger im Amte halten könnten. So wurden denn in aller Eile Kabinettsitzungen berufen; ein Gesetz wider politische

¹⁾ Eine Verbindung der Landleague und der sog. „Invincibles“ ist vor Gericht nicht genügend nachgewiesen worden.

Verbrechen (Crimes Bill) wurde eingebracht, nach vielen leidenschaftlichen Szenen und der Suspendierung sämtlicher irischer Abgeordneten im Parlamente beraten, und alle Zugeständnisse schienen von der Woge gerechter Entrüstung hinweggeschwemmt. Aber auch nur scheinbar. Gladstone setzte zur Vervollkommnung seiner Landgesetze die Arrears-Bill in der nämlichen Form durch, wie sie von Parnell während seiner Haft im Gefängnisse zu Kilmainham entworfen worden war. Hierdurch wurde denjenigen Pächtern, deren Pacht seit längerer Zeit rückständig war, Gelegenheit geboten, sich die bestehenden Land-Gerichtshöfe zu nütze zu machen und sich gegen „evictions“ (Ausweisungen) zu schützen.¹⁾

Man sollte denken, daß nach allen diesen Anstrengungen seitens der englischen Regierung die brennenden Fragen in Irland zu entledigen das Land nun endlich auf längere Zeit hinaus der Agitation hätte entbehren können. Dem sollte aber nicht so sein. Nach dem neuen sehr liberal gehaltenen Wahlgesetz erhielt Irland 103 Sitze im Parlamente.

Die Folgen dieser Anwendung demokratischer Prinzipien auf ein Land, das noch nicht reif dazu war, zeigten sich bald. Parnell und die übrigen Leiter der Land-League nahmen die Gelegenheit wahr, ihren Einfluß geltend zu machen; jetzt oder nie konnten sie eine Stellung gewinnen, die ihrem Ehrgeiz entsprach; die Schicksale des britischen Reiches lagen in ihrer Hand, und sie gingen triumphierend aus dem Kampfe hervor. Die vortreffliche Organisation der League und der „Irish-National-League“, wie der Verband sich nannte, zu dem sich die in England lebenden Irländer geeinigt hatten, sowie der politische Scharfblick Parnells trugen hauptsächlich dazu bei. Home-Rule mit einem irischen Parlamente in Dublin war das Lösungswort. In einem Manifeste wurden die englisch-irischen Wähler aufgefordert, gegen die liberalen Kandidaten zu stimmen. Die Majorität der liberalen Partei, die im letzten Parlamente mehr als 100 über die Konservativen und Home-Rulers zusammengenommen betragen hatte, mußte auf alle Weise zerstört werden; nur wenn sich Konservative und Liberale numerisch ziemlich gleich standen, konnte Parnell hoffen, seinen Einfluß auf entscheidende Weise geltend zu machen. Außerdem waren die Irländer noch über die letzten, vom liberalen Ministerium verhängten Zwangsmaßregeln und die strenge Regierung Lord Spencers erbittert.²⁾ So kam es denn, daß die Home-Ruler in Irland von 89 Kandidaten 85 durchbrachten,³⁾ (dazu einen in Liverpool) und daß die irische Bevölkerung in England und Schottland den Konservativen vielerwärts, z. B. in manchen Distrikten Londons, in Plymouth, Brentford, Liverpool,

¹⁾ Das Gesetz ist auf Pächter kleinerer „Stellen“ beschränkt. Der Staat schießt, falls der Pächter die Pachtsumme des letzten Jahres entrichtet hat, eine Summe vor, die der Pachtsumme eines weiteren Jahres gleichkommt. Alle dann noch rückständigen Schulden werden aufgehoben.

²⁾ Siehe O'Connor, Parnell Movement. S. 547.

³⁾ Die Zahl der Home-Ruler im Parlamente von 1880 hatte 63 betragen; von diesen bildeten jedoch nur 40 die eigentliche, unabhängige national-irische Partei. Die Übrigen stimmten mit den Liberalen oder Konservativen.

Manchester u. s. w. zum Siege verhalf und die erwartete, große und entscheidende liberale Majorität auf 48 herunterdrückte.

Dieser für Englands Geschichte verhängnisvolle Sieg wurde als solcher auch von allen einsichtsvollen Männern sowie von dem besseren Teil der Presse anerkannt. Eine Zeitlang hoffte man, daß es gelingen werde, ein Koalitionsministerium und eine nationale, aus Konservativen und Liberalen zusammengesetzte Partei zu bilden. Aber diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Man hatte noch nicht gelernt, Parteiinteressen den Nationalinteressen unterzuordnen. Bereits ist ein Ministerium der irisch-radikalen Partei, — (dem man darf nicht vergessen, daß es zugleich eine radikale Partei ist, die von radikalen, englischen und schottischen Abgeordneten verstärkt wird), — zum Opfer gefallen. Wie lange dies schmachvolle Spiel: „der Reißbittende gewinnt,“ noch dauern wird? Keinesfalls noch lange, denn schon jetzt fehlt es nicht an Anzeichen, die darauf hindeuten, daß große Änderungen nicht nur im Ministerium, sondern in der ganzen englischen Verfassung bevorstehen.

Noch ein Wort zum Schluß über das Programm der irischen Partei: Home-Rule. Wenn die bloße Majorität ein Recht hätte, die Frage einer selbständigen Verwaltung zu erledigen, so wäre die Lösung schnell gefunden, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß fast drei Viertel des irischen Volkes für nationale Unabhängigkeit schwärmen. Aber die Majorität ist aus den Reihen Ungebildeter, Verarmter und in Aberglauben Versunkener gewonnen, während die protestantische Minorität des Nordens den Besitz, die Intelligenz, den Handel und die Wissenschaft vertritt. Eine solche Minorität darf nicht preisgegeben werden; und andere Faktoren als die bloße Zahl müssen die Entscheidung abgeben. Dazu kommt eine sehr praktische Frage, nämlich die: wer soll die Leitung der Polizei in Händen haben? Die irische Polizei ist bekanntlich eine vortrefflich geschulte, zum Teil berittene, 12—15000 Mann starke, unmittelbar vom Reiche abhängige Macht, die England um keinen Preis aufgeben, Parnell um jeden Preis sich unterwerfen will. Sollte man aber auch Mittel und Wege finden, die Rechte der Minorität zu sichern und sich über die Polizei zu einigen, so bliebe doch Home-Rule immer noch äußerst bedenklich.

Was Irland bedurfte und noch bedarf, ist nicht Ausdehnung des Stimmrechtes, bei der „Judas Ischariot schließlich das gleiche Recht gegeben würde wie unserem Herrn;“¹⁾ auch nicht Home-Rule, die nur in der Unterdrückung der protestantischen Bevölkerung und in der Losreißung von England endigen kann und im besten Falle, bei dem bekannnten Haß der Iren gegen alles Englische, eine fortdauernde Gefahr für die Sicherheit und Einheit des britischen Reiches sein würde, sondern einmal die gehörige Entwicklung der Hilfsquellen des Landes: der Fischerei, der Bergwerke, des Forstwesens u. s. w., sodann die Loslösung des Amtes des Lord-Lieutenants von der jeweiligen, am Ruder befindlichen, politischen Partei und die Errichtung eines ständigen Vizekönigtums; und schließlich die moralische, religiöse und intellektuelle Hebung des Volkes.

¹⁾ Thomas Carlyle.

Der Irländer gleicht einem Kinde: dieselbe Zutraulichkeit, dieselbe Gedankenlosigkeit, derselbe Eigenwille. Bringe ihn unter Zucht, und er wird zum tüchtigen Menschen erwachsen, wie denn die glänzendsten Namen in der Offiziersliste der englischen Armee irischen Ursprungs sind. Man lasse ihm seinen Willen, und er wird in Zuchtlosigkeit, Übertreibungen und Leidenschaften aller Art zu Grunde gehen.

Der Irländer gleicht dem Franzosen: dieselbe Höflichkeit, derselbe Wit, dasselbe lebhaftes Temperament, derselbe Hang zur politischen Agitation und zur Übertreibung. Aber ihm fehlt die Zufriedenheit, der Fleiß und die Sparsamkeit der französischen Landbevölkerung.

Eine Hebung des Nationalcharakters hat Parnell in seiner Bewegung gänzlich außer acht gelassen. Seine Bewegung hat den Nutzen gehabt, die Regierung zur Abstellung der Schäden anzuspornen, unter denen das Land augenscheinlich litt; auf der andern Seite aber hat dieselbe dem Lande wesentlich geschadet, denn zur Kunst des Niederreißen hat sie die des Aufbaus nicht gefehlt.

So lange Irland an den von England vielfach verschuldeten Wunden litt, lag es im Interesse der zivilisierten Welt, diese Wunden geheilt zu sehen; sobald aber Irland mit trotzigem Blick auf Rom und Amerika eine Selbständigkeit verlangt, die nur in Revolution endigen kann, muß ein jeder, dem die gedeihliche Entwicklung des britischen Reiches und der Friede Europas am Herzen liegt, wünschen, das es dem englischen Ministerium gelingen möge, dem vorzubeugen.

Uunderdessen segelt, um auf mein am Anfang gebrauchtes Bild zurückzukommen, das britische Staatsschiff mit der meuterischen Mannschaft an Bord vor dem Sturm. Was wird aus ihm werden? Die nächsten Wochen werden es zeigen, ob es an den drohenden Klippen zerschellen oder, von starker Hand geleitet, sicher in den Hafen einlaufen wird.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegsgeschichte.

Der Uebergang nach Alfen am 29. Juni 1864.

Der Feldzug 1864 ist zwar durch gewaltigere Ereignisse zurückgedrängt worden, er behält aber dennoch eine hohe Bedeutung.

Seit fast 50jährigem Frieden ergriff das preussische Heer die Waffen, neu organisiert, neu bewaffnet, um den nordischen Brüdern die dänischen Ketten zu zersprengen. Und diese Probe, sie sollte alle Erwartungen weit übertreffen und der preussischen Armee eine Achtung gebietende Stellung unter den Heeren Europas sichern.

Doch noch höher als in militärischer ist in politischer Beziehung die Bedeutung des Feldzuges 64.

Preußen emanzipierte sich vom Deutschen Bund und nahm im Verein mit Oesterreich die Regelung der schleswig-holsteinschen Frage selbständig in die Hand. Preußen that hierdurch den ersten Schritt zur Einigung der deutschen Lande. Der Feldzug 64 bildet das erste Glied einer Kette, welche in Versailles durch Krönung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser ihren glänzenden Abschluß fand.

Die dänische Armee hatte, nachdem sie fast ohne Kampf das Danewerk verlassen, sich theils unter den Schutz der Düppeler Schanzen, theils nach Fridericia und weiter nach dem Norden Jütlands zurückgezogen. Das österreichische Korps unter Feldmarschallleutenant Gablenz und die preussischen Garden waren nach Norden gefolgt, während das Korps des Prinzen Friedrich Carl vor Düppel eine beobachtende Stellung eingenommen hatte.

Nach förmlicher Belagerung fielen am 18. April die Düppeler Schanzen in die Hände der preussischen Sieger.

Man glaubte, das Ende des Feldzuges sei nun gekommen, namentlich da England schon seit längerer Zeit als Vermittler eingetreten war. In London trat auf Vorschlag Englands am 25. April eine Konferenz zusammen, bei welcher die Großmächte vertreten waren. Doch durch die Halsstarrigkeit Dänemarks scheiterten die Friedensverhandlungen. Es kam nur ein achtwöchentlicher Waffenstillstand zu stande. Am 26. Juni ging dieser zu Ende, und nun griffen die österreichischen und die preussischen Truppen nochmals zu den Waffen.

Bereits im Monat März hatte Prinz Friedrich Carl einen Übergang nach der Insel Alsen ins Auge gefaßt. Er wollte, indem er seine Truppen bei Ballerup über die Alsenere Fährde setzte, hierdurch die starke Stellung bei Düppel umgehen und sich auf diese Weise mit einem Schlage in den Besitz der Insel Alsen und der Düppeler Schanzen setzen.

Doch allerhand Schwierigkeiten, namentlich ungünstige Witterungsverhältnisse ließen damals Prinz Friedrich Carl Abstand davon nehmen.

Jetzt, nachdem die Friedensverhandlungen gescheitert waren, hatte Prinz Friedrich Carl, der am 24. Mai statt Wrangels zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, den früheren Plan wieder aufgenommen. Die erste Waffenthat nach Ablauf des Waffenstillstandes sollte die Einnahme der Insel Alsen bilden, eine Unternehmung, die durch die Kühnheit ihrer Anlage und ihrer Ausführung eines der merkwürdigsten Kriegsereignisse bleibt.

Mit der Ausführung hatte Prinz Friedrich Carl General Henwarth von Bittenfeld betraut.

Die Insel Alsen ist ein lachendes, fruchtbares Eiland, damals bedeckt mit wogenden Getreidefeldern, welche zahlreiche Knicks durchschnitten. Ein Teil der Insel ist mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt. Nur einige wenige und nur unbedeutende Erhebungen sind auf der Insel vorhanden, die bei Kjør und bei Sonderburg sind von einigem Wert.

Die 4 Meilen lange westliche Küste wird durch die Alsfener Förde und den Alsfener Sund, der an seiner schmalsten Stelle bei Sonderburg nur 300 Schritt breit ist, vom Festlande getrennt. Der Alsfener Sund verbreitert sich allmählich gegen Norden bis zu 900—1000 Schritt.

Die dänische Armee hatte sich geteilt. Ein Teil war zur Besetzung Jütlands, der andere zur Besetzung der Insel Fünen verwandt worden, während der dritte Teil auf Alsen stand.

Hier kommandierte der General Steinmann, dem folgende Truppen unterstellt waren:

Brigade Faborg (4. und 6. Regiment à 2 Bataillone.)

Brigade Bülow (5. und 10. Regiment.)

Brigade Kaufmann (3. und 18. Regiment.)

Drei Batterien.

Zwei Eskadrons.

Hierzu kamen noch Artillerie und Geniemannschaften zum Dienst in den festen Batterien. Nach Detachierung von 2. Bataillonen, 1 Eskadron und $\frac{1}{2}$ Batterie nach dem Norden der Insel verblieben somit zur Verteidigung des Alsenfundes nur 10 Bataillone, 1 Eskadron und $2\frac{1}{2}$ Batterien Feldartillerie, im ganzen ca. 10000 Mann.

Da General Steinmann eher einen Übergang bei Sonderburg erwartete als weiter nördlich, so hatte er seine Hauptkräfte in der Nähe dieser Stadt in Kantonnements gelegt. — In festen Batterien waren längs des Sundes 67 Geschütze aufgestellt. Der in der Augustenburger Förde liegende Panzer Rolf Krake sollte bei der Verteidigung der Insel mitwirken.

Prinz Friedrich Carl hatte während der Waffenruhe Herwarth den Befehl erteilt mit dem 1. Korps das Sundewitt zu besetzen und gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes den Übergang auf die Insel Alsen zu bewerkstelligen.

Am 21. Juni brachen sämtliche Truppen auf und hatten am 25. enge Kantonnements längs des Alsenfunds und der Alsfener Förde bezogen.

Während des Waffenstillstandes hatte man die zum Übergang nötigen Vorbereitungen getroffen. 160 requirierte Boote waren herangeschafft worden. 32 Pontons mit 4 Pontonierkompagnien und einem Pionierbataillon standen zur Verfügung. Aus diesen Mannschaften und aus der Reihe der Truppen wurden 1050 Ruderer entnommen.

Die Truppen, welche General Herwarth unter seinen Befehl vereinigte, waren folgende:

1. Division Manstein.

a) 12. Infanterie-Brigade Röder, Regimente 24 und 64.

Brandenburgisches Jägerbataillon.

b) 26. Infanterie-Brigade Göben, Regimente 15 und 55.

2. Division Winzingerode.

a) 25. Infanterie-Brigade Schmidt, Regimente 13 und 53.

b) 11. Infanterie-Brigade Canstein, Regimente 35 und 60.

Hiervon wurden 2 Bataillone zur Besetzung der Düppelstellung und der Stadt Apenrade verwendet.

Außer den Strandbatterien konnte Herwarth noch über 10 Batterien Feldartillerie verfügen.

General Herwarth hatte die Absicht, gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes seine Truppen bei Ballegard über die Alsenner Föhrde zu setzen. General Manstein sollte durch eine Demonstration am Alsenfunde die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken.

Dadurch, daß der Batteriebau nicht fertiggestellt werden konnte, erlitt das Unternehmen eine Verzögerung. General Herwarth, der aus verschiedenen Anzeichen erfaß, daß eine Überraschung des Feindes nun nicht mehr stattfinden würde, änderte seinen Plan und beschloß mit sämtlichen Truppen den Übergang über den Alsenfund zu forcieren. Zur Ausführung dieses Planes wurde der 29. Juni auserselzen.

Herwarth hatte 4 Punkte zum Übersetzen bestimmt.

Punkt A. bei Satrup Holz gegenüber von Arnkiel für 50 Boote und 750 Mann.

Punkt B. noch weiter nördlich, für 42 Boote und 6—700 Mann. Auch sollten hier die Geschütze und Pferde übergesetzt werden.

Punkt C. noch weiter nördlich, für 29 Boote und 400 Mann.

Punkt D. für ein Bataillon gegenüber der nördlichen Spitze der Halbinsel Rjar.

Die Summe der gleichzeitig an allen 4 Punkten überzusetzenden Mannschaften betrug $3\frac{1}{2}$ Bataillon oder 2500 Köpfe. Die Division Manstein erhielt den Befehl zuerst überzusetzen und nach der Erstürmung der Batterien auf Ulkebüll und Hörup weiter vorzugehen.

Die Division Winkingerode sollte folgen.

Am Alsenfunde entlang standen 60 Geschütze in festen Batterien. Der Beginn des Übersetzens war auf 2 Uhr morgens festgesetzt. Die Truppen, welche das Gepäck zurückließen, führten pro Kopf 80 Patronen und dreitägige Mundportionen mit sich.

Es war in einer milden Sommernacht, wo in diesen nördlichen Breiten die Abend- und Morgendämmerung zu verschmelzen scheinen, als die Truppen an den ihnen zugewiesenen Plätzen in größter Stille sich sammelten. Die Boote wurden durch die Pioniere nach dem Ufer gezogen, um Schlag 2 Uhr die ersten Mannschaften aufnehmen zu können.

Wohl war die Zusammenziehung von 16 000 Mann und die anderen Vorberreitungen ohne jedes Geräusch kaum auszuführen. Obwohl dieses den am andern Ufer Wache haltenden Dänen nicht ganz entging, so wurde der Feind nahezu überrascht.

Um 1 Uhr standen die Truppen in ihren Stellungen und erwarteten mit Spannung den Befehl, die Boote zu besteigen.

Um 1 $\frac{3}{4}$ Uhr war am nördlichsten Übergangspunkt das Jüsilier-Bataillon 64. Regiments verladen und stieß vom Lande ab.

Eine Viertelstunde später begannen die anderen Bootskolonnen ihre Vorwärtsbewegung.

Drüben, an dem schwach sich abzeichnenden Ufer lautlose Stille.

Kaum 150 Schritt waren die Boote vom jenseitigen Strande entfernt, da — ein Schuß, ein zweiter, und nun begann auf beiden Seiten das Rollen des Gewehrfeuers, in welches der Donner der Geschütze sich mischte.

Wie ein Alp fiel es den noch am Ufer Harrenden vom Herzen, und mehrtausendstimmiges Hurrah durchschallte die Luft.

Vom Strande des Sundes aus gab ein Bataillon 60. Regiments Schnellfeuer nach dem jenseitigen Ufer. 60 Geschütze sandten Schuß auf Schuß über den Sund. Von den bereits gelandeten Truppen drang heftiges Gewehrfeuer herüber. Der Kampf hatte begonnen.

Das 1. Bataillon 24. Regiments, welches bei Punkt A übersekte, erhielt, noch auf dem Sund, heftiges Geschütz und Gewehrfeuer. Ein Boot sank, doch gelang es, die Mehrzahl der Mannschaften zu retten. Die braven 24er, welche das Feuer von den Booten aus erwiderten, sprangen, als das Wasser seichter wurde, bis an den Leib ins Wasser und stürzten mit Hurrah auf den Feind. Nach kurzem Handgemenge wurden die Laufgräben genommen und die Dänen in die Fohlenkoppel geworfen.

Auch dem 2. Bataillon 24, welches bei B sich eingeschiff hat, gelang es im ersten Anlauf die Uferbefestigung zu werfen. Beide Bataillone folgten dem weichenden Feinde auf dem Fuße.

Die bei C und D übergesekten 6 Kompagnieen 64er stießen, nachdem sie mit stürmender Hand die Laufgräben genommen, im Walde auf einigen Widerstand; doch nach kurzem Kampfe wurde derselbe gebrochen.

Die sämtlichen übergesekten Truppen drangen, dem Feinde folgend, nach dem südlichen Rande der Fohlenkoppel. Hier entspann sich der Kampf mit neuer Heftigkeit. Die aus den Laufgräben und der Fohlenkoppel geworfenen Kompagnien hatten durch Oberst Faaborg Unterstützung erhalten. Der hartnäckige Widerstand der Dänen wurde durch eine Flankierung gebrochen, sie verloren viele Gefangene und gingen zurück.

General Manstein, der zu dieser Zeit hier eingetroffen war, gab seinen Truppen Befehl, dem auf Rönhof zurückweichenden Feinde zu folgen.

Das 1. Echelon hatte seine Aufgabe glänzend erfüllt, hatte den Feind überall vom Ufer vertrieben und war nun im weiteren Vorgehen begriffen.

Während dieses ersten Kampfes hatte das 2. Echelon den Übergang bewerkstelligt. Derselbe sollte jedoch nicht unbehelligt bleiben.

Es war $\frac{1}{2}$ 3 Uhr vorüber. Bei Punkt D stand das Brandenburgische Jäger-Bataillon bereit, die soeben zurückkehrenden Boote zu besteigen. Bevor letztere noch anlangten bemerkte man hinter der Halbinsel Arnfiel eine nach der Land-

spitze sich bewegende Rauchsäule. Es war der gefürchtete Rolf Krake, der zum Kampfe herannahte.

Die Jäger waren theils im Einsteigen, theils in der Abfahrt begriffen, als man Rolf Krake um Arnkiel Dere herumbiegen und seine Spitze dem Alsenfunde zuzehren sah. Es war ein kritischer Augenblick. Denn wenn Rolf Krake, wie es schien, in den Alsenfund einfuhr, so wäre der größte Teil der gerade auf dem Zunde schimmenden Boote verloren gewesen. Doch der brandenburgische Humor ließ kein Jagen aufkommen, und mit Hurrah beantworteten die Jäger die ersten Schüsse des dänischen Panzers. Dieser, vom Schnellfeuer von 20 gezogenen Geschützen empfangen, begann aus seinen 4 glatten 60-Pfündern sogleich ein heftiges Feuer. Trotzdem seine Geschosse zwischen den Booten einschlugen, so richteten sie wenig Schaden an, und ohne Verlust erreichten die Truppen das andere Ufer.

Nach einem 25 Minuten dauernden Kampf eilte Rolf Krake nach der Augustenburger Fjörde zurück und dampfte später nach dem nördlichen Teil der Insel.

Von nun an nahm die Überschiffung der Truppen ihren ungestörten Fortgang. Um 3 Uhr begann das Übersetzen der ersten Geschütze.

Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr befanden sich 11 Bataillone der Division Manstein auf der Insel. General Manstein war mit den Regimentern 64 und 24 den Dänen gefolgt, welche bei dem Gehöft Rönhof sich gesetzt hatten. Nach kurzem, aber heftigem Kampfe setzten sich die preußischen Truppen in den Besitz von Rönhof und nahmen dem Feinde 170 Gefangene ab.

General Manstein befahl nun das weitere Vorgehen auf Kjar. Das Regiment 64 avancierte auf dem linken Flügel, Regiment 24 in der Mitte, während auf dem rechten Flügel Teile des Regiments 15 unter General Goeben vorgeführt wurden.

Der dänische General Steinmann hatte erkannt, daß ein ernster Kampf auf der Insel im Gange war. Er ließ die bei Ulkebüll und Kjar stehenden Regimenter 3 und 18 dem preußischen Angriff entgegen gehen. Doch dieser Gegenstoß, welcher, da er nicht gleichzeitig statt fand, der nötigen Kraft ermangelte, wurde pariert, und die preußischen Truppen drangen in das Dorf.

General Goeben, dessen Brigade sich zum Teil auch an diesem Gefecht beteiligt hatte, erhielt Befehl, den Rest seiner Brigade abzuwarten und dann die Höhen bei Sonderburg zu nehmen.

Auf dem äußersten linken Flügel hatten unterdessen Teile des 64. Regiments einen äußerst hartnäckigen Kampf zu führen. Hier hatten sich Teile des 4. Regiments gesetzt, welche verstärkt durch ein Bataillon 18. Regiments unter Führung des tapfern Oberst Faaborg energisch zur Offensive schritten. In Kolonne, ohne einen Schuß zu thun, rückte Oberst Faaborg vor. Preußischerseits glaubte man, da man beim Feinde Mützen und Gewehre schwenken sah, die Dänen wollten sich ergeben, und stellte das Feuer ein. Erst in großer Nähe fällten die Dänen das Gewehr und gingen zur Attacke vor. Doch ein furchtbares Schnellfeuer warf die auf dem Wege eingeengten Dänen reihenweise nieder. Die Kolonne geriet in

Verwirrung und ging in Unordnung zurück. Oberst Faaborg fiel schwer verwundet in Gefangenschaft.

Der eine halbe Stunde später durch das 3. und 18. Regiment gegen die in Rjær eingedrungenen Truppen des General Roeder versuchte Angriff wurde abgewiesen. Roeder, durch Rjær hindurchgehend, folgte den Dänen hart auf den Fersen. Bei Bagmose entspann sich nochmals ein äußerst erbitterter Kampf, bei welchem $3\frac{1}{2}$ Bataillone der Brigade 8 Offiziere verloren. Doch auch hier wurde der Widerstand gebrochen, die Dänen erlitten große Verluste und wichen auf Ulkebüll zurück.

Während dieser Ereignisse führte General Goeben auf dem rechten Flügel ein lebhaftes Feuergefecht. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen. Er war gerade im Begriff mit seiner Brigade und dem brandenburgischen Jägerbataillon den Angriff auf die Sonderburger Höhen einzuleiten, da sah man von diesen Höhen mehrere Kolonnen herabsteigen und zum Angriff vorgehen. Unter lautem Hurräh drangen die Dänen gegen den rechten Flügel der Brigade vor. General Goeben sandte 6 Kompagnien entgegen, während das brandenburgische Jägerbataillon den Feind in der rechten Flanke faßte. Der dänische Angriff zerschellte an dem wohlgezielten Schnellfeuer der Jäger, und unter großen Verlusten gingen die Dänen zurück. Nun entwickelte sich die Brigade Goeben gegen die Höhen von Sonderburg. Nach kurzem Kampfe bemächtigten sich die Preußen der Höhen und warfen den Feind aus der Stadt.

Zwar versuchte das geworfene 10. Regiment am Süderholz nochmals Widerstand zu leisten, doch verlor es hierbei seinen Kommandeur, 17 Offiziere und über 300 Mann als Gefangene.

Auch den schwachen Widerstand, den Kauffmann bei Ulkebüll zu leisten suchte, brachen in kurzer Zeit Teile der Brigade Schmidt und des 64. Regiments.

Es war $\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens, als der Feind mit seinen geschlagenen und durch große Verluste geschwächten Kräften auf allen Punkten den schleunigen Rückzug nach der Halbinsel Kefenis antrat. Die aufs äußerste ermüdeten preussischen Truppen konnten den Feind nicht mehr erreichen, blieben in der Höhe von Hörup halten und setzten Vorposten aus.

Da ein Übersetzen der Truppen über Hörup Hass nach der Halbinsel Kefenis nicht ausführbar und die schmale Landenge besetzt und mit schweren Geschützen armiert war, so wurde den Dänen bei ihrer Einschiffung weiter kein Hindernis in den Weg gelegt.

Die Insel Alsen war im Besitz der preussischen Truppen, das letzte Stück deutscher Erde, auf welchem die Dänenherrschaft noch nicht gebrochen war. Mit dieser Insel ging die hochmütige Zuversicht in Kopenhagen verloren, ja man fürchtete sogar, daß man in der Hauptstadt nicht mehr sicher sei.

Die Einnahme von Alsen war die letzte bedeutende Waffenthat der verbündeten Truppen. Diese besetzten ganz Jütland. Am Skagerak pflanzte Prinz Albrecht die preussische Flagge auf.

Dänemark zeigte sich jetzt zum Frieden geneigter, der unter weit ungünstigeren Verhältnissen geschlossen werden mußte als vor dem Verlust der Insel.

Am 2. August kam eine Waffenruhe zustande, am 30. Oktober fand die Ratifikation des Friedens statt.

Verluste:

- a) Preußischerseits 5 tote und 26 verwundete Offiziere; 67 tote, 259 verwundete und 7 vermißte Mannschaften.
- b) Dänischerseits 4000 Mann, von denen 53 Offiziere, 2411 Mann gefangen wurden.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Muß die Justiz modernisiert werden?

Die Juristen haben es ihrem Kollegen, den Dr. juris Goethe nie verziehen, daß er im Faust so despektierlich das Fortleben von Gesetz und Recht mit dem Leben einer ewigen Krankheit verglichen hat, und es ist vielleicht mit unter dem Eindruck dieses Unwillens geschehen, wenn man dem Dichter neuerdings die Eigenschaft eines Juristen förmlich aberkannt hat, ein Seitenstück zu seiner jüngsten Ausstoßung aus den Reihen der Naturforscher. Nur selten wird es offen ausgesprochen, daß das Wort unseres Dichtersfürsten zwar an Übertreibung leide, im Grunde jedoch nur der unbestreitbaren Wahrheit einen freilich allzuschroffen Ausdruck verleihe, daß die Rechtswissenschaft noch immer zu sehr unter dem Banne der historischen Übertreibungen des römischen Rechts stehe. Es ist schon sehr oft und zum Teil in dithyrambischer Weise dargestellt worden, daß die Römer das Rechtsvolk par excellence waren und daß der uns erhaltene Teil des römischen Rechts ein unerreichbares Beispiel und ein einzig dastehendes Muster juristischer Logik und Konsequenz bildet. Unser illustrier Zeitgenosse, Rudolf von Ihering, hat diesen Gedanken in seinem großartigen Werke „der Geist des römischen Rechts“ in ebenso anmutiger wie scharfsinniger Weise erörtert, und es ist darum auch vollkommen begreiflich, wenn die französischen Juristen das römische Recht als *raison éerite* bezeichnen.

Das römische Recht ist die vorzüglichste Schulung des juristischen Denkens, und in dieser Beziehung werden alle Veränderungen des wirtschaftlichen und politischen Lebens einflußlos und spurlos für seine Wichtigkeit sein und bleiben. Allein wesentlich anders ist es, wenn es sich um die Frage der rechtlichen Beurteilung eines neu aufstehenden Rechtsverhältnisses handelt. Begreiflicherweise hat das römische Recht nur die kleinere Zahl der für das heutige Leben maßgebenden Rechtsverhältnisse einer rechtlichen Beurteilung unterstellen können. Die Entwicklung des Handels und Verkehrs, der Fortschritt in der gewerblichen Technik und der ungeheure Aufschwung des gesamten Verkehrswezens hat ja eine große Anzahl neuer Rechtsverhältnisse geschaffen, die dem römischen Rechte durchaus unbekannt waren. Es sei hier nur auf die zahlreichen Geschäfte der Banken und Börsen hingewiesen. Trotzdem sucht die zivilrechtliche Rechtslehre auch diese neuen Rechts-

verhältnisse in die dem römischen Rechte bekannten rechtlichen Begriffe einzuzwängen, der Schnürleib des römischen Rechts wird allen angelegt, mögen sie auch noch so sehr Schaden leiden, sie werden darum nicht minder auf das Prokrustesbett des römischen Rechts gelegt und bald so lange hin und hergezerrt, bis sie in die Länge desselben passen, bald so lange ohne Erbarmen mit der juristischen Art des Romanisten bearbeitet, bis ihre natürliche Größe dem Umfange der römischen Schablone Platz gemacht hat. Es gilt noch immer als der höchste Triumph des juristischen Denkers, besonders des Ziviljuristen, wenn er ein austauchendes Rechtsverhältnis unter die Kategorien des römischen Rechts untergebracht hat. Und so kommt es, daß diese Begriffe, die schon im Mittelalter trotz aller Kunststückchen jesuitischer Glossatoren kaum in stande waren die Reichhaltigkeit der Rechtsverhältnisse zu umspannen, noch heute die gleiche Tyrannei ausüben wie damals, trotzdem sie offenbar in der Zeit des Telegraphen und Telephons, der Ruhbarmachung des Dampfes und der Elektrizität weit weniger in stande sind den reichen Inhalt des Rechtslebens zu erfassen als in den Tagen des Thomas von Aquino und Bellarmin. Diese Herrschaft des römischen Rechts verschuldet es, daß die Rechtswissenschaft in verschiedenen Teilen des Privatrechts sich nicht von dem Charakter einer gewissen Versteinerung losmachen kann, daß sie unfähig ist, dem Fortschritte der Wirtschaftsverhältnisse entsprechend voranzuschreiten, sie wurzelt mit ihren Begriffen in der Rechtslehre eines Volkes und einer Zeit, deren Verhältnisse von denjenigen unserer Tage von Grund aus verschieden sind. Wie einflußreich dieser Romanistenkultus ist, sehen wir am besten daraus, daß das Gesetzbuch Frankreichs, dieses Kind der Revolution, die Anschauungen und Begriffe des römischen Rechts in den wichtigsten Punkten sich zu eigen gemacht hat, zum Teil wörtlich wiederholt. Bekanntlich bestand bei den wirtschaftlichen Verhältnissen des römischen Reichs der Hauptteil des Vermögens aus Immobilien. Deshalb legte das römische Recht, wenn es die Sicherung einer Vermögensmasse vorschrieb, lediglich Wert auf das unbewegliche Vermögen. Trotzdem nun bei dem heutigen Stande der Volkswirtschaft der größte Teil des Vermögens weit häufiger in Wertpapieren als in unbeweglichem Gut angelegt ist, berücksichtigt das französische Zivilgesetzbuch gleichwohl nur letzteres. Beispiele ähnlicher Art ließen sich mit Leichtigkeit in großer Menge anführen, es genügt aber das erwähnte, um in deutlicher Weise darzutun, daß das Privatrecht in dringendem Grade einer energischen und durchgreifenden Modernisierung bedarf. Es ist aber nicht nur der privatrechtliche Teil der Rechtspflege, auf welchem sich dieses Bedürfnis geltend macht, sondern nicht minder verlangt nach derselben der Zivilprozeß, etwas weniger, aber immerhin noch dringlich genug das Strafverfahren und teilweise auch die Verwaltungsgesetzgebung. Den modernen Bedürfnissen entspricht in vollem Umfange eigentlich nur das Strafrecht, es ist glücklicherweise von jenem Ballaste der Kompliziertheit befreit, welcher der Rechtswissenschaft stets in folge eines unbedingten Anschlusses an historische Vorbilder und berühmte Muster anhaftet. Dagegen ist das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, trotzdem die deutsche Zivilprozeßordnung sich redlich bemüht hat, eine ausreichende Vereinfachung eintreten zu lassen, immer

noch nicht einfach genug gestaltet. Die endlosen Beweisverfahren und Beweisbeschlüsse und die zahllosen Umständlichkeiten, welche es kostet ein Urtheil vollstrecken zu lassen, drücken auch dem jetzigen Verfahren noch den Charakter der Kompliziertheit auf. Nicht anders ist es mit dem Strafverfahren. Welche Unsummen zum guten Theile ganz inhaltsloser und leerer Formalitäten bestehen beispielsweise, wenn es sich um die einstweilige Freilassung eines Untersuchungsgefangenen gegen Hinterlegung einer Sicherheit handelt! Die Kompliziertheit des Verfahrens der Verwaltung ist glücklicherweise in den meisten deutschen Staaten in den letzten Jahren wesentlich verbessert und dem Gedanken der Modernisierung energisch Rechnung getragen worden. Trotzdem bleibt auch hierin noch sehr vieles zu thun übrig, zahlreiche Dinge erinnern hier noch an die Restripte und Edikte der römischen Kaiser und Provinzialstatthalter, gar nicht zu gedenken der petrefakten Verwaltung in etlichen norddeutschen Duodezstaaten, wo das Schriften- und Formularunwesen wahrhaft Erstaunliches in der Kompliziertheit geleistet hat. In den Ländern, in welchen die Zentralisation der Verwaltung in strengster Folgerichtigkeit durchgeführt ist, wie beispielsweise in Rußland, wird natürlich die an und für sich schon bestehende Kompliziertheit noch wesentlich verstärkt. Wenn in einem Verwaltungsbezirke mit vielleicht 80000 Einwohnern und 3—400 Wegstunden Ausdehnung weder ein Brückensteig gelegt, noch ein wackeliger Schornstein durch einen neuen ersetzt, kein Ziegeldach mit Schiefer und kein Schieferdach mit Ziegeln belegt werden darf, ehe der Verwaltungschef in der Bezirkshauptstadt durch ein förmliches Regulativ seine Erlaubnis zu dieser Haupt- und Staatsaktion gegeben hat, so läßt sich nicht leicht ein System ausdenken, welches ein größerer Feind der Einfachheit wäre als dieses, man müßte denn gerade das türkische Verwaltungssystem in betracht ziehen; denn es ist zu bedenken, daß man wenigstens fünf bis sechs Zwischeninstanzen passieren muß, ehe man zu dem entscheidenden Allgewaltigen gelangen kann.

Um die Formalitäten nur einigermaßen vollständig angeben zu wollen, welche in einem norddeutschen Kleinstaate bei der Einschlagung des sogenannten Justiznagels zu erfüllen sind, — der symbolischen Handlung, durch welche der Staat das Anlegen einer Wassermühle gestattet, — bedürften wir mehr Raum, als unserem ganzen Aufsatz von dem verehrten Herrn Herausgeber der Revue zur Verfügung gestellt wird. Auch hier kann man mit Goethe sagen, die Menschen ärgert es, daß das Schöne so einfach ist!

Die geschichtliche Betrachtung der Rechtsentwicklung lehrt uns, daß, je weiter wir in ihr zurückgehen, um so zahlreicher die Förmlichkeiten sind, welche das Rechtsleben für die Rechtsverhältnisse vorschreibt, um so komplizierter die praktische Handhabung der Justiz. Sie zeigt uns mit größter Bestimmtheit, daß der Fortgang von dem Komplizierten zum Einfachen im Rechtsleben mit der Kulturentwicklung Hand in Hand geht. Wir finden darum auch, daß stets, wenn eine gewaltige Katastrophe im Leben eines Volkes mit elementarer Macht in die bestehenden Zustände eingreift, wenn unter „Donner und Blitz“, wie Thiering sagt, die Geburtsstunde eines neuen Rechtszu-

standes schlägt, die Forderung nach Vereinfachung der Justiz in erste Reihe gestellt wird; sie begegnet uns in den zwölf Artikeln des Bauernkrieges, nicht minder in den Programmen der Revolutionäre von 1789, sie wird in den Bewegungen des Jahres 1848 allenthalben erhoben. Ohne allen Zweifel hat die Vereinfachung seit einem Menschenalter erhebliche Fortschritte gemacht, der strepitus curiae, welcher schon im Mittelalter dem Handelsstande soviel Ärger bereitete, ist in den meisten Staaten Europas zu einem guten Teile beseitigt, und es wäre unbillig zu verkennen, daß insoweit die Modernisierung zur Thatfache geworden ist. Allein das Bedürfnis unserer Zeit ist mächtig gewachsen, es ist durch das, was geschehen, noch nicht befriedigt, es verlangt auf allen Gebieten des Rechtslebens noch viel durchgreifendere Vereinfachung, es verlangt Vereinfachung des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in Strafsachen und in der Verwaltung, Vereinfachung des Privatrechtes in denjenigen Punkten, in welchen dasselbe mehr den wirtschaftlichen Verhältnissen einer überwundenen Rechtsperiode entspricht als den heutigen, es verlangt endlich Vereinfachung der gesamten Rechtspflege. Dieser Gedanke bezeichnet die Richtung, in welcher sich die Fort- und Weiterentwicklung des Rechts sowie der Rechtswissenschaft in der nächsten Zeit bewegen wird. Es steht zu erwarten, daß das Zivilgesetzbuch für das Deutsche Reich nicht nur ein einheitliches bürgerliches Recht für das Deutsche Reich schafft, sondern auch ein wesentlich vereinfachtes, den Bedürfnissen unserer Kultur entsprechendes, daß es nicht nur einen gewaltigen Fortschritt zur Rechtseinheit, sondern auch einen nicht geringern zur Rechtsvereinfachung bezeichnet. Als Friedrich der Große seine umfassende Gesetzgebung vorbereiten ließ, legte er den größten Wert darauf die damals bestehende, kaum glaubliche Kompliziertheit in allen Theilen des Rechts nach Möglichkeit zu beseitigen, und in der That bedeutet das Allgemeine Preussische Landrecht eine Verwirklichung dieses Gedankens des großen Königs in einem bedeutenden Umfange. Der geniale Herrscher hätte die Vereinfachung gerne noch viel radikaler durchgeführt gesehen, als es geschah. Denn er hatte mit dem alles klar durchdringenden Auge des rechten Genius das eingesehen, was die schwergelehrten lebendigen Archive der damaligen Rechtswissenschaft nicht zu erkennen vermochten, daß auf die Vereinfachung der Justiz, auf ihre Anpassung an die heutigen Verhältnisse, mit einem Worte auf die Modernisierung das Streben des Staates und der Wissenschaft mit aller Kraft sich richten muß.

Mainz.

Ludwig Fuld.

Geographie.

Mittel-Amerika.

Der Panamakanal und der Suezkanal, und Mittelamerika und Egypten sind kulturgeographische Homologien, wie sie vollkommener kaum gedacht werden können. Wenn also die eine dieser Planetenstellen bei jeder größeren politischen Störung, die sie betrifft, die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zieht, so würde man es schwer begreifen können, wenn die andere in einem solchen Falle jedermann vollkommen gleichgültig ließe.

Die zentralamerikanische Unifikationsbewegung, wie dieselbe im Jahre 1885 von dem verstorbenen Präsidenten von Guatemala, dem General Justo Rufino Barrios, ins Werk zu setzen gesucht wurde, und wie sie dann zu Anfang dieses Jahres von dem zentralamerikanischen Kongresse zu Anacapala unter Gerónimo Betana mit viel Glück weiter fortgeführt worden ist, entbehrte zudem durchaus nicht alle Ähnlichkeit mit der Bewegung der sogenannten ägyptischen Nationalpartei unter Arabi, die bekanntlich der Anfang war zu all den Wirren, welche England noch lange nicht gelöst hat.

Da Deutschland in Mittelamerika noch bedeutendere direkte Interessen auf dem Spiele stehen hat, als in Egypten, so dürften wir Deutschen ganz besonders viel Veranlassung haben, uns über die angeedeutete Frage wohl orientiert zu halten und uns vor allen Dingen auch von dem Terrain, auf dem dieselbe spielt, eine möglichst klare Anschauung zu schaffen.

Sobald man das Kartenbild von dem mittelamerikanischen Isthmuslande mustert, so erscheint es einem wohl seltsam, daß die daselbst bestehenden fünf Zwergrepubliken sich nicht von Anfang an zu einem größeren Einheitsstaate zusammengesprochen haben. Was können die einzelnen *Duodez*-Staaten an dieser wichtigen Stelle denn anders sein als leichte Spielbälle für alle möglichen politischen Winde, die von Nordamerika oder Europa her über sie hinweggehen? Sollten sie nicht durch Einheit wesentlich stärker und widerstandsfähiger werden?

Auf der bei weitem längsten Strecke bildet der Ozean ihre gemeinsame Grenzlinie, und derselbe greift nirgends mit schärfer eingeschnittenen Buchten tief genug zwischen sie hinein, um uns ihre Trennung zu erklären, sondern er scheint sie vielmehr wie ein starkes Band zu einer natürlichen Einheit verbinden zu wollen. Und im Innern des Landes finden wir zwar ein sehr buntes Gewirr von Bergketten, keine einzige derselben bildet aber für einen der Staaten gegenüber dem andern das, was wir eine feste Naturgrenze nennen könnten, und thatsächlich gab es deshalb zwischen ihnen auch ungemein häufige Grenzstreitigkeiten und Grenzverschiebungen. Im allgemeinen ist ihre orographische und geologische Bodenbildung durchaus konform. Ihre ausgedehntere Westhälfte ist fast allenthalben von starkerhobenen Plateaus eingenommen, die im wesentlichen aus alten metamorphischen und aus jüngeren vulkanischen Gesteinen — Gneis, Granit, Syenit, Quarzit, Trachyt, Obsidian, Lava &c. — zusammengesetzt sind, und die verhältnismäßig rasch zum Pazifischen Ozeane hinabstürzen, ihre kleinere Osthälfte dagegen von Terrassenstufen und Tiefebene, die zumeist der Tertiärzeit und dem Quartär angehören dürften, und die in der Nähe des Karibischen Meeres vielfach noch ein ganz amphibisches und unfertiges Land voller Lagunen und Sümpfe darstellen.

Alle fünf Republiken wenden auch ihr kulturgeographisches Antlitz gleichförmig nach Westen, dem Pazifischen Ozeane zu, denn dort besitzen sie nicht nur ihre zugänglichsten und besten Hafenbuchten — die Bucht von Champerico, die Bucht des Puerto de la Libertad, die Bucht von Fonseca, die Bucht von Corinto, die Bucht von Nicoya und den Golfo Dulce —, sondern dort liegen auch,

von dem Meere aus rasch erreichbar, die in jeder Beziehung dem Gedeihen einer höheren Zivilisation günstigeren Regionen. Die heiße Tropensonne, die auf alle fünf Staatsgebiete in gleicher Weise herab brennt, kommt ja in der westlichen Plateaugegend nicht so voll zur Geltung, und es findet sich dort die herrliche „tierra templada“, mit ihrem ewigen Frühlinge, mit ihren Kaffee- und Kakaopflanzen, mit ihrer jungen Bergbauhätigkeit auf Gold, Kupfer, Blei, Kohle, Schwefel zc. und mit ihren Städten, deren Anlage zum Teil aus der Zeit der alten indianischen Kulturvölker vor Cortez und Columbus datiert. In dem östlichen Küstentieflande dagegen entfaltet die Sonne ihre Kraft voll und ganz, und im Verein mit den tropischen Regengüssen und dem Überschwemmungswasser der Ströme hat sie daselbst eine Urwaldwildnis hervorgerufen, die die Menschen kaum zu lichten fähig sind, — auch wenn sie noch eifriger nach kostbaren Nuzhölzern darin suchten, als es thatsächlich geschieht, und auch wenn die Eingeborenen infolge des kulturfeindlichen Klimas nicht in Indolenz und in relativem Naturzustande verharren.

Um die Übereinstimmung, welche in der geographischen Natur der fünf kleinen zentralamerikanischen Staatsgebiete herrscht, aber zu einer noch vollkommeneren zu machen, wenden sich ihre Hauptströme sämtlich dem Atlantischen Ozeane zu — der Rio Usumacinto, der Rio Polochic und der Rio Montagna von Guatemala ebenso wie der Rio Ulea und der Rio Patuca von Honduras und ebenso wie der Rio Coco, der Rio Grande und der Rio Zuan von Nicaragua —, dieselben bieten also alle ohne Ausnahme die merkwürdige kulturgeographische Anomalie, daß sie auf der Rückseite des Landes, statt auf der Frontalseite desselben münden. Durch ihren raschen, wilden Lauf von der Plateaugegend zur Ebene herab, durch ihre periodischen starken Schwellungen während der Regenzeit und durch die mächtigen Barren, die sie an ihrer Mündung aufhäufen, sind die genannten Ströme natürlich auch wenig dazu geeignet, zur Kultivierung etwas Wesentliches beizutragen.

Schaut man sich endlich die ethnologischen Verhältnisse des Landes an, so kann man wieder keinen Grund einsehen, warum es sich nicht ebenso gut und besser zu einer staatlichen Einheit zusammenschließen sollte, statt seine politische Zersplitterung zu verewigen. In allen fünf Republiken gewahren wir dieselbe Rassengliederung in Weiße, Mischlinge und Indianer — Blancos, Mestizos und Indios —, und die drei Bevölkerungselemente leben aller Orten in vollkommenem Frieden nebeneinander, so wie auch darin, daß in Honduras sowie in Guatemala und San Salvador das Indianerelement, in Nicaragua das Mischlingselement und in Costarica das weiße Element das Übergewicht hat, keinerlei Anlaß zu Zwistigkeiten gegeben ist. Die Beherrscher des Landes bilden natürlich überall die Weißen.

Trotz der angegebenen Unifikationsmomente aber war die politische Einheit Mittelamerikas eigentlich niemals einen längeren Zeitraum hindurch vorhanden, man müßte denn die Zeit, wo dasselbe mit Mexiko zusammen eine Provinz des spanischen Kolonialreiches bildete, als eine Zeit der Einheit gelten lassen.

In der vorspanischen Zeit scheinen die indianischen Kulturvölker, die die Plateau-region inne hatten, fast immer separate staatliche Gemeinwesen nebeneinander gebildet zu haben, und in der nachspanischen Zeit bestand ein zentralamerikanischer Einheitsstaat auch nur vom Jahre 1821 bis zum Jahre 1838, in welchem letzterem Jahre der gemeinsame Präsident Morozan von der partikularistischen Partei der „Aristokraten“ gestürzt und erschossen wurde, und in welchem durch den Sieg dieser Partei im allgemeinen die gegenwärtigen Verhältnisse ins Leben traten. Die zentralamerikanische Einheitsidee wurde nach jener Revolution nur noch gehegt von den sogenannten Liberalen, die sich bezüglich ihres Landes gern nach europäischen und nordamerikanischen Vorbildern richteten, und die demselben gern zu Macht und Ansehen sowie zu materieller und geistiger Blüte verhelfen möchten. Als ihr Haupt war der genannte guatemalische Präsident Barrios zu betrachten, der im vorigen Jahre in der Schlacht bei Elcoco sein Leben verlor.

Wenn man die angegebenen historischen Verhältnisse prüft, so kommt man wohl unwillkürlich auf den Gedanken, daß in der geographischen Natur des Landes und in den Charaktereigentümlichkeiten des Volkes doch auch bedeutungsvolle Momente gegeben sein müssen, die den oben angeführten Unifikationsmomenten widersprechen und entgegen wirken. Wie sollte es sonst zugehen, daß Zentralamerika seinen politischen Schwerpunkt und sein inneres Gleichgewicht nicht finden kann, oder daß es denselben in den vier Jahrhunderten, die wir es beobachteten, doch wenigstens immer nur sehr unvollkommen und vorübergehend gefunden hat?

In erster Linie haben wir da wohl an die langgestreckte Gestalt und an die starke räumliche Anseinandergezogenheit des Isthmuslandes zu denken. Daß eine solche Gestalt der Kristallisation der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Interessen der Bevölkerung um einen Punkt und der einheitlichen Organisation des Ganzen zu einem einzigen größeren Gemeinwesen nicht besonders günstig sein kann, erhellt auf den ersten Blick, und wenn es nicht klar sein sollte, den hätten wir bloß an die Schwierigkeiten zu erinnern, unter denen z. B. die Einheit Italiens zustande kam, oder vielleicht noch besser an die politische Einheitslosigkeit des hinterindischen Malacca, Sumatra und Java, da diese letztgenannten Länder noch größere Ähnlichkeiten mit dem hier in Frage gestellten Lande aufzuweisen haben.

Wäre Zentralamerika in lauter einzelne Inseln zerrissen, diese Inseln wären aber, wie es bei Griechenland, Dänemark, Japan oder bei den polynesischen Inselgruppen der Fall ist, um einen gemeinsamen Schwerpunkt gruppiert, so würden wir das als eine viel vorteilhaftere geographische Gestaltung für seine politische Einheit ansehen. Wenigstens ein seetüchtiges Volk, das die Küsten der Inseln besetzt hätte, wäre dann wohl imstande, jene lebhafteste Kommunikation, die zur Herstellung und Erhaltung der Interessengemeinschaft unbedingt erforderlich ist, zu unterhalten.

Auch bei der faktischen Gestaltung Zentralamerikas wäre natürlich eine seetüchtige und rührige Küstenbevölkerung für die Realisierung seiner politischen Unifikation eine überaus wünschenswerte Voraussetzung, und die Freunde der

Barrioschen Idee haben allen Grund zu bedauern, daß diese Voraussetzung in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Auch an der buchtenreichen pacifischen Küste herrscht ja nicht von ferne jener lebhafte Verkehr von Hafen zu Hafen, wie wir ihn etwa bei Italien oder bei den genannten asiatischen Ländern beobachten, von der Entwicklung einer guatemalischen und costaricanischen Handels- und Kriegsmarine kann zunächst nicht die Rede sein, und die Dampfer fremder Flaggen, die die Küstenplätze des Landes heimsuchen, dürften vielmehr dazu geeignet sein, Eifersucht und Zwietracht zwischen den einzelnen Teilen zu säen als Interessengemeinschaft und Ideenharmonie zwischen ihnen herzustellen. Die indolente und halb wilde Bevölkerung der zentralamerikanischen Küste ist ohne Zweifel als Unifikationsinstrument wenig tauglich.

Die Bergketten im Innern des Landes und die Einheitslosigkeit der Stromsysteme derselben müssen bei der angegebenen horizontalen Konfiguration selbstverständlich dazu beitragen, einen gewissen Partikularismus und eine gewisse „Kantönlisucht“ in der Bevölkerung zu hegen, wenn sie auch den einzelnen Staaten, wie bereits bekannt, in keiner Weise natürliche Abrundung und feste Begrenzung geben. Und das mußte um so mehr der Fall sein, als die Spanier auf diesen Boden die ihnen eigene Neigung zu politischen Separatismus und zu politischem Parteigeist ebenso wie die ihnen eigene Leidenschaftlichkeit und Energie verpflanzten, und als die indolente und leicht zu fanatisierende Masse der Indianer- und Mestizenbevölkerung zugleich jederzeit von jedem spanischen Parteiführer spielend mit fortzureißen war. Überdies hatte die spanische Regierung gemäß ihrem Grundfahne *Divide et impera!* auch immer eine gewisse Selbständigkeit der Provinzen ihres Kolonialreiches systematisch begünstigt.

Ein fernerer Umstand, der angesichts der zentralamerikanischen Frage sehr zu berücksichtigen sein dürfte, ist die unbestimmte natürliche Begrenzung des Landes gegen Mexiko hin. So wie es die zentralamerikanische Vormacht Guatemala infolge dieses Umstandes erst vor kurzem dahin brachte, sich mit dem genannten Nachbarstaate bezüglich der tatsächlichen Grenzregulierung zu verständigen, so hatte das gesamte Zentralamerika infolge desselben auch jederzeit grobe Störungen seines Gleichgewichtes von dort her zu gewärtigen, und diese Störungen waren um so bedenklicher, als Mexiko ja ein ungleich größerer und bedeutenderer Staat ist, und als es nach dem Gesetz der Massen eine gewisse Anziehungskraft auf die kleinen Republiken ausüben muß. Wir haben kaum nötig, das durch die Geschichte zu illustrieren. Das Verhältnis der zentralamerikanischen Staaten zu dem Kaiser Sturbide von Mexiko ist in zu frischem Gedächtnis, und als Napoleon der Dritte sein mexikanisches Kaisertum begründete, da zog er dieselben von vorn herein auch mit in den Kreis seiner Pläne, indem er seine „wissenschaftlichen Kommissionen“ ebenso gut nach Guatemala wie nach Mexiko entsandte.

Ob die durch Barros vorbereitete und durch Zelaya vollzogene Einigung der fünf kleinen Republiken mehr als ein toter Buchstabe sein wird, das werden uns erst künftige Jahre lehren können.

Als die letzte und wichtigste geographische Eigentümlichkeit des Isthmus-

landes, auf die wir an dieser Stelle als auf ein Haupthindernis der dortigen Einheitsbestrebungen aufmerksam machen wollen, erscheint uns die zentrale Lage desselben. Es resultiert ja daraus ein Zusammentreffen der aller verschiedensten und einander zum Teil widerstreitendsten Interessen in dem Lande, und nicht nur Mexiko sondern auch die nordamerikanische Union und die sämtlichen Schifffahrt und Welthandel treibenden Staaten Europas berühren sich gewissermaßen daselbst. Fast jeder von ihnen sucht Angriffspunkte zu gewinnen, und viele glauben diese am besten zu finden bei dem Zustande der politischen Zerrissenheit, so daß sie sich vielleicht sogar veranlaßt fühlen, diese Zerrissenheit nötigenfalls künstlich zu erhalten. In dieser Beziehung bietet Zentralamerika eine ziemlich vollkommene Parallele zu Deutschland, und Mexiko und Nordamerika machen Miene ihm gegenüber ganz dieselbe Rolle zu spielen, wie sie seiner Zeit die beiden Napoleone gegenüber Deutschland gespielt haben. Wäre eine solche einheitslose Staatenbildung nicht bereits vorhanden, so müßte sie erfunden werden. Zwischen Deutschland und Zentralamerika ist dabei nur der gewaltige Unterschied, daß ersteres Kraft genug besaß, sich allen feindlichen Gewalten zum Trotz zu organisieren und aufzurichten, während man dies bei letzterem bezweifeln muß. Von einem Staate, der sich seiner eigenen Reizung gemäß gestalten will, verlangt man ja in erster Linie, daß er aus eigener Machtvollkommenheit und ohne fremde Stütze stehen könne.

Nach den obigen Erwägungen dürfte die zentralamerikanische Unifikationsbewegung zu einem gedeihlichen Ende wohl höchstens dann führen, wenn bei der einheitlichen Organisation des Gesamtstaates jedem einzelnen Bestandteile desselben eine hochgradige Autonomie zugestanden würde, ähnlich etwa, wie sie die einzelnen Freistaaten von Kolumbia besitzen. Costarica und Nicaragua vor allen Dingen, die durch ihre Lage ebenso wie durch ihre Bevölkerung die zentrifugalsten unter den zentralamerikanischen Einzelstaaten sind, würden schwerlich anders für dasselbe zu gewinnen sein, und daß diese Staaten in jedem Falle eine gewisse Selbständigkeit behalten, scheint uns auch am meisten dem Interesse Europas und Deutschlands zu entsprechen.

New-Orleans.

Emil Dedert.

Physiologie.

Ueber die sogenannte Lebenskraft.

Während der exakte Naturforscher heutzutage mit Recht die früher so beliebte Lebenskraft als eins der vielen noch kurririerenden Wörter für fehlende Begriffe belächelt, spielt außerhalb der naturwissenschaftlichen Fachkreise die Lebenskraft eine beträchtliche Rolle. Nicht bloß, daß der weniger Gebildete damit die Ursache der im übrigen unverständenen Lebensänderungen bezeichnet; auch im Munde des Gebildeten und Gelehrten, sofern er nicht naturwissenschaftliche Fachstudien gemacht hat, stellt dieses „Wort“ zur rechten Zeit sich ein, wenn kein anderer Aneweg bleibt; denn daß man für irgend etwas nicht die Ursache anzugeben wüßte, das darf beileibe nicht sein. In philosophischen

und anderen Schriften wimmelt es von „Lebenskraft“ und „Lebensprinzip,“ mit welcher Bezeichnung aber jeder seinen eignen für andere dunklen Begriff verbindet. „Die Lebenskraft ist eine Kraft, die immer neues schafft und immer zu höherer Vollenbung strebt.“ Oder „die Lebenskraft ist ein individuelles System von Kräften, welches den Funktionen und Organen des Organismus entspricht.“ Ferner „die Lebenskraft ist ein Agens, das nicht aus der Materie erwächst, das von ihr verschieden ist und eine Wirksamkeit höherer Art entfaltet; ein Agens, das aber doch mit der Materie aufs innigste verwachsen ist und auf Grund dieser Verschmelzung mit ihr die lebendige Organisation sowie alles, was mit dieser zusammenhängt, hervorbringt.“

Gegenüber diesen mysteriösen Erklärungen des „Lebensräthfels“ — ein Räthfel ist auch der Naturforschung das Leben noch in sehr vielen Punkten — begnügt sich der exakte Naturforscher heutzutage mit dem Verzicht auf eine vollständige Erklärung der Lebenserscheinungen und dem offenen Geständnis, daß unsere Kenntnisse in dieser Hinsicht noch nicht ausreichen. Freilich war dies nicht immer die Anschauung der Naturforscher; zu Liebig's Zeiten hielten es viele nicht für angemessen, die Lebenskraft aus der Reihe der wissenschaftlichen Begriffe auszumerzen. Der große Chemiker, der auch so manche physiologische Lehre begründet hat, giebt auf der ersten Seite seiner „organischen Chemie mit Anwendung auf Physiologie“ (1842) eine Definition der Lebenskraft: „In dem Tiere, in dem Samen einer Pflanze erkennen wir eine merkwürdige Thätigkeit, eine Ursache der Zunahme an Masse, des Erfasses an verbrauchtem Stoff, eine Kraft im Zustand der Ruhe. Durch äußere Bedingungen, durch die Begattung, durch Gegenwart von Feuchtigkeit und Luft wird der Zustand des statischen Gleichgewichts dieser Thätigkeit aufgehoben; die in Bewegung übergehende Kraft äußert sich in einer Reihe von Formbildungen, welche, wenn auch zuweilen durch gerade Linien eingeschlossen, doch weit entfernt von geometrischen Gestalten sind, sowie wir sie beim kristallisirenden Mineral beobachten. Diese Kraft heißt Lebenskraft.“

Sein großer Zeitgenosse Berzelius, der berühmte schwedische Chemiker, beschäftigt sich in seinem 10 bändigen Lehrbuch der Chemie fast gar nicht mit der Lebenskraft, nur einmal äußert er eine Meinung über dieselbe, wonach sie in hochentwickelten Tieren und Pflanzen unbeschränkt herrschen, in niederen Organismen aber viel von den unorganischen Naturkräften beeinflusst werden soll.

Für all' die angeführten Definitionen gilt gemeinschaftlich, daß es ihnen an wissenschaftlicher Präzision fehlt. Das ist auch ganz erklärlich: denn die Aufgabe, für die Gesamtheit der Lebenserscheinungen eine einzige Ursache, eine Lebenskraft zu bezeichnen, ist unlösbar, da das Leben eine Kombination und Aufeinanderfolge der verschiedenartigsten Vorgänge ist, die unmöglich alle durch dieselbe Kraft verursacht werden können. Zum Teil kennen wir die Kräfte, welche da wirken, genauer, wie nachher gezeigt werden soll. Aber selbst angenommen, alle Vorgänge wären durch eine einzige Kraft erklärlich, so müßte derjenige, der dies behauptet, seine Lebenskraft doch anders definieren, als das geschehen ist. Was ist eine Kraft, die immer neues schafft? Was ist eine Kraft, die ein System von Kräften

darstellt? (Doch nichts weiter als mehrere Kräfte nebeneinander.) Was ist da- mit gesagt, wenn man die Lebenskraft eine Ursache der Zunahme an Masse, des Erfasses von verbrauchten Stoffen u. nennt? Mit solchen Kraftbegriffen ist eben- sowenig genützt als etwa mit dem Begriff Lokomotivkraft zur Bezeichnung der in der Lokomotive wirkenden Bewegungsursache. Will man einen Kraftbegriff einführen, so muß man etwas Genaueres darüber sagen, vor allem über Richtung und Größe der Kraft. Man muß sich so präzis ausdrücken wie Newton, als er die allgemeine Massenanziehung in die Naturwissenschaft einführte. Da das nicht geschehen ist von Seiten der genannten Autoren, so kann die Natur- wissenschaft mit der Lebenskraft nichts anfangen.

Wenn nun die Naturwissenschaft heutzutage die Lebenskraft verwirft und lieber zugesteht, mit den bekannten und genau beschriebenen physikalischen und chemischen Kräften nicht alle Lebenserscheinungen erklären zu können, so ist sie darob durchaus nicht zu bedauern. Die Lebenskraft hat schon figurirt, als man von den Vorgängen im Organismus noch gar nichts wußte; ja man darf sagen: Je dunkler noch das physikalische Gebiet war, desto mehr hat man sich mit der Lebenskraft beholfen und hat erklärt, was nicht zu erklären war. Jetzt wissen wir ziemlich viel von den Vorgängen in Pflanzen und Tieren, von Stoffwechsel und Atmung, von dem Wachstum und dem Aufbau der Organismen, erkennen aber nur in wenigen Fällen die Ursache.

Nicht selten passiert es, daß gewisse Erscheinungen als durch bekannte Kräfte verursacht erkannt werden, ohne daß man genauer anzugeben wüßte, wie die Kräfte jene Vorgänge verursachen. Daß die Pflanzen unter dem Einfluß der Gravitation eine bestimmte Wachstumsrichtung einschlagen, ist längst bekannt. Gewisse Pflanzenteile, wie die Wurzeln, wachsen immer abwärts, andere aufwärts, wie die Stengelteile. Auch wenn man solche Pflanzenteile horizontal legt, wachsen sie nach kurzer Zeit abwärts oder aufwärts. Man hat dieselben positiv geotropisch genannt, wenn sie sich nach abwärts krümmen, negativ geotropisch, wenn sie sich aufwärts krümmen, nachdem ihre Längsachse horizontal gelegt wurde. Wird die Wirkung der Schwerkraft durch eine andere stärkere aufgehoben, so folgt die Wachstumsrichtung der letzteren. *Aethalium septicum*, ein gelb aussehender Schleimpilz, hat die Eigenschaft, unter dem Einfluß der Schwere an den Wänden empor zu kriechen. Wird er der Zentrifugalkraft ausgesetzt, indem er um eine Achse gedreht wird, so wendet er sich nach dem Rotationszentrum, also gerade nach der Richtung, die man am wenigsten bei seiner schleimigen, halbflüssigen Beschaffenheit erwarten sollte.

Demnach wirkt der Zng, wie ihn die Schwerkraft oder die sie ersetzende Zentrifugalkraft ausübt, richtend auf das Längenwachstum der Pflanzen ein, wie sich jeder leicht an einem wachsenden Keimling selbst überzeugen kann. Doch vermag bis jetzt niemand genauer anzugeben, in welcher Weise die Schwerkraft diese Wirkung ausübt. Wenn ein von einem Glasstabe abfließender Tropfen Syrup sich zu einem langen Faden in der Richtung der Gravitation auszieht, so folgt er damit einfach der Schwerkraft wie jeder andere Körper auch. Anders

bei den Pflanzen; da richtet die Schwere den einen Teil nach oben, den andern nach unten, wieder einen andern schief aufwärts oder schräg abwärts.

Wer hätte ferner nicht einmal die richtende Wirkung beobachtet, welche das Licht auf Pflanzen ausübt? Gewöhnlich freilich beobachtet man nur, daß Pflanzenteile dem Lichte zuwachsen, während doch manche sich davon abwenden. Es giebt einen positiven und einen negativen Heliotropismus, ohne daß man sich eine genaue Vorstellung davon machen könnte, wie das Licht hier das Wachstum beeinflusst.

Nicht minder offenbar ist ferner der Einfluß der Wärme auf das Pflanzenleben. Für jede Pflanze giebt es eine gewisse Temperaturgrenze, jenseits welcher ein Leben nicht möglich ist. Meist sterben die Pflanzen, wenn sie auf 50—60° erwärmt werden, ab, was übrigens nicht hindert, daß manche Pilze längeres Kochen, also eine Temperatur zwischen 90 und 100° vertragen. Auch innerhalb der zulässigen Grenzen wird das Pflanzenleben sehr von der Temperatur beeinflusst. Unter 10° sind die Lebensäußerungen anders als bei 20°. Gerstenkeimlinge keimen nach Geheimrat von Sachs eben noch bei 5°; am besten erfolgt die Keimung bei 28°, gar nicht mehr über 37°. In welcher Weise nun zu hohe Wärme tödend auf Keime und Pflanzen wirkt, davon können wir uns ungefähr eine Vorstellung machen. Es ist allen Chemikern bekannt, daß Wärme die Zersetzbarkeit der Stoffe steigert. Nun ist der Stoff, welcher als der Träger aller Lebens Eigenschaften zu betrachten ist, das Protoplasma, äußerst sensibler Natur, wie von Dr. D. Loew in Gemeinschaft mit dem Verfasser durch Experimente¹⁾ nachgewiesen wurde. Demgemäß erklärt sich der Tod durch Erhitzung in der hierdurch bewirkten Zersetzung des Protoplasma.

Das Protoplasma ist, wie gesagt, der Träger der Lebensvorgänge; es ist der lebende Bestandteil der Zellen, deren Tausende und Hunderttausende gewöhnlich einen Pflanzenorganismus zusammensetzen. Will man also das Leben studieren, so muß man die Eigenschaften des Protoplasma kennen lernen. Das hat schon seit längerer Zeit angesehene Naturforscher bewogen, genaue Beobachtungen über das Protoplasma zu machen, und hat auch den Anlaß zu genannten Experimental-Untersuchungen gegeben. Durch diese ist festgestellt worden, daß das Protoplasma im lebenden Zustand eine andere chemische Konstitution besitzt als im toten; daß das aktive Eiweiß äußerst sensibel ist und von höchst verdünnter alkalischer Silberlösung (1:100 000) wie die Aldehyd-Substanzen oxydiert wird, während das passive Eiweiß (das gewöhnliche Eiweiß, wie es aus getöteten Tieren oder Pflanzen gewonnen wird) ein sehr indifferenter Stoff ist. Lebende Spirogyren (Wasserpflanzen) werden in genannter Silberlösung kohlschwarz von ausgeschiedenem Silber, während zuvor getötete farblos bleiben. Natürlich wurde alle Sorgfalt angewandt, um Irrtümer bei diesen Untersuchungen auszuschließen und eine so fundamentale Sache auf möglichst sicheren Boden zu stellen.

Bisher wurde angenommen, daß zwischen lebendem und totem Protoplasma

¹⁾ Loew und Th. Hoforny, die chemische Kraftquelle im lebenden Protoplasma, erschienen bei Zof. Ant. Zinsterlin in München, 1882.

kein chemischer Unterschied bestehe, obwohl auf diese Weise die lebhafteste chemische Aktion in lebenden Zellen gegenüber der Indifferenz in toten nicht begriffen werden konnte. Nachdem nun dieser Unterschied nachgewiesen ist, erklärt sich vor allen Dingen die Atmung, diese allen Organismen, Pflanzen wie Tieren, gemeinschaftliche Thätigkeit, auf einfache Weise. Wie das Protoplasma durch höchst verdünnte alkalische Silberlösung, welche sonst in dieser Verdünnung nicht mehr oxydierend wirkt, mit Sauerstoff bereichert, das heißt oxydiert wird, so wird es auch durch Luft oxydiert und erleidet bei der Atmung eine langsame Verbrennung; es ist eben eine leicht oxydable Substanz, was von dem toten Eiweiß durchaus nicht gesagt werden kann.

So sind die Ursachen mancher Lebenserscheinungen auf chemische und physikalische Kräfte zurückgeführt worden, wenn auch eine tiefere Einsicht über den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung immer noch wünschenswert wäre. Sicher kann den Naturforscher nichts mehr veranlassen, zu dem mysteriösen Begriff der Lebenskraft zurückzukehren, welcher von niemandem wissenschaftlich präzisiert wurde. Wir müssen uns mit den Kräften behelfen, die einen wissenschaftlichen Begriff repräsentieren, mit den aus der unorganischen Natur bekannten Kräften.

Geben wir zum Schluß dem beredten Bekämpfer der Lebenskraft, dem verstorbenen Schleiden das Wort, welcher im Jahre 1844 schrieb: „Setzt, wo noch tausend verschiedene Fragen sich darbieten, deren Lösung durch das genaue Studium der unorganischen Kräfte zu hoffen ist, da tausende von Versuchen und Experimenten noch zu machen sind, die nur die unorganischen Kräfte betreffen und die noch gemacht werden müssen, ehe wir weiter fortschreiten können, ist es geradezu lächerlich, von der Lebenskraft anders zu sprechen als von einem unbekanntem x , dessen Wert wohl auch = 0 Null werden könnte. — Nur Unwissenheit und Geistes-trägheit sind bei dem jetzigen Stande unserer Naturwissenschaften die Verteidiger einer Lebenskraft, die alles machen, alles erklären soll und von der keiner angeben kann, wo sie steckt, wie sie wirkt, an welche Gesetze sie gebunden ist. Der Wilde, der eine Lokomotive ein lebendes Tier nennt, ist nicht unwissender als der Naturforscher, der von Lebenskraft im Organismus spricht.“

Kaiserslautern.

Ih. Bokorny.



Litterarische Berichte.

Dictionnaire des Dictionnaires sous la Direction de Paul Guérin. Paris 1886. A. Picard.

Die Einleitung zu einer univetsellen Encyclopädie, welche jetzt von einer Reihe berühmter und tüchtiger französischer Autoren herausgegeben wird, liegt uns vor. Der Verfasser dieser Einleitung ist Frédéric Volzée, der sich einen geachteten Namen in der französischen Schrift-

stellerwelt erworben hat. Volzée schildert in seiner Einleitung in geistvoller und interessanter Form die Geschichte der französischen Encyclopädien und die Notwendigkeit des obigen **Dictionnaire des Dictionnaires**. Diese Abhandlung ist ein kleines Meisterstück und wird viel dazu beitragen die Aufmerksamkeit nicht nur des französischen, sondern auch des ausländischen Publikums auf dieses Werk zu lenken. Es ist

sehr erfreulich auch aus dieser Einleitung zu ersehen, daß der bessere Teil der französischen Schriftsteller sich frei von jedem Chauvinismus hält, und daß die Achtung vor dem geistigen Schaffen anderer Nationen und namentlich des deutschen Volkes sich immer mehr Bahn bricht. Nur die Schmutzliteratur und die literarische Produktion, die auf gleichem Niveau mit derselben steht, lebt in Frankreich von und mit den Revandahisten; die geistige Aristokratie hat dieselben zu den Toten geworfen; wenn auch noch die Wunden, welche die Kriegsjahre 1870/71 unseren westlichen Nachbarn geschlagen haben, nicht geheilt sind, so sind doch die hervorragenden und besten Männer der französischen Nation in ihrer großen Mehrheit weit entfernt den literarischen Tadel zu folgen, welche Frankreich in ein noch größeres Unglück, als das frühere war, stürzen wollen. Wir haben Achtung vor jedem berechtigten nationalen Schmerz und vor dem Patriotismus anderer Nationen und folgen mit Interesse und Objektivität ihrem geistigen Leben. Deshalb wenden wir auch diesem Werke, welches ein Gesamtbild des Schaffens und Lebens in den Wissenschaften, Künsten zc. geben soll, unsere vollste Beachtung zu. Für die Philosophie, Geschichte, Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Medizin, Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, Volkswirtschaft zc. zc. sind bekannte Akademiker und Sachautoritäten als Mitarbeiter gewonnen. Auch die Biographie wird vertreten sein und sich nicht nur auf Franzosen, sondern auch auf berühmte Männer anderer Völker erstrecken. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg und werden auch wiederholt auf dasselbe zurückkommen, wenn eine Reihe von Lieferungen desselben uns vorliegen wird. R.

Hans Joachim von Zieten. Eine Lebensgeschichte von Ernst Graf zur Lippe. Mit einem Bilde. Zweite, veränderte Auflage. Berlin 1885. Verlag von H. Eysenschmidt.

Den Gedächtnisgaben, die der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Zietens gewidmet sind, reiht sich auch dies Büchlein in Gestalt seiner zweiten Auflage an. Es ist ein echtes und rechtes Soldatenbuch, niedergeschrieben ohne ängstliche Strupel in bezug auf historische Vollständigkeit oder psychologische Motivierung, aber geflossen aus einem Herzen, das warm schlägt für den tapferen Reiterführer sowohl als auch für das ganze preussische Heer und dessen Kriegshelden und große Könige. Den Lebenslauf des alten Husaren-generalis zu schildern, dürfte kaum jemand gefunden werden, der berufener wäre wie der Verfasser, selber der alte Husar und Husarograph. Darum liest sich das Büchlein auch so gut; darum fühlt man sich dabei — so kurz angebunden die Darstellung auch manchmal ist, oder vielleicht gerade deshalb — mitten hineinversetzt in das Getriebe der Armee Friedrich Wilhelms I. oder des großen Friedrich.

Der Verfasser ist überall, wohin er uns führt, zuhause; er kennt die Verhältnisse und die Menschen im alten Preußen aus dem Grunde. Zu Zieten schätzt er den tapferen Soldaten, den genialen Husarenführer, den treuen Diener seines Königs, — nicht minder aber auch den braven und frommen Menschen. Seine Begeisterung für die beiden großen Könige wird getragen von seiner warmen Verehrung für dieselben als Herrscher und Kriegsfürsten. Aber auch deren rein menschlichen Seiten weiß er gerecht zu werden. Und dennoch — er thut dem großen Friedrich ein bitteres Unrecht an — wider Willen natürlich. S. 68 berichtet er, daß der 81-jährige Zieten den König gebeten habe, das Regimentschefs-Galafostium der Berliner Husaren, den Tigerpelz und den Felmützenzierat, bei der Frühjahrsrevue 1780 nicht anlegen zu brauchen, da deren Schwere ihn belästige. Friedrich gewährt diesen Wunsch in einem freundlichen Aufstreifen, wobei er Zieten bittet, seine Gesundheit zu schonen und, wenn es etwa zu kalt sein sollte, lieber garnirt zu kommen. „Wenn man so lauge als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man in dergleichen Vorfällen sich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Römern bedienen.“ Der Verfasser fährt nun fort: „Wäre der „alte Fritz“ nicht so herablassend liebe- und rücksichtsvoll gewesen, — — so hätte er anlässlich obenerwähnter Ansehens den 81-jährigen Zieten „in höchsten Gnaden“ gänzlich des Dienstes entheben, d. h. verabschieden können.“ — Hätte ein Friedrich der Große einen solchen Gedanken aus solcher Veranlassung nur fassen können? — Wir wünschen, daß der Herr Verfasser es auch nicht verwechselt hätte. Doch hat ihn wohl nur eine plötzliche *ira moris militaris commissi* übernaunt. Auch auf die Kritik der Zieten-Bildnisse von Schadow und Rauch hätten wir gern verzichtet. Solche Einzelheiten können aber dem Zietenbüchlein des Grafen zur Lippe keinen Eintrag thun, an dessen solbatisch-markiger und zugleich liebevoller Darstellung sich jeder erfreuen wird, der ein Herz hat für die preussische Armee und deren Helden. Der Jugend ganz besonders sei's empfohlen und jedem preussischen Soldaten, — Husar oder nicht, — jung oder alt!

Das Wesen der Religion und die Grundsätze der Kirchenbildung. Von Wilhelm Bender. Bonn 1886. Verlag von Max Cohen & Sohn. (Fr. Cohen).

Das Wesen der Religion. Es giebt keine Frage, welche selbst in unserer häufig als so materialistisch verschrieenen Zeit bei allen, welchen Grad der Bildung und der Religiosität sie auch besitzen mögen, ein größeres Interesse fordern und finden könnte. Den Ursprung alles religiösen Lebens, das Prinzip der Entstehung und Entwicklung, nicht der einzelnen Religionen, sondern der Religion überhaupt zu entdecken, ist mit Recht der Gegenstand des Fortschens

ernster Männer zu allen Zeiten und in allen entwickelten Religionsgesellschaften gewesen. Diese so oft und so verschiednen beantwortete Frage hat auch der Verfasser der vorliegenden Schrift zum Thema gewählt, und bei der Wichtigkeit der Frage selbst und der unleugbaren wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes sei es gestattet, dem Verfasser auf seinem Ideengange in kurzem zu folgen. In der Einleitung heißt es mit Recht, man müsse sich, um eine zuverlässige Antwort über das Wesen der Religion zu finden, über alle Religionen, Konfessionen, Richtungen und Schulen stellen und die Fähigkeit besitzen, sich in fremde Religionen wie in die eigene hineinzuversetzen. Von den Mitteln zur Bestimmung des Wesens der Religion erkennt der Verfasser nur die historisch-kritische Methode an, welche aus den konstanten Erscheinungsformen, die sich das religiöse Bedürfnis giebt (Glaube, Kultus, Offenbarung, Glückseligkeitstrieb), das religionsbildende Prinzip erkennen lassen will. Die Religion ist nur aus egoistischen Motiven entstanden, zum Zweck, Hilfe und Schutz gegen Naturgewalten zu erhalten; der Instinkt der Selbsterhaltung hat ihm den Gebetswunsch auf die Lippen, das Opfer in die Hand gegeben. So selbst die Unsterblichkeitshoffnung ist nur den „gemeinsten“ Motiven entsprungen, ebenso wie Askese und Märtyrertum, Magie und Theurgie. Alle organisierten Kulte sind Systeme der Vermittelung göttlicher Hilfe oder Gnade zur Erlangung der Glückseligkeit, beruhend auf der Erfahrung, daß das Ideal eines seligen Lebens auf Erden nicht erreicht wird. Ebenso wie der Kultus bewegt sich auch der religiöse Glaube nur um die Frage nach den Mitteln und Bedingungen zur Erlangung der Glückseligkeit; so lange der Mensch die Durchführbarkeit seiner Lebenswende selbst erkennt, ist kein Bedürfnis zur Bildung der Gottesidee vorhanden; es tritt erst ein durch Weltübel, menschliche Ohnmacht, Sünde und Schuld. Dieser Glaube an Gott ist dann zu einer Lehre von Gott und durch Hineinziehung wissenschaftlicher Fragen über Welt u. eine Wissenschaft geworden, und nur dadurch, daß er antike, wissenschaftliche Anschauungen gegen die neue Forschung verteidigen wollte, konnte er in Streit mit der Wissenschaft selbst geraten. Wie nun der Glaube, so ist auch die jedesmalige Weltanschauung des Menschen (materialistisch, pantheistisch, theistisch), ein Reflex seiner Lebensrichtung. Das Wesen der Religion beruht also in Anbetung und Glauben, Zweck beider ist die Erlösung, nämlich vom Zweifel an der Durchführbarkeit des Lebensideals und von den durch Sünde und Ubel bereiteten Hindernissen, oder, wie es später heißt, die Religion ist das Lebensgesetz, vermöge dessen der Mensch an den Grenzen seines Wissens und Könnens sein Lebensideal unter den Hemmnissen der Welt aufrecht erhält. Kultur und Eutlichkeit sind unabhängig von der Religion entstanden und entwickelt worden; der Kulturprozeß ist sogar

die Voraussetzung der Religion, und die Gesetze der Moral sind mit Recht von allen Beziehungen zu jener losgelöst worden. — Der mutmaßliche Entwicklungsgang der Religion ist: der naturalistisch-sinnliche, der national-politische, der universell-sittliche Endämonismus. — Als Offenbarung im allgemeinen faßt der Mensch alles das auf, was ihn in der Erreichung seines Lebensideals fördert; der mystische Offenbarungsglaube ist die Apotheose der Naturkräfte, der geschichtliche die der geschichtlichen Kräfte und Personen. Das Verhältnis von Religion und Offenbarung bestimmt sich also so, daß die Religion die Erreichung der Lebensideale unter den Uebeln der Welt sucht, während die Offenbarung alles das ist, was diese Erreichung verbirgt. — Gemeinschaftliche Religionen entstehen aus der Überzeugung, daß ihren Begründern besondere Offenbarungen über Gottes Willen und Macht geworden seien; zu unterscheiden sind nationale und universelle. Rationalistische und mystische Richtungen untergraben die nationale Religion und arbeiten der universellen vor; die Entdeckung eines universellen Lebensideals über dem nationalen führt zur universellen Religion. Der spätere Glaube, daß die Anstellung eines hohen Lebensideals und die Angabe der Mittel zu seiner Erreichung nur von einem Gotte ausgehen konnten, hat zur Vergottung der Stifter geführt. Die Berechtigung des Christuskultus beruht darin, daß kein anderer das ethische Lebensideal so klar erkannt und so rein dargestellt und daß Jesus in dem Glauben an eine liebevolle göttliche Vorsehung das unentbehrliche und ausreichende Mittel zur Verwirklichung jenes Ideals entdeckt und durch sein Leben und Sterben bewährt hat. — Nachdem noch die Unterschiede zwischen Vernunft und Offenbarungsreligion, zwischen Orthodorbismus und Rationalismus entwickelt worden sind, spricht der Verfasser zum Schluß noch ein verwerfendes Urteil über Fanatismus und Nihilismus in der Religion aus; beide haben als gemeinsamen Ausgangspunkt die Unsicherheit und Unbeweisbarkeit jedes sirdlichen Systems, welches die Religion zur absoluten Gewißheit und Unfehlbarkeit erheben will. — Was nun zunächst die Kernfrage des ganzen, streng wissenschaftlich gehaltenen und von großer philosophischer Bildung zengenden Werkes betrifft, nämlich die Enttöhung der Religion, so glauben wir doch, dem Verfasser nicht beistimmen zu können. Nicht die Vorsehung, sein Lebensideal nicht erreichen zu können, nicht die Hoffnung, es durch Gebet zur Gottheit zu verwirklichen, ist der Ursprung der Religion, sondern das von diesem Lebensideal unabhängige Fühlen und Erkennen einer höheren Macht, einer Allmacht, wie es sich durch gewaltige, von der Beziehung zum Lebensideal unabhängige Natur- und Ethisch-falsereignisse bildet, hat die Religion hervorgerufen d. h. (mit Schleiermacher) das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Wesen. Wenn Verf. sagt (S. 194), nicht

das Gefühl der Beschränktheit des menschlichen Könnens sei der Anfang der Religion, sondern das Verlangen, diese Thymnastie und Beschränktheit zu haben, so ist zu erwidern, daß dieses Gefühl doch erst da sein muß, ehe ich es zu beruhigen oder zu überwinden suchen kann. Daß die Entstehung des Gottesglaubens nicht von dem Streben nach Erreichung des Lebensideals abhängt, zeigt uns der Forscher, welcher an Gott glaubt, weil er ihn erkannt hat durch logische Folgerungen, durch Eindringen in die Natur. Wo ist hier ein egoistisches Moment? Wo ferner beim Märtyrer, der vielmehr um des Gottesglaubens willen oft sein Lebensideal aufgibt. Durchaus nicht immer will der Mensch, wie Verf. meint, durch Gebete die Gottheit zu seinem Nutzen beeinflussen; die andächtige, durch große Ereignisse oder durch Betrachtung der Naturgebilde sich gewaltsam aufdringende Stimmung, ist sie ein Zeugnis für den Egoismus des religiösen Wesens? Und weiter: Wenn ein Mensch (oder ein Volk) seine ersten Götter verwirft, weil sie sich als untauglich zur Verwirklichung seines Lebensideals erwiesen haben, sollte es dann nicht natürlich sein, daß er gar keine Götter mehr annimmt, da der einmalige Vorteil eines andern ihn nicht zu Annahme seiner, vielleicht später ebenso früherer Götter führen würde, während doch die Erfahrung lehrt, daß ein solcher Mensch (die Erziehung von Atheisten beweisen wir überhaupt oder wenden auf sie das bekannte „sine deo sapere est desipere“ an) oder ein solches Volk sofort der Verehrung einer neuen Gottheit sich hingibt? Ist es also nicht doch richtig, von einem angeborenen religiösen Triebe, einer angeborenen Gottesidee zu reden, ist sie nicht gerade das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier? Hat man doch bei den rohesten Völkern (wie überhaupt bei allen vergl. die Schrift von Koskoff), die man kaum vom Tiere unterscheiden kann, wie z. B. bei den Batta auf Sumatra u. a. entschiedene, wenn auch noch so unentwickelte Spuren einer Gottesidee gefunden! Gegen die Folgerichtigkeit des weiteren Ideenaufbaues vom Standpunkt des Verfassers ans läßt sich gewiß nichts einwenden, nur die Richtigkeit dieses Standpunktes glauben wir bestreiten zu müssen. Hier und da jedoch scheint der Verf. in einzelnen, für die ganze Gedankenentwicklung freilich nicht so wichtigen Punkten sich zu widersprechen oder Unrecht zu haben. Wenn die Religion nur das Produkt des Strebens nach Erreichung des Lebensideals ist, so müssen alle Völker Religion haben, was Verfasser an einer Stelle leugnet, und wenn das Bewußtsein, nicht Allmacht zu haben, auf Gott die Allmacht überträgt, so kann auch kein Gelehrter Atheist sein, was aber an einer andern Stelle gesagt ist. Ferner stimmen wir entschieden nicht bei, daß die Kultur sich unabhängig von der Religion entwickelt habe; wir verweisen nur auf die Kunst, die in allen ihren Zweigen eine Tochter

der Religion ist. Ebenso unrichtig ist der Satz, daß die Religion sich geändert, also sich abhängig gezeigt habe von dem Wegfall der nationalen Schranken; denn erst die Religion, und zwar das Christentum hat diese Schranken aufgehoben und dadurch eine neue Kultur und Moral geschaffen. — Ist es wahr, daß Jesus das Geheiß der allgemeinen Liebe aus der Tradition seines Volkes entnommen hat? Das ist doch keineswegs der Charakter der alttestamentlichen Theologie und Moral. Ist es nicht ein Widerspruch, wenn Verf. (S. 277) sagt, die christliche Kirche habe sich nicht gebildet auf die erhabene Moral und Frömmigkeit Jesu, sondern auf den Glauben, daß er das fleischgewordene Wort Gottes sei, und auf der folgenden Seite hinzusetzt, daß man sich in einzelnen Theilen der unchristlichen Gemeinden mit dem Glauben an Jesus als den Lehrer der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe begnügt habe? Und in der That ist die erste Behauptung hinfällig, da bekanntlich lange Zeit in dem schon bestehenden Christentum beim Uebertritt nur das Bekenntnis gefordert wurde: „Ich glaube an Jesus Christus“, ohne daß man den Glauben an das fleischgewordene Wort Gottes verlangte. — Ist es, um nur noch eines zu erwähnen, historisch berechtigt, die Erhebung von 1813 als Folge der Kant-Fichte'schen Moral (also unabhängig von der Religion, vergl. die Freiheitslieder) hinzustellen und von einer religiösen Gleichgültigkeit jener Zeit zu reden? Ist nicht gerade das damalige religiöse Interesse mit ein Motiv für Friedrich Wilhelm III. gewesen, daß ihn einen Erfolg für seinen Unionsversuch hoffen ließ? Wir glaubten alle diese Punkte ausführen zu müssen, um zu zeigen, daß wir in manchen Bezeichnungen auf nicht unerhebliche Bedenken gegen die Richtigkeit der vom Verfasser angestellten Erörterungen stoßen. Diese Einwendungen beruhen jedoch zweifellos teilweise auf Ansichtsfragen, auf wissenschaftlich verschiedenen Standpunkten. Das Werk im ganzen ist entschieden ein höchwichtiges, den Geist aufregendes und belehrendes und ein wertvoller Beitrag zu der nicht bloß interessanten, sondern vor allem des gebildeten Menschen würdigen und für ihn notwendigen Forderung nach dem „Wesen der Religion“. Aus diesem Grunde dürfen wir ihm unsere Achtung und unseren Dank nicht versagen. C. S.

Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken von Heinrich Dünker. Leipzig 1885. Verlag von Ed. Wartig (Christ. Hoppe.) Bb. 1. 2.

Zu den vorliegenden Bänden hat der älteste unserer zahlreichen Goetheforscher, Prof. H. Dünker in Köln, zehn Abhandlungen vereinigt, die zum Teil neu sind, zum Teil früher schon in periodischen Blättern und Schriften gedruckt wurden, hier aber überarbeitet erscheinen. Im 1. Bande finden wir außer dem Vorworte folgende fünf Aufsätze: 1. Goethe und der Reichs-

graf Fr. P. v. Stolberg, 2. Gretchen, 3. Charlotte Buff und ihre Familie, 4. Gretchens Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern, 5. Minna Herzlieb und Goethes Wahlverwandtschaften. Der II. noch stärkere Band bringt 1. Goethes Beziehungen zu Köln, 2. das Jahrmarttsfest zu Plundersweiler, 3. Satyros oder der vergötterte Waldteufel, 4. Stella, 5. Goethes politische Dichtungen; außerdem Zusätze und ein Personenverzeichnis. Wer die Arbeiten Herrn Dängers kennt, weiß, daß sie eine so genaue Kenntnis des Lebens und der Schriften unseres größten Dichters bezeugen, wie wenige besitzen; man wird dieselbe auch hier überall finden und zum Teil neuen Stoff verwertet sehen. Dabei ist aber auch eine unlegbare Nüchternheit und die Neigung, sich in Neben Sachen zu verlieren, sowie eine große Hartnäckigkeit in falschen, widerlegten Meinungen dem Verfasser nicht abzuspüren. An sehr vielen Stellen beschäftigt sich Herr D. mit den gequerrischen Goetheforschern, unter denen wir B. Scherer, W. v. Biedermann, E. Schmidt, W. Wilmanns vor allen nennen müssen. Sehr eifrig bekämpft Herr D. vornehmlich die Aufstellungen Scherers und sucht die Methode desselben durch genaues Aufpassen als wenig sichhaltig zu erweisen. Die Vorlesse Scherers für sühne Vermutungen, die keineswegs feste und sichere Beweisführung erleichtern Herrn Dängers den Angriff. Und auch den Andern gegenüber ist er zuweilen im Recht, denn die neue „Goethephilologie“, wie die Goetheforschung getauft worden ist, wirkt wunderliche Pfafen. Aber sich durch seine Abhandlungen hindurch zu lesen, fällt grade nicht leicht, und seine Gegner verziehen es weit besser, anzuziehen und zu gewinnen, vor allem auch anzuregen.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Heft I. Wien 1886. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.¹⁾

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zu Wien hat in den kurzen 3 Entren ihrer Thätigkeit — im Jahre 1871 ist sie als Rhoeur aus der Asche des Vereins zur Beförderung der Künste entstanden — eine reiche, lobenswerte, ja nicht selten muster-giltige Wirksamkeit entfaltet. Dem Publikum hervor-ragende Erscheinungen alter und neuer Kunst in möglichst künstlerisch vollendeten Nachbil-dungen zugänglich zu machen, ist ihr rüh-mlicher Zweck, dem sie reichlich gerecht geworden ist. Wir brauchen nur, um von dem Vielen, was sie geboten, eins heranzugreifen, an den trefflichen Stich Jacobs nach Raffaels Schule von Athen zu erinnern. Ihr jün-gstes Unternehmen reißt sich den früher von ihr

veröffentlichten Arbeiten würdig an. Sie be-absichtigt ein, von berufenen Sachmännern ge-schriebenes, reich illustriertes Werk herauszu-geben, welches in übersichtlicher und erschöpfen-der Darstellung den Verlauf der Entwicklung der vervielfältigenden Künste schildern und „in den Arbeiten der bedeutendsten Kupfer-stecher und Radierer, der tüchtigsten Holzschneider und Lithographen zugleich die Denkmäler der historischen Ent-wicklung“ den Lesern vor Augen führen soll. Ein solches Werk, das selbstverständlich nur im großen Stil angelegt sein will, fehlte bis zur Zeit in der That völlig. Darum kann sich bis heutigen Tages auch nur eine kleine An-zahl besonders bevorzugter Kunstfreunde, denen die Kupferstich- u. Mappen der Museen oder großer Privat Sammlungen offen stehen, auf diesem Gebiete näher orientieren. Dafür, daß die Möglichkeit hierzu von nun an auch für ein größeres Publikum geboten sein wird, ge-bührt der Gesellschaft daher der Dank aller Kunstfreunde. Die Leitung dieses großartigen Unternehmens ist in die Hände des Professors E. von Lützow gelegt worden, dessen Name schon die Gewähr einer würdigen Durchführung bietet; nicht minder tüchtige Kräfte wurden für die Mitarbeiterchaft gewonnen: Dr. Chme-larz; Prof. Dr. Wichhoff; Dr. A. Rosenbergs; Dr. S. R. Richter; E. Laßhiger; S. R. K. Schler; die Professoren W. Hecht, S. Langl, G. Mongeri. Unter so erhellenden Auspizien tritt das Werk mit der Leube ins Leben, dem Publikum im Texte das Resultat selbst-ständiger, quellenmäßiger Forschung in klarer, übersichtlicher, allgemein verständlicher Dar-stellung und, im innigen Anschluß hieran, eine reiche Auswahl solcher Illustrationen vorzu-legen, die die einzelnen Pfafen, welche die Kunst der Vervielfältigung durchlaufen hat, und ihre Leistungen am deutlichsten veranschaulichen. In der Vorführung dieser Ent-wicklungsperioden wird gewissermaßen umge-kehrte Welt gemacht. The last, not least — die zeitlich letzte, ihrem Werte nach sicherlich nicht die geringste Periode der unmittelbaren Gegenwart wird zuerst geschildert. Dieser chronologische Saltomortale findet seine völlige Rechtfertigung in dem Umstande, daß die Wiener Ausstellung d. J. 1883 ein so reich-haltiges, auf die Zukunft besüßliges Material versammelt hatte, daß eine sofortige Ansnutzung desselben geboten erschien. „Die verviel-fältigende Kunst der Gegenwart“ theilt sich diese erste Abtheilung, von der ein Heft uns nunmehr vorliegt. Diese ersten Anfänge haben unsere hochgespannten Erwartungen voll und ganz gerechtfertigt. Der Text bringt uns zuvörderst als Einleitung einen geschichtlichen Rückblick, der von den Wiedererweckern des Holzschnittes, dem Engländer Bewick und den beiden Deutschen Unger, Vater und Sohn, ausgeht. Mehr als 30 gradezu vortreffliche Illustrationen schmücken das Heft: Stiche, Ra-

¹⁾ Erscheint in 12 Lieferungen zu 2 bis 3 Bogen, jede mit mindestens 6 Einzelblättern und reichen Tertillustrationen. Die Lieferung kostet 2 fl. 50 kr. oder 5 Mk.; die Voraus-sage die Hälfte mehr. —

dierungen, Holzschnitte, Heliogravüren, Lithographien u. s. w., darunter allein sieben selbständige Blätter in dem Format des Werkes: Großfolio. Was die älteren Meisterarbeiten der vielfältigsten Künste betrifft, so gestattete der Lichtdruck deren genaueste Wiedergabe. Die Wahl ist dem Zweck entsprechend getroffen worden. In einem Werke dieser Gattung müssen naturgemäß Illustrationen jeden Genres, sind sie nur aus Künstlerhand hervorgegangen und verletzen sie die gute Sitte nicht, ihren Platz finden; doch ist immerhin ein weiter Spielraum vorhanden und eine große Freiheit in der Auswahl gestattet. Wir sprechen darum die Hoffnung aus, daß die Redaktion auch fernerhin das ästhetische Prinzip betonen und ihre Wahl so treffen werde, daß die Illustrationen nicht nur als Lehrmaterial brauchbar sein, sondern ebenmäßig als willkommenes Mittel dienen mögen, edlen Geschmack heranzubilden und das Schönheitsgefühl zu fördern. Die Reproduktionen nach Seymour, Gaden und Menzel (im Prospekt), nach Dalziel und Hanfstängl; die Stiche von Barthelmeß (Bautier), Kaab (Rubens) und Sonnenleiter (Angeli), die Heliogravüre nach Richter und andere mehr, die das erste Heft bringt, sind hierzu vortrefflich geeignet. Mehr Sanberheit in der Handherstellung hätte der Bloch'schen Arbeit auch in ihrer Qualität als Radierung seinen Eintrag getan. Die Köpplingsche Wiedergabe von Clairins „Frou-frou“ hat in ihrer und des Originals eigenartiger Pikanterie viele Bewunderung gefunden, — die unsere jedoch nicht. Vorzüglich gelungen und ihren Originalen völlig gleichwertig sind die Reproduktionen nach Bildern hmuuristischer Inhalts. Auf alle Fälle, meistens musterhaften Illustrationen näher einzugehen, gebricht uns der Raum. Wir werden das vortreffliche Unternehmen aber im Auge behalten und hoffen, den Lesern von dem weiteren Fortgange desselben noch viel Erfreuliches in der Zukunft berichten zu können. Das vorzüglich ausgestattete Werk wird sich ja sicherlich zahlreiche Freunde erwerben. — t.

Die Statthalterzeit in Liv- und Estland (1783—1796). Ein Kapitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. Leipzig 1886. Verlag von Duncker u. Humblot.

Der Verfasser schildert in sehr eingehender Weise unter Verbringung einer großen Zahl von Aktenstücken und mit einem großen archivalischen Apparat die Epoche der Geschichte Liv- und Estlands, in welcher durch die Kaiserin Katharina zuerst der Versuch gemacht worden war, die Autonomie dieser Provinzen zu Gunsten der Verwaltungseinheit zu beschneiden. Die Details ebensowohl als die zum Teil vortrefflich charakterisierten Personen dürfen aber wohl über den Kreis der Landsgenossen hinaus kaum das Interesse erregen, das die mühevollen und in manchen Teilen sogar glänzende und warme

Darstellung verdiente, zumal es schon schwer genug hält, für die Geschichte unserer eigenen Provinzen eine allgemeinere Teilnahme zu erwecken. Noch weniger aber dürfte der Ton der Bitterkeit- und des patriotischen Jorns, der leise hervorlingt, allgemeines Echo finden. Von sehr gewichtvollen und in nationaler Gesinnung inantastbaren Stimmen wird über die Partikularität der Ostprovinzen nicht ganz so empfindsam gedacht, als in den Kreisen, von denen der Verfasser erzählt, angenommen wird. Und noch weniger scheint uns die Folgerung gerechtfertigt, die aus dem Versuch einer Assimilierung der Provinzen an Rußland einen harten Tadel der Kaiserin Katharina herleiten wollte. Sie war ja wohl, was doch bei ihrer Ventrückung nicht vergessen werden sollte, zunächst Kaiserin von Rußland. Jedemfalls hatte sie tiefer erwogene Gründe für die Schaffung der Gesetzgebung von 1782 als Alexander I. für ihre Abschaffung. Die Lehre vom Nationalitätsprinzip hat eine Zweifelschneidigkeit, die kaum einem Volke so schmerzlich zum Bewußtsein gebracht wird als demjenigen, dessen Monarchen einst das „Dominium mundi“ in Anspruch nahmen. In den beteiligten Kreisen aber wird das vorliegende Werk gewiß und mit Recht bewundernde Anerkennung finden. C.

Ideale Fragen in Reden und Vorträgen. behandelt von Professor Dr. W. Lazarus. 3. durchgesehene Auflage. Leipzig 1885. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

Der durch seine sonstigen, auf dem Gebiete der Philosophie hervorragenden Schriften berühmte Verfasser bietet uns in der Sammlung: „Ideale Fragen“ einige Reden und Vorträge dar, welche nach ihrer ursprünglichen knapperen Fassung durch ausführlichere Bearbeitung erweitert und ergänzt worden sind. Nach der klaren und schönen, speziell durch ihre Schlussmahnung bedeutungsvollen Rede bei Enthüllung des Herbart-Denkmals“ wirft der Verfasser einen interessanten „psychologischen Blick in unsere Zeit“ und führt uns aus dem Resultat seiner scharfsinnigen Beobachtungen, und Erfahrungen eine Reihe treffender wahrer Bilder aus dem sozialen, besonders aber aus dem wissenschaftlichen Leben und Streben unserer Tage vor Augen; besonderes Interesse gewähren die Abschnitte über Naturwissenschaft, Arbeitsteilung, Statistik, Pflichterfüllung u. a. An Umfang und Inhalt am bedeutendsten ist die streng wissenschaftliche Erörterung über das Herz, wobei wir uns nur die eine Frage erlauben möchten, ob diese geistvolle, die angestrengteste Verstandesthätigkeit des Hörenden und Lesenden erfordernde, echt philosophisch gehaltene Abhandlung, welche alle Gebiete philosophischer Forschung streift und Verständnis für dieselben voransetzt, wirklich ein dankbarer Gegenstand für einen vor noch so gebildetem Publikum gehaltenen Vortrag sein

kann, ob bei aller Achtung vor der philosophischen Vorbildung der Zuhörer (auch der Zuhörerinnen?) es möglich ist, solchen streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu folgen und geistigen Gewinn daraus zu ziehen. Die Beziehung zwischen Herz und Kopf, die Frage, warum wir das Herz unergründlich nennen, dies und anderes wird mit gewaltiger, zum Nachdenken zwingender Geistesstärke behandelt. Ebenso lehrreich ist die nächste Abhandlung: Zeit und Weile. Zeit ist kein Stoff und keine Kraft, auch nicht (Kant) eine bloße, unserem Geiste a priori anhaftende Form der Anschauung, sondern Zeit ist das Verhältnis des Vor-, Neben- und Nacheinanderseins aller Ereignisse, Wirkungen und Veränderungen der Wesen. Weile ist nicht Zeit, sondern Gefühl von der Zeit. Hierbei kommt der Verfasser auf Langeweile und kurzweil zu sprechen und knüpft daran eine Menge schöner Gedanken und interessanter naturwissenschaftlicher Betrachtungen. — Zu dem Kapitel „Über Gespräche“ werden die Grundzüge einer noch nicht bestehenden, aber von der Zukunft zu erwartenden wissenschaftlichen Behandlung der Gespräche angegeben, welche je nach der Zahl der Teilnehmer, nach Gegenstand, Ort, Stimmung u. verschieden betrachtet werden müßten. Die oft recht humoristische Abhandlung zeigt, wie selbst das scheinbar Gleichgültigste wichtig und Gegenstand philosophischer Forderung werden kann — Das letzte Thema lautet: Gedanken über Aufklärung. Nachdem der Verfasser die Definition Mendelssohns, weil sie zu weit, und die Kants verworfen hat, weil sie zu eng ist, stellt er als Aufgabe speziell der religiösen Aufklärung hin, religiöse Gesinnung zu erzeugen und die Reinheit sowie den Fortschritt der Religion herbeizuführen. Die bloß destruktive Aufklärung wird mit Recht verworfen, und als Hauptfache wird hingestellt: nicht aufzuklären zu sein, sondern aufzuklärt zu werden; die fortgesetzte Thätigkeit, das Streben nach Wahrheit ist der Grundsatz der Aufklärung. Nicht bloß schön und wahr, sondern wohlthunend durch die Wärme der Empfindung und die Milde der Gesinnung sind jene Worte, welche der Verfasser am Schluß über Lektüre und Würdigung der Bibel, über Gleichberechtigung der Religionen, über Inspiration, über die Trivialität des Spottes u. a. sagt, um das Wesen der wahren, segensreichen Aufklärung recht zu erläutern. — Wäre des Verfassers Name nicht schon zur Genüge berühmt, diese Sammlung würde entschieden dazu beitragen, seinen Ruhm zu begründen oder zu erhöhen. Geist und Gemüt müssen durch ein allerdings durchaus erforderliches eingehendes Studium dieser philosophischen Gedanken und Betrachtungen solche Forderung, solchen Gewinn erhalten, daß die „idealen Fragen“ von Lazarus der eingehendsten, aufmerksamsten Lektüre dringend zu empfehlen und als eine willkom-

mene Gabe aus dem Geisteschatz des großen Philosophen zu betrachten sind. C. S.

Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Herrlich. Zweiter Band 1848—1880. Mit einem Porträt. Berlin 1886. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung.

Dem ersten im Februarheft d. J. angezeigten Bande des Ruge'schen Briefwechsels ist der zweite rasch gefolgt, welcher die Zeit von 1848 bis zu Ruges Tode (31. Dec. 1880) enthält. Er bietet ebenfalls schätzbares Material für die Parteigeschichte dieser Zeit und interessiert durch die Entwicklung, welche Ruge in seiner reifsten Periode nimmt. Aus der Verneinung gelangt er allmählich, durch 1866 und namentlich durch 1870, zu einer Anerkennung des durch Preußen Geschaffenen. Den radikalen ehemaligen Freunden, die ihm Abfall von seinen Prinzipien deshalb vorwarfen, antwortete er stets: nicht er sei zu Bismarck abgefallen, sondern Bismarck habe sich zu den Gedanken bekehrt, die er (Ruge) pro libertate et patria verkündet habe. Liebenswürdiger und milder ist Ruge nicht geworden. Ueberall trifft man auf die größten Anstände über Personen, überall zeigt sich, daß er jeden, der nicht wie er aus seiner Auffassung der hegel'schen Philosophie die Welt konstruiert, für einen Dummkopf erklärt. Manche unbedeutende Briefe hätten wegbrechen können, so namentlich die des Herausgebers. Q.

Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens von Alfred v. Reumont. Leipzig 1886. Verlag von Duncker u. Humblot.

Nur wenige unter den gebildeten Deutschen sind der neuen italienischen Staatsseinheit so abgeneigt als Herr Alfred v. Reumont, der sie unter seinen Augen hat entstehen sehen und der mit den wichtigsten Persönlichkeiten, die dabei mitwirkten, mannigfache Berührungen hatte. Er lebt und webt in den Anschauungen der Restaurationsperiode und der katholischen Kirche. Hält man ihm diese Stellung erst zu gute, so dürfte es kaum einen trefflicheren Führer und Charakterbildner für diesen interessanten und wichtigen Abschnitt der neueren Geschichte Italiens geben. Mit der umfänglichsten Kenntnis von Sachen und Personen verbindet er Feinheit der Beobachtung, vornehmen Takt und einen ebenso gewandten als edlen Ausdruck der Sprache. Am meisten Ansehung dürften in der kleinen Sammlung von Personenschilderungen, die hier vorliegen, diejenigen finden, welche sich auf politische Charaktere beziehen. Carl Ludwig von Bourbon bleibt doch trotz der apologetischen Behandlung des Verfassers eine antipathische Figur, und in der Parallele zwischen Agello und Cavour werden wir gegen seinen Willen doch mehr zu der patriotischen Thatsache des letzteren als zu

der spiegelnden Seelenglätte des ersten hingezogen. Auch Ricafoli scheint Herr Menmont wenig gerecht zu werden, während er die Bedeutung des inlaren Terenzio Mamiani wohl zu hoch anschlägt. Dahingegen sind die unpolitischen Portraits, namentlich die des Rawdon Brown, des Bildhauers Dupré und endlich auch Carl Hildebrand's, das mit vollem Recht in diese Sammlung aufgenommen wurde, wahre Cabinetsstücke voll Feinheit und von psychologisch durchdringung. In allen Darstellungen aber bewährt sich die Originalität des Verfassers auch darin, daß er durch das Uebermaß von genealogischen Details, welche die Auffassung des Erzählten im Gedächtnis erschweren, die Prägnanz seiner Zeichnungen abschwächt. Man hat zuweilen den Eindruck, als wenn der Verfasser gar zu vieles wüßte und gar zu wenig sich entschließen kann, manches über Bord zu werfen.

C.

Bayard Taylor. Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace C. Sudder. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. — Gotha 1885. Verlag von Perthes.

Ein Amerikaner, dessen Charakterstärke eben so groß ist wie sein Ruf als Gelehrter, Schriftsteller und Staatsmann, so nannte der Dichter William Cullen Bryant seinen berühmten Landsmann, als dieser 1848 zum Gesandten der vereinigten Staaten von N. A. in Deutschland ernannt worden war und vor seiner Abreise in New-York von allen Seiten gefeiert wurde. Man begreift die Begeisterung, die damals sich Ausdruck verschaffte, wenn man das oben zitierte Buch gelesen; man wird von der größten Hochachtung ergriffen, je weiter man Bayard Taylor, größtenteils an der Hand seiner eigenen Aufzeichnungen, auf seinem Lebenswege in seinem steten Vorwärtstreben verfolgt; man wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne tief ergriffen und erhoben zu sein. — Bayard Taylor wurde am 11. Januar 1825 in dem stillen Quäkerdorf Kennet-Square im Staate Pennsylvania geboren. Trotz der tief in seinem Herzen wurzelnden Heimatsliebe war er, wie er selbst sagt, schon in frühester Kindheit von dem glühenden Wunsche befeuert, anwärts zu klimmen, seinen Horizont zu erweitern, um einen größeren Gesichtskreis überschauen zu können. „Leicht an Gold und Wissen“ verlieh er daher schon als Jüngling Amerika, um einen Teil Europas, größtenteils zu Fuß, zu durchwandern. Briefe, die er an verschiedene amerikanische Zeitungen schrieb, verschafften ihm die Mittel zu der oft mühseligen Reise; zugleich begründete er dadurch seinen Ruf als tüchtiger,

gewissenhafter Reiseschriftsteller. Als solcher zu gelten genügte jedoch seiner auf das Schöne und Ideale gerichteten Natur bei weitem nicht. Der behren, heiligen Dichtkunst wollte er Leben und Kraft weihen. Mit bewundernswürdiger Energie und Schöpferkraft vereinigte er lange Jahre hindurch diese beiden Thätigkeiten. Im Laufe seines Lebens sah er einen großen Teil des eigenen Vaterlandes, fast ganz Europa, Agypten, Arabien, Persien, Indien, China und Japan. Von allen Ländern, von den Völkern, ihren Sitten und Gebräuchen entwarf er anziehende, lehrreiche Schilderungen, die teils in Zeitungen, teils in Buchform erschienen. Neben dieser zur Christen thätigen Beschäftigung erquidete sich sein rastloser Geist, seine lebhaft Phantasie an der Poesie. Bayard Taylor nimmt durch seine zahlreichen tief-durchdachten, inrischen, epischen und dramatischen Dichtungen unzweifelhaft einen hohen Rang unter den amerikanischen Poeten ein. Meisterhaft geradezu ist seine Uebersetzung des Goetheschen Faust zu nennen. Englische und deutsche Kritiker sagen, daß im getreuen Wiedergeben von Sinn, Geist, Stimmung und Harmonie des Originals keine andere Uebersetzung der seinen gleichkommt. Taylors eigene Worte: „Ich glaube, der einsige und wahre Wirkungskreis der Dichtkunst ist das Glück der Menschheit“ lassen seine edle Auffassung des Dichterberufes erkennen. Taylors gründliche Bildung, seine reichen Sprachkenntnisse, seine Charakterfestigkeit und seine anrührende Vaterlandsliebe veranlaßten den Präsidenten der Vereinigten Staaten von N. A. ihn 1878 zum Gesandten am preussischen Hofe in Berlin zu ernennen. Schon in den Jahren 1862–63 hatte er einen ähnlichen Posten in Petersburg bekleidet. Man hatte eine glückliche Wahl getroffen. Er bestrebte sich durch wechselseitigen Austausch der Gedanken und des Wissens ein besseres Verständnis zwischen Völkern und Rassen herbeizuführen: ein Vermittler zu sein, der die Intelligenz, die Erfindungen, die wachsende Energie des einen Landes dem andern erklärt und zugänglich macht. Allgemein, diesseits und jenseits des Ozeans war daher der Trauer, als er nach wenigen Monaten vom Tode ereilt wurde. Es war ihm nicht mehr vergönnt seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, eine auf gründlichen Forschungen beruhende Goethe-Schillerbiographie zu schreiben. — Seine eigene, die uns hier vorliegt, ist mit größter Liebe und Gewissenhaftigkeit zusammengestellt. Die Uebersetzung läßt allerdings hier und da zu wünschen übrig; nichtsdestoweniger aber bleibt es ein Buch von hervorragendem und bleibendem Werte, eines der wenigen, die erhebend, stärkend und läuternd auf den Leser wirken. P. S.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Bernhardi, Th. von, Reiseerinnerungen aus Spanien.** Blätter aus einem Tagebuche. 8. (Bessersche Buchhandlung, Berlin.)
- Böhm, Gottfried, Philipp von Jolly.** Ein Lebens- und Charakterbild. Mit einem Bildruck der Büste Jollys und einem Verzeichnis seiner Schriften. 8. (Gäjar Frisch, München.)
- Busken-Huet, Dr. K., Rembrandts Heimat.** Autorisierte Uebersetzung von Marie Mohr. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. G. Freiherrn von der Ropp. Bd. I. gr. 8. (T. O. Weigel, Leipzig.)
- Dodel-Fort, Arnold, Konrad Deubler.** Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Paucrnphilosophen. Teil I, II. 8. (B. Eifcher, Leipzig.)
- Dusenddahler, Aord., Ein snaffsch Geschich ut Karlsbad von Jahr achteinhunert . . . ne holt; Hapv um ein kiel up die anner Kalw.** 8. (Th. Fuenbeling, Hameln.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abt. Lief. 46. 47 enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 17. 18. — II. Abt. Lief. 35: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie Lief. 12. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Fraknól, Dr. Wilh., Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs 1524 26.** Auf Grund der päpstlichen Nuntiatuberichte. Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. H. Schwicker. 8. (Wilh. Lauffer, Budapest.)
- Friedrich, Friedrich, Das Pflgekind des Zunggejellen.** Roman. 2 Bände. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)
- Goethes Pädagogik,** Historisch-kritisch dargestellt von Adolf Langguth. (Max Niemeyer, Halle.)
- Gottschall, Rudolf von, Verschollene Größen.** Roman. 3 Bde. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie.** Herausgegeben von Dr. Anton Reichenow. Bd. IV. Lex. 8. 40 Bog. mit Abbildungen (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Heims, P. G., Unter der Kriegsflagge des deutschen Reiches.** 2. Reihe. Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen aus der Reise Sr. M. Kreuzer-Korvette Rumphe. April 1884 bis Oktober 1885. 8. (Girt & Sohn, Leipzig.)
- Hobbing, Dr. Phil. J., Zur Reform und Stellung der akademisch gebildeten Lehrer, insbesondere in Preußen.** gr. 8. (T. O. Weigel, Leipzig.)
- Huber, Dr. Jur. J. C., Die Ausstellungen und unsere Export-Industrie.** 8. (Paul Neff, Stuttgart.)
- Humann, H. A., Der Dunkelgraf von Eishausen,** Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. Teil I mit Abbildung des Porträts des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen. Teil II mit Abbildung des Siegels und Wappens des Dunkelgrafen, Damenporträt und der Grabstätte der Gräfin. 8. (Kesselfring, Hildburghausen.)
- Kaischer, Leopold, Rebellen und Zehnfestrand,** Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bulks. 8. (W. S. Göschen'sche Verlagsh., Stuttgart.)
- Kirchner, Lic. Dr. Friedrich, Diätetik des Geistes.** Eine Anleitung zur Selbsterziehung. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. 8. (Brachvogel & Boas, Berlin.)
- Lebenserinnerungen von Dr. Friedrich Dettler.** Bd. III. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Fr. Dettler. gr. 8. (Theodor Fischer, Cassel und Berlin.)
- Lippert, Julius, Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau.** Piesg. I. Ver. 8. (F. Enke, Stuttgart.)
- Deutscher Vitaval.** Vierteljahresschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. I. Jahrgang. Heft 1. 8. (C. F. Winter, Leipzig.)
- Raufe, Leopold von, an seinem 90. Geburtstage, 21. Dezember 1885.** Ansprachen und Zuschriften, gesammelt von Theodor Loeche. gr. 8. (C. E. Mittler & Sohn, Berlin.)
- Schirmer, C., Geseigt.** Roman in 1 Bände. 8. (D. Miße, Leipzig.)
- Schubin, Ossip, Erinnerungen eines alten Oesterreichers.** Drei Erzählungen. 8. (Herrn. Costenoble, Jena.)
- Schulz, Albert, Bibliographie de la guerre Franco-Allemande (1870 71) et de la commune de 1871.** Catalogue de tous les ouvrages publiés en langues française et allemande de 1871—1885 incl., suivi d'une table systématique. 8. (H. Le Sou-dier, Paris.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übergangsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Oriens bei Wiesbaden. Gehrtester Herr! Meine Frau litt lange Jahre an Hämorrhoiden, die jeder anderen Kur spotteten. Durch einen Freund von Wiesbaden auf die Apotheker R. Brandt's Schweizerpillen aufmerksam gemacht, griff sie zwar nach denselben, ohne jedoch an einen günstigen Erfolg zu glauben. Sie verwechselte diese Pillen mit marktschreierisch angepriesenen Waaren, aber nach Verbrauch der zweiten Schachtel fand sie Linderung und ist heute so wieder hergestellt, dass nicht allein das Kreuzweh gewichen, eine regelmässige Verdauung wieder hergestellt, sondern auch ihre alte Lebhaftigkeit den Jahren entsprechend wieder zurückgekehrt ist. Ich selbst litt vorigen Jahres an starkem Schwindel, der mir Neigung zum Erbrechen verursachte. Nach mehrwöchentlichem Gebrauch Ihrer Schweizerpillen (erhältlich à Schachtel Mk. 1 in den Apotheken) hat sich dies Leiden auch bei mir verloren. Indem ich Ihnen dies hiermit der Wahrheit gemäss bezeuge, zeichnet mit Hochachtung Bietz, Lehrer. Man achte genau darauf, dass jede Schachtel als Etiquett ein weisses Kreuz in rothem Grund und den Namenszug R. Brandt's trägt.

Man findet Brandt's Schweizerpillen in fast jeder Apotheke oder beziehe sie gegen Einsetzung des Betrages (Mk. 1,00) vom Hauptdepôt für Reg.-Bez. Breslau, Breslau, Kränzelmarkt-Apotheke.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich in Leipzig** erschien soeben:

Die Pflanzen im alten Aegypten.

Ihre Heimat, Geschichte, Kultur und ihre mannigfache Verwendung im socialen Leben, in Kultur, Sitten, Gebräuchen, Medizin und Kunst

von
Franz Woenig.

Mit zahlreichen Original-Abbildungen.

Preis br. Mk. 12,00.

Dieses ohne Zweifel epochemachende Werk eines früheren Schülers des Prof. Georg Ebers, der sich mit einem Schlage einen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Aegyptologie erobern wird, verdient schon insofern die höchste Beachtung, als es tatsächlich die erste umfassende Arbeit in der in- und ausländischen Litteratur auf diesem bisher vollständig ungebauten interessanten Gebiete der Natur- und Kunstgeschichte ist. Das Werk wird das Interesse der Aegyptologen und Botaniker, Lehrer der Naturwissenschaften, Archäologen und Kunsthistoriker, Mediziner, Künstler u. s. w. in höchster Masse erwecken. Autoritäten ersten Ranges, welche das Werk in Aushängebogen lasen, haben sein Erscheinen bereits enthusiastisch begrüsst.

Vorrätig in jeder grösseren Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

Historische und Volkstrachten.

NEUE FOLGE.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von

A. von Heyden.

Erster und zweiter Band. — Preis jedes Bandes Mk. 30.

Jeder Band besteht aus zwei Abteilungen, einer beschreibenden und einer bildlichen, in zwei eleganten Kartonbänden mit Goldtitel, und enthält 72 kolorierte Tafeln, sowie 28—38 Bogen reich illustrierten Text.

Von der Heft-Ausgabe ist das sechzehnte Heft erschienen. Preis jedes Heftes, 12 kolorierte Tafeln mit Text enthaltend, Mark 4.50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“ und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Bei E. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Scharnhorst.

Von
Max Lehmann.

Erster Teil:

Nis zum Tilsiter Frieden.

Mit einem Bildnisse und drei Karten.

gr. 8. Preis Mk. 10,00.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Verschollene Größen.

Roman in drei Bänden

von

Rudolf von Gottschall.

Preis geh. 15 Mk., eleg. geb. 18 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Schulröschen.

Erzählung
von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Preis eleg. geb. Mk. 5,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Handwörterbuch

der

Zoologie, Anthropologie und Ethnologie.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Reichenow,

unter Mitwirkung

von

Dr. H. Griesbach, Fr. von Hellwald, Dr. Ernst Hoffmann, Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. Klunzinger, Prof. Dr. Kossmann, Prof. Dr. von Martens, Prof. Dr. C. Mehlis, Prof. Dr. A. von Mojsisovics, Dr. G. Pfeffer, Prof. Dr. Röckl, Prof. Dr. Sussdorf, Prof. Dr. E. Taschenberg, Dr. D. F. Weinland.

Vierter Band.

Lex. 8. 40 Bogen. Mit Abbildungen.

Preis broschiert Mk. 16,00, Halbfranzl. gebunden Mk. 18,40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die ersten 3 Bände können ebenfalls durch alle Buchhandlungen zum Preise von Mk. 46,00 brosch. und Mk. 53,20 gebd. bezogen werden.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Berte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direct zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg. 3 Tertheile bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.





Widener Library



3 2044 098 624 448